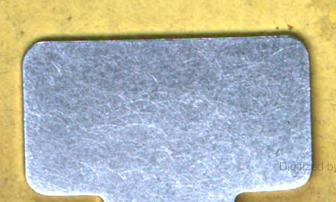
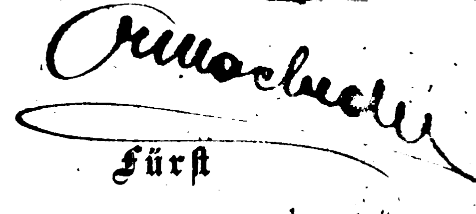

WIDENER
HN 9REJ N





Wien, den 23. Juni 43





Fürst Skopin Schuiski

oder

Rußland

zur Zeit des falschen Demetrius.

Aus dem Russischen übersetzt.

Erster Theil.

Pest und Leipzig, 1852.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Druck von Keck und Pierer in Wien.

Erstes Kapitel.

Zu Anfange des XVII. Jahrhunderts, als der erste Pseudo-Dimitri Beherrscher von Rußland war, stand in Kitaigorod (ein Theil von Moskwa) in der Nähe des Bogojawslenski'schen Klosters (zur Bescheinung Gottes), eines der größten hölzernen Häuser in Moskwa, besonders ausgezeichnet durch sein hohes, mit Geländern abgetheiltes Dach. Gegenüber lag ein großer Hof und links ein weitläufiger Garten, in welchem Obstbäume und Gesträuche ohne alle Ordnung und an einigen Stellen so dicht an einander standen, daß sie, wenn sie in vollem Laube prangten, einen fast undurchdringlichen Wald bildeten. Die Achtung für das Andenken an die Urheber dieser Pflanzungen, die Abgeneigtheit unserer Vorfahren etwas Nützliches zu zerstören, wenn sie auch größeren Gewinn daraus ziehen konnten, und endlich ihre sehr geringen Begriffe von der Gartenkunst, hielten sie davon ab, Pfade anzulegen, auf denen man sich im dichten Schatten blühender oder fruchttragender Aepfel-, Birnen- und Pflaumenbäume angenehm hätte ergehen können. Der Garten sowohl als der Hof und alle zum herrschaftlichen Hause gehörende Gebäude waren von einem Zaun aus Fichtenstämmen umgeben. Dieser schien sehr fest zu sein, aber während er die Inwohner gegen die Ueberfälle der, in der damaligen

Zeit überall zügellos umherschwärmenden Polen schützte, hinderte er sie doch nicht, den majestätischen und malerischen Anblick auf den Kreml zu genießen.

Das bezeichnete Haus gehörte der Fürstin Aleôna (Helena) Petrowna, Wittwe des Bojaren, Fürsten Wassili Fedorowitsch Skopin-Schuiski, der in den ersten Jahren der Regierung des Zaaren Fedor Iwanowitsch Statthalter von Nowgorod war. Festen Charakters und durchdringenden Geistes, war es ihm geglückt, in seinen Verhältnissen zu Schweden die Würde seines Zaaren zu behaupten und sich selbst gegen die Ränke des ehrsüchtigen Godunow zu schützen, der bekanntlich durch Erniedrigung und Vernichtung der vornehmsten Bojaren sich einen Weg zum Thron zu bahnen suchte, ohne es zu ahnen, welch' schreckliches Geschick er dadurch seiner eigenen Familie bereitete. Die allgemeine, seit langen Zeiten vorherrschende Meinung, daß es dem weiblichen Geschlecht nur gezieme, sich mit dem Hauswesen zu beschäftigen, erschien dem hellsehenden Fürsten Skopin ganz unbegründet. Er freute sich, daß seine zärtlich geliebte Gattin Alles zu lernen wünschte, und bemühte sich ihr dazu die nöthigen Mittel zu verschaffen. Der Umgang mit allen ausgezeichneten Fremden, die nach Rußland kamen und das Skopin'sche Haus vorzugsweise besuchten, vermehrte ihre, damals in Rußland und besonders bei den Frauen seltenen Kenntnisse. Ihre heiße Liebe für ihr Vaterland und ihr Eifer für ihren Glauben wurden dadurch nicht geschwächt; sie war im Gegentheil überzeugt, daß Rußland früher oder später eine große Rolle in der Welt spielen würde.

Fürst Wassili starb im Jahre 1594. Ungeachtet ihres tiefen Schmerzes folgte seine Gattin nicht dem Beispiel der meisten Wittwen damaliger Zeit, welche theils aus eigenem Vorurtheile, theils der thörichten Ansicht, ihrer Familie völlig nutzlos geworden zu sein, blindlings nachgebend, sich nach dem Tode ihrer Männer, und nicht immer aus Gottesfurcht,

in ein Kloster einschlossen. Die Fürstin hielt es im Gegentheil für ihre Pflicht, ihr Leben ihrem Sohne zu widmen, und mit allen Kräften das Vertrauen ihres Gatten zu rechtfertigen, der, im kräftigen Lebensalter unter schweren Leiden dahinscheidend, den Trost mit sich nahm, seinen einzigen Erben in den Händen einer tugendhaften und aufgeklärten Mutter zurückzulassen.

Als der Pseudo-Dimitri nach Moskwa kam, zählte die Fürstin fünfundvierzig Jahre. Ihre vielleicht zu große Reizbarkeit hatte schon längst ihre Schönheit untergraben und ihre Lebensweise verändert. Sie war blaß und mager; ihre Heiterkeit hatte sich in tiefes Nachdenken verwandelt und nicht nur entzückte sie nicht mehr wie früher durch ihre hinreißende Liebenswürdigkeit, sondern es gab nur sehr wenige Personen, die ihren wahren Werth zu schätzen und ihre Sorgen durch freundschaftliche Theilnahme zu erleichtern wußten. Früher den Putz liebend, ward er ihr nach dem Tode ihres Gatten zuwider, und nach Beendigung einer zweijährigen Trauer trug sie fast immer ein einfaches seidenes Kleid von dunkler Farbe und verbarg ihr starkes, langes Haar sorgfältig unter der schwarzen Kopfbedeckung.

Die Fürstin Aleôna ward sehr geliebt von den Zaarinnen Irina und Maria. Da sie den Zaarewitsch Demetrius gekannt hatte, schwankte sie nicht lange in ihrer Meinung über den falschen Dimitri, und betäubt von der furchtbaren Entdeckung, daß ein Betrüger auf dem Throne sitze, sah sie mit Schrecken dem Unglück entgegen, das aus einer so unerhörten Begebenheit entspringen konnte. Jede Minute erwartete sie, daß ihr Sohn oder ihre nächsten Verwandten, durch die Verwegenheit des Verbrechers mit Recht aufgebracht, seinen Grimm auf sich ziehen würden. Diese drohende Gefahr zerriß ihr das Herz, erschütterte aber nicht ihre Ergebung in den Willen Gottes. Fest überzeugt daß die Vorsehung nur zu einem geheimen, großen Zweck den Triumph der Ruchlosigkeit zulasse, strebte sie unermüdet da-

hin, der Seele des jungen Fürsten ein tiefes Gefühl und eine uneigennützige Liebe für Tugend und Vaterland einzuflößen.

Nachdem die Fürstin Aleôna am Tage der Verklärung Christi die Messe gehört hatte, saß sie in einem nicht großen Zimmer am Fenster, welches die Aussicht auf ein mit Schnitzwerk, wie es noch jetzt die wohlhabenden Bauern an Fenstern und Dächern anbringen, verziertes Thor hatte. Unter großen Buchen, die das Thor von beiden Seiten beschatteten, standen hölzerne Bänke mit hohen Rücklehnen. Die Fürstin liebte es dort zu sitzen, und oft ergötzte sie sich an schönen Tagen, allein oder in Gesellschaft, bei offenen Thorflügeln an der herrlichen Aussicht oder an dem sorgenlosen Frohsinn des Volks. Sie erlaubte ihren Dienstleuten gern, sich auf dem sogenannten weißen Hofe *) mit allerlei Spielen zu belustigen, wobei ihre Gegenwart die allgemeine Heiterkeit nur vermehrte. Seit einiger Zeit aber schien das ganze Haus in Niedergeschlagenheit versunken, frohe Lieder hörte man nicht mehr; die Schaukeln fehlten, die sonst mit Sand bedeckten Plätze für das Fangspiel waren mit Gras bewachsen. Nur das Gebell der längs der Mauer patroullirenden Hunde und das Geschrei der Gänse und Enten auf dem Teich mitten im Hofe unterbrachen die ungewöhnliche melancholische Stille.

Ein hoher, kräftig gebauter Greis fütterte einen großen, dunkelbraunen Hund mit einer Pirogge, einer Art Pastete von Waizenmehl. Des Alten Haare und Bart waren schneeweiß, ihm selbst aber merkte man noch keine Schwäche an, und Alles ließ glauben, sein weißes Haar sei nicht Folge vorgerückten Alters, sondern eines tiefen Kummers oder einer schweren Krankheit. Er ging langsam auf und ab;

---

*) Als Gegensatz zum sogenannten schwarzen Hofe, in welchem sich in den Häusern der Vornehmen die Ställe u. s. w. befinden.



bald setzte er sich auf die Bank und schien, seine Blicke auf den Gang der Sonne richtend, etwas mit Unruhe zu erwarten.

Liubka so hieß der große Hund, der einst der Liebling des verstorbenen Fürsten gewesen war, lief, nachdem er gesättigt war, zur Fürstin, aber vergebens waren alle seine schmeichelnden Bemühungen, die Aufmerksamkeit seiner Herrin auf sich zu ziehen; sie blieb unbeweglich. Nur auf das was auf der Straße vorging merkend, zitterte sie bei dem geringsten Geräusch, und ihre ungeduldige Sehnsucht nach ihrem Sohn, der sie Morgens verlassen hatte, ward jeden Augenblick stärker und ging zuletzt in peinigende Ahnung irgend eines unglücklichen Ereignisses über. Mit den Hinterfüßen auf dem das Haus umgebenden Erdaufwurf stehend, hatte Liubka den Kopf auf das Fensterbrett gelegt, und sah seiner Herrin unverwandt in die thränenvollen Augen. Gerührt durch diese Anhänglichkeit, liebkoste die Fürstin das treue Thier, das jedoch plötzlich die Ohren spitzte, sich losriß und mit keinem sehr freundlichen Gebell davon rannte. Die andern Hunde schlossen sich ihm an und ihr vereintes Gebell übertönte die Stimme eines Mannes, welcher Einlaß begehrte.

Die Hunde beschwichtigend, blickte der Alte durch die Kalitka, das in einem Thorflügel angebrachte Pförtchen, und war nicht wenig erstaunt, als er einen wohlbeleibten Mann auf einem stattlichen, reichgeschmückten Pferde vor sich sah.

„Welch' ein Leben führt Ihr bei Euch!" rief der Angekommene mit rauher Stimme; „am Feiertage, noch früh Morgens sitzt Ihr hinter Schloß und Riegel? Leichter gelangt man in eine Festung, als in Eure Bojaren-Paläste, und welch' eine Heerde von Hunden habt Ihr losgelassen! Fürchtet die Fürstin etwa, daß die vielen Gäste sie arm essen werden? Ich denke unsers Gleichen hat ihre Schwelle nicht zu oft betreten!"

„Die Bojarin ist nicht zu Hause," antwortete mit tie-

sem Bückling der Alte. „Gestern nach dem Abendessen beliebte ihre Gnaden zu sagen, daß sie ein Gelübde gethan, heute sehr viel zu beten,“ fügte er mit einer noch tieferen Verbeugung hinzu, jedoch keineswegs aus Respect, sondern damit der Gast auf seinem Gesichte nicht bemerken sollte, daß er eine Unwahrheit sagte, denn er hätte dadurch einen Mann gegen die Fürstin aufbringen können, mit dem Niemand im Bösen zu thun haben mochte. In damaliger Zeit ward es für eine große Unhöflichkeit gehalten einen Besuch abzuweisen. Unsern schlichten Vorfahren kam der Gedanke nicht in den Sinn, daß man nur aus Langeweile und Neugier Besuche machen könne, sondern sie nahmen jeden Besuch als einen Beweis freundschaftlicher Theilnahme auf, und dankbar dafür bewirtheten sie mit zuvorkommender Gastfreundschaft sogar Leute, die durchaus nicht liebenswürdig waren. Nur in ganz außerordentlichen Fällen, und dann auch nur mit der größten Vorsicht, wichen sie von diesem Gebrauche ab, der uns jetzt eine unerträgliche Last sein würde.

„Ich sehe schon,“ sagte der Fremde, „daß mit Deiner Bojarin, die aus lauter Langeweile in Kirchen und Klöstern umherzieht, nichts anzufangen ist. Wenn sie zurückkehrt, so sag' ihr Fürst Wassili Moßalski sei hier gewesen und wisse weshalb ihr Herr Sohn in Moskwa umherspaziere. Aleóna Petrowna hat Unrecht, das Sprichwort vergessen zu haben: Ein alter Freund ist besser, als zwei neue. Wenn sie die Sache abmachen will, so mag sie zu mir kommen, ich werde bis zur Nacht auf sie warten. Morgen aber möchte sie sich nicht mehr bemühen, da lasse ich sie nicht mehr auf den Hof.“

Der Alte kratze sich nachdenkend den Kopf.

„Hast Du begriffen, was Du Deiner Bojarin sagen sollst?“ fragte der Fremde.

„Wie sollt' ich es nicht begriffen haben,“ liebster Herr. Mit dem Denken befasse ich mich nicht leicht sehr, aber was ich höre das hör' ich. Ich weiß nur nicht wie ich Deine Be-

stellung ausrichten soll; es ist möglich, daß ich Ihre Gnaden heute nicht mehr sehe; bisweilen besucht sie zwei, drei Tage lang die heiligen Orte und manchmal begibt sie sich auch nach dem Troitzkischen Kloster, ohne Jemanden etwas davon zu sagen."

Der mißtrauische Mossalski sah den Alten scharf an; das demüthige Wesen und der Gleichmuth des letzteren sprachen dafür, daß er die Wahrheit sagte und mit seinem einfältigen Gesicht Niemanden betrügen könne; aber die vernichtete Aussicht, die Fürstin bald zu sehen, brachte den Fürsten augenscheinlich außer Fassung, als wäre er durch ein unerwartetes Hinderniß in der Ausführung irgend eines wichtigen Planes gestört worden.

„Nun, so zerfallt in Trümmer!" rief er endlich auf das große Haus und die Nebengebäude blickend. „Mag die Fürstin gehen wohin sie will, sie wird es selbst zu bereuen haben, wenn sie mich nicht spricht! Es scheint, man hat ihr an's Leben gegriffen, daß sie gottesfürchtig geworden ist!"

Mossalski wendete sein Pferd und sprengte in die zum Kreml führende Straße hinein. Als der Alte sich allein sah, machte er das Pförtchen zu und winkte mit der Hand.

„Daß Du den Hals brächest!" sagte er mit halber Stimme vor sich hin, indem er in ein Eckfenster eilte, aus welchem eine sechzigjährige Frau sich umschaute.

„Mit wem sprachst Du denn da?" fragte diese.

„Ach! ich wartete auf den jungen Bojaren, da kam Fürst Wassili Michailowitsch Mossalski der, wie Du weißt mit Mischka Moltschanow und noch zwei Straßenräubern den jungen Kaiser erwürgt hat; kaum konnte ich ihn loswerden!"

„O heilige Mutter Gottes! erbarme Dich unser!" sagte Iwanowna gen Himmel blickend. „Der arme Wurm konnte sich nicht wehren! Ach, er litt für die Sünden seines Vaters!"

„Schenke, o Herr der Seele des rechtgläubigen Zaaren

Feodor den ewigen Frieden!“ rief Sergéitsch, sich bekreuzigend. „Hör' mal Frau,“ fügte er hinzu, „sage der Bojarin, daß ich dringend mit ihr zu sprechen habe. Es wäre nicht gut, wenn sie von Jemand Anderm erführe, daß ich den Gast nicht zu ihr gelassen habe.“

„Ach Sergéitsch, wenn er wüßte, daß Du ihn hintergangen hättest, er würde Dich lebendig begraben lassen!“

„Zweimal sterben kann man nicht und einmal sterben muß man (russisches Sprüchwort) Ich habe von Jugend auf den Tod nicht sehr gefürchtet, und jetzt muß ich daran denken, daß ich nicht lange mehr zu leben habe, und meinem Sohn ein gutes Andenken hinterlassen muß. Kann ich das aber, wenn ich meine Bojarin auf's erste Wort verrathe? Ist sie uns doch eine leibliche Mutter! Für sie, unsere Ernährerin geb' ich jeden Augenblick mein Leben hin! Doch genug mit dem Geschwätz; eile zu ihr, ich werde Dich im Vorhause erwarten und Fedka (Diminutiv von Fedor) an's Thor schicken.

Während dieses Gesprächs und der vorhergegangenen Unterredung zwischen Sergéitsch und dem Fürsten Mossalski hatte die Fürstin so eifrig gebetet, daß sie nicht ein einziges Wort gehört und auf keine Weise geahnet hatte, welchen unangenehmen Besuch ihr Haushofmeister, der Mann ihrer ehemaligen Wärterin, ihr erspart hatte. Als an das Thor geklopft wurde, schrak die Fürstin heftig zusammen; aber zugleich bedachte sie, daß Christen nicht auf menschliche Hülfe, sondern auf Gottes Gnade und das Gebet der Heiligen rechnen müssen, und sie warf sich daher vor den, in einem großen Glasschranke aufbewahrten Heiligenbildern auf die Kniee. Die meisten dieser Bilder waren mit Gold und Silber geschmückt; einige hatte die Fürstin und ihr Gemahl geerbt, andere erhielten sie als Anerkennung ihrer Frömmigkeit von geistlichen Personen und mehrere hatten sie aus religiösem Eifer selbst angeschafft. Besonders theuer war der Fürstin ein Bild der Mutter Gottes, das sie von ihren Eltern geerbt hatte. Sie unternahm nichts Wichtiges, bevor sie nicht an-

dächtig vor diesem Bilde gebetet; mit eigener Hand säuberte sie es vom Staube, unterhielt Tag und Nacht die vor demselben brennende Lampe. Die alte griechische Malerei wird jetzt nur noch selten gefunden. Die besten Maler jener Zeit verstanden es nicht, die Farben so zusammen zu setzen, daß sie die Frische der Natur nachahmten; ihre Bilder waren sehr dunkel gehalten, die Umrisse aber in der Regel richtig. Das Heiligenbild der Fürstin Skopin war von der Größe eines halben Bogens und die Gewänder auf demselben reich geschmückt mit kostbaren Steinen und großen Perlen. Wenn es in den späteren Revolutionen nicht verloren ging, so spricht dies nicht allein für die Frömmigkeit der ehemaligen Bojaren, sondern es beweist auch, daß unsere Vorfahren schon vor der entschiedenen Aufklärung Rußlands Sinn für die schönen Künste hatten.

Als die Fürstin die Thür öffnen hörte, stand sie auf.

„Du bist es, Lukèrja," sagte sie zu ihrer ehemaligen Wärterin, die in's Zimmer trat; „gewiß hat Jemand zu hören geglaubt, daß ich Dich rufe."

„Nein, liebste Frau, Niemand hat mich zu Dir geschickt, ich komme selbst um zu hören, ob es Deinen Gnaden nicht gefällig wäre, mit meinem Alten zu sprechen?"

„Fürst Wassili Mossalski war hier, er wollte Deine Gnaden sprechen, aber Sergéitsch fürchtete ihn einzulassen. Zürne nicht, Herrin, wenn er Unrecht that, aus dem redlichsten Diensteifer für Dich nahm er die Sünde auf sein Gewissen und sagte, Du seiest nicht zu Hause."

Die Gesichtszüge der Fürstin veränderten sich.

„Er also war es, mit dem dein Mann sprach?" fragte sie.

„Ja, Mütterchen: er hatte keinen Diener bei sich und war ganz allein. Mein Alter war ganz erschrocken als er ihn erblickte, und auch Dich würde der Fürst erschreckt haben, liebste Frau, so sehr sah er einem Straßenräuber ähnlich!"

Die Fürstin befahl, den Alten schnell herbeizurufen.

Nachdem sie sich das ganze Gespräch mit dem Fürsten Wort für Wort hatte wiederholen lassen, war sie höchlich damit zufrieden, daß der kluge Haushofmeister sie von der Zusammenkunft mit einem Menschen befreit hatte, dessen Theilnahme und Schutz jedes edle Gemüth beleidigen mußte. Aber sie bemühte sich, den Eindruck zu verbergen, den die sie betreffenden Reden des Fürsten auf sie gemacht hatten, und empfahl dem treuen Diener auf das nachdrücklichste, mit Niemandem weder von dem zügellosen Betragen der Polen, noch von der traurigen Lage Rußlands zu sprechen, wohl aber oft zu Gott zu beten und an seiner Allmacht nicht zu zweifeln.

Andächtig bekreuzigte sich Sergéitsch und dachte, sich die herabrollenden Thränen trocknend, daß wenn alle Bojaren, die einst um den Thron Godunow's standen, so verständig und gottesfürchtig gewesen wären, wie seine Bojarin, es keinem Tollkopf gelungen sein würde, die Ruhe Rußlands zu stören.

Nachdem sie den Alten entlassen hatte, setzte sich die Fürstin wieder an's Fenster. Der unerwartete Besuch Mossalki's ließ ihr nicht allein Zweifel übrig, daß die Bemühungen ihres Sohnes erfolglos geblieben waren, sondern sie konnte auch den schrecklichen Gedanken nicht unterdrücken, daß ihm für seine Person Gefahr drohe.

Ihre Blicke waren auf den, sich vor ihr erhebenden Kreml gerichtet; ihr getrübtes Auge aber konnte die Gegenstände nicht deutlich unterscheiden. Der reizende Anblick ergötzte sie nicht, die Vergangenheit bot ihr keine Vergleichung mit der Gegenwart dar, und sie vermochte der Hoffnung nicht Raum zu geben, daß die Herrschaft des Pseudo-Zaaren bald zu Ende gehen werde. Alle ihre Gefühle und Gedanken wurden von einem schweren unaussprechlichen Kummer in Anspruch genommen, der es ihr unmöglich machte, sich mit entfernten künftigen Ereignissen zu beschäftigen; sie hatte es vergessen, daß andere Tage dem heutigen folgen, und sie glaubte mit

ihm ihr Dasein oder wenigstens die Erfüllung ihrer Hoffnungen und ihr ganzes Lebensglück vernichtet zu sehen.

Zweites Kapitel.

Mit dem am Thor hängenden Ringe ward leise angeklopft. Liubka fuhr empor und bellte, aber so bescheiden und höflich, daß die zierlichsten Worte seine Liebe und Anhänglichkeit nicht stärker hätten ausdrücken können. Das treue Thier zeigte jedoch nur Ergebenheit, aber keine ausgelassene Freude, und Sergéitsch, der den Glauben hatte, ein kluger Hund errathe nicht nur Gefühle, sondern auch Begebenheiten, machte sich mit ungewöhnlich schwerem Herzen auf den Weg, um das Thor zu öffnen. Die Fürstin warf sich vor den Heiligenbildern nieder.

„Fürst Michailo Wassiljewitsch ist angekommen", sagte Lukerja, vorsichtig die Thür öffnend. „Doch düster sah er aus wie die Nacht, kaum konnte er vom Pferde steigen, so hab' ich ihn noch nie gesehn. Sei aber ruhig, liebste Frau, Christus ist mit Dir; hörst Du, er kommt!"

Die Fürstin stand auf, bewegte sich jedoch nicht von der Stelle; alle ihre Glieder waren erstarrt, alle Festigkeit, aller Muth waren aus ihrem Herzen gewichen, die aufgeregte Einbildungskraft, die sie fast nie zu zügeln wußte, ließ sie das Schlimmste ahnen.

Beim Anblick ihres Sohnes konnte die Fürstin einen schweren Seufzer nicht unterdrücken. Der junge Fürst sah sich selbst nicht ähnlich; seine schönen Züge waren durch Todesblässe entstellt; aus seinen finstern Blicken sprachen deutlich tiefer Schmerz und heftiger Zorn.

„Alle weigerten sich!" sagte er mit dumpfer Stimme,

und warf sich, mit beiden Händen das Gesicht bedeckend, auf einen Sessel.

„Hast Du Alle gesehn?“ fragte die Fürstin, fast nicht wissend, was sie sprach.

„Alle!“ antwortete der Fürst.

„Und Niemanden rührte Deine Trauer? Niemand begriff es, daß das allgemeine, ja das eigene Wohl es erheischen, daß Wassili Iwanowitsch gerettet werde?“

„Niemand! Die Sklaven des verlaufenen Mönchs *) denken gar nicht mehr daran, daß sie Russen, daß sie Christen sind! Feigheit, Niederträchtigkeit und Geldgier unterdrücken alle besseren Gefühle, alles Gewissen in ihnen! Der fluchwürdige Verräther Baßmanow ist doch wenigstens dem Otrepjew wahrhaft ergeben; seine Gefährten aber machen gar kein Geheimniß daraus, daß sie den Betrüger verabscheuen; sie wünschen und erwarten seinen Untergang, wollen aber das Vaterland plündern, ohne ihm zu dienen! Es scheint ihnen ganz Recht zu sein, daß der Oheim zum Tode verurtheilt wurde; sie hoffen, der Zaar werde seine Güter unter sie vertheilen. Verschwindet einst dieser falsche Zaar, so denkt Jeder, ohne Wassili Iwanowitsch selbst etwas Großes werden und Alles zu eigenem Vortheil einrichten zu können. Ach, theure Mutter, heute verwelkte meine Jugend; ich bin zwanzig Jahre älter geworden; alle meine Hoffnungen, alle meine Freuden sind unwiederbringlich verloren!“

„Michailo,“ rief die Fürstin, die brennende Hand ihres Sohnes fassend, „hast Du Deine Unterredung mit dem ehrwürdigen Erzbischof Hermogen vergessen? hast Du vergessen, wie er Dir befahl Nachsicht mit fremden Gebrechen zu haben und nie an der Rettung Deines Vaterlandes zu verzweifeln? Erinnere Dich seiner Worte: Der Russe

*) Der falsche Dimitri war bekanntlich früher unter dem Namen Otrepjew Mönch gewesen und als solcher seinem Kloster entlaufen.



ist stark durch seine Religion, Gott selbst schützt ihn, und die Pforten der Hölle besiegen ihn nicht."

„Das unglückliche Schicksal des Oheims betrübt mich nicht deswegen, weil er unser Verwandter ist, und weil er stets gütig gegen mich war; aber er dachte an sich selbst nicht, um sein Vaterland von einer schweren, schmähligen Sklaverei zu befreien; der Ruhm und das Glück desselben waren ihm mehr werth als Vermögen und Leben! Das Herz will mir zerspringen, wenn ich daran denke, daß er nicht im Stande war, in seinen Mitbürgern das Bewußtsein einer in der Geschichte beispiellosen Schmach zu wecken."

Eine leichte Röthe überzog die blassen Wangen der Fürstin; in ihren Augen strahlte das Feuer der Begeisterung.

„Nein," rief sie, mit Lebhaftigkeit „was auch Deinem Oheim bevorstehe, vergebens opferte er sich nicht. Seine Großthat schützt die Russen vor Verachtung und wird es nicht dahin kommen lassen, daß sie immer kleinmüthig bleiben! So lange das Volk in die Kirchen strömt und so lange es sein Vaterland für das beste Land hält, wird es weder den Ränken ehrsüchtiger Bojaren, noch dem Neide und dem bösen Willen fremder Völker unterliegen."

Ein Lächeln belebte die Züge des jungen Michailo; auch sein Herz faßte Hoffnung und der erhebende Gedanke stieg in seinem Geiste auf, er könne vielleicht einst zu der Zahl der Vertheidiger des Vaterlandes gehören, die dessen alten Ruhm wieder herstellen sollten. Doch dieses Bild einer beglückenden Zukunft glich einem Blitz, der mitten durch dunkle Gewitterwolken dem von Hunger gequälten Wanderer ein entferntes Dach zeigt und, plötzlich wieder verschwindend, ihn abermals in schwarze Nacht versenkt.

„Das Leben des Oheims ist dem Vaterlande nöthig," sagte die Fürstin, „und es muß Alles aufgeboten werden, um es zu retten. Fürst Mossalski war hier und begehrte Einlaß. In der Besorgniß, er könnte, weil ich allein war, sich

gegen mich vergessen, hat Sergéitsch gesagt, ich sei nicht zu Haus; er schien verdrießlich darüber, befahl jedoch mir zu sagen, er wisse, warum Du in der Stadt umherreitest, und es werde Alles geschehen, was ich wünsche, wenn ich ihn darum bäte.

„Theure Mutter, das wirst Du nicht thun! Lieber tausendmal, lieber bei den letzten Polen um Gnade bitten, als bei dem Mörder des Zaaren! Ich bin erstaunt, wie er es wagen kann, zu Dir zu kommen, da er doch weiß, daß ich ihn hasse, und daß Du keine Gemeinschaft mit einem Manne haben willst, den jeder Vorübergehende eines Todesverbrechens zeihen kann!"

„Mein guter Sohn!" sagte schweraufseufzend die Fürstin, „wohl ist es schwer, wegen einem offenbaren Verbrechen Schonung zu beobachten, aber gelte es mir mein Glück, gelte es selbst mein Leben, ich würde bei ihm keine Hülfe suchen. Da aber keine andere Hoffnung vorhanden ist, Wassili Iwanowitsch zu retten, so weiß ich nicht, ob ich nicht als Christin verpflichtet bin, meinen Abscheu zu besiegen! Würde ich es nicht vielleicht ewig bereuen, wenn ich nicht ein Wort zu Gunsten eines Mannes spräche, der den Muth hatte, als Vertheidiger des Rechts aufzutreten?"

Mit kindlicher Zärtlichkeit küßte der Fürst die Hand der Mutter.

„Ich gestehe," sagte er, „es will mir nicht in den Sinn, Mossalski sei auch nur einer einzigen guten Handlung fähig. Er will Dich hintergehen, geliebte Mutter, sich an Deinem Schmerze weiden, und sich dann noch rühmen, er habe aus Eifer für den Zaar Deine Bitte zurückgewiesen. Und zuletzt verleumdet er Dich vielleicht noch!"

„Diesmal vertraue ich seinen Versprechungen, weil ich weiß, was er für seine Dienste fordert."

Fürst Michailo warf einen Blick auf seine Mutter, in welchem sich deutlich die Furcht aussprach, sie könnte den

Entschluß gefaßt haben, sich selbst zu opfern, um Wassili Iwanowitsch zu retten.

„Beruhige Dich," sprach die Fürstin weiter, „Mossalski hat jetzt viel zu hohe Pläne und es kommt ihm nicht in den Sinn, sich ein nicht mehr junges, verblühtes Weib zu nehmen. Der erste Bojar würde sich glücklich schätzen seine Tochter dem Liebling des Zaaren zu geben, besonders wenn er mein Gut erhält, nach dessen Besitz er schon seit zehn Jahren strebt. Ich bin überzeugt, mein Sohn," fuhr die Fürstin tief gerührt fort, „daß Du, selbst in Gedanken, Deiner Mutter keine Vorwürfe machen würdest, wenn sie mit dem was sie von ihren Eltern ererbte, das Leben Deines Oheims erkaufte. Du bleibst noch reich genug, und ich würde dann die Freude haben, bei dir Nahrung und Ruhe zu finden. Es thut mir aber weh, meine guten Unterthanen einem Herrn abtreten zu müssen, der von jeher in schlechtem Rufe stand und der jetzt, wo Zaarenblut an seiner Hand klebt, wohl leichter einen Menschen erschlägt, als ein Anderer einen Hund!"

„Liebste Mutter, wir haben Geld, Juwelen, Perlen und Silbergeschirr; geben wir ihm Alles, er kann davon herrlich und in Freude leben; ich würde mich selbst nicht scheuen die Heiligenbilder ihrer Kostbarkeiten zu berauben. Aber jenen Menschen Thränen auszupressen, deren Väter und Großväter unserem Geschlecht treulich gedient, dazu könnte auch ich mich nicht entschließen. Fast möchte ich bezweifeln, daß der Himmel unter diesen Bedingungen unsere Anstrengungen für den Oheim segnen würde."

Die Fürstin schwieg; es schien als beschäftigte sie sich mit einem plötzlich in ihr aufgestiegenen Gedanken.

„Wie wäre es, wenn Du dich an die Zaarin Nonne *) wendetest?" sagte sie endlich.

*) Marfa, Wittwe des verstorbenen Zaaren Joann, und vermeintliche Mutter des falschen Dimitri, die ein Kloster zu ihrem beständigen Aufenthalte gewählt hatte.



Der Fürst hatte gehofft, sein Vorschlag, Mossalski's Habgier zu befriedigen, würde auch seiner Mutter gefallen, und es war ihm schmerzlich, sich in dieser Erwartung getäuscht zu sehen.

„Ach!" rief er aus, „was kann man von einem Weibe erwarten, die, um sich an ihrem Feinde zu rächen, oder um verlorne Ehren und Würden zu erlangen, ihr Vaterland an einen Abenteurer-verrieth?"

„Du hast mir aber gesagt, sie fluche sich fast selbst, daß sie sich dazu habe verleiten lassen."

„Ja, liebste Mutter, auf unserer ganzen Reise war die Zaarin sehr schwermüthig und schweigsam; in den letzten Tagen besonders konnte sie ihren Kummer nicht verbergen."

„Glaube mir, sie wird den Tod des Fürsten Wassili nicht auch noch auf ihr Gewissen nehmen wollen. Geh zu ihr, mein Sohn, und sollte sie sich abermals weigern, Dich zu sprechen, so wende Dich an Anthisa und biete ihr, wenn es sein muß, Geld, daß sie Dir eine Unterredung mit Marfa Fedorowna verschafft."

„Gut, liebe Mutter, ich will der Zwergin der Zaarin den Hof machen, wie es vor mir schon ältere Bojaren gethan haben. Wenn es auch wahr ist, was Viele ihr nachsagen, daß sie geldgierig ist, so kann man ihr doch in Rücksicht ihrer geprüften treuen Anhänglichkeit an die Zaarin diese und so manche andere Schwäche verzeihen."

Die Zaarin-Nonne lebte auf großem Fuß im Wosnesenskischen Kloster, ließ aber unter mancherlei Vorwänden Niemanden vor sich, als die eifrigsten Anhänger des Pseudo-Dimitri. Da die Abenddämmerung bereits nahe war, so hoffte Fürst Michailo nicht einmal Anthisa zu treffen, und nur um seiner Mutter zu gefallen, deren leisester Wunsch ihm heilig war, machte er Anstalt, nach dem Kloster zu reiten. Die Fürstin schlug das Kreuz über ihn, umarmte ihn und begleitete ihn dann bis zur Hausflur, wo sie einige Minuten beisammen blieben, bis ein Diener eines der Reit-

pferde brachte, die, seitdem Fürst Wassili Iwanowitsch gefangen war, immer fertig gesattelt und gezäumt standen.

Die Straßen waren voll Menschen. Hin und wieder sah man einige leise mit einander sprechen, die sich aber beständig umsahen, ob sie nicht behorcht wurden; Andere blickten gegen Himmel, als ob sie beteten; aber aus allen Mienen sprach tiefe Niedergeschlagenheit und Alle glichen den Unglücklichen, die vor den Trümmern eines eben zusammengestürzten Gebäudes stehen, das ihnen noch vor wenig Augenblicken eine friedliche Ruhestätte gewährte. Sie haben noch nicht an die Ursache des plötzlichen Unglücks gedacht, denn Jeder hat nur für seine Rettung sorgen müssen; aber nach und nach stellt sich die Besinnung wieder ein und dann wehe dem, der das Unglück herbeiführte!

Alle, die dem Fürsten Skopin-Schuiski begegneten, zogen ehrerbietig die Mützen ab, Keiner aber sprach ihn an. Es war nicht schwer zu errathen, daß sie nicht deshalb schwiegen, weil es ihnen hätte gefährlich werden können, dem Neffen des gestürzten Bojaren ihre Ergebenheit zu bezeigen, sondern um den jungen Fürsten selbst keiner Kränkung auszusetzen.

Am Frolow'schen, jetzt Spaskischen Thor angelangt, stieg der Fürst vom Pferde und übergab es seinem Diener mit dem Befehl, ihn irgendwo in der Nähe zu erwarten, aber Niemandem zu sagen, wohin er gegangen. Das Klosterthor war bereits verschlossen, doch gewährte das kleine Pförtchen noch Einlaß. Der Fürst trat in den Hof, als eben eine Nonne die Kirche aufschloß. Eine andere Nonne trat aus den Zellen der Zaarin; sie war verschleiert, doch der hohe Wuchs und die majestätische Haltung ließen dem Fürsten sogleich die Witwe Joann's erkennen. Hinter ihr ging ihre Lieblings-Zwergin; sie trug einen Feres von gelbem Seidenzeuge und darüber ein weites Oberkleid von feinem rothen Tuch mit herabhängenden Aermeln und zurückgeschlagenem Zobelkragen. Ihren Kopf zierte eine schwarze, eine Arschien hohe

Fuchsmütze, so daß ihr kleines, ganz kinderhaftes, aber stark gerunzeltes Gesicht sich gerade in der Mitte der ganzen Figur befand. Obgleich der Fürst, als er die Zaarin Marfa aus dem Wikssinskischen Kloster nach Moskwa begleitete, die Zaarin oft genug gesehen hatte, so würde er doch, wäre sein Gemüth nicht von einer so schweren Sorge gedrückt gewesen, bei aller seiner Gutmüthigkeit sich kaum des Lachens haben enthalten können, beim Anblick der kleinen Person, die mit wichtiger Miene Alles aufbot, um in Gang und Geberde ihrer Herrin zu gleichen, von der sie doch so himmelweit verschieden war.

Auf den zur Kirche führenden Stufen blieb die Zaarin stehen.

„Mutter Seraphina," sagte sie unwillig zu einer an der Thür stehenden Nonne, „ich dächte, es müsse Jedermann bekannt sein, daß ich es nicht liebe, Nonnen auf meinem Wege zu finden, wenn ich um meine gewöhnliche Zeit zum Beten gehe, und Du achtest nicht einmal darauf, daß um diese Zeit Fremde die Kirche umschleichen!"

„Ich habe mich schwer vergangen," erwiederte die Nonne, sich bis auf den Gürtel verneigend, „daß ich den Bojaren nicht habe in den Hof kommen sehen. Vergib mir, Mutter-Zaarin, ich werde ihn sogleich entfernen!"

Ihren Schleier ein wenig lüftend, erkannte Marfa den Fürsten Skopin.

„Befindest Du Dich wohl, Fürst Michailo Wassiljewitsch?" sagte sie mit stolzer Miene zu ihm. „Bist Du zum Gebet oder zum Besuch ins Kloster gekommen?"

„Ich bin gekommen, um Deine Zaarische Gnaden zu begrüßen," antwortete der Fürst, indem er sich näherte.

„Wie ist es Dir denn plötzlich eingefallen, Dich um eine gottesfürchtige alte Frau zu bekümmern? In Deinen Jahren pflegt man die Zeit für Vergnügungen zu sparen und sie nicht im Kloster zu verlieren," sagte Marfa, indem sie sich anschickte, in die Kirche zu treten.

„Ich bin oft bei Dir gewesen, erhabene Frau, abe
zugelassen worden, so daß ich es schon nicht mehr wagte,
zu zeigen; nur heute, an einem heiligen Festtage, hofft
Du würdest mich vielleicht Deiner Rede würdigen."

Die Zaarin warf einen Blick auf den jungen M
und ein leiser Seufzer entstieg ihrer Brust.

„Folge mir," sagte sie, indem sie der Nonne un
Zwergin winkte, sie nicht zu begleiten.

Die auffallende Veränderung, die mit der Zaarin
gegangen war, machte einen schmerzlichen Eindruck au
Fürsten. Während ihrer früheren Gefangenschaft wurd
nur von Langerweile und von der Erinnerung an ver
Größe gequält; aber ihr Gewissen war ruhig; ein erqui
der Schlaf stärkte ihre Gesundheit und die aufrichtige G
benheit aller sie umgebenden Personen erleichterte ihre
den. Jetzt aber, wo sie wieder zu Ehren und Ansehe
langt war, hatte sie keinen einzigen wahrhaft ruhigen Au
blick; eine bittere Reue verfolgte sie überall, in den p
voll ausgeschmückten Zellen, wie im Umgange mit dem
voll sich nahenden Bojaren, am meisten aber in der G
schaft des von ihr auf den Thron gesetzten Pseudo-Za
Die Röthe in der Mitte ihrer bleichen, eingefallenen Wa
verrieth ihre fortwährende innere Aufregung; in ihren
gen las man Argwohn und Mißtrauen, und sie scheute
festen Blick anderer Menschen. Sie fühlte es nur zu
daß sie für nichtige äußere Größe alle Pflichten ihres
scherstandes, alles Muttergefühl, alle christliche Demuth
geopfert hatte. Mit solchen quälenden Gefühlen sank si
den Heiligenbildern nieder; vergebens aber flossen ihre
gen Thränen; vergebens streckte sie flehend ihre Hände
Himmel entgegen; sie konnte eine laute Stimme in i
Innern nicht zum Schweigen bringen, die ihr unaufhö
zurief, sie würde nicht eher Ruhe finden, als bis sie da
fentliche Bekenntniß ablege, daß ihr Sohn Dimitri in
litsch ermordet worden sei. Aber Ehrgeiz, Rachgier, Sc

und Furcht verschlossen ihr den Mund, und schon der Gedanke an ein solches Geständniß war ihr fürchterlich.

Fürst Michailo war schon oft in der Wosnesenskischen Kirche *) gewesen, aber immer während des Gottesdienstes und während sie mit Menschen angefüllt war. Jetzt, in der Abenddämerung, mit der Zaarin allein, fühlte er ein gewisses, ihm selbst unbegreifliches Bangen. Bei dem düstern Schein der vor den Heiligenbildern brennenden Lampen sah man die auf den Ruhestätten der ehemaligen Großfürstinnen errichteten einfachen Monumente, sowie die in neuerer Zeit erst erbauten Denkmäler auf den Gräbern der minderjährigen Tochter des Zaaren Fedor Iwanowitsch und der drei Gemalinnen seines Vaters. Als fürchtete sie jede Berührung dieser Grabmäler zog Marfa, als sie in die Nähe derselben kam, ihr weites Gewand mit beiden Händen dichter an sich; aber der Ton ihrer Schritte auf den Steinplatten und ihr auf der dämmernden Wand hinschwebender Schatten, machten einen schauerlichen Eindruck. Der Fürst folgte der Zaorin in der höchsten Aufregung; er hatte noch gar nicht daran gedacht, wie er sie um etwas bitten wollte, das sie an ihr Verbrechen erinnern mußte.

„Weltleute sollten nie anders, als zum Gebet die Kirchen besuchen, und wer jung und glücklich ist, dem wird es schwer an den Tod zu denken," sagte Marfa, einen schwermüthigen Blick auf die Gräber werfend. „Es wird Dir gewiß wenig Freude machen, Fürst Michailo Wassiljewitsch, daß ich Dich hierher führte; aber" fügte sie mit schmerzlichem Lächeln hinzu, „ich muß daran denken, daß ich aller Eitelkeit der Welt entsagt habe, und eine müßige Greisin hindert nichts, den Schöpfer um ihr letztes Stündlein zu bitten."

„Bewahre der Himmel," entgegnete der Fürst, „daß Jemand ohne Reue und Buße stürbe! Mein Oheim Fürst Wassili

*) Zur Himmelfahrt Christi.



Iwanowitsch, beichtete heute alle seine Sünden und ward des Genusses des heiligen Abendmahles gewürdigt“

„Ist er schon lange krank?“ fragte die über diese Nachricht erstaunte Fürstin. „Ich habe noch nichts von seiner Krankheit vernommen.“

„Es ist nicht immer nöthig, daß man krank ist, um sich auf den Tod vorbereiten zu müssen. Wenn der Himmel Dir, Marfa Feodorowna, nicht den Gedanken eingibt, den Fürsten Schuiski zu retten, so endigt der treue Diener Deines verstorbenen Gemals sein Leben morgen auf dem Schaffot.“

Die Zaarin warf einen nicht zu beschreibenden Blick auf den jungen Fürsten; der Ausdruck ihres Gesichtes veränderte sich, sie schien leichter zu athmen und ihr Glaube an die Gerechtigkeit Gottes schien gestärkt zu werden, da sie erfuhr, daß die ihr zugefügten Kränkungen endlich gerächt würden und daß sie keine schutzlose Märtyrin mehr bleiben sollte.“

„Was sagst Du?“ rief sie die Hand an’s Herz drückend, als wollte sie eine peinigende Erinnerung darin ersticken. „Fürst Wassili, mein früherer Richter, ist jetzt selbst verurtheilt? Welches Verbrechens klagt man ihn an? Hat er Jemanden getödtet oder schwer beleidigt? Gewiß ist seine Schuld nicht klein, daß man ihn so streng bestrafen will! Der Zaar ist gnädig gegen Jedermann, er achtet die Bojaren und liebt das Volk,“ fügte Marfa mit einiger Unruhe hinzu.

„Vergib mir Zaarin, wenn ich etwas sagte, was Dir mißfällt. Mein Herz blutet, ich kann nicht jedes Wort auf die Wagschaale legen. Wir hofften, der Zaar würde die Russen lieben und schützen, aber die Polen haben sich seiner bemächtigt; nur ihnen giebt er in Allem Gehör, er lobt und belohnt sie, und uns, die wir ihm ein herrliches Reich gaben, und ihn mit herzlicher Ergebenheit aufnahmen, uns verachtet er wie unwissende, niedrige Sklaven! Täglich beschimpfen die Polen uns Rechtgläubige, berauben und mor-

den uns; aber es wird uns keine Gerechtigkeit, kein Schutz!“

Das Haupt gesenkt betete Marfa den Rosenkranz, der zwischen ihren fleischlosen Fingern hörbar zitterte.

„Du wolltest bei mir für Deinen Oheim bitten,“ sagte sie so leise, daß der Fürst ihre Worte kaum vernahm, „und statt dessen klagst Du über den Zaaren! Ich weiß nicht was Du willst und warum Du mich an einem so heiligen Tage gestört hast?“

„Ach, erhabene Frau, ich kann, ich darf Dir nicht verschweigen, was ganz Moskwa weiß und was die Stadt in Unruhe versetzt hat! Ich wage zu hoffen, daß Du in diesem heiligen Tempel, zwischen den Gräbern der jungen Zaarinnen, mich ohne Zorn anhören und den Unglücklichen beschützen wirst!“

„Sprich!“ rief mit Heftigkeit die Zaarin; „ich scheue Deinen Anblick! Du gleichst einem Todten! Sprich schnell, was willst Du ... was ist Deinem Oheim geschehen?“

„Er erfuhr ... er glaubte ... er wagte zu äußern ... der auf Rußlands Thron sitze, sei nicht Iwan Wassiljewitsch! ...“

Ein durchdringender Schrei schloß den Mund des Fürsten, er warf einen Blick auf die Zäariu und konnte es kaum glauben, daß sie noch die Nämliche war. Seine furchtbaren unerwarteten Worte hatten einen entsetzlichen Eindruck auf sie gemacht; sie war dem Umsinken nahe, und nur mit Mühe erhielt sie sich aufrecht. Ihr Antlitz glühte, aber ihre bleichen Lippen bebten und ihr starrer Blick irrte unstät nach allen Seiten umher. Es war als erwartete sie, ihr strenger Gemal werde selbst erscheinen um sie des verübten frechen Betrugs zu zeihen; als fühle sie es zum erstenmale, daß es ihr unmöglich werden würde, sich vor Gottes Richterstuhle zu rechtfertigen.

Einige Augenblicke lang herrschte tiefes Stillschweigen. Die Gemalin des mächtigsten russischen Herrschers, die wie

eine zärtlich geliebte Mutter die Besuche des unumschränkt über Rußland gebietenden Pseudo-Demitri empfing, war keines Wortes mächtig, und wagte es nicht den Jüngling anzublicken, der sich erkühnt hatte ihr zu sagen, daß sie das russische Volk in's Verderben gestürzt hat.

„Mein Oheim," sprach der Fürst endlich weiter, „hat die Qualen der Folter ertragen müssen, man hat ihn zum Tode verurtheilt und morgen . . ."

„Morgen!" unterbrach ihn Marfa mit einer Stimme die dem Fürsten durch die Seele fuhr, „wenn ich morgen noch lebe, bleibt Dein Oheim unangetastet. Möge er es nie vergessen daß er eine verzweifelnde Mutte aufs Aeußerste gebracht und der Witwe seines Gebieters das Zaarengewand von den Schultern gerissen hat!"

Marfa hüllte sich wieder in ihren Schleier und verließ den Fürsten, der sie nicht länger mit seiner Gegenwart quälen wollte und sich daher aus der Kirche entfernte. Die unglückliche Zaarin warf sich vor dem Bilde des gen Himmel fahrenden Erlösers nieder. Als die Nonne ein dumpfes Stöhnen vernahm, wollte sie um Hilfe rufen, aber die Zaarin hielt sie davon ab, und versicherte ihr, die Thüre schließend, daß sie nur das Knarren derselben gehört habe.

Drittes Kapitel.

Beim Auftreten des zweiten Pseudo-Zaaren und zur Zeit des darauf folgenden Bürgerkrieges, lag an der Galitschischen Straße, ungefähr 70 Werst von Moskwa eine kleine Kirche, zum Gottgebornen Heiland, gegründet im XIII. Jahrhundert zur Erinnerung an das traurige Ende eines Bojaren und seiner Kinder. In Folge dieses schrecklichen Ereignisses hatte sich lange Niemand in der Gegend ansie-

deln wollen und die an diese Stelle grenzenden Ebenen, die sich früher durch große Fruchtbarkeit auszeichneten, waren jetzt mit dichter Waldung bedeckt. Der Geistliche, dem es lästig wurde, mehrere Werst weit zu gehen, um den Gottesdienst zu verrichten, baute sich ein Häuschen der Kirche gegenüber. Allgemein ward er deshalb getadelt, und viele Leute der Umgegend, die sich für sehr erfahren und scharfsichtig hielten, verkündeten ihm, entweder er oder seine Enkel würden einst hart dafür bestraft werden, daß er aus weltlichem Eigennutz eine Stelle zur Wohnung ausersehen habe, wo einst ein schreckliches Verbrechen begangen worden. Es sei gottlos, sagten sie, ein Feld zu bestellen, das mit Menschenblut gedüngt, und einen Baum zu fällen, der auf Ketzergräbern gewachsen sei.

Der Geistliche beklagte solchen Aberglauben, konnte aber nur seine Amtsbrüder für seine Ansicht gewinnen. Die trübe Prophezeihung vererbte sich von Geschlecht zu Geschlecht; aber sie ging erst in Erfüllung, als man sie schon zu vergessen begann, und das Unglück traf die Nachkommen des Geistlichen nicht allein.

Während der Zwischenregierung ward das, dem Fürsten Schuiski gehörende Gut Spask von den Polen geplündert und verbrannt. Die zur Verzweiflung gebrachten Bewohner konnten sich zu einer neuen Niederlassung nicht entschließen, und da auch zu jener Zeit der großen Landstraße eine andere Richtung gegeben wurde, so war bald keine Spur mehr von der zwar nicht großen, aber freundlichen Ansiedlung zu finden, die von den erbitterten Feinden, die nur auf Rußlands Verwüstung ausgingen, zerstört worden war.

Die Erinnerung an die damaligen Greuelthaten der Polen in Rußland lebt noch jetzt unter dem Landvolke der Gegenden fort, wo sie einst hausten, und noch oft drohen Väter und Mütter ihren eigensinnigen Kindern mit der Ankunft der Polen.

Die hölzerne Kirche zum Gottgebornen Heiland war seit ihrer Gründung mehreremal erneuert worden, und ihr Aussehen zu Anfange des XVII. Jahrhunderts verrieth, daß man bei ihrem Umbau sich nicht bemüht hatte, die alte Architectur beizubehalten. Im Jahre 1605 bildete sie ein achteckiges Kreuz. Die ohne Ordnung angebrachten Fenster waren von verschiedener Größe und die Stelle der Glasscheiben ersetzten kleine Stücke Frauenglas in unregelmäßigen Vierecken. Die an den Seiten hervorspringenden Nebenkirchen waren mit einer Art von Kuppel bedeckt. Die Bretter des Daches gingen alle sehr tief herab, und waren an den Enden ausgeschnitzt.

In der Vorkirche, zu der eine steile Treppe emporführte, standen einige große, mit Eisen beschlagene Kisten, jede mit zwei Schlössern versehen, welche zur Aufbewahrung der geistlichen Gewänder und Kirchengeräthe dienten. Zur Rechten befand sich eine der Mutter Gottes geweihte Nebenkirche. Die Heiligenbilder stammten aus grauer Vorzeit her, und durch die Einwirkung der Zeit, oder vielmehr in Folge der Ungeschicklichkeit der Künstler, waren die Farben so in einander geflossen, daß man die Heiligen kaum noch erkennen konnte und sich größtentheils mit der Tradition begnügen mußte. Der Geistliche hatte die Absicht gehabt, die Heiligenbilder erneuern zu lassen; aber er mußte davon abstehen, denn seine Beichtkinder drohten, die Kirche zu verlassen und ihn selbst für einen Freigeist zu erklären, wenn es ihm einfiele, Heiligthümer zu zerstören, die schon Jahrhunderten widerstanden hatten. Dagegen sorgte er eifrig dafür, den Kirchenschmuck stets in guter Ordnung zu erhalten. Auf dem Bilde der Mutter Gottes waren die Glorien von Silber und auf der Hauptglorie schwebte ein hellrothes, goldgesticktes Band. Der Kronleuchter und die übrigen Leuchter waren von Eisen und während des Gottesdienstes brannten darauf gewöhnlich eine Menge dünner Lichter aus gelbem Wachs. Das war allerdings nicht sehr prachtvoll, aber in der dama-

ligen Zeit, mit ihren einfachen Sitten, hatten die Dinge einen viel höheren Werth als jetzt.

An der linken Seite der Vorkirche befand sich ein, dem heiligen Märtyrer Alexander, der unter Diocletian sein Leben verlor, gewidmeter Altar, und obgleich die Heiligenwand, die denselben von der übrigen Kirche trennte, nur aus schlichten Birkenbrettern bestand, auf denen die Heiligenbilder mit rohem Pinsel gemalt waren, so standen sie dennoch in ganz besonderem Ansehen. Die Bauern hatten diesen Altar aus eigenen Mitteln zum Andenken ihres geliebten Herrn, des berühmten Fürsten Alexander Borissowitsch Gorbatoi-Schuiski erbaut, den weder seine, bei der Eroberung von Kasan dem Staate geleisteten Dienste, noch seine hohen Tugenden vom schmählichen Untergange retten konnten. Von bösen Menschen verleumdet, als habe er mit dem Fürsten Kurbski vereint den Czar Joann Wassiljewitsch nebst seiner Gemalin und seinen Kindern aus dem Wege räumen wollen, wurde er mit seinem kaum siebzehnjährigen Sohne öffentlich hingerichtet. Die Fürsten Schuiski, die sein Vermögen erbten, hielten es für ihre Pflicht, das Denkmal einer rührenden Anhänglichkeit zu erhalten und ließen daher, während sie den Altar würdig schmückten, die Heiligenwand in ihrem ursprünglichen Zustande.

Die Wände der Kirche waren mit himmelblauer Oelfarbe angestrichen und die Thüren der Heiligenwand, so wie die Bretter, auf denen die Heiligenbilder gemalt waren, stark vergoldet. Das ungefähr eine Arschien hohe Bildniß des Erlösers hatte einen Beschlag von Silber und einen Vorhang von himmelfarbenem, mit Gold durchwirkten chinesischen Stoff. Es war mit mehreren anderen Gegenständen ein Geschenk der Fürstin Alèona Petrowna Skopin-Schuiski, die nach dem Tode ihres Gatten ihre besten Kleider eigenhändig zu Kirchengewändern und anderen Kirchenschmuck umgearbeitet hatte. Fürst Wassili und seine

Brüder hatten immer in dieser Kirche das heilige Abendmal genossen, aber durch Staats- oder eigene Geschäfte abgehalten, waren sie schon längst nicht mehr bei der Todtenmesse zugegen gewesen, die jährlich für den Fürsten Alexander, seinen Sohn und andere im XIII. Jahrhundert auf verschiedene Weise durch die Tataren umgekommene Vorfahren gehalten wurde.

Zu dem Kirchdorfe Spask gehörten einige, nicht weit entfernte Dörfer, aber bei der Kirche selbst wohnten, wie bereits oben erwähnt, nur Diener der Kirche. Das Häuschen des ersten Priesters zeichnete sich durch sein mit Schnitzwerk verziertes Dach aus; auch war es geräumiger und heller als die übrigen und wurde von innen und außen sehr reinlich gehalten. Eine Scheidewand von Brettern theilte es in zwei Gemächer, welche beide von einem ungeheuren Ofen erwärmt wurden. Die Decke war vom Rauche völlig geschwärzt und hatte an manchen Stellen einen Ueberzug von glänzendem Ruß, wie man es noch jetzt in den russischen Bauernhäusern sieht.

Den Heiligenbildern gegenüber saßen einst an einem großen Tisch zwei Frauen. Die ältere hatte soeben eine interessante Erzählung beendigt, und vom langen Sprechen angegriffen, trocknete sie ihr erhitztes Gesicht mit dem Aermel ihres Hemdes, aus grober, schlecht gebleichter Leinwand. Die andere Frau, die man leicht als die Hausfrau erkennen konnte, hatte den Kopf mit beiden Händen auf den Tisch gestützt.

„Nichts vor ungut, Gevatterin," sagte die Letztere endlich, „was Du mir da sagst, kann ich nicht so recht glauben; mir kommt Deine Geschichte sehr unwahrscheinlich vor!"

„Du bleibst also noch immer dabei, Maria Wassiljewna, daß der rechte Zaar auf dem Thron sitzt?"

„Ach, so hör doch auf, Alte," sagte die Priestersfrau, „ich fürchte mich, Dich anzuhören," und dabei sah sie sich ängstlich nach allen Seiten um.

„Warum fürchtest Du Dich? Außer uns ist Niemand in der Stube, und unter den Fenstern draußen spielen die Kinder Babki (ein Kinderspiel mit Knochen); hörst Du wie sie lärmen? Bei ihrem Geschrei hört uns Niemand. Sag', was Du willst, Maria Wassiljewna; aber Dein Alter gefällt mir nicht; wenn mein Mann so mit mir umgehen wollte, so könnte er sehen, wo er sein Hemde herbekäme. Nur Du allein im ganzem Dorfe weißt es nicht, daß anstatt des Zaarewitsch Dimitri Iwanowitsch, der verlaufene Mönch, Grischka Otrepjew, sich auf den Thron gesetzt hat."

„Die Kraft des Kreuzes sei mit uns!" rief mit Entsetzen die Priestersfrau. „Von Deinen Erzählungen, Agafja (Agathe), werde ich die ganze Nacht nicht schlafen können. Aber, Du lieber Gott!" fügte sie hinzu, „Vater Nicolai kommt noch immer nicht nach Haus! Er ist nach Pilzen gegangen und hätte schon längst zurück sein können; die Sonne scheint uns schon über den Kopf und mein Essen im Ofen ist beinahe verbrannt."

„Na, Pilze zu suchen ist doch keines Priesters Sache! Dazu ist ja unser eins da!"

„Du hast Recht; es war ihm aber so schwer um's Herz, daß er frische Luft schöpfen wollte. Doch sieh', dort kommt er den Berg herab. Aber wie niedergeschlagen geht er einher?" Bald darauf trat der Geistliche ein und sprach, auf der Schwelle stehen bleibend, ein inbrünstiges Gebet.

„Sei gegrüßt, Küsterin," sagte er dann, einen großen Sack von der Schulter nehmend. „Wie geht es Dir? Auf Dein Glück habe ich einen ganzen Eimer Pilze zusammengesucht. Hier, Frau, koche sie schnell, wir wollen sie zusammen verzehren."

„Nein, Väterchen, ich habe keine Lust zum Essen," antwortete die Priestersfrau, „und wenn Du hören wirst, was die Gevatterin erzählt, so wird auch Dir der Hals trocken werden."

„Der Herr Küster ist gewiß wieder in der Schenke gewesen?“ sagte der Geistliche.

„Nein, meine Neuigkeit kommt nicht aus der Schenke, Vater Nicolai. Ein Bürger aus Moskwa hat heute bei uns übernachtet; er hatte die Stadt erst vor fünf Tagen verlassen. Er erzählte, Fürst Wassili Iwanowitsch Schuiski habe vom Zaaren gesagt, er sei nicht der Zaarewitsch Demetri Iwanowitsch, sondern ein verlaufener Mönch, und für solche Reden soll ihm auf öffentlichem Platze der Kopf abgeschlagen werden.“

„Gelobt sei der Herr, nun und in Ewigkeit!“ rief sich andächtig bekreuzigend der Geistliche. „Er erhielt das Leben dem großen Bojaren, dem wahren Freunde seines Vaterlandes!“

„Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ sagte die Priestersfrau, indem sie die Pilze auf den Tisch schüttete, und begann dann die Wurzeln abzuschneiden und die wurmstichigen wegzuwerfen. Während dem erneuerte die Küstersfrau das Feuer.

„Siehst Du, Maschinka,“ sagte der Geistliche, „ich wollte Dich nicht erschrecken mit der Nachricht, daß unser Zaar nicht der rechte ist, daß die Polen Herren im Lande sind und daß unser Fürst Wassili, weil er uns Rechtgläubige vertheidigte, zum Tode verurtheilt wurde. Wenn der umkommt, dachte ich, wie wird es uns armen Volk ergehn! Die ganze Nacht konnt' ich deshalb nicht schlafen. Doch mein inniges Gebet zu Gott hat geholfen. Kaum war ich heute mit den Pilzen aus dem Walde gekommen, so sah' ich auf der großen Landstraße den Haushofmeister des Fürsten Wassili Iwanowitsch daherjagen; als er mich erblickte, hielt er sogleich sein Pferd an und sprang herab. Ich ertheilte ihm den Segen und bat ihn, bei uns zu Mittag zu essen. Nein, sagte er, ich darf keinen Augenblick verlieren, und wollte Dir nur sagen, daß durch Gottes Gnade unser Bojar am Leben bleibt! Schon lag sein Kopf auf dem Block, als die Zaarin

Marfa mit flehentlichen Bitten den Zaaren bewegte, die Todesstrafe aufzuheben. Der Fürst ist mit seinen beiden Brüdern nach Galitsch verwiesen und ihr Vermögen konfiszirt worden. Deshalb," fuhr der Geistliche fort, „hatte Stepan so große Eile, um auf dem nächsten Gute noch etwas zu retten, damit die Bojaren am Ende nicht noch betteln müßten. In Moskwa nahm man ihnen Alles; nicht ein Attin (drei Kopecken) ist ihnen übrig geblieben!"

„Möge Gott die gute Zaarin für ihr Mitleid belohnen!" sagte die Jungfrau.

„Ein schönes Mitleid!" meinte die Küstersfrau; „Wäre sie nicht gewesen, so wäre der verlaufene Mönch nicht unser Zaar geworden!"

„Willst Du wohl schweigen, Agafja!" sagte der Geistliche; „es ist nicht unsere Sache, über so hohe Personen zu richten. Haben doch die Bojaren und die Truppen den Dimitri anerkannt. Was sollte die arme Witwe thun? Unbegreiflich ist es freilich, wie die Bojaren und Fürsten es so leichthin thun konnten. Zur Strafe unserer Sünde schickte Gott solche Blindheit; er allein weiß auch nur, wie alles enden wird. Du aber, Gevatterin, schwatze nicht und bringe nicht Unheil über das ganze Dorf, und Du Maschinka merke Dir, was wir jetzt gesprochen haben, schlagen wir uns aus dem Sinn, und verlassen uns im Uebrigen auf den lieben Gott."

„Also nach Galitsch sind die Fürsten verwiesen?" fragte die Priesterin; „da müssen sie hier durchpassiren."

„Allerdings, sie haben keinen andern Weg. Stepan sagte, sie hätten noch den Abend Moskwa verlassen sollen; er meinte, sie könnten vielleicht morgen zur Messe hier ankommen."

„Großer Gott!" rief die Hausfrau, „und wie unsauber ist unsere Wohnung! Wir wollten sie erst zum nächsten Feiertag reinigen. Was fangen wir nun an? Die Mägde sind sie-

den Werst von hier in der Ernte und können vor Nacht nicht zurück sein!"

„Nur ruhig, Maria Wassiljewna!" tröstete die Küsterin; „wir wollen zusammen Wasser tragen, ich wasche die Dielen und die Wände und Du bäckst Péroggen und Brod."

„Dank Dir, Afgaja Iwanowna," sagte der Geistliche. „Schwatzen magst Du vor Dein Leben gern, das ist wahr, aber sonst bist Du ein braves Weib. Nun, hilf nur meiner Frau; Du sollst dafür ein Paar Maaß Roggen haben. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren; auch ich habe noch genug in der Kirche zu thun, um sie gehörig aufzuputzen. Fürst Wassili Iwanowitsch ist lange nicht hier gewesen und wir müssen daher Alles aufbieten, um ihn auf's Beste zu empfangen. Gott gebe nur, daß er gesund und wohl ankomme und bald wieder mit frohem Herzen zurückkehre!"

Viertes Kapitel.

Obgleich man die Fürsten Schuiski erst später am Tage in Spask erwartete, sah man doch schon, sobald die Sonne aufgegangen war, Leute von den nächsten Dörfern herbei eilen. Alles war in Bewegung, Kinder liefen auf den nahen Berg, um die Reisenden schon von Ferne zu erblicken; die Straße bedeckte sich mit Gruppen junger Bauern und Bäuerinnen; die alten Männer setzten sich vor die Häuser und die bejahrten Frauen, die mit dem Mittagsessen beschäftigt waren, sahen alle Augenblicke aus den Fenstern und fragten, ob die Bojaren noch nicht ankämen?

Alles was zur Kirche gehörte, wartete vor derselben, der erste Geistliche in einem weiten Gewande von blauem Tuch und den Kopf mit einer Mütze von schwarzem Plüsch

und Marderfell bedeckt. Mit beiden Händen stützte er sich auf einen Rohrstock mit silbernem Knopf, den sein Großvater von dem durch seine Kriegsthaten und seinen edlen Charakter bekannten Fürsten Peter Iwanowitsch Schuiski zum Geschenk erhalten hatte, als letzterer nach der Eroberung von Dorpat zum erstenmal wieder seine Andacht in der Kirche von Spask verrichtete. Während der Geistliche ruhig in die Ferne blickte, las man das deutlichste Mißvergnügen auf dem Gesicht des Diakons. Er erinnerte sich, daß vor einigen Jahren Grigori Otrepjew den Mönchen im Tschudow'schen Kloster gesagt hatte, er werde Zaar von Moskwa werden, und daß man ihn damals als einen Narren ausgelacht, ja ihm sogar ins Gesicht gespien hatte, und jetzt dachte er mit Schrecken daran, daß er einem früheren, allgemein verachteten Gefährten ewige Treue geschworen hatte und täglich zu Gott um sein Wohl beten mußte. Seine Mütze vom Kopfe reißend, quetschte er sie zwischen den Händen, ohne darauf zu achten, daß seine langen Haare ein Spiel des Windes wurden *).

Plötzlich kamen die Kinder mit lautem Geschrei den Berg herauf gelaufen; zugleich ertönte das Geläute der Kirchenglocken, und die beiden Geistlichen eilten in das Gotteshaus.

Die Begleiter der Fürsten Schuiski waren zwei Kommissäre und mehrere Strelitzen; sie hatten keinen einzigen Diener bei sich, und nur mit Mühe hatten die Fürstin Alêona Petrowna und ihr Sohn sich die Erlaubniß ausgewirkt, ihre Verwandten bis nach Spask zu begleiten. Der Fürst Wassili Iwanowitsch grüßte freundlich nach allen Seiten hin und schien trotz Allem was er hatte erleiden müssen, ruhig und heiter. Als er im Begriff war, die etwas

*) Die russischen Geistlichen tragen ihr, auf der Stirn gescheiteltes Haar lang hinunterhängend.

steile Kirchentreppe hinaufzusteigen, wollte Fürst Michailo ihm die Hand reichen; er lehnte es jedoch mit den Worten ab, daß er in der Nähe des wunderthätigen Gottesbildes sich stark an Leib und Seele fühle und mit Freuden daran zurück denke, sein Leben zum Besten seines Vaterlandes gewagt zu haben.

Als Fürst Wassili in die Kirche trat, hatte die Messe bereits begonnen.

Auf dem Antlitz des Diakon's malte sich die größte Verwirrung; seit er bestimmte Nachricht über den unrechtmäßigen Zaaren erhalten, war er noch nicht zu sich selbst gekommen. Nur an das Vergangene denkend, vergaß er ganz wie er sich befand und womit er sich allein zu beschäftigen hatte, und nannte als er für den Zaaren beten sollte, nicht den Namen Dimitri, sondern Wassili. Dem lauten Gebet folgte plötzliche Grabesstille. Der am Altar stehende Priester, so wie alle in der Kirche Anwesenden, erwarteten mit Schrecken, daß die Kommissäre sie Alle für Verräther erklären würden. Der Diakon, endlich zur Besinnung kommend, fuhr in seinem Gebet fort; seine Stimme hatte ihren Klang verloren, aber dennoch schien sie Alle neu zu beleben. Fürst Michailo, der sich umgeblickt und keinen Kommissär bemerkt hatte, warf sich mit feuriger Andacht einigemal zur Erde nieder. Die Fürstin Alêona sah mit Erstaunen auf den Fürsten Wassili; sie bemerkte eine solche Veränderung an ihm, daß sie es fast für eine Täuschung ihrer durch die letzten Ereignisse erhitzten Einbildungskraft hielt. Der Fürst, dessen Aeußeres ihr stets mit seinem hohen Geschlecht nicht übereinstimmend erschienen war, blickte mit einer Art von Begeisterung auf das Bildniß des Erlösers; eine ihm bisher fremde Seelengröße sprach sich auf seinem Antlitz aus; ein heiteres um seine Lippen schwebendes Lächeln verrieth die Ueberzeugung, daß alle seine Wünsche erfüllt werden könnten. Die Fürstin zweifelte nicht, daß er den Fehler des Diakon's für eine Prophezeiung seines künftigen Schicksals

ansähe, und sie vermochte es nicht zu begreifen, wie man, kaum dem Tode entronnen, sich schon mit ehrgeizigen Gedanken beschäftigen könne. Mit beklommenem Herzen warf sie sich zur Erde nieder und betete mit Inbrunst zu Gott, nicht daß der Zaarenthron ihrem Verwandten zu Theil werde, sondern für das Wohl des Vaterlandes und für ein reines Gewissen ihrer Angehörigen.

Die Messe war beendigt und die Glocken läuteten zum Schlußgebet.

Während die Gattin des Priesters nebst ihren Mägden emsig mit den Zurüstungen zum Mittagsmahle beschäftigt war, trat die Küstersfrau athemlos in die Stube.

„Laß es Dir lieb sein, Gevatterin, daß Du nicht in der Kirche warst; Dein Herz wäre zu Stein geworden! Gott sei Dank, daß die Kommissäre nicht dabei waren, sonst würde der Diakon vielleicht seinen Kopf nicht mehr auf den Schultern tragen und Vater Nicolai hätte auch in's Unglück kommen können!"

„Dummes Geschwätz!" unterbrach sie unwillig die Priestersfrau; „was hat denn Vater Nicolai von den Kommissären zu fürchten? Ich bin eine rechte Närrin, Deine Albernheiten mit anzuhören. Was ist denn am Ende für großes Unglück geschehen?"

„Nun wenn Du so sprichst, so mögen es alle Leute wissen, daß der Diakon für den Zaaren Wassili Iwanowitsch gebetet hat!"

„Mein Gott, was sagst Du, Alte?" rief die Priestersfrau. Hatte er sich denn schon am frühen Morgen um den Verstand getrunken? Sonst war es doch nicht seine Gewohnheit. Dieser abscheuliche Mensch wird uns Alle in's Verderben stürzen!"

„Das wäre auch geschehen, hätte nicht Gottes Gnade es gewollt, daß die Kommissäre die Kirche verlassen hatten."

„Dem Himmel sei Dank, daß die Sache so gut ablief!" sagte die Hausfrau und eilte dann noch mehr, ihre Küchen-

arbeiten zu beendigen, denn sie mußte sich auch noch in den Sonntagsstaat werfen. Als endlich Backwerk und Gerichte bis zum Auftragen fertig waren, trat sie hinter einen in der Stube angebrachten Verschlag und kam nach einigen Minuten ganz umgewandelt wieder zum Vorschein. Ihr volles Gesicht erschien noch runder durch den breiten Powoinik (ein Diadem-artiger Kopfputz) von rothem chinesischen Damast, verziert mit kleinen goldgestickten Blumen. Der Feres von gelbem Taft wurde, der hohen Gäste wegen, zu beiden Seiten durch einen seidenen Gürtel mit silbernen Trodbeln dergestalt zusammengehalten, daß das Obertheil des Hemdes zu sehen war, was sich keineswegs übel ausnahm, indem es eine Handbreit mit rother Baumwolle ausgenäht war. Die Aufschläge der Aermel und des Hemdes waren mit Spitzen besetzt, wie man sie noch jetzt beinahe in allen Dörfern verfertigt. In ihren Ohren prangten ein Paar große silberne Ringe mit bunten Steinen, und am Halse hing an einem einfachen silbernen Kettchen eine besondere Art von Stern, in dessen Mitte sich ein Kreuz befand mit einem rund umher eingegrabenen kurzen Gebet.

Sie begann jetzt das verschiedene Backwerk, die Geschirre mit Hirsen- und Buchweizen-Grütze und andere Speisen, die von den Mägden hereingebracht wurden, auf dem Tische zu ordnen. In die Mitte legte sie ein großes, noch heißes Brod, daneben ein großes Messer und einige hölzerne, bunt bemalte Löffel. Auf die Ecke wurde eine Jendowa (ein metallenes oder irdenes Gefäß, oben breit, in der Mitte ausgebogen und unten schmal) mit frischem Bier gestellt, und eine tiefe hölzerne Schüssel mit Honigscheiben.

Mit gefalteten Händen und trauernder Geberde betrachtete die Frau des Küsters die herausgeputzte Freundin.

„Lebe wohl, Maria Wassiljewna,“ sagte sie aus dem Fenster blickend, mit einem schweren Seufzer; „die Bojaren kommen schon aus der Kirche, und ich darf mich in meinem schmutzigen Anzuge nicht vor ihnen blicken lassen.“

„Ach was, Agafja!" rief die gutmüthige und keineswegs eitle Priestersfrau, die gern Alles um sich her froh und heiter sehen mochte, „ich habe mich so gesputet, daß ich Deinen alten Sarafan gar nicht bemerkte. Mein Kumatschnik (ein langes weibliches Kleid von buchanischem baumwollenen Zeuge) wird Dir passen, glaub' ich; geh' hinter den Verschlag und zieh' Dich schnell an."

Vor Freude zitternd lief die Gevatterin davon, ohne sich lange beim Danken aufzuhalten; die Hausfrau befahl den Mägden, noch einmal die Stube zu säubern und mit Wachholder zu räuchern und begab sich dann auf die Straße.

„Hast Du Alles fertig?" fragte Vater Nicolai, indem er seine Frau auf der Treppe anhielt. „Unsere lieben Gäste werden nicht lange hierbleiben; die Kommissäre wollen durchaus weiter."

Die Fürsten erreichten die Thür des Hauses und die Priestersfrau, die ihnen entgegen gegangen war, wollte sich ihnen zu Füßen werfen, aber Fürst Wassili ließ es nicht zu.

„Gott grüße Dich," sagte er zu ihr, „ich danke Dir, daß Du meinen Taufsohn so gut hältst, wenn er soviel Verstand im Kopf hat, als er gesund aussieht, so wirst Du ihn noch einmal als Protopop in der Uspenskischen (Maria-Himmelfahrts-) Kirche sehen."

„Ach mein Wohlthäter, Fürst Wassili Iwanowitsch! was prophezeihst Du mir? Wie sollen wir an so Etwas denken? Wir wollen dem lieben Gott danken, wenn er meinem Mann die väterliche Stelle erhält. Gnädigste Fürstin Aleona Petrowna", fuhr sie fort, „erlaube mir Deine Hand zu küssen; der Herr erhalte Dich viele Jahre lang gesund! Ich weiß wahrhaftig schon nicht mehr, wie ich für Dich zu Gott beten soll; wie reich hast Du mich ausgestattet! Im ganzen Kreise findet man keinen solchen Feres und keinen solchen Powoinik wie ich durch Deine Gnade habe!"

„Ich freue mich, Liebe, daß meine Geschenke Dir Freude machen. Bete zu Gott, daß meine Brüder bald wieder nach

der alten Weise leben können; wenn wir ruhig sind, werden wir auch Euch nicht verlassen."

Die Priestersfrau verneigte sich bis zur Erde und geleitete die die Fürstin, sie unter der linken Schulter fassend, zur Treppe,, deren Stufen so schmal und soweit von einander entfernt waren, daß der Hausfrau Beistand, wenn nicht unentbehrlich, doch sehr zweckmäßig war.

Als die Kommissäre in die Stube traten, warteten sie nicht bis der Geistliche das Tischgebet verrichtet hatte, sondern nahmen sogleich die vorderen Plätze am Tische ein und der älteste zog das große Trinkgefäß zu sich.

„Das ist ja schlechtes Bier!" rief er; „Was soll das heißen? Habt Ihr den Verstand hier verloren? Warum bewirthet Ihr uns, des Zaaren Diener nicht mit Branntwein?"

„Ein Schelm giebt mehr als er hat, werther Herr", antwortete der Geistliche; das Bier ist frisch, erst gestern gezapft. Ich selbst für mich halte keinen Branntwein, und was für Durchreisende vorräthig war, ist seit drei Tagen ausgegangen. Hätte ich gewußt, daß Eure Gnaden kommen würden, so hätte ich in die Stadt nach feinem Brandwein geschickt, und nicht gewartet, bis man ihn von dort zu den Feiertagen hersendet."

„Saufe Dein Bier selbst, für uns aber schaffe Brandwein herbei. Der Teufel hol' die ganze Mahlzeit, wenn man nichts hat, um die Kehle naß zu machen!" rief der jüngste Kommissär, und stieß so heftig gegen die köstliche Pirogge, daß sie vom Tisch gestürzt wäre, wenn nicht die so eben eintretende ausgeputzte Küstersfrau sie geschickt aufgefangen hätte. Sie blieb unverletzt, aber das schöne Kleid, das die Priestersfrau 5 Jahre getragen, ohne es zu beschädigen, bekam einen großen Flecken. Die Gevatterin wehklagte und der Hausfrau kamen die Thränen in die Augen.

„Aber was soll ich thun?" erwiderte der Geistliche in der größten Verlegenheit; „ich glaubte für Alles gesorgt zu haben und nun fehlt doch etwas was Ihr wünscht! Im gan-

zen Dorfe ist nicht ein Glas Branntwein zu haben, die Schenke ist sieben Werst von hier und wer weiß ob man auch da etwas findet. Entschuldigt mich großmüthigst werthe Herren, fügte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, denn er war sehr besorgt, die Unzufriedenheit der Kommissäre könnte ernste Folgen für ihn haben."

„Wenn Du befiehlst, Vater Nicolai," sagte der an der Schwelle stehende Küster, „so fahre ich rasch nach der Schenke. Als ich aus der Kirche kam, hörte ich von Fedor daß in der letzten Nacht dort Branntwein angekommen ist, wie man ihn nicht besser in Moskwa haben kann."

„Wollen wir selbst mit ihm gehen, Bruder?" fragte der ältere Kommissär seinen Gefährten; „Wenn der Küster weiß, was in der Schenke zu haben ist, so weiß er gewiß auch den Weg dahin, und er wird froh sein, daß er mit uns gehen kann."

„Bist Du von Sinnen?" unterbrach ihn der jüngere Kommissär „oder Deines Lebens überdrüssig? Wie können wir unsere Gefangenen verlassen? Der Branntwein könnte uns die Köpfe kosten!"

„Hoho! bist so furchtsam? wahrscheinlich sitzt Dir der Kopf nicht recht fest auf den Schultern. — Herr Bruder: meiner ist nicht so wackelig. Hör' mal, Väterchen, wir werden ein paar Stunden wegbleiben; gieb während dem Acht und lasse Deine Gäste nicht aus den Augen. Wenn ich von meinen Strelitzen höre, daß einer von ihnen die Nase auf der Straße sehen läßt so brenne ich, so wahr Gott lebt, Dein Haus nieder und lasse Deine ganze Familie in den Flammen umkommen: den gewesenen Bojaren aber werden Pudschwere Eisen angelegt."

Diesen Worten des verächtlichen Sklaven des falschen Dimitri folgte ein lautes Auflachen; er bildete sich ein, seine Macht kräftig und deutlich gezeigt zu haben und verließ mit seinem Gefährten die Stube, nachdem er dem Küster befohlen, ihnen zu folgen.

Mit gerechtem Unwillen hörten die Fürsten Schuiski wie die Kommissäre den Strelitzen befahlen, sich sogleich in die Stube zu begeben und ein scharfes Auge auf die Verwiesenen zu haben. Aus einem angebornen bessern Gefühl wollten diese gemeinen Soldaten die unglücklichen Bojaren nicht ohne Noth kränken, versprachen aber, ihrer Pflicht gegen den Zaar eingedenk, alle Ausgänge des Hauses zu bewachen und Niemanden entwischen zu lassen.

„Und das muß man von solchen Menschen dulden!“ rief mit dem Fuß stampfend Fürst Dimitri-Iwanowisch, als der Küster die Thüre hinter den Kommissären zugeschlagen hatte. „Durch welche Sünden haben wir es verdient, daß Gott es solchen gemeinen Kreaturen erlaubt, so mit uns umzugehen?“

„Du hast Unrecht, Bruder, darüber zu klagen,“ sagte Fürst Wassili; meiner Ansicht nach ist es schwer, Beleidigungen von gebildeten Menschen zu ertragen, nicht aber von diesen Trunkenbolden, welche für einen Groschen ihren Zaar selbst verkaufen. Ich bin sehr froh, daß gerade sie unsere Begleiter sind. — Aber unsere Schwester und unser Neffe kehren von hier nach Moskwa zurück; sie werden noch so Manches mit uns zu besprechen haben. Gott weiß, wann wir uns wiedersehen!“

„Verachtet unser Brod und Salz nicht, habt die Güte unserer geringen Mahlzeit Ehre anzuthun,“ sagte, sich verbeugend, die Hausfrau.

„Der Weg ist weit,“ fügte der Geistliche hinzu, indem er vor jeden Gast ein großes Stück Brod hinlegte; „man muß die Kräfte stärken. Verzehrt gesund was uns der liebe Gott gab, dann gehen wir ins Vorhaus, damit Eure Gnaden sich ungestört mit einander unterhalten können.“

Fürst Dimitri zog die Fischsuppe zu sich, und legte, nachdem er sie versucht hatte, den Löffel auf den Tisch.

„Mütterchen“, sagte er, „Deine Fischsuppe ist fürstlich; Dank Dir, daß Du uns so traktirst. Kehre ich einmal in

meinen Palast zurück, dann soll meine Fürstin Dir selbst einen Becher vom besten Wein kredenzen. So weit mußte es also kommen, daß mir dieses einfache Mahl mehr Freude macht als der größte Schmaus! Diese nichtswürdigen Kommissäre haben uns von Moskwa an mit verschimmeltem Brod und essigsaurem Quaß gefüttert!"

„Schwester," unterbrach ihn Fürst Wassili, „hast Du wohl zwanzig Rubel übrig? Gib sie mir, sei so gut. Will Gott nicht, daß ich selbst sie Dir wiederzahlen soll, so wird er sie Dir einst reichlicher vergelten."

Die Fürstin nahm einen langen seidenen Beutel aus der Tasche, schüttete den Inhalt auf den Tisch, und, nachdem sie zwei Rubel zur Rückreise nach Moskwa zurückbehalten, schob sie das Uebrige, eine ziemliche Summe in Silber und Gold, dem Bruder hin, mit der Versicherung, daß sie es zu seinen Bedürfnissen ausdrücklich mitgenommen habe.

Mit sichtlicher Freude zählte er hundert Rubel ab, dankte der Fürstin Aleona, daß sie so zuvorkommend für ihn gesorgt hatte, und gab dann einige Dukaten dem Vater Nicolai, um dafür Gebete für ihn und sein Geschlecht zum Himmel zu senden und einen Theil zu einigen Kirchen-Bedürfnissen zu verwenden.

„Steht Gott mir mit seiner Gnade bei," fügte er hinzu, „so sei überzeugt, Vater Nikolai, daß ich zu seinem Ruhme an die Stelle Deiner verfallenen Kirche ein schönes steinernes Gotteshaus bauen werde."

Hell leuchtete die Sonne durch die Fenster herein und abermals bemerkte die Fürstin auf dem Antlitz Wassili's den Ausdruck innerer Heiterkeit und vollkommener Zufriedenheit. Plötzlich jagte ein heftiger Wind eine dunkle Wolke von Süden her; rasch breitete sie sich am Himmel aus, und in der Ferne rollte der Donner. Unwillkürlich schrack die Fürstin zusammen, aber an Wassili war nicht die mindeste Unruhe sichtbar. Er richtete die Blicke zum Himmel und schien

im Gedanken das Gelübde abzulegen, alle Schläge des Schicksals mit Festigkeit zu ertragen.

Fünftes Kapitel.

Völlig betrunken aus der Schenke zurückkehrend, erklärten die Kommissäre, sie würden bis zum nächsten Morgen hier bleiben, nnd machten es sich in der Wohnung des Geistlichen bequem. Obgleich sie ganz besinnungslos schienen, so würde es doch unvorsichtig gewesen sein, in ihrer Gegenwart über Familien-Angelegenheiten zu sprechen, und sogar ein Gespräch mit dem, den gefallenen Bojaren aufrichtig ergebenen Geistlichen konnte den Argwohn der rohen und dummen Wächter erregen.

„Ich habe gehört," sagte Fürst Michailo, sich an den Vater Nicolai wendend, „daß die hiesige Kirche zum Andenken an ein trauriges Ereigniß erbaut wurde, das sich mit einem unserer Vorfahren zugetragen haben soll. Kannst Du mir darüber nicht etwas Näheres sagen? Auch möchte ich wohl das Grab des Unglücklichen sehen, der gegen seinen Willen der Mörder seines Vaters und seines Bruders wurde."

„Er liegt zu ihren Füßen begraben," antwortete der Geistliche, „rechts am Altar. Der Stein, der sie bedeckt, ist so groß, daß fünf starke Männer ihn kaum von der Stelle bewegen können. In ganz alten Zeiten waren auf ihm, wie auf allen anderen Steinen, Worte ausgehauen; jetzt kann man kaum den hundertsten Theil davon lesen, während mein Urgroßvater, der vor achtzig Jahren oder vielleicht länger, hier Diakon war und sehr gut lesen und schreiben konnte, Alles, von Anfang bis zu Ende, zu lesen vermochte. Mein Großvater, der, weil er stammelte, den Dienst in der Kirche nicht zu verrichten im Stande war, schrieb zu seiner Unter-

haltung die Lebensgeschichten des Bojaren Alexander, seiner Gemalin Sophia und seiner Kinder, Wsewolod, Wetscheslaw und Ludmilla nieder. Von den vielen Abschriften, die er davon nahm, wurden einige vertheilt, andere gingen verloren; mir sind noch zwei übrig geblieben. Wenn es Dir Vergnügen macht, Fürst Michailo Wassiljewitsch, so nimm eine davon an. Vor anderthalb Jahren war der Kljutsch (Geistlicher, der die Kirchengewänder und Geräthe in seiner Verwahrung hat) der Archangelschen Kathedrale bei mir und meinte, es wär' Etwas in dieser Schrift zu lesen."

Fürst Michailo nahm das Anerbieten des Geistlichen mit Dank an, und als Letzterer die Handschrift brachte, forderte Fürst Wassili seinen Neffen auf, sie laut vorzulesen.

Michailo setzte sich ans Fenster zwischen seine Mutter und seinen Oheim; die Fürsten Dimitri und Iwan nahmen dicht daneben auf einer anderen Bank Platz, und während die auf den Palaten (eine Art Entresol, die man fast in allen Bauerhäusern findet, und, weil sie besonders warm sind, sehr liebt) ausgestreckten Kommissäre mit herabhängenden Köpfen und dummen nichts sagenden Blicken den jungen Fürsten anstierten, begann dieser Folgendes vorzulesen:

„Im XIII. Jahrhundert, zur Zeit des Einfalls der Tataren in Rußland, machte der Bojar Alexander einen schwer verwundeten nahen Anverwandten des Chans zum Gefangenen. Der Bojar, ein wahrer Christ, war nicht fähig, sich an dem besiegten Feinde zu rächen, und sandte ihn nach seinem Gute, wo er ihn dem Schutze seiner edelmüthigen Gattin empfahl. Die Wunden Teimur's waren nicht gefährlich; da er aber in der Schlacht seinen einzigen Sohn verloren hatte, überließ er sich einem tiefen Kummer, und um ihn einigermaßen zu zerstreuen, erlaubte die junge gefühlvolle Bojarin Sophia ihren beiden Söhnen, ihn täglich zu besuchen. Der Jüngste war vier Jahr alt. Teimur faßte eine leidenschaftliche Liebe zu diesem Kinde, und seine Schilderun-

gen des kriegerischen Lebens der Tataren entflammten die Phantasie des Knaben so sehr, daß die sorgsame Mutter, verderbliche Folgen davon befürchtend, sich entschloß, die Kinder zu einer, an einem gefahrlosen Orte wohnenden Verwandten zu senden. Nach Wsewolod fragte Teimur nicht, aber die Abwesenheit Wetscheslaw's konnte er nicht ertragen. Um Sophia zu überreden, seinen Liebling zurückkommen zu lassen, erbot er sich, dafür zehn russischen Gefangenen die Freiheit zu geben; im entgegengesetzten Falle aber, drohte er mit der Rache des Chans. Die Bojarin kam dadurch in große Verlegenheit; sie wagte es nicht den jähzornigen Tataren aufzubringen, und dieser trennte sich, nachdem ihm sein Wunsch gewährt worden, fast keinen Augenblick mehr von Wetscheslaw.

Endlich hatte der Krieg ein Ende; Teimur reiste ab, und der Bojar Alexander kehrte auf sein Gut zurück, das glücklicherweise von Plünderung frei geblieben war. Wie früher ward es der Zufluchtsort aller Unglücklichen, und um ihre Kinder an das Mitleid zu gewöhnen, ließen die wohlthätigen Besitzer sie unter die, von allen Seiten herbeiströmenden Waisen und verstümmelten Krieger, Almosen austheilen. Für Wsewolod war dies die angenehmste Beschäftigung, aber für Wetscheslaw, wiewohl er von Natur gut und gefühlvoll war, ging es dabei zu still und ruhig her. Ganze Tage brachte er auf der Straße zu, spielte mit großen Hunden, fuhr auf dem Wasser und ritt auf raschen Pferden umher. Sein Dädka (Wärter) konnte ihm kaum folgen, und und die, für sein Alter ungewöhnliche Behendigkeit, Gewandheit und Unerschrockenheit des Knaben setzte Jedermann in Erstaunen. Der Vater sah in ihm schon einen ausgezeichneten Krieger, die zärtlichliebende Mutter aber zitterte, wenn sie sah, daß der geringste Zwang und eine sitzende Lebensweise seiner Gesundheit schadeten.

Die Mutter quälte sich mit dem Gedanken, Wetscheslaw sei zum Unglück bestimmt; fast das ganze Innere seiner

rechten Hand war mit einem rothen Flecken bedeckt, den man einem heftigen Schreck seiner Mutter, während sie ihn in ihrem Schooße trug, zuschrieb. Als Sophia nämlich um diese Zeit, wo sie in Moskwa lebte, einst vor ihrer Hausthür saß, stand plötzlich ein von Soldaten verfolgter Verbrecher vor ihr; er wurde vor ihren Augen ermordet und ihre Hand von seinem Blute bespritzt. Der bald darauf geborne Knabe trug jenes Zeichen an sich, das Vielen übernatürlich erschien. Einige meinten, Sophia sei von einer bösen Nachbarin behext worden; Andere flüsterten sich ins Ohr, der Bojar Alexander sei deshalb reich und glücklich in allen seinen Unternehmungen, weil er mit bösen Geistern zu thun habe; diesen habe er die Seele seines Sohnes verschrieben, der in Folge dessen das Zeichen der Hölle an sich trage. Sophia wußte nichts von diesem Geschwätz, erbebte aber jedesmal, wenn sie die Hand des Kleinen ansah, indem ihr jenes gräßliche Ereigniß immer wieder vor Augen trat, und ohngeachtet ihrer Ergebung in den Willen Gottes und ihres häuslichen Glückes, war sie doch oft tiefsinnig.

Einst im Sommer war Wetscheslaw, der beständig die Umgebungen des Gutes durchstrich, am Morgen mit seinem Wärter fortgegangen, Beide erschienen zu Mittag nicht, und die nach ihnen ausgesandten Dienstboten kehrten unverrichteter Sache zurück; der auf's Höchste beunruhigte Bojar stieg selbst zu Pferde, um seinen geliebten Sohn aufzusuchen; lauter Ruf schallte durch den Forst, aber Niemand antwortete ihm und vergebens waren seine, bei Nachbarn und Vorübergehenden eingezogenen Erkundigungen nach seinem theuren Kinde. Endlich nach drei Tagen zog man aus dem Flusse einen im Schilfe gefundenen Leichnam; er war ganz entstellt und nur an der Kleidung konnte man erkennen, daß es Anftimi der Wärter des jungen Wetscheslaw war. Vergebens aber blieben alle Bemühungen auch den Leichnam des Knaben aufzufinden. Da die bekümmerten Eltern ihm kein fürstliches Begräbniß verschaffen konnten, so ließen sie

in mehreren Kirchen für ihn beten; eine ganze Woche lang speisten sie Arme in ihrem Hause, die sie beim Abschiede reichlich beschenkten.

Nachdem sie Alles erfüllt hatten, was die Gebräuche der Kirche und ihre tiefe Trauer ihnen vorschrieben, besuchten der Bojar und seine Gattin mit ihrem übrig gebliebenen Sohne mehrere durch ihre Heiligenbilder und Reliquien berühmte Klöster. Ihre heißen Gebete und die Unterhaltung mit würdigen Mönchen milderte zwar ihren Schmerz; allein sie konnten sich nicht entschließen auf dem Gute zu leben, wo sie durch Alles an ihren unersetzlichen Verlust erinnert wurden, und sie ließen sich daher in Moskwa nieder. Der Himmel schenkte ihnen noch eine schöne und gute Tochter; ihr Sohn bildete sich zu einem vollkommenen Jünglinge aus und es schien, als wolle das Glück auf's Neue in ihr Haus einziehen.

„Nach Verlauf von 20 Jahren zog der Bojar mit seiner Familie wieder auf sein Gut zurück. Einige Zeit darauf meldete man ihm, daß ein alter Bettler unablässig darauf bestehe, mit ihm zu sprechen. Er ließ ihn kommen, und trotz der, durch Jahre und Leiden bewirkten Veränderung, erkannte er Anfimi, den man längst ertrunken geglaubt hatte. Als er ihn wie dem Grabe entstiegen vor sich sah, dachte Alexander mit Schrecken daran, daß auch Wetscheslaw vielleicht lebe, aber in Elend und Sklaverei.

„Anfimi!" rief er aus, „wo hast Du meinen Sohn gelassen, und wo lebtest Du so viele Jahre lang verborgen?"

„Erinnerst Du Dich, Bojar," antwortete Anfimi, „wie sehr ich Dich gebeten hatte, den abscheulichen Tataren nicht in Dein Haus zu lassen? Teimur entführte Deinen Sohn und Deinen treuen Diener. Ich habe seit jener Zeit fortwährend in Ketten geschmachtet, und Wetscheslaw unter dem Namen Aidar, hält sich für den Sohn Teimur's."

„Der unglückliche Vater fiel bewußtlos zu Boden; Anfimi's Angstgeschrei zog Sophia mit den Kindern herbei und im ganzen Hause gab es nichts als Thränen. Bald indessen kam der Bojar zu sich und erklärte sogleich, er wolle sich selbst in das Lager des Tataren begeben. Er hoffte die Verwirrung Teimur's und die Stimme der Natur würden den Betrug an den Tag bringen und seinen Sohn ihm wiedergeben.

„Mit verzweiflungsvollem Schmerz dachte Sophia an die blutige Hand Wetscheslaw's.

„Er wuchs auf als ein Feind Rußlands und der Kirche Christi," rief sie aus; „auch in jenem Leben sehen wir uns nicht wieder!"

„Sie konnte diesen schrecklichen Gedanken nicht ertragen, und während der Anstalten zu des Bojaren Reise brach das mütterliche Herz um nie wieder zu schlagen. Am Tage ihrer Beerdigung, als man sie noch kaum in's Grab gelegt hatte, sprengte ein Reiter in den Hof mit der Nachricht von einem plötzlichen Ueberfall der Tataren. Ihre zügellosen Horden überschwemmten Rußland wie eine Sturmfluth, und der Vortrab unter der Anführung des jungen Fürsten Aidar näherte sich Moskwa. Der Grosfürst von Moskwa befahl dem Bojaren Alexander, alle seine Bauern zu bewaffnen und sich schnell mit ihm zu vereinigen. Mit gebrochenem Herzen aber mit festem Willen gehorchte Alexander dem Befehle und bat Gott mit heißen Thränen, daß sein tiefer Kummer die Seele des unglücklichen Sohnes retten möge, der seine Hand gegen das Vaterland und die heilige Kirche erhoben hatte.

„Nachdem er Wetscheslaw nur mit Mühe überredet hatte, daß er sein Sohn sei, hatte Teimur alles Mögliche gethan, um jede Erinnerung an seine Kindheit in ihm zu vertilgen; aber obgleich ihm dies gelang, fürchtete er beständig, daß er die Wahrheit entdecken und ihn verlassen könne. Da er ihn leidenschaftlich liebte, hatte er den Chan,

auf den er großen Einfluß ausübte, auf alle Weise von einem Einfall in Rußland abzuhalten gesucht. Indessen war es einem für sein Vaterland und seine Religion enthusiasmirten russischen Gefangenen gelungen, Teimur mit dessen eigenem Dolch zu ermorden. Ein Augenblick des Verbrechens erzeugte eine Reihenfolge von Unglück und Elend. Der ergrimmte Chan brach mit seinen Horden in Rußland ein und Aidar voll Begier den Tod seines vermeintlichen Vaters zu rächen verbreitete Schrecken rings um sich her.

„Der Bojar wollte seine sechzehnjährige Tochter Ludmilla und Eupraxia, die Gattin Wsewolod's zu den Eltern derselben nach Nowgorod senden. Ludmilla weigerte sich entschieden das Grab ihrer Mutter und ihren Vater zu verlassen, aber Eupraxia, den Willen ihres Gatten befolgend, reiste mit ihrem dreijährigen Sohne ab. Bald nach ihrer Abreise und noch bevor sich die Männer des Bojaren Alexander gesammelt hatten, wurde sein Gut von einer Abtheilung Tataren überfallen. Wsewolod führte ihnen in eigner Person alle kampffähigen Bauern entgegen und trotz ihrer größeren Anzahl konnten die wilden Feinde den verzweifelten Muth der Russen nicht besiegen. Schon wollten sie fliehen, als sich ihnen noch einige Reiter zugesellten. Der reiche Anzug und das außerordentlich schöne Roß des jüngsten unter ihnen bezeichneten letzteren als einen der tatarischen Hauptanführer und seine Gegenwart entflammte seine Krieger zu neuem Muthe.

„Ludmilla befand sich in einem Zimmer, in welchem ihr Vater gewöhnlich zu arbeiten pflegte, und dessen Hauptschmuck ein hochverehrtes, von einem griechischen Maler verfertigtes Bildniß des Heilandes war. Als die Tataren sich zeigten, führte der Bojar seine Tochter in dieses Zimmer und empfahl sie mit seinem väterlichen Segen dem Schutze des Welterlösers. Voll Entsetzen drängten sich die weiblichen Bewohner des Hauses um ihre Herrin, aber während sie sich Mühe gaben, nichts zu sehen und nichts zu hören, folgte

Ludmilla, als wäre sie an's Fenster geschmiedet, mit ihren Blicken jeder Bewegung ihres Vaters und ihres Bruders. Sie zeigte auf den Himel und Anfimi las in ihren Augen die Ueberzeugung, daß sie diesen gefahrlosen Zufluchtsort bald erreichen werde.

„Eine kräftige Faust schlug an die verschlossene Thür, sie sprang aus ihren Angeln, und vor den zitternden Weibern stand der Häuptling der Tataren. Um den Mörder ihres Vaters und ihres Bruders nicht zu sehen, verbarg Ludmilla ihr Antlitz auf der Schulter ihrer Amme. Der junge Krieger bemerkte sie und mit flammenden Blicken betrachtete er ihre hinreißende Schönheit. Der verwundete Anfimi konnte keine Waffe führen und keine menschliche Kraft, schien es, konnte den wilden Tataren abhalten, das Schicksal der unglücklichen Waise zu bestimmen. Plötzlich aber fiel sein Auge auf das Bildniß des Erlösers: er staunte, in seiner Seele erwachte eine dunkle Erinnerung; er vergaß die reizende Jungfrau und betrachtete die Hand an die Stirne gelegt, das ganze Zimmer mit auffallendem Interesse. Die bebenden Frauen bekreuzigten sich; es kam ihnen vor, als erschien ihnen der Bojar selbst in tatarischer Tracht. Anfimi ließ den furchtbaren Ankömmling nicht aus den Augen. Letzterer streckte die Hand dem Heiligenbilde entgegen.

„Wetscheslaw! rief Anfimi und ein Schrei ertönte, von dem Fenster und Wände zu erzittern schienen. Anfimi stürzte auf Ludmilla zu. Sie zeigte ihr Antlitz, aber schon war jede Spur von Schönheit verschwunden; das Feuer der schönen großen Augen war erloschen, die blassen Wangen bebten, den blauen Lippen entschlüpften einige unverständliche Worte.

„Fürst Aidar," sagten eintretende Tataren, „ein Theil der Feinde ist vernichtet, der Rest entwaffnet; du bist hier unumschränkter Herr."

Aber ohne auf ihn zu hören, näherte der Fürst sich Ludmillen mit theilnehmender Miene.

„Vatermörder, rühre keine Christin an," schrie sie, und sank besinnungslos in die Arme der sie umgebenden Frauen.

Aidar stand wie vom Donner gerührt.

„Jage die Ungläubigen fort," riefen die Tataren, „sie bringen dir nur Unheil!"

Er winkte mit der Hand, daß sie selbst sich entfernen sollten. Sie wagten es nicht, sich zu widersetzen und verließen das Zimmer, erstaunt über die plötzliche Umwandlung ihres Fürsten.

„Wo bin ich?" fragte Aidar mit dumpfer Stimme? „Es ist mir, als hätte ich dich schon gesehen," fügte er hinzu, Anfimi die Hand reichend.

„Ganze zwei Jahre lang," erwiederte Anfimi, die ihm gereichte Hand an die Lippen drückend, „verließ ich dich nicht, weder bei Tage noch bei Nacht."

Erstaunt auf ihn blickend und dann auf die regungslos daliegende Ludmilla zeigend, fragte er:

„Und wer ist diese?"

„Deine Schwester," antwortete Anfimi.

Kalter Schweiß bedeckte das erbleichende Antlitz Aidar's. Er ließ sich auf eine Bank nieder, und abermals fielen seine Blicke auf das Christusbild.

„Ein inneres, mir selbst unerklärliches Gefühl," sagte er endlich zu Anfimi, „fordert mich auf, Dir mein Schicksal anzuvertrauen. Sage mir, für wen hältst Du mich? Was bedeuten Deine fruchtbaren Worte?"

Sich die herabfließenden Thränen trocknend, erzählte Anfimi von der Kindheit Wetscheslaw's, von dem Blutmal auf seiner Hand, wie Teimur ihn entführte und wie er selbst viele Jahre im Kerker hatte zubringen müssen, weil er Wetscheslaw nicht hatte überreden wollen, daß er Aidar, der Sohn Teimur's sei.

Der unglückliche Jüngling seufzte aus tiefer Brust.

„Das Leben kann ich Vater und Bruder, die von meiner verbrecherischen Hand den Tod empfingen, nicht wieder

geben," sagte er nach langem Stillschweigen; „ich weiß aber. was die Religion Christi für Vergießung geheiligten Blutes verlangt; ich hab' es gesehen, wie russische Fürsten und ihre gemeinen Krieger, ihren Gott auf den Lippen, unter schwerer Marter den Tod erlitten."

Die Kniee vor dem Bildnisse beugend, betete Wetscheslaw zu ihm, den unwillkürlichen Verbrecher nicht zu verstoßen. Ein Lächeln schwebte auf Ludmilla's Lippen; sie schlug die Augen auf und winkte ihren Bruder zu sich.

„Bald werden wir Alle auf ewig vereint sein," sagte sie, ihn mit zärtlicher Liebe umarmend, und ihr Haupt sank an seine Brust. Ihre reine Seele stieg freudig zum Himmel empor.

Wetscheslaw machte die Tataren mit seiner Herkunft bekannt und daß er, zum Glauben seiner Väter zurückgekehrt, sein Vaterland vertheidigen werde. Einige der wilden Krieger flohen mit Entsetzen von ihm; viele aber konnten sich lange nicht entschließen, ihren wahrhaft geliebten Anführer zu verlassen; sie flehten ihn an, bei ihnen zu bleiben, und sich selbst vor der Rache des Chan's zu schützen. Sie erboten sich sogar, das ganze Heer aufzuwiegeln, um ihm die Oberherrschaft zu verschaffen. Wetscheslaw war von ihrer Anhänglichkeit lebhaft gerührt, antwortete ihnen jedoch, daß er nur Rußland zu befreien wünsche, und zu seinen Kriegern nur Christen nehmen würde.

Alle entfernten sich, bis auf drei Reiter, die sich durch Kraft und Muth auszeichneten, und sich bereit erklärten, mit Aidar zugleich die heilige Taufe anzunehmen.

Die noch übrig gebliebene Mannschaft seines Vaters sammelnd, befreite Wetscheslaw die Umgebend von den sie verwüstenden Tartaren. Von allen Seiten stießen Kämpfer zu ihm, doch bevor es ihm gelang, sich mit dem Großfürsten von Moskwa zu vereinigen, ward er von dem, über seine glücklichen Erfolge außer sich gebrachten Chan mit aller seiner Macht überfallen. Nach einem hartnäckigen, bluti-

gen Kampfe wurden die Russen vernichtet, die drei tapferen Reiter unter seinen Augen niedergemacht, und er selbst fiel zwischen den Leichen der von ihm erschlagenen Tataren. Da die Sieger noch Leben in ihm bemerkten, brachten sie ihn in ihr Lager, und während die lange auf ihn eifersüchtigen Fürsten hofften, der Chan würde sich streng an ihm rächen, wollte dieser, der von Natur rauh war, aber hohe Tapferkeit zu schätzen wußte, den Versuch machen, ob er durch neue Gnadenbezeugungen den Helden nicht wieder für sich gewinnen könne.

Als Wetscheslaw hinlänglich zu Kräften gekommen war, um wieder gehen zu können, ließ ihn der Chan vor sich kommen, und empfing ihn im vollen Glanze seiner Größe und Hoheit. Kaum vermochte er ihn zu erkennen, so sehr hatten seine schweren Wunden, sein tiefer Kummer und seine bittere Reue ihn verändert.

„Aidar," sprach der Chan, „Du hast mich sehr gekränkt; ich will aber des Vergangenen nicht gedenken, die Ungläubigen hatten dich durch Zauberkünste verblendet, und nicht Dein Wille, sondern ein böser Geist leitete Deine Schritte! Von heute an bist Du der Verlobte Amina's, der schönsten Jungfrau im ganzen Orient; empfange dieses Wort als Unterpfand unserer erneuerten Freundschaft und morgen stelle Dich an die Spitze meines Heeres und vertilge die zusammengelaufenen Haufen der verächtlichen Feinde."

Wetscheslaw trat einige Schritte zurück.

„Herr," sprach er, die Hände demüthig faltend, „ich kann Deinen Willen nicht erfüllen, ich bin ein Russe, ein Christ."

„Verwegener, undankbarer Sclave!" rief zornig der Chan, „Du weisest meine geliebte Tochter zurück? Nun, so fühle den ganzen Grimm des gereizten Herrschers!"

Den wilden Tagoi herbeirufend, befahl ihm der Chan, Aidar auf die qualvollste Weise zu tödten. Dieser Befehl wurde mit der ganzen Grausamkeit eines rohen Ta-

taren vollzogen. Der wüthende Tagoi goß selbst den ersten Kessel siedenden Wassers über Wetscheslaw's Haupt, riß ihm die Nägel aus, und stieß ihm scharfe Haken in den Leib. Unter den Martern seiner blutdürstigen Mörder betete Wetscheslaw leise vor sich hin; aus seinen gegen Himmel gerichteten Augen sprachen in leuchtenden Blicken: Glaube, Liebe und Hoffnung. Der von Kummer zu Boden gedrückte Anfimi stand neben ihm; der erhabene Dulder selbst tröstete den treuen Diener, und als er, der schweren Marter erliegend, zusammensank, hörte Anfimi, der ihn an seine Brust drückte, aus seinen erkalteten Lippen noch die Worte: Herr, nimm mich in dein Reich auf.

Sein Henker wollte seinen Leichnam den wilden Thieren vorwerfen; aber Anfimi umfaßte weinend die Kniee des Chan's, und erflehte sich von ihm die Erlaubniß, die Ueberreste seines Herrn nach dem Gute zu bringen, wo die Eltern des Unglücklichen begraben lagen. Seinen Untergang vorhersehend, hatte Wetscheslaw alle seine Kostbarkeiten Anfimi übergeben und ihm gerathen, sie in der Erde zu vergraben. Als Anfimi nach dem Abzuge der Tataren sie wieder ausgegraben hatte, ließ er, den letzten Willen Wetscheslaw's erfüllend, eine Kirche zu Ehren des Gottgebornen Erlösers erbauen, und in derselben das schon früher erwähnte Heiligenbild aufstellen, welches er in den Zweigen einer starkbelaubten Buche auf der Grenze der Besitzung des verstorbenen Bojaren gefunden hatte. Wie es dort hingekommen war, wußte man nicht, schrieb es aber dem Schutz der göttlichen Vorsehung zu, welche den letzten Trost einer fremden Familie habe retten wollen. Nachdem die habgierigen Feinde die ganze Umgegend verwüstet hatten, ließen sie das Gut in Ruhe, und später ging das Gerücht, daß, als sie sich demselben genähert, ihnen ein majestätischer Mann in fremder Tracht entgegen getreten sei; daß der Glanz seiner Augen das Tageslicht verdunkelt und eine Bewegung seines Fingers die Plünderer in die Flucht geschlagen habe.

„Die Gemalin Wsewolods kehrte aus Nowgorod mit ihrem Sohn zurück und bezog ein neuerbautes Haus, das ohngefähr zehn Werst von Spask entfernt lag. Als ihr Sohn volljährig geworden war, konnte auch er sich nicht entschließen, an einem Orte zu leben, wo so schreckliche Ereignisse stattgefunden hatten. Er liebte aber die von Anfimi erbaute Kirche, besuchte sie oft, beschenkte sie reichlich und vergrößerte sie durch den Anbau einer, der Mutter Gottes geweihten Nebenkirche.

„Schenke o Herr, Deinen ewigen Frieden den Seelen Deiner abgeschiedenen Kinder, des Bojaren Alexander, der Bojarin Sophia Wsewolods, Wetscheslaws, Ludmillas und Eupraxias!“

So endigte die aus alten Notizen und aus Traditionen entlehnte Erzählung. Voll Verehrung für das wunderthätige Bildniß Christi bewiesen die Nachkommen des Bojaren Alexander demselben immer gleiche Anbetung und als ein Urenkel Wsewolods, der als der letzte seines Stammes übrig geblieben war, durch Heirat mit dem Fürsten Schuiski verwandt wurde, trugen diese angesehenen Bojaren gleichfalls die größte Sorgfalt für die Spaskische Kirche.

Während des Vorlesens der Handschrift hatte Fürst Michailo oft inne gehalten, um sich die Thränen zu trocknen, die ihm bei Schilderung der hohen christlichen Tugenden entfallen waren, die fest und unerschütterlich blieben, obgleich ihnen auf Erden nichts als Leid und Trübsal zu Theil wurde. Auch die Fürstin Aléona und Fürst Wassili waren tief gerührt; Fürst Dimitri aber äußerte, daß es ihm keineswegs angenehm sei, sich zur Verwandtschaft Wetscheslaw's zählen zu müssen, der Glauben und Vaterland verläugnet und Vater und Bruder erschlagen habe; daß er es nicht zu begreifen vermöge, wie sein Urgroßvater eine Braut aus einem solchen Geschlechte habe wählen können und daß gerade seit jener Zeit das Unglück über die Schuiski's ausgebrochen sei.

„Du hast Recht," sagte Fürst Wassili, „wir können uns lange keiner glücklichen Tage rühmen; wenn Du aber nicht geschlafen hast, während Michailo vorlas, so mußt Du wissen, daß Wetscheslaw an unserm Unglück durchaus keine Schuld hat; Du mußt gehört haben, daß er seine unwillkührlichen Sünden mit dem qualvollsten Tode büßte."

Der Geistliche bestätigte die Ansicht Wassili's.

Michailo, der keinen Antheil an diesem Gespräche genommen hatte, ging nach dem Gottesacker. Die alten, etwas erhabenen Grabmäler waren rund umher mit dickem, grauem Moos bewachsen; aber die Steinplatten, die auf ihnen lagen, hatten von Natur eine solche Härte, daß sie noch nach Jahrhunderten vollkommen glatt und rein geblieben waren, und die Inschriften waren nur deshalb schwer zu lesen, weil seit jener Zeit die Schriftzeichen sich sehr verändert hatten. An eine starke Eberesche gelehnt, die aus dem Grabe der jungen Ludmilla emporgeschossen war, überließ sich der Fürst melancholischen Erinerungen an die Vergangenheit und ernstlichen Besorgnissen wegen der Zukunft. Bleich und hager stand er da; die röthlichen Beeren hingen wie ein feuriger Kranz über sein Haupt herab, und wer an Geistererscheinungen glaubte, hätte bei der eintretenden Dämmerung den jungen Fürsten leicht für den Schatten des tugendhaften Bojaren Alexander oder für den Geist des eifrigen Christen Wetscheslaw halten können.

Sechstes Kapitel.

Ratomski, Starost von Ostersk, der erste Gefährte des falschen Dimitri, brachte eine junge und schöne Tochter mit nach Moskwa. Octavia Ratomska, Freundin der Marina Mnischek, liebte leidenschaftlich den Putz und

suchte eben so sehr zu gefallen als Marina zu herrschen strebte. Nur die Polen zu entzücken, schien ihr indessen für ihr Glück nicht genug. Während sie sich an ihren Schmeicheleien ergötzte, dachte sie oft daran, wie ruhmvoll es für sie sein würde, irgend einen angesehenen Nachkommen Wladimir's des Großen zu fesseln oder einen halbwilden tartarischen Fürsten zur Anerkennung der Obermacht ihres Geschlechtes zu zwingen, und rohe, furchtlose Krieger in sclavische Anbeter eines jungen Mädchens umzuwandeln. Sie kam bald nach dem Sturz der Fürsten Schuiski in Moskwa an, wo sie große Festlichkeiten erwartete, bei denen sie Alles um sich her zu bezaubern hoffte. Sie machte die Bekanntschaft der vornehmsten Bojarinnen, aber alle kamen ihr schwerfällig, lächerlich und ganz unerträglich vor; da sie jedoch nichts zu thun hatte, besuchte sie sie oft, und war aufmerksam auf jedes ihrer Worte, auf jede ihrer Bewegungen, um sich bei ihren Landsleuten und selbst bei dem falschen Dimitri in dessen Gesellschaft sie oft war, über sie lustig zu machen. Die spöttischen Bemerkungen der leichtsinnigen Octavia und der Wunsch, klüger zu erscheinen, als seine Landsleute, veranlaßten den Pseudo-Zaaren eine völlige Nichtbeachtung der russischen Sitten und Gebräuche zu zeigen; aber dadurch machte er sich immer mehr Feinde, während schon Viele die unbegreifliche Leichtgläubigkeit bereuten, mit der sie einen Mann als Herrscher anerkannten, der unter dem Schutz der ewigen Feinde Rußlands aufgetreten war.

Einige Monate lang schienen die Bojaren, in der Besorgniß, den Zaar zu erzürnen, und um sich bei ihm beliebt zu machen, die Verwandten des Fürsten Wassili Iwanowitsch Schuiski gänzlich vergessen zu haben; nach und nach aber gaben sie dieses kriechende Benehmen auf und bald sah man wieder vor der Wohnung der Fürstin Aléona Petrowna die Wagen angesehener Besucher. Die Fürstin war jedoch sehr vorsichtig und um ihren geliebten Sohn nicht in gefährliche Verbindungen mit Personen zu bringen, auf deren Zu-

verlässigkeit und edle Denkungsart sie nicht rechnen konnte, so liess sie sich fast immer verläugnen. Uebrigens brachte sie wirklich den größten Theil ihrer Zeit in verschiedenen benachbarten Kirchen zu. Fürst Michailo war nicht in Moskwa, denn er hatte sich, nachdem er seine Oheime bis Spask geleitet, ins Bieloserskische Kloster zum heil. Cyrill begeben.

Als der Pseudo-Zaar seiner Braut als ewiges Besitzthum Nowgorod und Pskow abtrat, schrieb der Wojewod von Sendomir an Ratomski und bat ihn, sich nach dem Zustande dieser Gebiete zu erkundigen, die einst berühmte Freistaaten gewesen waren. Ratomski, welcher wußte, daß Fürst Skopin-Schuiski unter der Regierung Feodor's Wojewod von Nowgorod gewesen, glaubte Alles, was ihm zu wissen nöthig war, am besten von der Witwe des früheren Wojewoden erfahren zu können. Er besuchte daher die Fürstin in Gesellschaft seiner Tochter. Anfangs wollte er der letzteren nur eine neue Bekanntschaft verschaffen; bald aber bedachte er, wie vortheilhaft es für ihm werden könnte, sich die Freundschaft einer reichen und vornehmen Dame zu erwerben, deren einziger Sohn nicht vermählt war, und er that nun alles Mögliche, um diesen Zweck zu erreichen. Der Fürstin Aleona war diese Bekanntschaft sehr angenehm. Auch sie hatte ihre Pläne, die jedoch mit denen des Starosten von Ostersk nichts gemein hatten; aber ihre Artigkeit und Zuvorkommenheit überredeten Octavia, daß sie wünsche, sie zur Schwiegertochter zu bekommen. Das leichtsinnige Mädchen bildete sich mit der größten Selbstzufriedenheit ein, durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit den jungen Fürsten so sehr gefesselt zu haben, daß von ihren Blicken oder Worten sein Glück abhinge. Dieser Gedanke machte ihr Vergnügen, aber es kam ihr nicht in den Sinn, daß sie sich in einen Russen verlieben könne, und sie glaubte nicht einmal, daß eine solche Verbindung ihren mannigfaltigen, launenhaften Ansprüchen genügen würde. Sie fuhr indessen fort, die Fürstin oft zu besuchen, und da sie die edle Frau unwillkührlich

achten mußte, so fing sie an zu glauben, der Sohn könne ihrer Aufmerksamkeit vielleicht ebenfalls würdig sein. Eitelkeit, Langeweile und Neugier führten sein Bild ihr beständig vor Augen; nach und nach nahm sie mehr Antheil an Allem, was ihn betraf, und als sie erfuhr, daß sein Aeußeres empfehlend sei, und daß er polnisch spreche, konnte sie es nicht erwarten, seine Bekanntschaft zu machen, um ihm, sei es auch nur zum Zeitvertreib, europäische Bildung beizubringen. Das Haus der Fürstin Skopin-Schuiski glich nicht im Mindesten den üppigen Wohnungen der polnischen Magnaten. Octavia fand es fast eben so öde, wie das Ursuliner Kloster in Wilna, in welchem die Schwester ihrer Mutter als Nonne lebte und wo sie einst eine Woche zugebracht hatte. Sie wußte aber, daß es Kostbarkeiten enthielt, welche hinreichten, das ganze Haus umzugestalten, und schon entwarf sie Pläne, wie sie das Zimmer ausschmücken wollte, in dem sie die Fürstin gewöhnlich empfing. Inzwischen hörte man nichts von der Rückkehr des Fürsten Michailo. Seine lange Abwesenheit mißfiel Octavia; sie glaubte, die Fürstin sei entweder besorgt, ihr Sohn werde in Gesellschaft der hochgebildeten Polen eine zu traurige Rolle spielen, oder das Unglück des Fürsten Wassili habe dem Herzen des Neffen einen solchen Widerwillen gegen die Welt eingeflößt, daß er sich völlig in ein Kloster verschließen werde. Ein solcher Entschluß aber würde die romantischen Träume der schönen Polin völlig zerstört haben; sie konnte nicht ohne Schmerz und Verdruß daran denken und hatte sogar nicht die Kraft, es der Fürstin zu verbergen, daß sie sie nicht nur für eine gleichgültige, sondern für eine hartherzige Mutter hielt. Die Fürstin hielt es jedoch nicht für gerathen, öfter als bisher von ihrem Sohne zu sprechen, und auf alle Fragen Octavia's erwiderte sie daher gewöhnlich, daß ihr Sohn ein gegebenes Gelübde zu lösen habe.

Im Monat Februar, als man in Moskwa bereits Anstalten zur Vermählung des Pseudo-Zaaren traf, kehrte Fürst

Michailo endlich aus dem Kloster zurück. Seine Mutter empfing ihn um so freudiger, als sie ihre durch Kummer zerstörte Gesundheit in der stillen Einsamkeit, wo ihr von allen Unbilden des falschen Dimitri nichts zu Ohren kam, völlig wieder erlangt hatte. Während sie ihrem Sohne Alles erzählte, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatte, trat Lukerja ins Zimmer und meldete die Ankunft der jungen Ratomska.

Die Fürstin ging Octavia entgegen, während Sergeitsch Lichter in schweren silbernen Leuchtern brachte und im Fortgehen vor sich hin brummte: „Ein Gast zur Unzeit ist schlechter als ein Tatar.“

Octavia hatte eine Verwandte, Namens Gembitzka, mit sich gebracht, deren unfreundliches Wesen, häßliches Gesicht und unschöner Wuchs die Lieblichkeit, Grazie und Schönheit der jungen Ratomska in ein noch hellereres Licht stellte. Diese war von mittlerem Wuchs, aber schön gebaut; in ihren großen Augen spiegelte sich abwechselnd ein zärtliches, für wahre Liebe empfängliches Gefühl und die Beweglichkeit eines heiteren sorglosen Geistes. Bisweilen lächelte sie mit dem ganzen Reiz holder Unschuld; oft aber war ihr Lächeln spöttisch nnd boshaft. Die Weiße ihres Gesichts setzte in Erstaunen. Die Damen von Moskwa wollten nicht glauben, daß sie natürlich sei, und sie versicherten, daß die Polinnen sich ohne alle Ausnahme der Schminke bedienten, obgleich, wie sie eingestanden, mit einer Geschicklichkeit, die man in Rußland nicht besaß.

Octavia trat ins Zimmer, aus vollem Halse lachend.

„Sagt mir, liebe Fürstin,“ rief sie aus, „was für ein Mann ist Euer Vetter, Fürst Wassili Schuiski? So eben begegnete mir der Zaar und sagte mir mit sehr wichtiger Miene, daß ich mich leidenschaftlich in Euren Verwandten verlieben solle.“

„Und wo sollt Ihr mit ihm zusammentreffen?“ fragte die Fürstin, nur mühsam ihr Mißfallen verbergend.

„Der Zaar will, ich soll nach Galitsch reisen."

„Das wollte ich Euch nicht rathen, weil ich Niemandem die Erfahrung einer unglücklichen Liebe wünsche."

„Ihr verzweifelt also völlig daran," sagte Octavia unter fortwährendem Gelächter, „daß ich dem Fürsten Schuiski gefallen könne? Dimitri ist gütiger wie Ihr; er hofft . . . . ."

Bei diesen Worten erblickte Octavia den Fürsten Michailo und erröthend schwieg sie.

„Mein Gott!" sagte sie nach einem Augenblick zur Fürstin, „ich bin so sehr gewohnt, Euch allein zu sehen, daß ich nicht bemerkte . . . . ."

„Mein Sohn; er ist so eben angekommen und ich hätte ihn Euch schon vorgestellt, wenn Eure Unterredung mit dem Zaaren Euch nicht so sehr beschäftigt hätte."

Octavia erschien dem, der ihre Einbildungskraft so lange schon beschäftigte, zum ersten Male in einem sehr ungünstigen Lichte. Ihre Vertraulichkeit mit dem falschen Dimitri erregte in Michailo ein unangenehmes Gefühl, und die Scherze, die sie sich in Bezug auf seinen Oheim erlaubte, überzeugten ihn, daß die junge Ratomska weder Sittsamkeit, noch Gefühl besitze, ohne welche auch die glänzendsten Eigenschaften ihn nicht fesseln konnten. Nachdem er sie kalt begrüßt, nahm er in einiger Entfernung Platz, ohne sich an die reizende Besucherin zu wenden.

Die sonst nicht blöde Octavia wurde so verlegen, daß sie völlig vergaß, weshalb sie zur Fürstin gekommen war. Unwillkürlich fielen ihre Blicke auf den Fürsten Skopin: seine Züge, seine Gestalt, seine Stimme waren ganz anders, als sie es sich vorgestellt hatte; sie wunderte sich nicht mehr, daß er so lange von Moskwa abwesend war, und außerordentlich gerne wär: sie Augenzeuge der ersten Zusamenkunft des jungen Nachkommen der Fürsten von Susdal mit Dimitri gewesen, der noch vor Kurzem ein Diener des Fürsten Wischnewetzki war.

„Warum, liebe Octavia,“ fragte die Fürstin, „erzählt Ihr mir nicht, wie Ihr Euren gestrigen Geburtstag zubrachtet?“

„Seit meiner Abreise aus Krakau,“ erwiederte Octavia, „war ich nicht so fröhlich wie gestern. Wie viel Gäste da waren, wie viel ich getanzt habe und wie ich gekleidet war, davon schweige ich: das sind gewöhnliche Dinge. Aber stellt Euch vor, schon Früh Morgens besuchte mich der Zaar, um mir Glück zu wünschen, und schenkte mir dieses Halsband. Ich konnte vor Freude nicht zu mir selbst kommen; Ihr wißt, wie lange ich mir schöne Perlen gewünscht habe.“

„Erlaubt,“ sagte die Fürstin „daß ich sie näher betrachte.“

Octavia nahm das Halsband ab, das aus sechs Reihen großer runder Perlen mit einem großen, reich mit Brillanten besetzten Amethystschlosse bestand, und reichte es der Fürstin.

„Nicht, wahr,“ sagte sie, „keine einzige Bojarin von Moskwa hat einen solchen Halsschmuck? Es ist ein wahrhaft Zaarisches Geschenk; man kann darnach die Freigebigkeit Dimitri's beurtheilen, und wie reich er diejenigen belohnt, die das Glück haben, ihm zu dienen!“

Die Fürstin seufzte tief und in ihren Augen zeigten sich Thränen. Lange betrachtete sie die Perlen mit schmerzlichem Nachdenken, und sagte, sie Octavia wieder einhändigend, mit bebender Stimme, sie wünsche innig, Octavia möge glücklicher sein, als die frühere Besitzerin dieses kostbaren Schmuckes.

„Ihr kennt diese Perlen?“ fragte mit Lebhaftigkeit Octavia, der die tiefe Erschütterung der Fürstin um so auffallender war, weil sich ihre Aufmerksamkeit während der Zeit mit einem andern Gegenstande beschäftigt hatte.

„Ach!“ sagte die Fürstin, „ihr Schicksal war schrecklich!“

„Um Gotteswillen, saget schnell, von wem sprecht Ihr?“

„Diesen Halsschmuck schenkte der dänische Königssohn Jagan seiner Braut, der Zarewna Xenia Borissowna.“

Octavia erblaßte, zitterte, und ihre Freundin Gembitzka konnte kaum den, ihr aus den Händen fallenden Schmuck auffangen. Nur vor Kurzem erst hatte sie die Ermordung der sanften Gemalin des ehrgeizigen Godunoff erfahren, und obgleich ihr Vater selbst ihr gesagt hatte, daß die Theilnehmerin an der gesetzwidrigen Größe ihr trauriges Los verdient habe, so erstarrte dennoch ihr Herz bei der lebhaften Vorstellung des beklagenswerthen Todes der Zaarin. Es schien ihr, als sähe sie es, wie die mit ihrem Blute bespritzten Räuber die verzweifelnde Tochter fortschleppten, wie sie die geliebten Perlen von ihrem Halse rissen! Sie zweifelte nicht daran, daß Dimitri sie nur deshalb nicht Marina zum Geschenk gemacht habe, weil ein solcher Schmuck als ein übles Vorzeichen angesehen werden könnte.

„Warum,“ rief sie aus, nicht gewohnt, mit dem, was ihr in den Sinn kam, zurückzuhalten, „warum sagtet Ihr es mir, wem der Schmuck einst gehört hat! Ich fürchte mich jetzt, ihn anzusehen!“

Die Fürstin beschloß, die plötzliche Erschütterung der jungen Ratomska zu benützen.

„Ich gestehe“, antwortete sie, „daß es mir nicht leid thut, Euch diesen Kummer bereitet zu haben, geliebte Octavia. Jedermann würde es Euch sagen, daß er diesen Schmuck bei der Tochter des Zaaren Boris Feodorowitsch sah; es ist also besser, daß Ihr selbst es schon früher wißt. Uebrigens ist es in solchen Fällen sehr zu empfehlen irgend ein recht wohlthätiges Werk zu thun; der Herr belohnt Euch gewiß dafür . . .“

„Ach, ich will ja Alles gern thun, wenn ich nur keine Veränderung meines Schicksals zu befürchten habe!“

Suchet das Volk zu beruhigen! Die Strenge des Zaaren bringt es zur Verzweiflung . . .“

„Ich glaubte, Fürstin,“ unterbrach sie Octavia

abermals, „Ihr würdet mir etwas zu thun vorschlagen, was von meiner Person abhängt. Mit Freuden würde ich Arme kleiden oder irgend ein Gebäude zu frommen Zwecken erbauen; aber bedenkt selbst, ob ich mich wohl dazu entschließen könnte, dem Zaaren zu sagen, daß man mit seiner Regierung unzufrieden ist!“

„Ihr rühmtet Euch soeben seiner Gnade. Ihr müßt ihm die Wahrheit sagen; glaubt mir, Octavia, seine Ruhe, das Glück seiner Braut, ja Euer eigenes hängt von der Liebe der Russen ab. Wenn Ihr den Zaar bätet dem Für- Wassili Iwanowitsch Schuiski Freiheit und Ehre zurückzugeben ...“

„Wie?“ fiel Gembitzka ihr heftig in die Rede, „Ihr wollt gnädige Frau, meine unerfahrne Verwandte überreden, sich für Den zu verwenden, den der Zaar und alle Polen für ihren bittersten Feind halten müssen? Laßt uns gehn, Octavia,“ fuhr sie fort, indem sie sich erhob, „Ihr dürft dergleichen Vorschlägen kein Ohr leihen; Jeder der dem Zaaren ergeben ist, muß es fühlen, daß die Begnadigung Schuiski's ein großer Fehler sein würde, und daß er zu unserer Aller Sicherheit ewig verbannt bleiben muß.“

„Nein,“ rief Fürst Michailo, „das wird wenig Nutzen bringen! Ich sehe Euch zum erstenmal,“ fuhr er fort, sich Octavia nähernd, „und habe kein Recht Euch um irgend etwas zu bitten. Aber Ihr seid jung und scheinet ein mitleidiges Herz zu haben; verachtet nicht die Dankbarkeit eines ganzen Volkes; verschafft den Fürsten Schuiski die Freiheit: sie sind allgemein beliebt!“

Octavia erwiderte nichts. Einen Blick auf seine Mutter werfend, kehrte Michailo auf seinen früheren Platz zurück, es bedauernd, seine Worte an eine leichtfertige, eigensinnige Polin verschwendet zu haben. Alle schwiegen.

„Dimitri,“ sagte endlich Octavia, ihre Augen erhebend, in denen sich ein tiefes Gefühl aussprach, „veranlaßte mich sehr zur Unzeit mit Alter und Unglück Scherz

zu treiben. Gebe Gott, daß er eben so innig wie ich, es wünscht, diesen Fehler wieder gut zu machen! Seid überzeugt theure Fürstin, daß ich heute nicht früher mein Haupt zur Ruhe lege, als bis ich meinen Vater dahin gebracht habe, daß er es dem Zaar vorstelle, wie sehr es zu seinem Ruhm gereichen werde, das Vergehen des Fürsten Schuiski zu vergessen!"

Von der Fürstin Abschied nehmend, ließ Octavia ihren Halsschmuck bei derselben zurück, mit der Versicherung sie werde ihn nicht eher wieder annehmen, als bis alle ihre Wünsche erfüllt sein würden; erst dann werde sie ihn mit Vergnügen tragen, und an die unglückliche Xenia denkend, inbrünstig zu Gott beten, den Kummer der Fürstin zu lindern. Als sie wegfuhr war es auf der Straße kalt und dunkel. Ihr Vater wohnte in dem entlegensten Theile von Bielgorod (ein Theil von Moskwa) und auf einem wüsten Platz wäre Octavia's Schlitten fast umgeworfen. Von Natur sehr worlkarg, hörte Gembitzka nicht auf sich zu beklagen, daß bei den rohen Bewohnern Moskwa's mitten in der Stadt die Wege so verweht seien, wie auf einer Steppe. Ihre rauhe Stimme verrieth einen heftigen Verdruß, und gewiß war sie nicht sowohl über den schlechten Weg, als über etwas Wichtigeres aufgebracht, oder sie hielt es für ihre Pflicht bei jeder Gelegenheit auf die Russen zu schmähen.

Lange Zeit schien es, als bemerkte Octavia gar nicht, was um sie her vorging.

„Nicht wahr, Panna (Frau) Hedwig," fragte sie endlich, als erwachte sie aus tiefem Schlaf, „Fürst Skopin gleicht meinem seligen Bruder?"

„Welchem?" fragte kalt Panna Gembitzka.

„Sonderbare Frage! Als ob ich mich Casimirs erinnern könnte, der schon fast seit fünfzehn Jahren todt ist!"

„Ihr bildet Euch also ein," versetzte Gembitzka mi spöttelnden Tone, „daß der Moswkaer, der Neffe des

Verräthers Schuiski, Eurem Bruder Wladislaw ähnlich sehe?“

„Neffe des Verräthers?“ fuhr Octavia ärgerlich auf; „es ist Euch wohl entfallen, Panna Hedwig, daß Fürst Skopin aus einem regierenden Hause stammt, und daß mein Vater sich durch die Bekanntschaft mit seiner Mutter und die Freundschaft die sie mir beweist, sehr geehrt und geschmeichelt fühlt?“

„In der That ... Indessen bin ich überzeugt, der Herr Starost hat nicht daran gedacht, daß durch diese beneidenswerthe Bekanntschaft seine Tochter ihren... (sie wagte nicht zu sagen ihren Verstand sondern sie sagte) ihr Gedächtniß verlieren würde;“ sie legte aber auf dieses Wort einen solchen Nachdruck, daß Octavia, wäre sie nicht so angenehm zerstreut gewesen, den geheimen Sinn der Aeußerung ihrer übel gelaunten Verwandten leicht würde errathen haben.

„Vielleicht,“ erwiderte Octavia, nach kurzem Stillschweigen, „stimmen nicht alle Züge des jungen Fürsten mit den Zügen Wladislaw's überein; aber wenn ich ihn ansah, war es mir immer, als sähe ich ihn nicht zum erstenmale. Nichts hat mich noch so lebhaft an meinen geliebten Bruder erinnert; lange wurde mein Herz nicht so freudig bewegt!“

„Der am Ufer der Desna von einem wüthenden Moskwaer verwundete Wladislaw starb in meinen Armen,“ sagte Gembitzka mit dumpfer Stimme. „Wenn der Herr meine sündigen Gebete erhört, so erwartet, gleich Deinem Bruder, ein blutiges Ende den jungen Fürsten, durch den Tausende von tapferen Polen umkamen ...“

„Wie könnt Ihr nur an so etwas denken?“ fiel Octavia ein, und welche Lust findet Ihr daran, mich zu erschrecken?“

„Das dunkelbraune Haar kam Dir blond vor, blaue Augen grau, eine große Gestalt erschien Dir mittelmäßig!

Ist es Dir denn entgangen, wie seltsam seine Adern an der rechten Hand sich durchkreuzten und wie seine Augen umherrollten bei jedem polnischen Namen?"

„Ich beneide Eure Gelehrsamkeit mit der Ihr Alles von der schlechten Seite ausleget," sagte Octavia. „Was mich betrifft, so sah ich nur ein freundliches Lächeln, als ich versprach, mich für die Rückkehr seines Verwandten zu verwenden; seine Augen leuchteten in einer himmlischen Klarheit; seine Stimme sagte, daß wenn er liebe, er ewig lieben werde!"

„Du hast ganz Recht," rief Gembitzka mit höhnischem Gelächter, „und wenn Du oft so richtig erräthst, so wirst Du bald klüger sein als ich, obgleich ich es nicht zum erstenmal von Dir höre, daß Du mit meinem Wissen nichts zu thun haben willst!"

Als der Schlitten an der Treppe des Starosten Ratomski hielt, erschien anstatt der Menge von Dienern, die gewöhnlich ihren Herrschaften entgegen kamen, nur ein schnurbärtiger Greis in einer rothen Kontusche, welcher auf die Knie fallend und den Saum von Octavia's Pelze küssend, für die abwesende Dienerschaft welche in den Hof eines benachbarten Hauses gegangen war, um einer Hochzeit zuzusehen, um Verzeihung bat.

Der Alte geleitete Octavia in den Saal und stellte eine Laterne auf den Tisch, um Lichter zu holen.

„Siehst Du," sagte Gembitzka, „wie öde und dunkel es heute hier ist; noch ist es Dir nicht begegnet so in Dein Haus zurückzukehren. Das wird Dein Schicksal sein, wenn Du nicht aufhörst an Deinen Moskwaer zu denken!"

Unwillkürlich zusammenschaudernd blickte Octavia ihre Verwandte an. Diese stand gerade der Laterne gegenüber, und von dem durch das grüne Glas fallendem Lichtscheine, glich ihr Gesicht fast dem Antlitz eines gewaltsam um's Leben Gekommenen; ihre Augen waren halb geschlos-

sen, Mißgunst und böser Wille malten sich in den tiefen, ihre bleichen, trockenen Lippen umziehenden Runzeln.

„Wo ist mein Vater?“ rief Octavia, sich überredend, das Entsetzen das sie fühlte, käme von dem unseligen Einfluß des Halsschmuckes der beklagenswerthen Zaarewna, und es drängte sie daher, diesen Einfluß dadurch zu bannen, daß sie ihren Vater anflehte, den Russen ihren geliebten Bojaren zurück zu geben.

Panna Gembitzka trat ganz nahe zu Octavia, obgleich sie ganz allein im weiten Saale waren, und flüsterte ihr zu:

„Niemals wird er sich entschließen eine Polin zur Frau zu nehmen; niemals wird er einen Freund Dimitri's Vater nennen; niemals wird er seine Knie vor dem Papst beugen. Im Himmel wird er dafür verstoßen, auf Erden aber mächtig sein; von allen Moskwaern die ich und Du kenne, ist er den Unsrigen am gefährlichsten.“

Nachdem sie dies gesagt hatte entfernte sie sich so leise, daß die in Nachdenken versunkene Octavia ihre Abwesenheit nicht sogleich bemerkte.

Hedwig Gembitzka, eine nahe Verwandte des Starosten Ostersk, kam schön zur Welt und wurde schon in früher Jugend von Anbetern umringt. Mit einem kalten, ja harten Herzen in der Brust, brannte sie vor Ehrgeiz, und hatte, sich mit dem Gedanken schmeichelnd, die Gemalin des Bruders des berühmten Stephan Batory zu werden, rücksichtslos mehrere Anträge zurückgewiesen, durch welche sich die vornehmsten Jungfrauen geschmeichelt gefühlt hätten. Für ihren Hochmuth ward sie hart bestraft. Einige Tage nach dem Ableben Batori's gerieth das Haus ihres Vaters in Brand; Alles lag in tiefem Schlaf, und die Flammen wurden erst bemerkt, als sie bereits das ganze Gebäude ergriffen hatten. Ihr Vater mit seinen treuesten Dienern kam um's Leben; Hedwig sprang aus dem Fenster. Man nahm sie auf, besinnungslos und ganz entstellt. Eine alte

Tante, die einzige Person in der ganzen Welt, von der sie aufrichtig geliebt wurde, bat den Himmel, als sie ihre Nichte daliegen sah mit zerbrochenen Gliedern, zerfetztem und verbranntem Gesicht, die Unglückliche, die Vater, Vermögen und Reize verloren hatte, nicht wieder in's Leben zurückkehren zu lassen. Hedwig aber hatte in guten Zeiten nie an die Vorsehung gedacht, und der Allmächtige wollte, daß sie leben sollte, verspottet und verachtet von denen, deren Liebe oder Freundschaft sie stolz von sich gewiesen hatte. Das fast beispiellose Unglück hatte indessen Hedwig's Charakter nicht gemildert, ihn im Gegentheil noch verhärtet; fast war es ihr ein Trost, Andere leiden zu sehn, begierig hörte sie den Schilderungen unglücklicher Ereignisse zu, und es freute sie, wenn sie kummervolle Gesichter sah. In tiefer Einsamkeit schleppten sich langsam ihre Tage hin, die einst unter den Festlichkeiten des Hofes rasch dahin schwanden. Gequält von Müßiggang und Langeweile, fiel es ihr ein die Kunst zu lernen, die Zukunft aus Gesichtszügen und aus den Händen zu lesen. Sie verkaufte das geringe Besitzthum, das sie bald nach dem Tode ihres Vaters von einer Tante ererbt hatte, kaufte sich die nöthigen Bücher und machte Bekanntschaft mit den berühmtesten Chiromantikern. Der ihr angeborne Scharfsinn und Beobachtungsgeist, verbunden mit der, durch den Umgang mit der großen Welt erlangten Fähigkeit, die Neigungen und Leidenschaften der Menschen zu errathen, begünstigten den Erfolg ihrer Prophezeiungen, und sie empfing in ihrer stillen Wohnung häufig Besuche von Leuten verschiedenen Standes. Hedwig war wieder eine Person von Bedeutung geworden; wenigstens hielt sie sich selbst dafür, wenn sie in den Augen eines mächtigen Magnaten eine unwillkürliche Verwirrung las, und, seine gewichtige Hand oder seine Stirn mit ihren aufgedrungenen Adern betrachtend, ihm vorhersagte, sein eifriger Wunsch könne nicht in Erfüllung gehen, und er würde, wenn er ihn mit Gewalt durchsetzen wolle, Ehre und Leben auf's Spiel setzen; oder wenn

ein junges hübsches Mädchen, das ohne Vorwissen ihrer Mutter sie über ihren Geliebten befragt hatte, leblos in ihre Arme sank, wenn sie hörte, sie werde schmählich von ihm betrogen werden. Früher hatte sie sich mit einer frechen Freigeisterei gebrüstet, jetzt aber war sie in eine abergläubische Heuchlerin umgewandelt. Sie kannte weder Mitleid für ihren Nächsten, noch war sie sonst edler Gefühle fähig; demohngeachtet aber hoffte sie bestimmt sich den Himmel zu erwerben durch Verbeugungen bis zur Erde vor den Heiligen, durch Kasteiungen und durch bitteren Haß gegen alle Christen, die des Papstes Macht nicht anerkannten. Viele hielten sie für eine Hexe und tadelten laut den Starost von Ostersk, als er nach dem Tode seiner Gattin diese Verwandte zu sich in's Haus nahm und ihr seine Tochter anvertraute. Der Starost, der gern für einen starken Geist galt, lachte über dergleichen Reden, und hatte, da er fast immer abwesend war, in den kurzen Zwischenräumen wo er Octavia sah, seine große Freude über ihre Schönheit, ihre Gewandheit und ihr weiches Herz, ohne ihre Leichtfertigkeit und ihren Eigensinn zu bemerken, mit dem sie nach der Erfüllung ihrer Wünsche strebte, wenn sie auch zu ihrem eigenen Schaden gereichten, oder ganz unvernünftig waren.

Als Gembitzka den Saal verließ, blieb Octavia einige Augenblicke unbeweglich, und wiederholte im Gedanken ihre Worte. Sie fühlte weder Liebe noch Achtung für ihre Verwandte; auch glaubte sie nicht einmal an die Unfehlbarkeit ihrer Prophezeiungen, weil sie aus Erfahrung wußte, daß nicht alle in Erfüllung gegangen waren; es gab aber dennoch Augenblicke wo sie sie fürchtete, und als Hedwig mit hohler Grabesstimme ihr sagte, Fürst Skopin-Schuiski, der gefährlichste Feind der Polen, sei wegen seiner Religion zu ewigen Qualen verdammt, da erstarrte ihr Herz. Die mit Lichtern ins Zimmer tretenden Diener und die plötzliche Beleuchtung verjagten jedoch schnell die schwermüthigen Gedanken des abergläubischen Mädchens, und mit

heiterem Geiste ging sie auf das Bildniß ihres Bruders zu. Die glühendste Einbildungskraft hätte nicht einen einzigen Zug der Aehnlichkeit auffinden können zwischen Wladislaw Ratomski, dessen zartes Gesicht eine Schäfergruppe geziert haben würde, und dem Fürsten Skopin, der, wie es schien, mit einem einzigen Blick die Welt hätte erobern können; Octavia aber war es angenehm, an den Fürsten zu denken, und in diesem Gefühl fand sie eine Aehnlichkeit zwischen ihm und ihrem Bruder, der von der Hand eines unbekannten russischen Schützen in dem ersten Gefecht gefallen war, das zwischen den Truppen des Zaaren Boris und den Anhängern des falschen Dimitri stattfand.

„Wo ist Panna Hedwig?" fragte Octavia, den alten Jan (Johann) der die Lichter gebracht hatte.

„Sie betet, hochgeborne Panna," antwortete der Alte.

Octavia fuhr zusammen, bei dem Gedanken, daß die hartherzige Hedwig für einen frühzeitigen qualvollen Tod des Fürsten Skopin hatte beten wollen.

„Sage der Panna Gembitzka," rief sie, „ich ließe sie bitten, sogleich zu mir zu kommen."

Jan entfernte sich nach einer tiefen Verbeugung, und Octavia, das Geräusch einer bekannten Equipage hörend, eilte ihrem Vater mit dem Vorsatz entgegen, ihm ungesäumt ihre Gefühle, Wünsche und Hoffnungen mitzutheilen.

Siebentes Kapitel.

Am Morgen des siebenzehnten März blieben zwei aus des Zaaren Gemächern kommende Bojaren auf der Freitreppe vor dem goldenen Gitter stehen. Beide schienen durch ein für sie unangenehmes Ereigniß beunruhigt zu sein. Der

älteste zählte fünfzig Jahre, war nicht groß aber kräftig gebaut, sein Haar war schwarz und von Natur gelockt, sein Bart aber war völlig grau, und dieser ungewöhnliche Widerspruch gab seinem Gesicht einen ganz seltsamen Ausdruck. Seine Züge waren regelmäßig, aber nicht angenehm, und dem geschicktesten Maler würde es schwer geworden sein, ihn richtig zu treffen. Unter dichten herabhängenden Augenbrauen leuchteten ein Paar Augen hervor, deren Farbe schwer zu bestimmen war; der Einfluß heftiger Leidenschaften veränderte sie oft, und wem er lächelnd die Hand reichte, der konnte befürchten, er habe Böses im Sinn; nur Derjenige traute ihm, der fest auf seinen eigenen Scharfsinn bauen konnte. Es war der Liebling des Pseudo-Zaaren, Fürst Grigori Petrowitsch Schachowskoi. Seiner Gewohnheit nach war er sehr reich gekleidet; er trug einen langen stoffenen Kaftan (weites Oberkleid), mit faltigen Aermeln und breitem, mit großen echten Perlen besetzten Kragen; auch die Knopflitzen waren mit Perlen ausgenäht, und die Stiefeln von rothem Saffian reich gestickt. An das Geländer der Freitreppe, nicht weit von einer nach unten führenden breiten Stiege sich lehnend, erwartete Fürst Schachowskoi seine Mütze von rabenschwarzem Fuchs aufsetzend, was der andere Bojar sagen würde, indem er selbst keine Lust zu haben schien, seinen Gedanken Worte zu geben.

Dieser zweite Bojar war viel jünger als Fürst Schachowskoi, aber sehr eifach gekleidet. Sein dunkelbrauner Kaftan von Atlas hatte keine goldenen Knopflitzen und nur der Kragen war mit Perlen ausgenäht. Die tiefe Niedergeschlagenheit auf seinem Antlitz entsprach durchaus nicht seiner männlichen Gestalt; er folgte zögernd dem Fürsten, und sah sich beständig nach allen Seiten um, als fürchtete er, Menschen zu begegnen, die ihm zuwider waren. Es war indessen Niemand zu sehen, als seine und des Fürsten Bekannte, die in einiger Entfernnng ruhig auf die Bojaren warteten, um sie nach Hause zu begleiten. Auf der von der mittleren

Plattform nach unten führenden Stiege standen Polen mit neuen Anzügen von Sammet bekleidet; sie blickten mit der größten Aufmerksamkeit auf das, um die Freitreppe sich sammelnde Volk und man konnte sie nur daran als Diener erkennen, daß sie die Reitpelze ihrer Herrschaften hielten.

„Du mußt ein ganz besonderes Vergnügen daran gefunden haben, Fürst Grigori Petrowitsch, Dich heute so sehr auszuputzen“, sagte der jüngere Bojar, „als ob es ein großer Freudentag für uns wäre! Sobald ich nach Hause komme, werde ich diesen Tag im Kirchenkalender notiren, und ich verspreche jedes Jahr an diesem Tage einer besonderen Messe beizuwohnen, wenn Alles gut vorübergeht. Aber mein Herz ahnet nur Trauer!“

„Wie konntest Du aber Peter Fedorowitsch, solche Verräther zum Zaaren lassen?“

„Glaubst Du etwa, Bruder, daß nicht der Zaar Dimitri Iwanowitsch, sondern Peter Baßmanow Rußland regiert? Ich kann nicht anders sagen, als daß der Zaar mir nahe geht; aber er thut nicht Alles wie ich es wünsche. Der Himmel weiß wie sehr ich ihn gebeten habe, sich nicht mit den Schuiski's zu umgeben!“

„Ist es wohl erhört, daß er einen Menschen um sich behält, der ihn vor allem Volke einen entlaufenen Mönch genannt hat? Wir werden es erleben, daß dieser Graukopf Alle aus des Zaaren Gnade verdrängt.“

„Was ist davon zu sagen? Wassili Iwanowitsch ist nicht der Erste der heut zu Tage die Leute betrügt. Glaube mir, die Zaarische Hoheit hat sich ganz verändert. Jage mir keinen Schrecken ein, sagte er fast zornig zu mir; es wäre ja eine Schande für mich, wenn ich vor irgend etwas mich fürchten sollte!“

„Hast Du wohl bemerkt, wie Schuiski's Neffe uns von der Seite ansah?“

„Ach, der thut uns nichts; was ihm einfällt, liegt ihm auch schon auf der Zunge.“

„Nein, Bruder, so einfältig ist er nicht. Erkundige Dich nur seinetwegen bei dem Fürsten Mossalski; hat er einmal etwas beschlossen, so führt er es auch schlau nach seinem Kopfe aus. Das ganze Geschlecht ist so listig, daß man sich hüten muß, mit ihm etwas zu thun haben! Auch die Weiber sind anders als die übrigen; sieh' nur z. B. wie die gelehrte Alöona Skopina sich mit Ratomski und seiner Tochter befreundete und dadurch den Zaar angelte. Ihr Werk ist es, daß Schuiski nicht nur die Erlaubniß erhielt, zurückzukommen, sondern daß ihm auch sein Vermögen zurückgegeben wurde."

„Nicht Ratomski allein nahm sich ihrer an, sondern auch mehrere Bojaren stellten dem Zaar vor, daß, da er seine Braut erwarte, es gut sein würde, dem Volk durch Begnadigung der alten Diener seines Vaters eine Freude zu machen. Du kennst ja den Dimitri; mit süßen Redensarten erlangt man Alles von ihm."

„Ja, das muß man gestehen, leichter ist er zu betrügen, als einer von unsern Landsleuten; wahrscheinlich glaubt er, daß derjenige, dem er viel Gutes erzeigt, ihm um so ergebener ein müsse. Ich weiß nicht", fügte Schachowskoi lächelnd hinzu, „was geschehen würde, wenn man mir das Zaaren-Diadem auffsetzte, jetzt aber die Wahrheit zu sagen, traue ich Niemanden: nur auf den kann man sich verlassen, der ohne uns nicht vorwärts kann."

„Und denkst Du so von allen Menschen, Fürst Gregori Petrowitsch?" fragte Baßmanow.

„Als ob Du anders dächtest, Peter Fedorowitsch!" Und auf seinem Gesicht sprach sich ein Zweifel aus, ob der Verräther des jungen Zaaren Feodor, der auf ihn seine ganze Hoffnung setzte, auch künftig seinem Wort getreu bleiben oder von Andern eine aufrichtige und uneigennützige Freundschaft fordern könne."

Baßmanow konnte einen tiefen Seufzer nicht zurückhalten, und ließ unwillkührlich den Kopf sinken. Als er ihn

wieder erhob, waren Schachowskoi's Blicke scharf auf ihn gerichtet.

„Gott ist mein Zeuge," sagte Baßmanow mit fester Stimme, „daß ich bereit bin, für den Zaar Dimitri Iwanowitsch mein Leben zu lassen!"

„Ich glaub' es, ich glaub es; auch war von Dir nicht die Rede. Lebe nur noch recht lange und diene dem Zaar; er braucht einen wahrhaften Freund! Ich bin viel älter als Du, Peter Fedorowitsch: gedenke meiner Worte: „lasse die Schuiski's nicht ous den Augen!"

„Jetzt, Bruder, siehst Du nichts; sie sind klug geworden; und so leicht bringt man nicht heraus, was in ihrer Seele vorgeht. Doch was schwatzen wir hier auf offner Straße; komm' mit mir, Fürst Gregori Petrowitsch; Du hast den kostbaren Kronleuchter noch nicht gesehn, den der Zaar mir für meine neue Wohnung zu senden geruhte."

„Gerne würde ich Dich begleiten; aber wie werden wir zu unseren Pferden gelangen? Sieh nur, welche Menge Volks sich versammelt hat; kaum ist es bekannt worden, daß Wasska (Diminutiv von Wassili) Schuiski beim Zaar ist, so *will* ihn auch Jeder sehn. Soll man nun nicht glauben, daß er ein Hexenmeister ist? geizig ist er wie ein Jude, und der dumme Pöbel läuft ihm überall nach und nennt ihn seinen Vater und seinen Wohlthäter!"

Während die Bojaren sich ziemlich leise mit einander unterhielten, suchten ihre Bekaunten die Diener mit den Pelzen auf und befahlen ihnen, die Pferde vorzuführen; das ließ sich aber nicht so leicht thun, denn von allen Seiten strömte das Volk herbei und der Raum zwischen der Freitreppe und der nahegelegenen Kirche war gedrängt voll Menschen.

„Sachte meine Herren, sachte" rief ein alter Kaufmann, indem er den riesigen Dienern des Fürsten Schachowskoi und des Bojaren Baßmanow Platz machte, die, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht mit der größten Rohheit um sich her stießen, „unsere Schuld ist es nicht, daß Eure gnädi-

gen Herren ohne Pelze in der Kälte stehen; was habt Ihr hier zu schaffen? Ihr wollt wohl wieder Neuigkeiten auffischen, um Euren Bojaren etwas vorschwatzen zu können; dann giebt es morgen wieder etwas zu untersuchen und zu spioniren, und die armen Rechtgläubigen müssen dafür büßen. Das ist schlecht von Euch, aber hütet Euch, den Himmel zu erzürnen und die Menschen aufzureizen!"

„Du glaubst wohl, Graubart," erwiderte einer der Diener „ich kenne Dich nicht? Wenn ich es meinem Bojaren sage, daß Andruscha (Diminutiv von Andreas) Dolsin sich über des Zaaren Angelegenheiten lustig macht, so kann es ein solches Unglück geben, daß Du in Deiner Mehlbude, so groß sie auch ist, doch keinen Winkel finden würdest, um Dich zu verstecken.

„Ich, mein Bester, hab' auch gar keine Lust mich zu verstecken; verklage mich meinetwegen beim Zaaren selbst: es wäre gar nicht übel, wenn er es wüßte, daß den Rechtgläubigen bald nichts überbleiben wird, als sich lebendig zu begraben."

„Ach, Andrei Jerassimowitsch," sagte mit halblauter Stimme ein rüstiger Jüngling in blauem Kaftan, während der erboste Diener auf den Ruf eines Andern mit seines Bojaren Pelz davoneilte, „warum läßt Du Dich mit diesen Menschen ein? Ist es jetzt an der Zeit, sich durch leeres Geschwätz in persönliche Gefahr zu bringen? Doch, da kommt unser Vater, Fürst Wassili Iwanowitsch zurück, wer nun gut sprechen könnte, müßte sich zusammennehmen, sich zu ihm drängen ....."

Als der junge Mann die Lieblinge des Zaaren die Treppe hinabsteigen sah, schwieg er und verbeugte sich eben so tief wie alle Uebrigen. Fürst Schachowskoi grüßte nach allen Seiten ziemlich freundlich; aber Baßmanow, der die Anhänger Schuiski's, den er als Feind seines innig geliebten Zaaren betrachtete, um sich zu sehen glaubte, blickte ernst und düster auf das versammelte Volk hin.

Er wollte gehen und das Volk machte ihm sogleich Platz, plötzlich aber stand er, wie angezaubert, in seinem Gesicht ging eine völlige Veränderung vor, es schien, als habe er entweder unerwartet eineu gefährlichen Feind erblickt oder eine Stimme gehört, die Angst und Schrecken in ihm anregte.

„Mach' Dir keine unnützen Sorgen, Makarjewna," sagte eine alte Frau zu ihrer Nachbarin, „als ob Gott den Rechtgläubigen nicht gnädig sein werde! Betrachte nur den Wassili, freue Dich über den Michailo" — und dabei lachte sie laut auf.

Der Anzug dieser Alten zeigte die tiefste Armuth; aber unter ihrer alten, zerrissenen Mütze hingen dicke Flechten brauner Haare hervor, deren Schönheit zu bewundern war, und die sich besonders gegen das magere und bleiche Antlitz der Alten seltsam ausnahmen. Ihr Lächeln war angenehm, und wenn sie sprach, glänzten ihre, gewöhnlich trüben Augen so lebhaft, daß abergläubische Leute es übernatürlich genannt haben würden. Jedermann kannte dieses Weib unter den Namen Dascha (Dininutiv von Darja oder Dorothea); Niemand aber wußte woher sie stammte und wer sie sei. Von Einigen wurde sie für geistesverwirrt gehalten; indessen nahm man sie überall gern auf und gottesfürchtige Wohlhabende kleideten sie oft neu; aber schon nach einigen Stunden sah man sie wieder in Lumpen, und Viele waren daher überzeugt, daß sie, einem geheimen Gelübde zufolge, den Armen Alles gebe, mit Ausnahme des Unentbehrlichen. Schon seit einem Jahre hatte sie sich auf den Straßen Moskwa nicht gezeigt, und es hatte sich sogar das Gerücht von ihrem Tode verbreitet, als sie plötzlich ganz unerwartet vor der Wohnung des Zaaren erschien.

„Ei Liebchen!" rief Dascha, Baßmanow an den Pelz greifend, „finde ich Dich endlich? Seit drei Monaten suche ich Dich in allen Ecken und Winkeln. Was giebst Du mir für meine Botschaft? Bücke Dich nicht vor Wassili

und vor Michailo; grüße nur von mir den Großvater, den Vater und den Bruder. Sei nicht furchtsam, Liebchen, der Weg ist gut, tritt nur in ihre Fußstapfen!"

„Ergreift sie!" rief Baßmanow mit bebender Stimme.

Aber Dascha verlor sich schnell in der Menge, und als Baßmanow ihr nachstürzte, stieß er auf die Fürsten Schuiski.

„Sieh da, der Himmel führt uns ja heute noch einmal zusammen!" sagte Fürst Wassili; „wie es scheint, Peter Fedorowitsch, liebst Du, wie ich sündiger Mensch, mit dem Volke zu schwatzen!"

Als ob er nichts gehört hätte, durchflogen Baßmanow's Blicke die Menschenmasse.

„Wer ist dieses Weib?" fragte er heftig.

„Gott kennt sie", erwiderten einige Stimmen.

„Wer sie mir bringt, dem gebe ich was er verlangt!"

„Mit Freuden würde ich Deiner Gnaden dienen", sagte ein Bürger in zerrissenem dunkelgrauem Kaftan; „Gott weiß aber ob sie ein altes Weib oder eine Hexe ist; sie entwischt Einem aus den Händen und es ist, als ob sie in die Erde versänke."

„Kennst Du mich?"

„Wie sollt ich den Bojaren Peter Fedorowitsch Baßmanow nicht kennen!" antwortete der Bürger, sich fast bis zur Erde verbeugend.

„Suche mir diese Alte auf und bringe sie zu mir."

Nachdem Baßmanow in großer Verwirrung sein Pferd bestiegen hatte, schien er nicht zu wissen, welchen Weg er hatte nehmen wollen. Als er aber den Fürsten Schachowskoi neben sich sah, kam er wieder zu sich, und einen Blick auf die Fürsten Schuiski werfend, in welchem sich düstere Eifersucht und tiefer Gram aussprach, sprengte er in vollem Galopp dem vom Pseudo-Zaaren neuerbauten Schlosse zu.

Obgleich sich das Volk deshalb versammelt hatte, um den Fürsten Wassili Schuiski zu sehen, so gab es doch

Viele, die ihn früher nicht gesehen hatten, und ihn wegen des großen Gedränges nicht sogleich erkannten.

„Ach", rief Andrei Dolsin, sich umwendend, „da ist ja unser Vater und Wohlthäter Wassili Iwanowitsch!"

Bei diesen Worten erhob sich ein Freudengeschrei; Einige verneigten sich tief vor dem Fürsten; Andere küßten ihm die Hände. Viele weinten als sie seine abgemagerte Gestalt und seine gealterten Züge sahen.

„Der Kummer hat Dich ausgetrocknet, theurer Wohlthäter!" riefen die Weiber; „gelitten hast Du für die Rechtgläubigen! Bleibe bei uns, schütze uns; Tag und Nacht wollen wir für Dich zu Gott beten!"

„Ach, mit Eurem Beten!" sagte der junge Mann im blauen Kaftan; „der Himmel erhört Euch doch nicht und die Angebereien und das Foltern hören nicht auf! Wir sind große Sünder, Fürst Wassili Iwanowitsch; die verdammten Polen haben uns ganz heruntergebracht!"

„Geduldet Euch, lieben Freunde, und habt festen Glauben; Gott wendet Alles zum Guten. Doch hier ist nicht der Ort, davon zu sprechen", fügte der Fürst, indem er Dolsin grüßte, hinzu; „kommt des Abends zu mir, aber nicht gerade in meine Wohnung, sondern in die Gesindestube mit irgend einer Waare zum Verkauf."

„Wir kommen, wir kommen, theurer Wohlthäter!" sagte der Kaufmann mit kaum vernehmbarer Stimme; „die Mutter Gottes erhalte Dich, Du bist unsere einzige Hoffnung!"

„Lebt wohl, Bruder," sagte der Bürger im zerrissenen Kaftan zu einem andern, „ich will die alte Hexe aufsuchen."

„Wenn Du sie siehst, so stimme ein Gebet an," versetzte ein rothbärtiger Kerl mit kupferrothem Gesicht. „Die hat den Teufel im Leibe. Der Bojar stand wie ein Dummkopf da, als sie ihn nur ansah."

„Sei nur ruhig; den Teufel selbst faß, ich beim Schwanz,

wenn man mich dafür bezahlt. Ich muß mir etwas zu verdienen suchen, um einen blauen Kaftan mit rothem Gürtel auszulösen. Wenn mein Vater erfährt, daß ich ihn in der Schenke versetzte, schlägt er mich halbtodt."

„Deswegen also willst Du die Dascha verrathen?" sagte ein Greis mit schneeweißem, wohlgekämmten Bart und höchst ordentlicher Kleidung. „Wie es scheint, bist Du dem Bösen nahe befreundet, daß Du damit umgehest, mit geheiligtem Blut Dich aus der Noth zu reißen. Höre mich, Tomka, (Dim. von Toma oder Thomas) verfolge die Dascha nicht aus übler Absicht, und will es Gott, daß Du ihr begegnest, so wirf Dich vor ihr zur Erde nieder, und bitte sie, daß sie für Dich zu Gott bete, so wirst Du nicht durch Kummer Deinen Vater ins Grab stürzen und durch Gutesthun mehr gewinnen, als einen Kaftan und einen Gürtel."

Der junge Bürger veränderte zwar etwas die Farbe, um aber zu zeigen, wie wenig er sich aus den Worten des Alten machte, pfiff er sich etwas vor, warf den Kopf zurück und entfernte sich.

Der gute Serzeitsch (denn der Greis war der uns bekannte Haushofmeister der Fürstin Skopin) blickte rund um sich und faltete die Hände. „Der entgeht der Knute nicht," sagte er, „auch geschähe ihm ganz recht, wenn nur nicht sein alter Vater wäre; Gott weiß für welche Sünde dem Terentji ein solcher Bursche aufwuchs!"

„Gelobt sei der Herr! Er hat den Rechtgläubigen ihren Vater wiedergegeben!" sagte sich bekreuzigend ein Mann von mittlerer Statur; dessen Gesicht, ohne schön zu sein, etwas sehr Einnehmendes hatte.

„Das ist der Staatssekretär Timofei Petrowitsch Ossipow," flüsterte ein Bojaren-Sohn einem Ssotnik (Befehlshaber von hundert Mann) in's Ohr, „einen rechtschaffeneren Mann gibt es nicht in der Welt."

„Herzlich freut es mich, Dich zu sehen, Timofei Petrowitsch," sagte Fürst Wassili Schuiski, den Staats-

sekretär freundschaftlich umarmend; „aber was ist mit Dir vorgegangen? Du siehst Dir nicht mehr ähnlich und gleichst einem strengen Einsiedler! Komm' heute zu mir, Bruder."

„Nein Fürst Wassili Iwanowitsch, ich kann zu Deiner Gnaden nicht kommen."

„Du hast also neue Freunde gefunden? gut, so lebe wohl!" sagte der Fürst leichthin und wollte gehen.

„Vergib mir, Wassili Iwanowitsch, wenn ich Dich kränkte, ohne es zu wollen. Ich bereite mich zur Beichte vor; bete für mich, wie ich für Dich immer innig zu Gott beten werde."

„Timofei," erwiederte der Fürst, Ossipow fest in's Auge blickend: „Du hast Etwas im Sinn, willst Du vielleicht Mönch werden?"

„Ja, ich will in ein weit entferntes Gotteshaus gehen."

„Du thust wohl daran; bete für uns sündige Weltmenschen. Aber so lange Du noch bei uns bist, laß uns nach der alten Weise leben; setze Dich zu mir in den Schlitten und fahre mit mir zu meiner Schwester Aleona Petrowna zum Mittagsessen."

„Nein, nein!" rief Ossipow, mit Entsetzen zurücktretend, „ich bin nicht Euer Gast!"

„Wahrscheinlich hat Baßmanow Dich schon eingeladen?" fragte Fürst Wassili.

„Obgleich er es nicht gethan hat, so ginge ich doch lieber zu ihm, als zu Euch," erwiederte Ossipow. „Besser wär' es gewesen, ich hätte Dich gar nicht mehr gesehen; aber wie ein Knabe wollte ich mir eine Lust machen, und noch einmal Dich und Deinen Neffen betrachten. So sei es denn; es freut mich, Euch begegnet zu haben! Gott ist gnädig, noch ist Hoffnung und eine Stütze da! Lebt wohl, Fürsten Schuiski," fügte er mit gefühlvollem Ausdruck hinzu, „bald werdet Ihr sehen, ob Timofei Ossipow Euch und sein Vaterland liebte."

Ossipow sprach die letzten Worte so leise aus, daß

nur Fürst Michailo, der ihm am nächsten stand, sie vernehmen konnte. Der Fürst wandte sich hastig zu ihm, als hoffte er zu errathen, zu welchem wichtigen und, wie es ihm schien, für ihn verderblichen Werke sich dieser von Allen geachtete Mann vorbereitete; er hatte sich aber bereits in der Menge verloren, und der Fürst, sein Roß besteigend, ritt, von den Segnungen des Volks begleitet, davon.

Die Fürstin Alsona Petrowna, die ihre Verwandten mit Ungeduld erwartet hatte, kam ihnen im ersten Zimmer entgegen, wo die Tafel bereits gedeckt war.

„Nun," fragte sie, „wie hat Euch der Pseudo-Zaar empfaugen?"

„Der nie besiegte Cäsar hält uns für seine treuesten eifrigsten Sclaven," erwiederte Fürst Wassili mit verächtlichem Lächeln.

„Und die Polen in seiner Umgebung," sagte Fürst Iwan, „versprachen uns ihren Schutz."

„Ist es wohl erhört," rief Fürst Dimitri aus, „daß die Kameraden eines verlaufenen Mönchs ihre Gnade den Nachkommen Rurik's und Alexander Newski's anbieten!"

„Auch Du willst da hinaus, Dimitri?" entgegnete Fürst Wassili; „ist es nicht schon genug, daß Michailo wie ein Bär die Polen anschaut? in Deinen Jahren aber muß man sein Herz zügeln können. Ist es Zeit an die Vorfahren zu denken, wenn das Vaterland untergeht?"

„Ich schwöre zu Gott," rief Fürst Michailo, „daß ich keinen Gedanken an mein Geschlecht habe! Aber sag', was Du willst, Oheim, ich kann es nicht gleichgültig annehmen, wenn die frechen Ausländer die Russen wegen ihrer Zaghaftigkeit und ihres Kleiumuths verhöhnen. Du wirst es mir nicht glauben, aber zwei Schritte von mir sagte Mechowetzki zu Ratomski, daß die Polen uns die Zaaren aussuchen würden!"

„Und deshalb wurdest Du glühend roth und nächsten

Augenblick weiß wie Leinewand? Ist dies ... eine Vorsicht? Ich bemerkte es wohl, mit welchem Auge Du Mechowetzki ansahst, und hätte Ratomski nicht nach seiner Gewohnheit von irgend einer Hinterlassenschaft oder etwas Aehnlichem geschwatzt, so hättest Du uns am ersten Tage unglücklich machen können."

„Wie danke ich dem Pan Ratomski dafür!" sagte mit innigem Gefühl die Fürstin. „Michailo, wie oft hab' ich es Dir gesagt, daß ohne Dich mir das Leben zuwider ist und das Wohl Deines Vaterlandes die Geheimhaltung Deiner Gefühle von Dir fordert!"

„Ich versprach Dir, liebe Mutter, nicht über den Pseudo-Zaaren zu sprechen, und halte mein Wort heilig. Aber gewiß ist es nicht Dein Wille, daß ich mit den bittersten Feinden Rußlands freundschaftlichen Umgang haben soll?"

Der Fürst Dimitri erblickte hierin einen seinem älteren Bruder zugedachten Vorwurf, und da er den Neffen nicht liebte, freute er sich der Gelegenheit, ihm in Aller Beisein eine nicht angenehme Bemerkung machen zu können.

„Siehst Du, Wassili Iwanowitsch," sagte er, „wie die Welt klug wird? Dem Herrn Neffen war es mißfällig zu sehen, wie Du in Deinen alten Tagen Dich so erniedrigtest, dem Zaar den Schemmel unter die Füße zu schieben. Künftig, lieber Bruder, berathe Dich zuvor mit ihm, wie Du Dich zu benehmen hast!"

„Ein guter Rathgeber gewiß! Ich glaube, er hätte es lieber gesehen, wenn ich Otrepjew den Schemel ins Gesicht ins Gesicht geworfen hätte! Höre Michailo", fuhr Fürst Wassili fort, seinem Neffen freundlich auf die Schulter klopfend, „ich bin Dein Oheim, Kinder hab' ich nicht und Du hast Dich bemüht mir mein Leben zu retten; Du mußt mich wie Deinen leiblichen Vater betrachten; Kannst Du also wohl glauben, daß ich Dir etwas Schlechtes lehren werde?"

„Nie habe ich das geglaubt!" rief Michailo, die Hand des Oheims an seine Lippen drückend."

„Dann glaubst Du aber etwas noch Schlechteres von mir, wenn Du mich, wie die Polen, für einen Kriecher, einen Zaghaften — — —"

„Bruder!" fiel die Fürstin ein, „wie kannst Du so etwas sagen? Zweifelst Du etwa an Michailo's Aufrichtigkeit?"

„Nein, Schwester, daran zweifle ich nicht; aber er muß auch Vertrauen zu mir haben. Du bist ein junger Mann, Michailo; wenn Du meine Worte nicht begreifst, so erinnere Dich daran, daß ich zuerst gegen den falschen Zaaren öffentlich auftrat und was darauf erfolgte. Willst Du nun das nämliche Unglück über mich und Dich bringen? Glaubst Du etwa", fuhr der Fürst fort, den Neffen immer scharf in's Auge fassend, „daß ich, der schon einmal sein Leben auf's Spiel setzte, jetzt für dasselbe zittern sollte? daß ich daran denken könnte: ewig ein Knecht des unklugen ausschweifenden Mönchs, des Schmeichlers habgieriger Ausländer zu bleiben? Sagt es Dir dein eigenes Herz nicht, daß der Bruder Deines Vaters nur aus Liebe zu seinem Geburtslande sich eine Zeit lang vor dessen Feinde erniedrigen kann? Nur wenn man ihre Vorsicht einschläfert, kann man sie vernichten!" fügte der Fürst mit großer Aufregung aber kaum vernehmlicher Stimme hinzu.

„Und dann", sagte Fürst Dimitri, „wird jede Minute der Verstellung mit Blut gelöst werden!"

Fürst Michailo war nachdenkend geworden; er haßte den Pseudo-Zaaren, aber der Gedanke an den ihm geleisteten Eid beunruhigte seine Seele. Als er dies laut werden ließ, lächelte der Oheim.

„Nimm es nicht übel, Schwester," sagte Fürst Wassili, „aber man merkt es Michailo an, daß er unter Weiberhänden aufwuchs."

„Du sprichst von Deinem Eide, Neffe, aber wem haben wir denn geschworen? dem Zaarewitsch Dimitri; und auf dem Thron sitzt Grischka Otrepjew! Niemand mehr wie

ich weiß, was ein Eid zu sagen hat, ich hab' es dadurch bewiesen, daß ich den Zaren Iwan und Boris Godunow, meinem früheren Kollegen, stets eifrig diente. Aber weder ich, noch Du, noch irgend ein Russe haben daran gedacht, einem verlaufenen Kirchendiener den Unterthanen-Eid zu leisten!"

„Einem Menschen," fiel Iwan ein, „der uns Alle zum lateinischen Glauben hinüberziehen will!"

„Ja," fügte Dimitri hinzu, welcher will, daß wir dem Papst den Pantoffel küssen und an seine Unfehlbarkeit glauben sollen!"

„Nach Allem was Otrepjew vornimmt", bemerkte die Fürstin, „muß man denken, daß er den römischen Glauben schon angenommen hat. Auch wäre es kein Wunder, wenn der verlaufene Mönch es wagte nach einem Zaaren-Thron zu streben, so kann ihm nichts in der Welt mehr heilig sein! Es würde ihm nicht schwer werden, dem Christenthum ganz zu entsagen; aber er denkt nicht daran, daß er leichter ganz Rußland verwüsten als dessen Glauben ausrotten kann!"

„Der verlaufene Mönch denkt nicht allein daran," sagte Fürst Wassili, „ich erfuhr erst heute, daß er die Fürstenthümer Smolensk und Sewersk seinem künftigen Schwiegervater und einen Theil dem Könige von Polen, Nowgorod und Pskow aber seiner Braut abgetreten hat."

„Ist es möglich?" rief Fürst Michailo, „das alte Erbe Rußlands, die Stütze seiner Macht soll seinen ewigen, unversöhnlichen Feinden zu Theil werden. Nein, der Himmel wird solche Schmach nicht dulden!"

„Es ist mir unbegreiflich," sagte die Fürstin, „wie es einem so unvernünftigen Menschen gelingen konnte, Herr eines so mächtigen, großen Reiches zu werden!"

„Er kam schnell dazu, vielleicht kommt er auch eben so schnell davon," bemerkte Fürst Dimitri.

„Für unsere Sünden und unseren Hochmuth sandte der Herr uns solche Blindheit!" sagte Wassili. „Alles schrie:

wie klug er ist! wie gnädig! wie schön er aussieht! Wie ein Wirbel drehten sich alle Köpfe und rissen auch diejenigen mit hinein, die ganz anders dachten. Ich glaube in der That, wäre er wirklich vernünftig gewesen, hätte er unsere Sitten geachtet, nicht verspottet was uns heilig ist, Niemand hätte es so genau untersucht, woher er gekommen war. Aber man bildete ihm ein, wir wären gutmüthige Schafe, er könne unser Land verwüsten, unsere Familien vernichten, unseren Glauben ausrotten und wir freuten uns wohl noch, einen solchen Zaar erobert zu haben! Wenn wir blind waren, so war er unklug! Gott sei Dank, jetzt fällt Allen der Nebel von den Augen. Fürst Wassili Golitzin, Michailo, Saltikow und viele Andere flüsterten mir zu, daß sie mich besuchen, sich mit mir besprechen und mit mir überlegen wollten, wie wir uns von dem Todfeinde befreien können!"

„Vor sechs Monaten," sagte Michailo, „sprachen Alle, Zaar Dimitri habe gerecht gerichtet, und Niemand zeigte selbst kein scheinbares Bedauern darüber, daß ein seinem Vaterlande ergebener Bojar für die Wahrheit sein Leben verlieren sollte!"

„Damals, so wie jetzt", erwiderte Wassili, „dachte Jeder nur an seinen eigenen Vortheil; ich weiß es nur zu sehr, und Du, Michailo, wirst, wenn Du mein Alter erreicht haben wirst, es erfahren, daß es in der Welt nur sehr wenige wirklich edle Herzen giebt."

„Weißt Du nicht, Schwester," fragte Fürst Dimitri, „was für Geschenke Grischka seiner erlauchten Marina gesandt hat?"

„Ratomski's Tochter war gestern bei mir," antwortete die Fürstin, „und hat mir sehr umständlichen Bericht über Alles abgestattet."

„Meine Frau ist ganz außer sich. Hat man es wohl je gehört, daß man an ächten Perlen allein drei Pud (1 Pud hat 35 Pfund Preußisch wegschenkt? Alle unsere Bojarinnen hätten davon Halsbänder haben können. Was unsere gesetz-

mäßigen Zaaren seit Jahrhunderten sammelten. Alles wird der leichtsinnigen Polin zur Beute!"

„Die Geschenke kommen mit Marina zurück, und zum zweitenmal lassen wir nichts wieder fort," sagte der Fürst Wassili.

„Ach, Bruder, nichts wird zurückkommen!" fiel Dimitri ein; „die liebe Marina vertheilt Alles an ihre Umgebungen!"

„Octavia Ratomski rühmt sie sehr," sagte die Fürstin; „wenn man aber unsern Russen glauben soll, so haben wir von ihr nicht mehr zu erwarten, als von unserem theuren Beherrscher selbst!"

„Nun desto leichter vertilgt man sie Alle," meinte der Fürst Wassili. Nicht nur dem Gemüth nach, sondern nach ihren Thaten zu urtheilen, glaube ich, daß alle diese Mnischeck's beschränkte Köpfe sind. Das Blut der Godunow ist noch nicht kalt geworden, und sie glauben, daß, weil es ihnen gelungen ist, das Zaaren-Diadem zu erhaschen, sie auch mit ihm wie mit einem Spielwerk spielen dürfen. Mögen sie sich in leere Träume einwiegen; bald werden sie es bereuen, daß sie es wagten, ein mächtiges und hochherziges Volk gering zu achten!"

Der Fürst seufzte schwer auf und verfiel in tiefes Nachsinnen. In seiner Seele lebte der feste Entschluß, den falschen Demitri zu stürzen; er hatte es sich geschworen, als er auf seiner Rückreise die beschimpften Mauern des Kremls von ferne erblickte, und wiederholte sich diesen Schwur, als er dem Mann die Hand küssen mußte, der ihm für die Wahrheit Schimpf und Marter bereitet hatte. Auf's Neue sich jeder Gefahr aussetzend, wollte er sich selbst überreden, daß nur Liebe zum Vaterlande und das Gefühl des Rechtes seine Schritte leiteten; aber durch die trüben Bilder seines Verstandes schimmerten unwillkürlich die erhebenden Gedanken an die Erkenntlichkeit des Volkes, an die ihm schuldige Be-

lohnung und das Streben, sich des Thrones würdig zu machen.

Achtes Kapitel.

Die Anhänger des Pseudo-Demitri sowohl, als seine Gegner erwarteten mit gleicher Ungeduld die Vermählung des Zaars; die ersteren rechneten auf neue Belohnungen, die letzteren hofften, das Vaterland von der verhaßten Oberherrschaft befreien zu können. Ein großer Theil der Bewohner Moskwa's nahm an diesem gefährlichen Anschlage Theil und je näher der entscheidende Augenblick heranrückte, um so mehr wuchs die Aufregung und die Unruhe. Man fürchtete, daß irgend ein unerwarteter Umstand das Vorhaben an den Tag bringen und die gehegte Hoffnung für immer vernichten könnte. Ungeachtet des anscheinenden Frohsinns und der häufigen Feste bemerkte man ein finsteres, mürrisches Wesen, das von Seiten des tiefbeleidigten Volkes nur Unheil verkündete; aber der von seinem beispiellosen Glück eingewiegte Pseudo-Zaar und die hochmüthigen Polen, kümmerten sich nicht um die Stimmung der Einwohner und bereiteten sich geschäftig zum feierlichen Einzuge Marina's vor. Diese langte gegen Ende April in Wjäsma an, einem Gut vierunddreißig Werst von Moskwa, wo sie einige Tage verweilte. Auf diesem schönen Landsitz, der dem Zaar Boris Godunow gehört hatte, war der Woiwod von Sendomir mit allen seinen Verwandten und Freunden der künftigen Zaarin entgegengekommen, der die Hofbeamten des Pseudo-Zaars neue kostbare Geschenke überreichten. Außer sich vor Freude umarmte die Zaarenbraut Octavia Ratomska, versicherte sie ihrer unerschütterlichen Freundschaft und konnte ihr nicht oft genug wiederholen, daß der Glanz des königlich

polnischen Hofes keinen Vergleich aushalte gegen die Pracht und Größe des russischen Zaaren. Ein furchtbares Unheil entwickelte sich zu ihren Füßen, aber die jungen leichtsinnigen Mädchen schwatzten mit Entzücken von ununterbrochenen Festen, von ewiger Lust!

Zwei Tage vor der Ankunft Marina's in Moskwa, erhielt der Fürst Michailo den Befehl, vor dem Zaaren zu erscheinen. Als er in den neuen, vom Pseudo-Dimitri am Moskwa-Strom erbauten Pallaste angekommen war, führte man ihn in ein mit weißem Seidenstoff ausgeschlagenes Zimmer, auf dessen hellrothen Feldern Ziegen und andere Thiere abgebildet waren. An den Wandpfeilern befanden sich Spiegel in geschnitzten, reich vergoldeten Rahmen, und dem Mittelfenster gegenüber, stand eine Uhr auf einem hölzernen, mit Silber beschlagenen und reich verzierten Untergestell. Kaum war Michailo eingetreten, als die Uhr schlug; kleine menschliche Figuren fingen an sich zu bewegen und eine liebliche Musik ertönte, als geschähe es auf deren Befehl. Der Pseudo-Zaar in einem Kaftan von Seidenstoff mit brillantenen Knopflitzen, saß an einem großen Tisch, auf welchem kostbare Waaren ausgebreitet lagen. Er besah sie mit dem ihm gegenüber sitzenden Starosten Ratomski; zwei ausländische Kaufleute standen einige Schritte davon entfernt.

„Da ist ja Fürst Skopin Schuiski!" sagte der Pseudo-Zaar. „Sei gegrüßt, Bruder; ich erwartete Dich nicht so bald. Man hat Dich unnöthigerweise so übereilt, ich befahl, Dich gehörig ausschlafen zu lassen; ich wollte mit Dir über eine gewisse Angelegenheit sprechen."

„Ich schlafe nicht nach Tisch," antwortete der Fürst.

„Willst Du vielleicht Deinen Zaaren nachahmen, Fürst Skopin? dann rathe ich Dir, etwas nicht laut werden zu lassen: daß Du nicht ganz so lebst, wie unsere theuren Landsleute. Es würde gleich heißen, Du seiest kein Fürst Schuiski, sondern ein Jude oder ein Tatar. Wie sollte es

wohl möglich sein, daß ein Rechtgläubiger nach der Tafel oder wenn er Kalbfleisch zu sich genommen, nicht schliefe. Ich bin leider ein solcher Sünder, darum sagen auch die klugen Leute, ich sei nicht der Sohn des Zaaren Iwan Wassiljewitsch!“

Die Veränderung in den Gesichtszügen des jungen Fürsten entging Ratomski nicht, und es schien ihm, daß der Zaar ihn eben nicht sehr passend an das Betragen seines Oheims und an Alles was er gelitten, erinnert habe. Aber dies war die Weise des falschen Dimitri. Sein Leichtsinn glich seiner Verwegenheit, und während letztere ihm unglaubliche Erfolge zuwendete, verlor er Alles wieder, weil er nie an die Folgen dachte, die seine unüberlegten Reden und Handlungen nach sich ziehen konnten. Da Ratomski wußte, daß Fürst Skopin-Schuiski ohnehin nicht geneigt war, dem Zaaren blind zu gehorchen, so fürchtete er, der Fürst möchte, durch seinen Spott verwundet, den Vorschlag zurückweisen, den der Zaar ihm machen wollte, und bei dem er, Ratomski, selbst sehr betheiligt war.

„Welche von diesen Waaren befiehlst Du, zurückzubehalten, mein Gebieter?“ fragte Ratomski, um der Aufmerksamkeit des Zaaren eine andere Richtung zu geben.

„Alle, es versteht sich; ich brauche viele Geschenke. Ihr Herren Kaufleute müßt mit leeren Händen nach Hause gehen: mein Bojar Raßmanow wird Alles bezahlen.“

Mit tiefen Bücklingen entfernten sich die Kaufleute und konnten nicht aufhören, die Freigebigkeit und Größe des Zaaren zu rühmen. Ratomski erhob sich von seinem Sitz.

„Wie, Du willst nicht bei uns bleiben?“ sagte der Zaar. „Nun gut, begib Dich nach Hause, aber komme wenigstens bald wieder. Lebe wohl, auf Wiedersehn!“

Ratomski küßte dem Zaar die Hand, und grüßte als er das Zimmer verließ, den Fürsten Michailo, mit außerordentlicher Herzlichkeit.

„Setze Dich auf Ratomki's Platz, Fürst Skopin-

Schuiski", sagte der Zaar jetzt zu diesem, „ich will mich mit Dir unterhalten. Es ist Dir ohne Zweifel bekannt, daß meine Braut sich bereits in Wjäsma befindet und übermorgen hier eintreffen wird."

„Ich hab' es gehört," erwiderte der Fürst.

„Ich hoffe daß meine Vermählung mit der Tochter des Woywoden von Sendomir, die mich selbst beglückt, auch meinem Volk zum Nutzen gereichen wird. Ohne davon zu sprechen, daß Polen und Russen einem und demselben Stamme angehören, und daß der gemeinschaftliche Vortheil sie verpflichtet, friedlich mit einander zu leben, bin ich überzeugt, daß die Ankunft vieler reichen Polen in Moskwa mit ihren Frauen und Kindern, die rauhen Sitten meiner Unterthanen mildern und die Unwissenheit unserer plumpen Bojaren erleuchten wird. Ich bin überzeugt, daß Du dies zugeben wirst, Fürst Michailo Wassiljewitsch, übrigens hat man mir auch gesagt, daß Deine verständige und aufgeklärte Mutter, die sich unter den Ausländern bildete, den Umgang mit ihnen liebt "

Fürst Michailo erwiederte nichts und der Pseudo-Zaar fuhr fort:

„Die Tochter Ratomski's besucht Deine Mutter oft; wie gefällt sie Dir?"

Eine solche Frage hatte der Fürst durchaus nicht erwartet; sie befremdete ihn sogar außerordentlich, aber nach einer kurzen Pause antwortete er das junge Mädchen sei schön und liebenswürdig.

„Es freut mich, daß Du mir Deine Gefühle nicht verhehlst und ich werde Dich dafür belohnen," sagte höchst zufrieden der Zaar. „Heute noch will ich es Ratomski ankündigen, daß Du Dich um seine Tochter bewirbst. Es ist mir besonders lieb, daß Du meinem Beispiel folgen und eine Polin heiraten willst."

„Ich denke an keine Heirat," rief der bestürzte Fürst. „Ich hänge ganz von meiner Mutter ab — — — ich bin

noch zu jung — — — bin noch zu wenig unter Menschen gewesen — — —."

„Genug, genug," fiel der Zaar mit lautem Gelächter ein; „was setzt Dich hierbei in solches Schrecken? Es handelt sich nicht um eine von unseren russischen Bojarinen, die an Deine Liebe nicht glauben würde, wenn Du sie nicht wenigstens dreimal täglich schlügest. Mit der reizenden Octavia wirst Du nicht so viel Mühe haben, und um sich an ihrem Verstande und an ihrer Schönheit zu ergötzen, dazu braucht man kaum fünfzehn Jahre alt zu sein, Du aber wirst, wie ich höre, bald zwanzig zählen. Laß' die alberne Widerspenstigkeit; Dein Oheim, Wassili Iwanowitsch, welcher dreimal so alt ist als Du, war auf mein erstes Wort bereit, sich zu vermählen. Nach der meinigen feiern wir seine Hochzeit und dann die Deinige."

„Nein, Herr," antwortete Fürst Michailo, „in diesem Punkte kann ich Deinem Willen nicht nachkommen."

„Wie?" rief der Pseudo-Zaar, „ich hätte erwartet, Du würdest mir dankend zu Füßen fallen, und Du wagst es, eine Vermählung auszuschlagen, die Dein Zaar Dir anträgt? Junger Mann, Du hast viele Beweise meiner Herablassung gesehn, aber sie hat ihre Grenzen, und wenn Du mir nicht genügende Gründe anführst, warum Du Octavia's Hand abgelehnt, so werde ich Dir befehlen, sie zu heirathen!"

„Du kannst mir das Leben nehmen, Herr," erwiederte in festem Ton der Fürst, „ich aber kann nicht der Gatte einer Fremden werden, für die ich keine Liebe fühle."

„Und seit wann heiraten denn die Russen aus Liebe?" fragte der Zaar. „Nach Euren weisen Einrichtungen wißt Ihr bis zur Trauung nicht, was Euch zu Theil wird, eine Schönheit oder ein Ungeheuer. Den Fürsten Mstislawski und Schuiski erlaubte ich, ihres Alters wegen, sich ihre Bräute auszusuchen, und das junge Volk phantasirt von zärtlichen Leidenschaften! Das ist wahrhaftig lustig! Sage mir doch, wie muß denn Deine Gemalin beschaffen sein?"

„Sie muß die Sitten der Russen nicht verspotten, ihre Tugenden achten, und eines Glaubens mit mir sein.“

„Unwissenheit, Aberglaube!“ rief der Zaar, indem er zornig auf den Tisch schlug; „Du bist nicht besser, wie mein ganzes halbwildes Volk; Du hältst am Ende wohl nur diejenigen für Christen, deren Popen (Priester) Bärte und lange Haare tragen?“

Fürst Michail'o wollte eine heftige Antwort geben, aber zum Glück erinnerte er sich an die inständigen Bitten seiner Mutter. Er fuhr sich daher mit der Hand über die Stirn und erwiederte dann:

„Ich kenne meine Religion nicht allein nach ihren äußeren Gebräuchen und obgleich ich von ihren Vorzügen fest überzeugt bin, so verachte ich doch keinen Christen, der eines andren Glaubens ist. Aber in meinem Familienkreise will ich keine Meinungsverschiedenheit in den heiligsten Dingen.“

Der Pseudo-Zaar ward nachdenkend. Trotz seiner Sorglosigkeit ließ ihn die Unbeugsamkeit des jungen Fürsten doch fürchten, daß es ihm kaum gelingen dürfte, die Russen zur Annahme des lateinischen Glaubens zu bewegen, was er nicht allein aus Eifer für diesen Glauben wünschte, sondern auch in der Hoffnung, sich mit Hilfe eines engen Bündnisses mit dem Papste und mit Polen noch besser auf seinem Throne zu befestigen und vielleicht sogar ein Eroberer zu werden. Obgleich ihn dieser Gedanke fortwährend beschäftigte, gab er sich doch nicht die geringste Mühe, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben, ohne welche alle Bündnisse mit dem Auslande ohne Nutzen für ihn bleiben mußten.

In diesem Augenblicke wurde die Thür vorsichtig geöffnet und ein auf der Schwelle erscheinende Diener fragte nach einer tiefen Verbeugung:

„Befiehlst Du, Herr, daß der Bojar Peter Fedorowitsch eintreten darf?“

„Es wird mir lieb sein, ihn zu sehen,“ erwiederte der Zaar. „Willst Du davon laufen?“ sagte er zu Michailo,

als er sah, daß dieser aufstand; bleibe noch, ich bin noch nicht mit Dir fertig."

Da Baßmanow hörte, daß der Zaar mit dem Fürsten Skopin-Schuiski allein war, trat er mit finsterer Miene in's Zimmer.

„Sei gegrüßt, Peter Fedorowitsch," sagte der Zaar, die Hand nach ihm ausstreckend, die Baßmanow ehrerbietig küßte; „bringst Du mir gute Nachrichten?"

„Neues gibt es nichts, aber ich bitte Dich um die Erlaubniß, noch einmal zu wiederholen, was ich Deiner Zaar'schen Hoheit schon so oft vorgetragen habe. Möchtest Du mir doch Gehör geben!"

„Bist Du nicht dem Fürsten Wassili Schuiski begegnet?"

„Ich habe ihn nicht gesehen," antwortete Baßmanow trocken. „Aber, großer Zaar, bist Du vielleicht unwohl? Du scheinst nicht ganz heiter zu sein."

„Geben mir die Moskauer nicht Ursache dazu? Aber sei doch so gut und laß nachsehen, ob Fürst Wassili nicht schon hier ist; er soll sogleich zu mir kommen."

Baßmanow beeilte sich, den Befehl auszuführen. Sein Herz schlug heftig, denn aus der üblen Laune, die er an dem Fürsten bemerkte, schloß er, daß irgend ein geheimer Plan entdeckt worden sei; und er hoffte mit geheimer Freude; bald von der Gegenwart eines Mannes befreit zu werden, von dem jede Bewegung ihm verdächtig erschien und jeder Blick eine eigenthümliche, ihm selbst unerklärliche Unruhe in seinem Innern erregte.

Fürst Wassili, welcher jetzt ins Zimmer trat, wollte dem Zaar die Hand küssen, dieser aber ließ es nicht zu.

„Nein," sagte er, „zuvor muß ich wissen, ob Du mir auch wirklich ergeben bist?"

Bei dieser Anrede wurde es Wassili etwas bange um's Herz; indessen beherrschte er sich hinlänglich, daß in

seinen Zügen nicht die geringste Veränderung zu bemerken war.

„Wie ich bemerke," sagte er, „ist mein Herr Neffe unartig gewesen?"

„Dein Neffe hat sich auf eine Art gegen mich geäußert, daß er zu Godunow's Zeiten mit dem Gefängnisse nicht davon gekommen sein würde."

„Großer Zaar!" rief Fürst Wassili, „wodurch hat er sich Deinen Zorn zugezogen? Vertraue meinem Eifer zu Dir, daß ich ihn nicht verschonen werde!"

Der Zaar blickte sichtbar zufrieden auf Baßmanow; dieser biß sich auf die Lippen und warf auf den Fürsten Schuiski einen Blick, in welchem sich tiefer Schmerz darüber aussprach, daß der Zaar so leicht einem Manne vertraute, den er als seinen gefährlichsten Feind hätte betrachten sollen.

„Sieh, Fürst Wassili," sagte der Zaar, „wir Beide, ich und Du, wollen heiraten, und ich wünschte daher auch, daß Dein Neffe glücklich werden soll. Ich selbst wollte für ihn um eine Braut werben, und um welche Braut? Um die junge, schöne, kluge Tochter Ratomski's!"

„Wie, allergnädigster Herr? er hat sich doch nicht geweigert?"

„Wirst Du es wohl glauben, daß er mich kaum zu Wort kommen ließ? Auf jedes Wort, das ich sprach, wendete er zwanzig andere ein; ich hätte nie geglaubt, daß er einen so störrischen Kopf und eine so scharfe Zunge hätte!"

„Michailo, hast Du den Verstand verloren?" rief Fürst Wassili aus, sich mit strenger Miene an seinen Neffen wendend. „Du verschmähst die Hand der schönen Octavia Ratomska? Du bist ihrer nicht einmal würdig!"

„Erlaube mir, Herr, die Frage: warum hat ihn Deine Zaarische Gnaden gefragt? Welches Urtheil kann ein solcher Knabe haben, der kaum hinter den Ohren trocken ist? Wel-

cher Einfall von ihm, sich selbst eine Braut aussuchen zu wollen! Das war nie bei uns erhört!"

„Du bist also damit zufrieden, Fürst Wassili, daß Dein Neffe die Panna Ratomska heiratet?"

„Herzlich freue ich mich darüber, Herr, und noch heute, wenn Du es befiehlst, kann die Verlobung stattfinden."

„Mir scheint es," sagte Baßmanow, der den jungen Fürsten nicht aus den Augen, „daß, wenn diese Verbindung jemals zu Stande kommen sollte, nicht nur die Braut, sondern auch der Bräutigam Thränen vergießen werden."

„Sei ruhig, Peter Fedorowitsch," erwiederte Fürst Wassili, „bis dahin werden wir ihn wohl zur Vernunft gebracht haben; dergleichen junge Herren sind uns schon vorgekommen."

„Indessen," bemerkte der Zaar, „er hat noch nicht seine Einwilligung gegeben."

„Er schweigt, aber er widersetzt sich nicht; was will man mehr? Jetzt schämt er sich einigermaßen und später verliebt er sich noch in seine junge schöne Frau."

„Michailo," sagte der Fürst zu dem jungen Manne, „ich wünsche Dir Glück zur Braut!"

Das Gesicht des Jünglings glühte, und ein tiefer innerer Schmerz war in allen seinen Zügen zu lesen. Er war überzeugt, daß seines Oheims Einwilligung Verstellung war; es lag ihm schwer auf der Seele, ein Mädchen zu hintergehen, die dazu beigetragen hatte, seine Verwandten aus der Verbannung zu retten und die seitdem ihre Anhänglichkeit an ihn nicht verhehlt hatte Es kostete ihm die größte Anstrendung, zu schweigen, aber er that es, aus Furcht, wenn er den Zaaren erzürnte, auch seinen Oheim aus der Fassung zu bringen, und vielleicht durch ein unüberlegtes Wort alle Hoffnungen der dem Vaterlande ergebenen Bürger zu vernichten. Sein edles Herz litt um so mehr, weil jetzt nicht allein mehr das Wohl des Vaterlandes, sondern auch sein eigenes Lebensglück den schnellen Sturz des Usurpators for-

derte, welcher doch nicht vollkommen sein konnte, ohne daß Blut und vielleicht das Blut der würdigsten Russen vergossen wurde. Die griechische Kirche erlaubt keine Ehescheidung, als im Fall einer Untreue von einer Seite. Octavia war schön, sie schien auch gut zu sein; aber ihr außerordentlicher Leichtsinn, ihre enge Freundschaft mit Marina, ihr bigotte Anhänglichkeit an den lateinischen Glauben und endlich die Ergebenheit des Vaters für den Pseudo-Zaar machte dem jungen Fürsten schon den Gedanken unerträglich, sich durch ein ewiges, unauflösliches Band an sie gefesselt zu sehen.

„Ich wünsche Dir Glück, mein junger Held," sagte der Zaar in der heitersten Laune; „wenn Du Dich nach meinem Willen verheirathest, begrüße ich Dich als Bojar!"

Fürst Wassili lächelte, und dieses Lächeln fiel Baßmanow auf, denn es schien ihm spöttisch und unheilverkündend; das Aeußere des Fürsten Michailo, der wie ein zum Tode Verurtheilter dastand, weißsagte ebenfalls nichts Erfreuliches.

„Sage mir, Herr," fragte Baßmanow, „warum bestehst Du darauf, den Fürsten Skopin gegen seinen Willen zu verheirathen? Wem soll eine solche Verbindung zum Nutzen gereichen?"

„Ich beabsichtige damit besonders, daß die Russen sich immer mehr mit den Polen befreunden und nach und nach ihre Sitten und Gewohnheiten annehmen sollen."

„Sage, was Du willst, Herr, aber mit Gewalt ist dies nicht durchzusetzen. Warte, bis wir selbst Lust haben, von ihnen zu lernen. Jetzt machst Du nur das Unglück des Fürsten Skopin und der Tochter Ratomski's, und der Letzteren wird es gewiß wenig Freude machen, wenn ihr Gatte immer so denkt, wie in diesem Augenblick."

„Aber Peter Fedorowitsch," fiel ihm Fürst Wassili ins Wort, „seine Zaarische Hoheit und ich sind einig geworden, und Du willst Alles wieder verderben? Michailo's Vater wurde auch nicht befragt, wen er zur Frau wollte;

sein Oheim und seine Base, der Herr schenke ihnen seinen himmlischen Frieden! suchten ihm eine Braut aus, und er hat mit ihr, wie es Jedermann weiß, in musterhafter Einigkeit gelebt."

„Das ist richtig, Wassili Iwanowitsch; was Vater und Mutter befehlen, ist immer gut; wenn sich aber ein Anderer einmischt.

„Ist Euer Herrscher weniger als Vater und Mutter?" unterbrach ihn der Zaar in unzufriedenem Tone. „Es ist mein Wille, daß der junge Mann Octavia Ratomska zur Frau nimmt und deshalb wird es geschehen."

„Und ich, sein nächster Anverwandter," versetzte Fürst Wassili, „befehle ihm, dem Willen seines Zaars nachzukommen. Doch was ist darüber viel zu reden? Bringe den armen jungen Menschen nicht in noch größere Verlegenheit, Peter Fedorowitsch; er ist eine Waise, und wenn er den Zaar und den Oheim erzürnt, wird er noch unglücklicher werden, als er es durch die Heirath werden kann."

„Wenn Du nicht glücklich wirst, Fürst Skopin-Schuiski," sagte der Zaar, so ist es Deine eigene Schuld. Sogar in Polen übertraf nur Marina Mnischek die Ratomska an Geist und Schönheit, und hier in unserem Moskwa kann man dreist sagen, daß alle Fürstinen und schönen Mädchen ihr ganzes Leben lang nicht so viel Eroberungen machen werden, als Octavia in einer Stunde. — — Aber sollten meine Gäste nicht schon versammelt sein? Sieh doch einmal nach Peter Fedorowitsch, ob Ratomski und die übrigen Polen noch nicht da sind? Ich kann es nicht erwarten, ihnen zu sagen, daß wir mehr als ein frohes Fest feiern werden, und daß der Grund zu ihrer Verbrüderung mit den Russen gelegt worden ist."

„Bald, bald, thörichter Mönch, wollen wir die blutigen Bündnisse schließen," dachte Fürst Wassili Iwanowitsch bei sich selbst; „wir dürfen nicht undankbar sein und müssen den Polen ihre Dienste vergelten!"

Baßmanow kam zurück und meldete, daß alle vom Zaar Eingeladene ihn erwarteten.

Sich von seinem Platz erhebend, trat der Pseudo-Zaar vor den Spiegel, ordnete sein Haar, zog den kostbaren persischen Gürtel fester um den Leib und machte sich auf den Weg. Baßmanow folgte ihm, aber der Fürst Schuiski blieb einen Augenblick neben seinem Neffen stehen und flüsterte ihm ins Ohr: „Mit Deinem Eigensinn hättest Du mir fast eine sichere Rache aus den Händen gerissen, thörichter Knabe! — Kein Wort mehr; hüte Dich vor Baßmanow, er hält uns scharf im Auge!"

Im Empfangssaale warteten mehrere Bojaren. Die vornehmsten Polen und die nächsten Hofbeamten des Pseudo-Zaaren waren ihm zwar nicht durchgängig ergeben; aber auf allen Gesichtern las man einen Eifer für ihn, der auch einen weniger leichtgläubigen Herrscher getäuscht haben würde. Da Ratomski den Zaar so heiter sah, glaubte er zu seiner großen Zufriedenheit, daß der gewünschte Vermählungsplan geglückt sei, und daß seine Tochter die Gemalin eines Fürsten werden würde, der durch Talente, Geburt und Reichthum über alle hervorragte. Das Lächeln, mit dem Fürst Wassili Schuiski ihn anblickte, bestärkte ihn in dieser Voraussetzung, und das trübe Nachsinnen, in welchem Fürst Michailo beharrte, schrieb er dessen Sehnsucht nach der Braut zu.

Der Zaar winkte Ratomski zu sich.

„Schon längst war es mein Wunsch, lieber Starost," sagte er zu ihm, „Dich ganz in Rußland und in meiner Nähe angesiedelt zu sehen. Du hast immer behauptet, Deine Tochter könnte nur in Polen würdig versorgt werden; es hat sich aber hier ein Gatte für sie gefunden, mit dem sie glücklich sein und der Dich ehren und zufrieden stellen wird. Ich bitte Dich also, schlage ihm ihre Hand nicht ab; ich habe versprochen, — aber wo willst Du hin, Fürst Skopin-Schuiski? Komm her, sprich selbst in Deiner Sache!"

Die erstaunten Bojaren blickten sich einander an, Fürst Wassili hatte sie nicht lange vorher zum Sturz des Pseudo-Zaaren beredet, sie waren schon über ihren Plan einig, und mußten nun plötzlich hören, daß Schuiski's Neffe die Tochter eines, dem Zaaren völlig ergebenen Polen heirathen wollte! Unwille erfüllte ihre Herzen, sie hielten sich für schmählich hintergangen und erwarteten mit Schrecken, daß der Zaar, ihre Absichten kennend, ihnen einen qualvollen Tod zuerkennen werde.

Während Alle, von verschiedenen Gefühlen ergriffen, ein tiefes Stillschweigen beobachteten, trat ein Mann hervor, der bis dahin, von Niemanden bemerkt, im Hintergrunde gestanden hatte. Er gehörte nicht zur Zahl der vom Zaar Eingeladenen, und Jedermann wunderte sich, wie er es wagen konnte, sich hier zu zeigen. Er war außerordentlich hager und bleich, aber, wie es schien, nicht in Folge zerrütteter Gesundheit, sondern nur in Folge strenger Fasten. Aus seinen Augen leuchtete eine hohe Frömmigkeit, und im Ganzen glich er mehr einem Christen aus alter Zeit, welcher bereit war, für die Wahrheit zu sterben, als einem Manne, der gekommen war, Gnadenbezeugungen am Hofe des Zaaren zu suchen.

„Wer ist dieser Mann?“ rief der Pseudo-Zaar, dessen böses Gewissen ihn immer ängstigte, wenn sich ihm ein Unbekannter nahete. „Führt ihn sogleich hinaus und fragt ihn nach seinem Begehren. Peter Fedorowitsch, Du solltest dafür sorgen, daß nicht jeder Taugenichts ohne Weiteres bis zu mir dringen kann. Durchsucht ihn, wahrscheinlich hat er unter seiner Kleidung eine Waffe verborgen.“

Nachdem Ossipow, denn dies war der Fremde, mit einer Kraft, die man von ihm nicht erwartet hätte, die beiden Spalnick's (Hofbeamten der alten Zaaren die Tag und Nacht in den Vorzimmern anwesend sein mußten), die ihn fortführen wollten, zurückgestoßen, heftete er einen Blick

auf den falschen Demitri, welcher diesem bis in die tiefste Seele drang.

„Ich bin kein Taugenichts, kein Räuber," sprach er darauf mit feierlicher Stimme; „ich bin ein eifriger Sohn des Vaterlandes und der rechtgläubigen Kirche! Ein Gerücht von neuem Unheil das beiden droht, führte mich hierher; ich wünsche Dir aber nichts Böses, sondern es ist meine Absicht Dich zu retten! Grischka Otrepjew, entsage dem von Dir geschändeten Throne und erkläre öffentlich, daß Du nicht der Sohn des Zaaren Iwan Wassiljewitsch bist! Groß sind Deine Sünden vor dem Herrn, aber Gottes Gnade kennt keine Grenzen. Faste, büße und bete ohne Unterlaß; der Herr der Heerschaaren wird Dir verzeihen und Dich, wenn nicht mit zeitlichen, doch mit ewigen Gütern beglücken!"

Der Pseudo-Zaar war außer sich vor Bestürzung und Grimm; alle Umstehenden standen gleich ihm wie erstarrt, und einigen Polen sah man die innere heftige Wuth an; Andere, die schon mehrere dergleichen Scenen erlebt hatten, fingen an daran zu zweifeln, ob der Zaar auch in der That gesetzlich regiere. Der größte Theil der Russen aber, und namentlich Fürst Wassili Schuiski befürchteten, daß diese Anklage von der sie nicht den geringsten Nutzen voraussahen, ihren Plänen schaden möchte.

„Hinaus mit dem Verräther!" rief der Pseudo-Zaar mit gebrochener Stimme, „damit sein Tod meine rebellischen Unterthanen in Schrecken setze!"

„Ich bin bereit, die Wahrheit meiner Worte mit dem Tode zu besiegeln," sagte Ossipow, die Augen zum Himmel erhebend. „Aber Deine Seele ist es, die ich bedauere, meineidiger Mönch!"

In der höchsten Wuth stürzte der Pseudo-Zaar selbst auf Ossipow los. Baßmanow und mehrere Andere eilten hinzu, um letzteren fortzuführen. Da er seinen Zweck erreicht hatte, entfernte sich der hochherzige Djak ohne Wider-

setzlichkeit; aber weder verfängliche Fragen, noch furchtbare Martern konnten ihn später bewegen, Mitschuldige anzugeben, und er starb ohne Jemanden genannt zu haben.

Der Pseudo-Zaar warf sich in einen, am Fenster stehenden Sessel. Auf der Straße fuhren Lastwagen vorüber und in der Ferne hörte man singen; ihm schien es aber, als höre er Laute des empörten Volkes; er glaubte man umringe den Pallast und die Stunde seines Unterganges sei gekommen. Er blickte Allen Anwesenden der Reihe nach in's Gesicht, und da er sich erinnerte, daß Wassili Iwanowitsch Schuiski das erste Beispiel einer solchen Anklage gegeben hatte, so suchte er in seiner Miene den Beweis der Theilnahme an der neuen Verschwörung; aber der kluge Fürst ertrug seine durchdringenden Blicke mit bewundernswerthem Gleichmuth.

Endlich fühlte der Pseudo-Zaar, daß seine Verwirrung auffallend erscheinen könnte.

„Sind es die Russen wohl werth," rief er aus, „daß ich mir ihr Wohl angelegen sein lasse? Man hat noch kein Beispiel, daß ein Herrscher jemals auf solche Weise beleidigt wurde!"

„Deine Zaarische Hoheit hat wohl Recht," sagte mit tiefer Unterwürfigkeit der Fürst Iwan Semenowitsch Kurakie. „Ich glaube aber der Mensch war betrunken, und einem Betrunkenen geht selbst das Meer nur bis an die Knie. (Russisches Sprichwort). Er wußte selbst nicht, wo er war, mit wem und wovon er sprach."

Die übrigen Bojaren äußerten sich in gleichem Sinne und schon nach einigen Minuten war der leichtsinnige Zaar wieder vollkommen beruhigt. Er wollte wieder von der Hochzeit sprechen, aber Ratomski selbst bat ihn diese Angelegenheit bis auf einen andern Tag aufzuschieben. Obgleich Ossipow, seiner Ansicht nach die ihm zuerkannte Todesstrafe vollkommen verdiente, so glaubte Ratomski doch, es würde eine üble Vorbedeutung für Octavia sein, wenn

unter solchen Umständen über ihre Vermählung unterhandelt würde. Er liebte seine Tochter zärtlich und äußerte, daß, wo es ihr Wohl gelte, er schwach wie ein Kind und abergläubisch wie ein kränkliches Weib sei.

Neuntes Kapitel.

Nachdem der Pseudo-Zaar sich früher wie gewöhnlich in seine inneren Gemächer zurückgezogen hatte, lud Fürst Wassili Schuiski die Bojaren zu sich ein, um einen Pokal Muskateller auf das Wohl des Zaaren, seiner Braut und der Panna Ratomska zu leeren, um welche der allergnädigste Herr selbst geruht habe, für seinen Neffen anzuhalten.

Zum Starosten von Ostersk sagte der Fürst, er müsse bedauern keine Polen einladen zu können, weil er nach russischer Sitte, ihn, den Starost, nicht einladen dürfe, bevor er sich zu ihm begeben habe, um den vom Zaaren gemachten Antrag zu wiederholen.

„Ich bin vollkommen überzeugt," fügte er hinzu, „daß meine Schwester, die Fürstin Aleôna Petrowna, ebenso gerührt über die Gnade des großen Zaaren für ihren Sohn sein wird, als ich; auch hoffe ich, mein lieber Starost, Du wirst das Deinige dazu beitragen, um die Ausführung eines Vorhabens zu beschleunigen, das die wahren Gesinnungen der Russen enthüllen und Vielen ein glückliches Loos bereiten wird."

Ratomski hörte diese zweideutigen Worte ziemlich freundlich an.

„In der That," erwiederte er, sich den langen Schnurbart um den Finger wickelnd, „meine Octavia ist um nichts schlechter als die hohe Marina, und nicht befremden

könnte es, wenn ich darauf ausginge, auch für sie einen regierenden Fürsten zu suchen. Ich bin jedoch nicht so ehrgeizig wie der Wojewod von Sendomir, und da ich hierher gekommen bin, um Dimitri eifrig zu dienen, so willige ich gern in die von Seiner Hoheit beliebte Verbindung und ich denke, auch Octavia wird nichts dagegen haben," setzte er hinzu einen Blick auf den Fürsten Michailo werfend, der dem großen Spiegel gegenüber stand, in welchem sich seine majestätische, wenn auch in diesem Augenblick düstere Schönheit abbildete.

„Wir wollen eine Hochzeit ausrichten, Fürst Wassili Iwanowisch, daß den Leuten nach einem ganzen Monate noch die Köpfe wirbeln sollen. Wir Polen sind ein lustiges Volk und lieben die Festlichkeiten; wenn Ihr erst unsere Lebensweise kennen gelernt habt, dann werdet ihr nie alt werden und nie zu sterben wünschen."

Fürst Wassili machte eine tiefe Verbeugung. Als er, den Kopf erhebend, sich nach den Bojaren umwandte, las man auf seinem finstern Antlitz die tiefste Verachtung. Die Bojaren konnten nicht daran zweifeln, daß die Prahlerei und der Stolz des leichtsinnigen polnischen Magnaten ihn empört hatte, und daß er nicht nur nicht daran dachte, in Verwandtschaft mit den Polen zu treten, sondern nur diese Gelegenheit benutzen wollte, um den Pseudo-Zaaren desto schneller zu stürzen.

Fürst Michailo verließ den Pallast früher, als die Uebrigen, und wartete auf der Treppe einige Augenblicke auf seinen Oheim; da dieser nicht kam und er besorgte mit Ratomski zusammenzutreffen, so wollte er sich entfernen, als er fühlte, daß man ihm auf die Schulter klopfte. Rasch wandte er sich um.

„Ich habe Dich wohl erschreckt oder in Deinen Gedanken an die Braut gestört?" sagte lächelnd Pan Mechonutzki: „Du warfst Blicke um Dich her, daß mir fast das Wort auf der Zunge erstarb, und wenn Du mich todtschlägst,

so weiß ich nicht mehr, was ich Dir sagen wollte. Wahrhaftig, Du siehst einem Bräutigam nicht im Mindesten ähnlich; wärst Du mir nicht unter Menschen begegnet, so hätte ich Dich für den Schatten eines ermordeten Ritters gehalten! Ich bitte Dich, bleibe immer so; räche mich und Alle, denen die reizende Ratomski die Köpfe verdrehte; aber Du magst sagen was Du willst, es ist Unrecht, daß die Blüthe polnischer Schönheit einem Moskwaer zu Theil wird.

„Laß doch das alberne Geschwätz!" unterbrach ihn Pan Ljubelski; „reiche mir die Hand, Fürst Skopin-Schuiski; ich freue mich herzlich, daß Du der Unsrige wirst. Du liebst Dein Vaterland, bist tapfer und rechtschaffen; einem solchen jungen Manne kann man drei schöne Mädchen abtreten."

„Das ist gesprochen, wie sichs gehört," sagte Fürst Wassili Iwanowitsch! „Du hast jetzt einen Freund mehr in Moskwa, Pan Ljubelski." Zugleich drückte er ihm die Hand und sagte zu seinem Neffen, daß es wohl Zeit sei, nach Haus zu gehen.

Bei der Kirche Wassili Blaschensk (des gottseligen Wassili) angekommen, hielt Fürst Wassili an, nahm die Mütze ab und bekreuzigte sich.

„Wir müssen eifrig für die Seele Ossipow's beten, Michailo", sagte er, indem er weiter ritt; denn wäre er nicht gewesen, so hätten wir in großes Unglück gerathen können! Als der verlaufene Mönch Dich rief und Du Dich nicht von der Stelle rührtest, heftete Petruschka (Diminutiv von Peter) Bassmanow einen so argwöhnischen Blick auf Dich, daß es mich wie siedendes Wasser überlief; ich dachte an Schaffot und Tortur — ich zitterte für Dich! Plötzlich erschien Ossipow, wie ein Abgesandter des Himmels, um Dich zu retten! Ich habe mich an ihm versündigt, indem ich glaubte, er habe Böses gegen uns im Sinn; aber er wollte deshalb nicht zu du uns kommen, um uns nicht verdächtig zu machen. Jetzt wird er ein heiliger Märtyrer und uns mehr nützen, als

tausend Krieger! Höre Mischa (Diminutiv von Michailo) reite zum Fürsten Mstislawski und bitte ihn zu mir; in dieser Nacht versammeln wir uns Alle und wenn man auch noch nicht zur That schreiten kann, so muß doch ein Tag dazu festgesetzt werden."

Fürst Wassili sprach diese Worte nur sehr leise aus und dennoch fühlte Michailo ein gewaltiges Herzklopfen; in seinen Augen glänzten Thränen und es that ihm wehe, sich seinem Oheim nicht auf der Stelle zu Füßen werfen ihn anflehen zu können, die Gefahr mit ihm theilen zu dürfen.

„Laß' es Dir ja nicht einfallen, auch zu mir zu kommen," sagte Wassili, als hätte er seines Neffen Gedanken errathen; „ich brauche Dich nicht, und sehr erzürnen würdest Du mich, wenn Du Dich ohne meine Erlaubniß in meinem Hause zeigtest! Mein Leben ist in den Händen der Bojaren, aber das deinige vertraue ich ihnen nicht an; lieber erleide ich den Tod, als daß ich das Wehklagen Deiner Mutter hören sollte! Sage ihr, daß ich sie morgen besuchen werde; heute habt Ihr genug Stoff zur Unterhaltung, so daß Ihr leicht bis zum Hahngeschrei aufsitzen könnt. Außer mit ihr, sprich mit Niemandem von Deiner Freierei oder denke lieber nicht daran und erinnere Dich des Sprichwortes: Der Morgen ist wunderlicher als der Abend. Mache Dir keine Grillen, wenn ich Dich in diesen Tagen nicht zu mir lasse; so Gott will wird es für Dich auch etwas zu thun geben. Ich will aber, daß Du Dein Glück nicht in den Gerichtsstuben sondern auf dem Schlachtfelde versuchen sollst. Lebe wohl Mischa, Christus sei mit Dir!"

Dem Oheim die Hand küssend, schlug Michailo einen andern Weg ein; da er jedoch eine Anwandlung von Schwindel verspürte, stieg er vom Pferde, gab es seinem Diener und befahl ihm, es nach Haus zu führen und der Fürstin zu sagen, er sei zum Fürsten Mstislawski gegangen und werde von ihm zu Fuß zurückkehren."

„Aber Bojar," rief der Diener, „die verfluchten Polen

fallen die Menschen bei hellem Tage an, und Du bleibst vielleicht bis zur Dämmerung beim Fürsten! Thu was Du willst, aber ich lasse Dich nicht allein; ist es Dir gefällig zu Fuß zu gehen, so führe ich die Pferde hinter Dir her, denn wenn Du umkommst, sind wir Alle verloren!"

„Was fürchtest Du, Jacow?" erwiederte der junge Fürst, „was kann mir geschehen? Wie weit hab' ich es denn nach Haus?"

„Weit ist es allerdings nicht; aber die Zeiten sind jetzt so, daß man auf drei Schritte Schaden nehmen kann; auch hast Du keine Waffen bei Dir. Thu mir wenigstens den Gefallen und nimm dieses Messer; Du weißt, ich hab' es von meinem Vater und es hat schon manche Dienste gethan. Schaden wird es Dir nicht thun, ich kann mit leichterem Herzen mich der Bojarin zeigen."

Gerührt von der unverkennbaren Treue des ehrlichen Jacow nahm Michailo die dargebotene Waffe an. Es war ein türkischer Kindschal von vorzüglicher Arbeit, den Jacow's Vater, Matwei Sergejeff, bei der Einnahme von Kasan, dem tatarischen Zaarewitsch abgekämpft hatte. Jacow erinnerte sich, daß auf der Klinge des Kindschal eine unbekannte Schrift stand, die von vielen gemeinen Leuten für einen Zauberspruch gehalten wurde, und dies brachte ihn auf den Gedanken, seine geheime Ahnung habe ihm Gefahr für seinen Herrn verkündet, weshalb er ihn wiederholt um die Erlaubniß bat, ihm mit den Pferden folgen zu dürfen.

„Seit wann bist Du denn eine so zaghafte Seele geworden?" fragte ihn der Fürst. „Siehst Du nicht, wie viele Menschen auf den Straßen gehen? Es ist nichts zu fürchten, reite in Gottes Namen nach Hause!"

Michailo trat in den Hof des Fürsten Mstislawski als er sich aber umblickte und sah, daß Jacow sich nicht von der Stelle rührte, rief er ihn zu sich.

„Vielleicht", sagte er zu ihm, „behält Fürst Fedor Iwanowitsch mich bei sich; meine Mutter aber wird mich

gewiß mit Ungeduld erwarten. Halte Dich also unterwegs nicht unnöthigerweise auf! Du siehst selbst, wie ruhig Alles ist. Es werden mir hoffentlich keine Betrunkene in den Weg kommen, und Du wirst Deinen Kindschal ohne Blutflecken bald von mir zurück erhalten.“

„Gebe Gott, daß Dir kein Unglück begegnet, Bojar! Lebe wohl, theurer Herr, und zürne mir nicht, daß ich so eigensinnig war; aber mein Herz klopft so bang, daß ich Dich nicht aus den Augen lassen möchte. Halte Dich nur selbst nicht zu lange auf, damit die Bojarin nicht glaube, ich hätte sie belogen.

Nachdem Jacow noch einen wehmüthigen Blick auf seinen Herrn geworfen hatte, eilte er fort, den schwarzen Renner des Fürsten am Zügel führend.

Bei Mstislawski hielten Mönche den nächtlichen Gottesdienst. Einer derselben hatte eben angefangen die Psalmen abzulesen, als Michailo eintrat, was aber der Hausherr, der vor dem Bilde des Heiligen stand, dessen Festtag am nächsten Morgen begann, nicht bemerkte. Zum erstenmal in seinem Leben wohnte Michailo einem Gottesdienste mit zerstreutem Sinn bei; Körper und Geist waren ermüdet, ein unwillkührlicher Schauder überlief ihn bei dem Gedanken, daß er sich im Hause des Fürsten Mstislawski befand, um eine wichtige, unvermeidliche Umwälzung zu beschleunigen, deren Folgen das Schicksal Rußlands nicht auf wenige Jahre, sondern vielleicht auf immer entscheiden mußten.

Mit Erstaunen gewahrte Fürst Mstislawski nach beendigtem Gottesdienste seinen Gast und gab ihm einen Wink, ihm in's nächste Zimmer zu folgen; allein der junge Fürst, dessen ganze Aufmerksamkeit auf das Bild eines Märtyrers gerichtet war, der sein ganzes Leben für die Lehre Christi geopfert hatte, bemerkte es nicht. Ein Diener näherte sich ihm daher und sagte ihm mit leiser Stimme, Fürst Iwan Fedorowitsch erwarte ihn in seinem Schlafzimmer. Michailo begab sich zu ihm und richtete den Auftrag seines

Oheims aus, beurlaubte sich aber bald von ihm; um zu seiner Mutter zurückzukehren.

Im Laufe weniger Stunden hatte der junge Fürst so viel Außerordentliches erlebt, daß er fast selbst nicht wußte, ob Alles wirklich geschehen war. In tiefes Nachdenken versunken, verließ er Mstislawski's Wohnung und bemerkte lange Zeit nicht, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hatte; endlich aber, als er schon fast zu Hause zu sein glaubte, sah er sich zu seinem Erstaunen auf einem wüsten, ihm völlig unbekannten Platze. Zwei Weiber und ein Knabe kamen ihm entgegen. Er fragte sie, wie weit es bis zum Bogojawlenskischen Kloster (zur Erscheinung Gottes) sei. Aber die Weiber schüttelten unfreundlich den Kopf und eine derselben rief dem Knaben, welcher ehrerbietig stehen geblieben war, daß er sich nicht aufhalten solle.

„Siehst Du denn nicht," sagte sie mürrisch, „daß es ein verkleideter Pole ist? Wie würde sich ein rechtgläubiger Bojar so spät allein hier umhertreiben!"

„Komm Grischka," fügte die Andere hinzu, „guck Dir nicht die Augen aus; der mag meinetwegen bis morgen den Weg suchen!"

Lachend gingen sie weiter und waren bald in einer engen Quergasse verschwunden. Michailo bedauerte es, daß er nicht seinen Namen genannt und beschloß, den Ersten, der ihm begegnen würde, als Wegweiser mitzunehmen; aber als er kaum einige Schritte gethan hatte, hörte er in einer niedrigen, einem Garten gegenüber liegenden Hütte seufzen und ächzen. Er stand still und wollte, da er polnisch schimpfen hörte, weiter gehn, als plötzlich eine zerschlagene Fensterscheibe klirrend auf die Straße fiel und eine kreischende weibliche Stimme um Hilfe gegen Räuber und Mörder schrie.

In der Meinung, daß Russen von Polen geplündert würden, vergaß der junge Fürst, daß er allein war, und eilte seinen Kindschal in der Faust, der Hütte zu. Es war

dunkel und nur nach langem Betasten mit beiden Händen gelangte er an eine von Innen verriegelte Thür. Eine wehklagende, der früheren aber nicht ähnliche Stimme traf sein Ohr; kräftig stieß er gegen die Thür, welche sogleich aufsprang. In der Stube befanden sich mehrere Menschen. Vorn in der Ecke band ein großer Pole ein Frauenzimmer von mittleren Jahren, deren Mund verstopft war, an einen Tisch, zwei andere Polen schleppten ein junges Mädchen herbei, die ihrem Anzuge nach zwar nicht aus Moskwa, aber von nicht geringer Herkunft zu sein schien. Die Erscheinung eines Russen gab ihr Muth; sie riß sich aus den Händen ihrer Verfolger los, und stürzte mit einem herzzerreißenden Schrei neben einem Greise auf die Knie, der, mit Blut bedeckt, ohne Bewegung, auf der Diele lag.

Da die Polen sahen, daß dem Russen Niemand folgte, fielen sie mit Wuth über ihn her. Die Unbekannte hob die Arme zum Himmel empor und schien mit frommen Glauben zum Allmächtigen um Muth und Kraft für ihren Beschützer zu beten. An die Wand gelehnt wehrte der Fürst die ihm zugedachten Hiebe glücklich ab, endlich verwundete er einen der Räuber, der zweite rannte in blinder Wuth selbst in des Fürsten Kindschal und der Dritte suchte das Weite.

Der Fürst befreite zuerst die angebundene Frau, die sich ihm zu Füßen warf; allein er befahl ihr, den Dank jetzt zu sparen und nur dem jungen Mädchen beizustehen, die, so lange die Gefahr dauerte, ihre ganze Kraft behalten hatte, aber ohnmächtig niedersank, als diese Gefahr vorüber war. Er selbst ergriff ein Stück Leinen, das er in der Nähe fand, schnitt Binden daraus und verband damit, so gut er konnte, die tiefe Wunde des Alten, den er mit Hilfe der Hausfrau auf eine Bank legte.

Als das junge Mädchen wieder zu sich gekommen war, warf sie sich vor den Heiligenbildern nieder und bat Gott, mit zurückgehaltenen Thränen, sie von der Qual zu befreien, Schuld an dem Tod eines zärtlich geliebten Vaters, des ein-

zigen ihr übrig gebliebenen Freundes, zu sein. Der Fürst gab ihr die Versicherung, daß er lebe und gesund werden könne; sie aber schien diese Worte nicht zu hören und überhaupt nicht zu wissen, wo sie war und wer sich bei ihr befand. Nur ein Gedanke erfüllte ihre Seele und hielt sie ab, den edelmüthigen Zeugen ihrer Verzweiflung zu bitten, einen Arzt und einen Geistlichen herbeizurufen, deren Vorsorge ihr einige Beruhigung hätte verschaffen können.

„Alexandra“, flüsterte leise der Greis.

„Ich bin hier, liebster Vater“, rief das Mädchen; „segne mich, mein Vater!“

„Gottes Segen über Dich, theures Kind!“ sagte der Alte mit schwacher, aber ausdrucksvoller Stimme.

Er schlug die Augen auf und blickte nach seiner Tochter, dann nach dem Fürsten, und ein zufriedenes Lächeln überzog sein todtenbleiches Antlitz. Er konnte seinen Empfindungen keine Worte, ja sich selbst nicht einmal Rechenschaft von ihnen geben; aber die Anwesenheit eines kräftigen und gefühlvollen jungen Mannes erschien ihm als ein Unterpfand der Rettung seiner Tochter und daß Gott sie auch künftig nicht verlassen werde. Bald schlossen sich seine Augen wieder, aber Alexandra fühlte die Wärme seiner Hände und ihr Herz schlug freudig. Sich an den Fürsten wendend, fragte sie ihn nach seinem Namen.

Schweigend blickte Michailo auf die junge Alexandra; sie war blaß und verstört, aber in ihren Zügen, in ihrer Stimme, ja in ihrem tiefen Kummer selbst fand er einen unaussprechlichen Reiz; es schien ihm, als sähe er sie nicht zum ersten Male, oder vielmehr, als könne Niemand seine eigenen Sorgen und Leiden besser begreifen und mit ihm theilen, als sie.

„Du nennst mir Deinen Namen nicht?“ sagte sie; „Du willst also nicht, daß ich für Dich beten soll? Wie soll ich Dir Deine Wohlthaten vergelten? Ohne Dich wäre ich unwiederbringlich verloren gewesen!“

„Bete für Michailo", erwiderte der tiefgerührte Fürst; „das Gebet eines frommen und unschuldigen Gemüths kann mich vor den mir drohenden Gefahren schützen."

Alexandra betrachtete den Fürsten mit besonderer Theilnahme. In der Blüthe der Jugend, anscheinend reich und angesehen, fürchtete er dennoch die Zukunft, und auf seinem Antlitz sah man Spuren tiefer Trauer; es fiel dem Mädchen schwer aufs Herz, neben dem sterbenden Vater ihren Retter mit trüben Sorgen belastet zu sehn.

„Der Herr hat mich nicht zum Glück bestimmt", sagte sie mit kaum vernehmbarer Stimme.

Der Greis stöhnte; zitternd ergriff Alexandra aufs Neue seine erkalteten Hände, und während sie sich bemühte, sie wieder zu erwärmen, verwendete sie kein Auge von ihrem Vater.

Als Michailo den Leichnam des getödteten Polen aus der Stube schaffte, fragte er draußen die ältere Frau, die er mit Recht für die Hausfrau hielt, wer Alexandra und ihr Vater sei?

„Das weiß der Himmel, lieber Herr! Wir leben hier fast wie in einer Wüste und haben zu Nachbaren nur zwei kränkliche alte Frauen. Mein Mann handelt mit Theer; wenn er die Dörfer bereist, um seine Einkäufe zu machen, bleibe ich ganz allein. Diesen Nachmittag überfiel mich eine unbegreifliche Angst; ich nahm den Spinnrocken zur Hand und wollte mir etwas dazu singen; da stürzte plötzlich ein schönes Mädchen mit einem alten Mann in die Stube. Um Gottes Willen, Frau, verbirg meine Tochter! rief der Alte. Rette uns Beide! flehte das Mädchen und verkroch sich hinter den Ofen. Kaum war sie damit zu Stande gekommen, als drei verfluchte Polen, wie Wölfe heulend, in die Stube drangen. Der Alte versetzte dem Einen einen Hieb auf den Kopf, der aber stieß ihm den Säbel in den Leib, daß er zu Boden stürzte. Mir erstarrte das Blut in den Adern; ich glaubte, der Himmel habe mir die Fremden zur Strafe meiner Sünden zugeschickt

und dennoch thaten sie mir leid. Ich rannte ans Fenster, es wollte sich nicht öffnen und ich schlug daher mit der Faust die Scheibe hinaus. Gelobt sei die Mutter Gottes! Du erschienst. Mögen alle heiligen Wunderthäter Moskwas Dich mitleidigen Bojaren belohnen! Ohne Dich hätte mich das Entsetzen getödtet."

Die Hausfrau wollte dem jungen Fürsten abermals zu Füßen fallen, aber er hielt sie am Arm zurück, gab ihr eine Hand voll Silbergeld mit dem Versprechen, ihr noch mehr zu geben, indem er nach Hause gehe aber bald zurückkehren werde; sie solle indessen für den Verwundeten und seine Tochter sorgen und das Haus sorgfältig verschließen.

„Sei unbesorgt, Bojar", erwiderte die Frau, den Fürsten die Hände küssend; „ich werde Thüren und Fenster gehörig verwahren. Aber Du selbst, theurer Wohlthäter, sei vorsichtig; wir leben jetzt in einer Zeit, wo man bei hellem Tage die Leute ermordet, und es fängt schon an, dunkel zu werden. Du solltest lieber die Nacht hier zubringen, liebster Herr; ich will Dir ein Lager bereiten und auch für Abendbrod sorgen."

„Herzlichen Dank für Deine Vorsorge; ich darf aber nicht bleiben, denn man erwartet mich zu Haus und der Alte braucht auch Hülfe."

Als er wieder in die Stube trat, bemerkte der Fürst zwei polnische Säbel; er rieth der Frau sie bei Seite zu schaffen; er selbst aber, sich auf seine Waffe verlassend, die ihn gegen eine so überlegene Macht vertheidigt hatte, trocknete den Kindschal ab und steckte ihn in seinen Gürtel.

„Der Himmel schenke Dir lange Jahre Gesundheit!" sagte die Frau mit einer tiefen Verbeugung zu dem jungen Fürsten; „Michailo ... — wie heißest Du, lieber Herr, nach Deinem Vater?"

„Wassiljewitsch," erwiederte der Fürst und gab dann Alexandra die Versicherung, er werde bald mit Leuten zurückkommen, die den Alten in eine ruhige Woh-

nung bringen sollten, wo er für seine Wiederherstellung sorgen werde.

„Lohne es Dir der Allmächtige!" rief Alexandra mit tiefem Gefühl.

Die Züge ihres Vertheidigers hatten sich ihrer Seele eingeprägt, und wäre er nicht so jung gewesen und hätte er sich nicht Michailo genannt, so würde sie ihn für ihren leiblichen, ihr aber völlig unbekannten Bruder gehalten haben, der in Moskwa lebte, und dem ihr Vater, der Nowgorodsche Edelmann Wassili Alexandrowitsch Adaschew, sie hatte zuführen wollen."

Obgleich die Tage gegen Ende des April schon länger sind, so war die Sonne, als der Fürst auf die Straße trat, doch schon längst untergegangen und kein lebendes Wesen mehr zu sehen. Alles was mit ihm vorgegangen war, überdenkend, befestigte er sich nochmals in dem Entschlusse, lieber zu sterben, als mit den eingewurzelten Feinden Rußlands in Verwandtschaft zu treten. Als er im Begriff war, in eine Quergasse einzubiegen, die nach der Versicherung der Hausfrau, gerade auf das Bogojawlenskische Kloster zuführte, in dessen Nähe das Haus seiner Mutter lag, sprang ein Mensch auf ihn zu und ehe er sich vertheidigen konnte, fiel er schwer verwundet zu Boden. Der Mörder bückte sich, um ihm noch einen Stoß zu versetzen, aber in diesem Augenblick hörte er, daß sich Menschen näherten, und ergriff daher eiligst die Flucht.

Zehntes Kapitel.

An dem nämlichen Abende wanderte eine alte Bettlerin durch mehrere Straßen der Stadt und kam endlich sehr ermüdet in die erwähnte Quergasse. Plötzlich blieb sie stehen,

denn es schien ihr, als hörte sie ächzen. In damaliger Zeit fielen fast jede Nacht Mordthaten vor, und selbst die mitleidigsten Menschen konnten sich nicht immer entschließen, Beistand zu leisten; aber die Alte, die aus Liebe zu Christus Armuth und Mühseligkeiten ertrug, dachte nicht an eigene Gefahr, und eilte, dem barmherzigen Samaritan gleich, dem Orte zu, wo sie das Aechzen vernahm. Als sie einen im Blute schwimmenden Mann, in sammetnem, reichverziertem Kaftan erblickte, setzte sie sich nieder, legte das Haupt des Unglücklichen auf ihren Schooß, und löste vorsichtig die an das Gesicht geklebten Haare.

„Herr Jesus Christus, erbarme Dich unser!" rief sie, die Hände zusammenschlagend, laut auf, „das ist Fürst Michailo Wassiljewitsch! Himmlische Mutter Gottes, sende gute Menschen herbei! Königin des Himmels, rette Rußland! Das haben die verfluchten Polen gethan," fuhr sie fort, beim Scheine des Mondes die bleichen, entstellten Züge des Verwundeten betrachtend.

„Ach! möge es Gottes Wille sein, daß auch künftig nur Polen diesem Jünglinge, der Hoffnung des Vaterlandes, nach dem Leben trachten!"

Die Alte zog ein leinenes Tuch hervor, mit dem sie ihre Thränen trocknete und dann das Blut zu stillen suchte, was ihr auch bald gelang; aber der junge Fürst kam nicht zur Besinnung, sondern begann irre zu reden. Sie erhob ein lautes Klagegeschrei, welches endlich Jacon, Sergeitsch und mehrere andere Diener der Fürstin Skopin-Schuiski herbeizog, die schon längst nach ihrem Herrn suchten. Alle brachen in lautes Wehklagen aus, und Sergeitsch schalt seinen Sohn, daß er seiner Ahnung nicht gefolgt sei und seinen Herrn verlassen habe.

„Stille, stille!" unterbrach ihn die Alte; „bringt ihn jetzt schnell nach Haus, vielleicht will es Gott, daß wir uns einst noch seiner erfreuen sollen!"

„Dascha!" rief Sergeitsch, „bist Du es?"

„Ja wohl," erwiederte die Alte; „Gott half mir armen Frau, seinem Auserwählten beizustehn!"

Die Diener nahmen ihre Gürtel ab, bedeckten sie mit ihren Röcken und legten den Fürsten, auf diese, ziemlich bequeme Tragbahre. Als sie zum Fortgehen bereit waren, klatschte Dascha in die Hände, und ging unter lautem lustigen Gelächter dem Hause zu, wo sie einen Zufluchtsort zu finden hoffte.

Ihren tiefen Kummer überwindend, eilte die Fürstin mit der, allen wahrhaft liebevollen und edelmüthigen Herzen eigenen Entschlossenheit, dem jungen Fürsten allen nöthigen Beistand zu verschaffen. Sie sandte sogleich nach Wasmer, dem besten damaligen Arzt in Moskwa, und um sich nicht allein auf menschliche Hülfe zu verlassen, befahl sie Sergéitsch nach mehreren Klöstern zu reiten und für die Genesung des Fürsten Michailo Messen lesen zu lassen, während sie sich selbst das Gelübde auflegte, wenn ihr Sohn wieder hergestellt würde, zu Fuß nach dem Troitzki'schen Sergei-Kloster zu pilgern. Die Fürstin konnte nicht daran zweifeln, daß sich mit ihrem Sohne viel Außerordentliches zugetragen hatte; man sah, daß trübe Erinnerungen sein Gemüth quälten, denn beständig hörte man ihn die Namen Dimitri, Octavia, Ratomska, Ossipowsi und Alexandra, theils mit lebhaftem Unwillen, theils mit liebender Theilnahme, aussprechen, und als er die Augen aufschlug, drang sein stierer Blick tief in die Seele der Fürstin. Die bald eiskalten, bald heißglühenden Hände des geliebten Sohnes an ihre trocknen Lippen drückend, erwartete die Fürstin mit banger Ungeduld den Arzt, denn sie wollte ihrem Bruder von dem sie betroffenen Unglück nicht eher etwas wissen lassen, als bis sie Wasmer gesprochen hatte.

Dieser erschien gegen Mitternacht und erklärte, nachdem er den Fürsten untersucht, daß ein hitziges Fieber auf dem Wege sei, welches nach allen Anzeichen, sehr heftig werden würde; daß es wahrscheinlich durch heftige Gemüthsbewegung entstanden und schon längst im Körper vorbereitet gewesen sei.

Die Wunde sei durchaus nicht gefährlich und der mächtige Blutverlust könne sogar zur Milderung des Fiebers beitragen.

Einige Wochen lang schienen die inbrünstigen Gebete der Fürstin und die eifrigen Bemühungen Wasmer's erfolglos zu sein, so daß man anfing, an seiner Herstellung zu zweifeln. Endlich ließ das Fieber allmälig nach, das furchtbare Phantasiren ward schwächer, und der junge Fürst fing an, sich dessen, was um ihn her ging, bewußt zu werden. Er sah, daß er im Bett lag und daß Leute um ihn standen, ja, er erkannte sogar die Stimme seiner Mutter, obgleich sie sehr leise sprach, aber ihre Worte setzten ihn in Erstaunen.

„Gott sei Dank, mein Gebieter!“ sagte die Fürstin Aleona, der Arzt versichert, daß die Gefahr vorüber sei, und er hat mir dadurch eine schwere Last vom Herzen genommen! Wie glücklich macht mich der Gedanke, daß mein Mischa Deiner Hoheit dienen soll! Es ziemt mir nicht, ihn zu loben, aber ich hoffe gewiß, daß er mit Gottes Hülfe sich Deinen Beifall erwerben wird.

Michailo konnte noch kein Wort sprechen, ja nicht einmal die Augen vermochte er zu öffnen; aber dieser Augenblick trug viel dazu bei, seine Kräfte zu heben. Als er sich am nächsten Tage bemühte sich Alles, was sich mit ihm zugetragen, zurückzurufen, glaubte er, wie im Traume gesehen zu haben, daß der Zaar an seinem Bette saß, und welche Ergebenheit seine Mutter ihm bezeugte. Er erzählte der Letzteren, auf welche Weise er verwundet worden und erwähnte dabei auch dieses vermeintlichen Traumes.

„Während Deiner Krankheit, mein theurer Sohn“, erwiderte die Fürstin „haben sich viele außerordentliche Dinge zugetragen. Heute sind es drei Wochen, daß die Tochter des Sendomir'schen Wojewoden, ihren feierlichen Einzug in Moskwa hielt, wo sie das Woßnesenskische Kloster bezog. Später wirst Du alle Unklugheiten Otrepjew's erfahren; jetzt will ich Dir nur sagen, daß der unverschämte Mönch im heiligen Kloster Tänze aufführen ließ, der fremden Glaubens-

verwandtin die Zaarenkrone aufsetzte und sich gegen die polnischen Gesandten anfangs ganz unziemlich stolz und zuletzt mit einem schimpflichen Kleinmuth benahm. Schon längst von den Russen verabscheut, wurde er auch den Fremden ein Gegenstand der Verachtung, und ein Augenblick brachte ihn um den gestohlenen Thron und um sein Leben."

Der Fürst seufzte tief.

„Kann man wenigstens hoffen," sagte er nach einer Pause, „daß die verderbliche Aufregung der Gemüther aufhören wird, die seit dem Ableben des Zaars Boris Fedorowitsch, nimmer nach etwas Besserem strebend, das Vaterland einem Abenteurer überlieferte, der es an den Rand des Verderbens führte? Sollte diese bittere Erfahrung die Menschen nicht endlich überzeugt haben, daß es für Jeden an der Zeit ist, seine Pflichten zu erfüllen, ohne an Belohnungen und persönliche Vortheile zu denken? Vor allen Dingen aber, theure Mutter, sage mir, wer jetzt Zaar ist?"

„Derjenige, der zuerst das Vaterland retten wollte und der endlich seinen Plan ausgeführt hat."

„Der Oheim Wassili Iwanowitsch?" rief der Fürst.

„Ist Selbstherrscher aller Reußen", fügte die Fürstin mit nachdenkender Miene hinzu.

„Verleih' ihm Deinen Segen allmächtiger Gott!" sagte der Fürst, sich mit tiefer Rührung bekreuzigend. Sein Kopf sank in die Kissen und unwillkürlich schlossen sich seine Augen. Er kannte die hohen Eigenschaften seines Oheims, er zweifelte nicht an seiner Vaterlandsliebe; aber wenn er ihn auch des Zaarenthrones würdig hielt, so wagte er dennoch nicht, in so stürmischer Zeit sich über seine Größe zu freuen: er hatte es bereits erlebt, was die Eifersucht der Bojaren gegen den ihnen gleichgebornen Herrscher vermochte, und er konnte es nicht vergessen, was sich ereignet hatte, als der Pseudo-Zaar das Todesurtheil über Wassili Iwanowitsch ausgesprochen.

Die Thür leise öffnend meldete Luterja die Ankunft der Fürstin Jekaterina (Katharina) Grigorjèwna Schuiska. Die Fürstin Alêona machte eine Bewegung, aus der man schließen konnte, daß dieser Besuch ihr nicht erfreulich war; sie durfte ihn aber nicht zurückweisen und sie erhob sich daher, um die Angekommene in einem andern Zimmer zu empfangen. Bevor sie aber der Dienerin den Befehl geben konnte, den Kranken nicht zu verlassen, trat die Fürstin Schuiska bereits selbst an sein Lager.

Die Fürstin Jekaterina, Gemalin des Fürsten Dimitri Iwanowitsch Schuiski, war eine Tochter des Lieblings des Zaaren, Joann Wassiljewitsch des Strengen, Maljuta Skuratow Belski, der bekanntlich mit eigenen Händen den Metropoliten Philipp erwürgte. Ewig wird die Nachwelt den Schmeichler verabscheuen, der seinen Herrn zu Ausschweifungen verleitete, um, indem er seinen Geist beherrschte, das Vaterland in's Verderben zu stürzen und selbst zu Macht und Reichthum zu gelangen. Dieses schlechten Beispieles ohngeachtet war die älteste Tochter Belski's, Gemahlin des nachmaligen Zaaren Boris Godunow, sowohl im Privatleben, als auf dem Zaarenthron ein Muster aller Tugenden. Das schwerste Unglück ertrug ihre fromme Seele ohne Murren; sie litt, hörte aber nicht auf zu beten, und als sie auf grausame Weise ihren Tod fand, tröstete sie sich mit der Hoffnung, daß der gütige Gott die verdiente Strafe ihres Vaters mildern und dem Gemahl das Verbrechen verzeihen werde, durch welches er seine Familie hatte glücklich machen wollen, während er sie dem schrecklichsten Untergange entgegen führte.

Im Aeußern glich die Fürstin Schuiska der unglücklichen Zaarin, war aber in moralischen Grundsätzen und in ihren Gefühlen völlig von ihr verschieden. Hartherzig und stolz blickte sie neidisch auf die hohe Stellung ihrer Schwester. Ihr Gemahl war ihrem Willen völlig unterthan; und hätten die Fürsten Schuiski sich nicht beeilt, den falschen

Dimitri anzuerkennen, so wäre es diesem ungleich schwerer geworden, sich des Thrones zu bemächtigen; auch würde er sich vielleicht die unmenschlichen Maaßregeln gegen die Familie Godunow's nicht erlaubt haben. Da die Fürstin Schuiska die Vortheile verloren hatte, die sie als nächste Verwandte des Zaars besaß, so begann sie auf einmal ihren jungen Neffen zu beweinen und seinen Verderber zu fluchen; aber diese unzeitige Trauer war nur ein Beweis ihrer niedrigen Gesinnung und man bewilligte ihr die äußeren Achtungsbezeugungen nur aus Rücksicht auf ihren Stand.

Als Fürst Wassili den Thron bestieg, zählte die Fürstin Schuiska beinahe dreißig Jahre. Groß und wohlgewachsen hatte sie regelmäßige Gesichtszüge; sie war, was man sagt, eine schöne Frau, aber dennoch gefiel sie nicht. Ihre großen dunkelbraunen Augen hatten einen ganz eigenen Ausdruck, und wenn sie verbindlich und artig sein wollte, meinten diejenigen, die sie genau kannten, immer, sie müsse eine böse Absicht dabei haben. Ihre Wohlbeleibtheit und ihre starke Stimme bewiesen, daß sie eine feste Konstitution haben mußte, was man aber nach der Farbe ihres Gesichts nicht beurtheilen konnte, da sie sich nicht anders zeigte, als mit dick aufgetragener weißer uud rother Schminke. Das dazu benutzte Bleiweis hatte eine so schädliche Wirkung hervorgebracht, daß schon in früher Jugend ihre Zähne schwarz geworden waren; demohngeachtet war sie überzeugt, ein Muster der Vollkommenheit zu sein. Ihr Gemahl, eine arme in ihrem Hause lebende Verwandte und ihre zahlreiche Dienerschaft bestätigten es ihr täglich; nur dadurch konnte man ihr gefallen und sie einigermaßen beruhigen, wenn sie sich über irgend etwas geärgert hatte, was ihr oft und bei der geringsten Veranlassung begegnete.

Zu dem Besuch bei ihrem kranken Neffen hatte die Fürstin Jekaterine sich dergestalt herausgeputzt, daß sie zu einem Hoffeste hätte fahren können. Ueber einem Feres von rothem Seidenstoff trug sie ein reiches, seidenes Sommerkleid.

Beide Armen zierten breite Spangen mit Brillanten und Amethysten; lange goldene Ohrgehänge strahlten von Smaragden und eine hohe Mütze von Seidenstoff war reich bedeckt mit Perlen. Den Hals umschlangen zehn Reihen großer, aber verschiedenfarbiger und eckiger Perlen. Letztere hatte sie zur Aussteuer erhalten und schätzte sie sehr hoch, sie würde es als einen verwegenen Scherz oder vielmehr als eine persönliche Beleidigung aufgenommen haben, wenn es Jemandem eingefallen wäre, ihr zu sagen, daß eine Zeit kommen könnte, wo keine Frau von Stande einen solchen von ihr so hochgeschätzten Halsschmuck tragen würde.

Nachdem sie der Fürstin Aleòna zwei herzhafte Küsse auf die Lippen gedrückt hatte, sagte sie mit höhnischem Lächeln: „Sei gegrüßt Schwester; ob es Dir gut geht, darf man nicht fragen. In deiner Straße ist Feiertag (Russisches, sich selbst erklärendes Sprüchwort); unser gnädiger Zaar hat Dich besucht. Bei uns ist er nicht gewesen; es scheint denn doch, ein leiblicher Bruder sollte näher sein als ein Neffe, wir sind aber einfache, ungebildete Leute; wie sollte Sr. Zaarische Hoheit unser gedenken!“

„Der Zaar wünschte Mischa zu sehen“, erwiederte die Fürstin Alèona; „Du, Schwester, und Dein Mann, Ihr seid Gottlob gesund und alle Tage selbst bei Hofe.“

„Was liegst Du so lange im Bett, Michailo,“ sagte die Fürstin Jekaterina zu diesem: es ist Zeit, daß Du aufstehst; sieh doch nur, wie Deine Mutter angegriffen ist. Nein, Schwester, Du verwöhnst ihn zu sehr; er ist, Gott sei Dank! groß genug, und wird auch allein nicht umkommen.“

Fürst Michailo warf einen liebevollen Blick auf seine Mutter, sagte aber nichts, weil er überzeugt war, ihre Gesundheit würde, wenn sie durch irgend etwas abgehalten werden sollte, den kranken Sohn pflegen, viel mehr leiden, als durch die Anstrengungen der Mutterliebe, ihm das Leben zu erhalten.

„Morgen fahre ich in die Messe", sagte die Fürstin Aleona, „um Gott zu danken; ich kann jetzt hoffen, daß Mischa bald gesund wird."

„Was fällt Dir wieder ein? Du hast beständig zu Hause gesessen und willst nun den ganzen Morgen in der Kirche zubringen! Zum Beten hast Du Zeit genug, liebe Schwester: jetzt mußt Du Besuche machen und hören, was man über unseren Bruder spricht."

„Ueber welchen?" fragte die Fürstin Skopina.

„Hast Du denn ganz Dein Gedächtniß verloren, Aleôna Petrowna? Von wem sollte man wohl jetzt sprechen, als von Wassili Iwanowitsch? Hast Du etwa nicht gehört, welche Wunderdinge er gethan hat?"

„Ich weiß von nichts; ich sah den Zaar nur wenige Augenblicke, und andere Besuche nehme ich gar nicht an."

„Nun, dann will ich Dir erzählen, was mein Herr Schwager für Streiche macht; aus lauter Freude, Zaar geworden zu sein, wird er in seinen alten Tagen ganz ausgelassen."

Das bleiche Antlitz Michailo's wurde von einer fliegenden Röthe überzogen; er erhob sich, stützte sich auf seine Kissen und hörte aufmerksam zu.

„Es ist gewiß Niemanden in den Sinn gekommen," fuhr die Fürstin Schuiska fort, „daß der Bruder einen solchen Scherz mit uns treiben würde. Kaum hatten die Bojaren ihm geschworen, als er ein Schreiben, ich weiß nicht von wem, vorlesen ließ, in welchem der Zaar befahl, daß Niemand ohne Urtheilsspruch der Bojaren zum Tode verdammt werden, und daß den Witwen und Kindern, wenn sie nicht selbst Mitschuldige des Verbrechens wären, ihr Vermögen gelassen werden sollte, und noch mehrere dergleichen schöne Dinge! Nach Verkündigung dieser Albernheiten küßte er so ruhig das Kreuz, als ob er die ruhmvollste That vollbracht hätte. Die Bojaren ließen die Köpfe hängen und mein Fürst wäre fast umgefallen von Schreck. Er hatte sich so ge-

reut, daß der Bruder Zaar geworden; aber lach'? ein Zaar ist das? er ist nicht besser als der geringste Leibeigene!"

Thränen entrollten den Augen Michailo's; innerlich dankte er Gott, daß sein Oheim Rußland eine so milde Regierung versprach, und er zweifelte nicht, das dankbare Vaterland werde sein eigenes Wohl sorgfältig bewahren. Die erfahrnere Fürstin Alêona theilte diese Hoffnung nicht. Der Eid des Zaaren, von dem man in Rußland noch kein Beispiel hatte, schien ihr eine edelmüthige Unvorsichtigkeit. Ihrer Ansicht nach, mußte er sich wohl die Pflicht auferlegen, milde und streng gerecht zu regieren, aber die zaarische Macht nicht beschränken, in einer Zeit; wo durch die ungewöhnlichsten Ereignisse alle Leidenschaften aufgeregt waren. Im Laufe eines Jahres sah Rußland bereits seinen vierten Zaar. Die Fürstin Alêona war erstaunt, daß Wassili Iwanowitsch nicht daran gedacht, wie die heilsamsten Veränderungen die verderblichsten Folgen in einer Zeit nach sich ziehen konnten, wo das Volk entweder deren Vortheile nicht einzusehen im Stande war, oder jede Nachgiebigkeit nicht dem Edelmuth, sondern der Verzagtheit der Regierung zuschrieb.

„Ach, mein Mütterchen! Dir geht das Ding auch im Kopf herum; ja, das sieht man wohl, viel besser, als unter dem verlaufenen Mönch, werden wir es auch nicht haben! Gestern bat mein Fürst den Bruder um Etwas; was glaub'st Du wohl, daß er von ihm zur Antwort erhielt? Gut, gut, sei eifrig in Deinem Dienst, mache Dich nützlich; mit Freuden werde ich Dich dann belohnen!"

„Das hat er gesagt?" rief Fürst Michailo, während eine innige Zufriedenheit seine matten Augen belebte.

„Sieh doch! er freut sich, daß der Oheim nichts erhalten hat! Willst Du vielleicht des Zaaren Gnade nur für Dich aufsparen?"

„Ich wünsche mir nur Gelegenheit, meinem Vaterlande nützlich werden zu können!"



„Was Du nicht Alles wünschest! wenn Deine Kräfte nur Wunder thun könnten! Man trug Dich noch auf den Armen, als Fürst Dimitri Iwanowitsch schon Bojar war, und er war nicht hinter dem Ofen sitzen geblieben, um dahin zu gelangen. Wahr ist es freilich, daß meine liebe Schwester damals große Macht besaß; aber sie achtete auch ihre Verwandten mehr als es jetzt geschieht. Es kommt nichts Gutes heraus, wenn man diese zurücksetzt. Wenn des Zaaren Verwandte sich nur dann seiner Gnade erfreuen sollen, wenn sie dem Staate dienen, wie es andere thun, so werden wir am Ende noch den Grischka zurückwünschen."

„Bedenke doch Schwester," rief, nur mit Mühe ihren Unwillen verbergend, die Fürstin Skopina aus, wie kann man eine Zeit zurückwünschen, wo alle rechtlichen Menschen unterdrückt wurden und unsere eigene Familie für die Wahrheit in die Verbannung wandern mußte."

„Das ist vorbei, als wär' es gar nicht gewesen. Kann man sich wohl darüber wundern, daß der Mönch nach seinem Gutbefinden regierte! Aber jetzt, Schwester, thut einem das Herz weh und man schämt sich vor den Leuten, daß der Bruder nichts für seine leiblichen Verwandten thut!"

„Habe doch Geduld; es läßt sich nicht Alles auf einmal thun. Kann denn Wassili Iwanowitsch sogleich die Seinigen beschenken? was würden Andere dazu sagen?"

„Uns würde es wohl thun; was haben wir von den bösen Nachreden zu fürchten?"

„Wir leben," sagte die Fürstin Aleona, „in einer Zeit, die uns gelehrt hat, wie unzuverläßig alle irdische Größe ist; wir waren Zeugen so beklagenswerther Ereignisse, daß wir in Wahrheit nur dahin streben sollten, unser Inneres rein zu erhalten, und dabei Gott bitten, das heilige Rußland vor Unruhen und Blutvergießen zu schützen!"

„Ich bitte Dich, Schwester, ist es denn Sünde, seine Nächsten zu lieben und ihnen Gutes zu thun?" sagte die

Fürstin Schuiska mit merklicher Unzufriedenheit. „Meines Wissens steht davon nichts in der heiligen Schrift. Es kann sich nicht Jeder so in sein Haus verschließen wie Du, und dabei sind Deine Einkünfte so groß, daß die Kisten das Geld nicht mehr fassen. Doch, was schwatze ich da; ich war noch ein Kind und erinnere mich sehr wohl, daß Du, als Du noch jung warst und mit Deinem Mann lebtest, den Putz und Aufwand so sehr liebtest, daß kein Staathalter von Nowgorod so geachtet war, wie Fürst Wassili Fedorowitsch. Komme ich einst in Deine Jahre, so gehe ich vielleicht auch, wie Du, täglich in demselben Anzuge und trage nach Nichts mehr Verlangen."

„Du hast aber doch selbst gehört, daß der Zaar willens ist, uns für geleistete Dienste freigebig zu belohnen," sagte Fürst Michailo; „was kann man mehr wünschen? Ueber ihn wird man dann nicht klagen und uns nicht beneiden können."

„Was der alles schwatzt!" fiel die Fürstin Schuiska ein. „Du solltest lieber schweigen; Du liegst im Bett und weißt von Nichts. Frage nur, was die Bojaren sprechen; wenn sie gewußt hätten, sagen sie, was geschehen würde, so wäre es ihnen nie eingefallen, den Fürsten Wassili auf den Thron zu setzen."

„Rußland hat ihn gewählt und zu Rußlands Heil muß er regieren," rief Michailo aus.

„Du fantasirst wohl noch immer?" sagte die Fürstin Schuiska, ihren Neffen verdrießlich anblickend; „Du bringst solchen Unsinn hervor, als kämst Du aus einer andern Welt. In Rußland wissen es nicht einmal Alle, daß man den Grischka hier abgethan hat; noch liegt sein Leichnam nicht unter der Erde und Wassili Iwanowitsch ist schon seit drei Tagen Zaar. Brüder und Freunde nahmen sich seiner an, und nun stößt er sie von sich und stellt sie jedem Diener gleich! Thue, was Du willst, Schwester, zürne mir, wenn Du willst; ich kann es aber nicht ertragen, ich muß die ganze

Wahrheit sagen. Wassili Iwanowitsch sitzt auf keinem ererbten Thron; es gibt Bojaren, die nicht schlechter sind, als er; auch Andere können regieren. Unser Bruder hat zu schnell das Sprüchwort vergessen: Speie in keinen Brunnen, aus dem Du selbst trinken willst."

Kaum vermochte Michailo diesen Worten Glauben zu schenken; er konnte es nicht begreifen, mit welcher Verblendung sein Oheim, mit den besten Absichten, mit wahrhaft erhabener Sinnesart, so eilig das Diadem von einer geringen Anzahl neidischer und habsüchtiger Personen hatte annehmen können, anstatt die Zustimmung des ganzen Volkes zu erwarten; auf dessen Eifer und Ergebenheit er bauen konnte, ohne sich der Gefahr auszusetzen, nicht allein die allgemeine Liebe und das allgemeine Vertrauen zu verlieren, sondern auch einem andern Ehrgeizigen den Weg zum Throne zu bahnen. Die Fürstin, welche die Aufregung ihres Sohnes bemerkte, fürchtete nachtheilige Folgen für seine Gesundheit. Sie selbst fühlte eine tiefe unbesiegbare Wehmuth; der plumpe Eigennutz der Fürstin Schuiska vermehrte ihren Abscheu gegen diese ihre nächste Anverwandte, und mit Schrecken dachte sie daran, daß letztere nicht allein ihre eigene Ansicht ausgesprochen hatte, sondern auch die der Bojaren, die dem Fürsten Wassili zum Sturz des Pseudo-Dimitri und zu seiner eigenen Thronbesteigung nicht aus Liebe zum Vaterlande Beistand geleistet hatten, sondern in der Hoffnung, die wichtigsten Aemter und Einkünfte des Reiches unter sich zu theilen. Was hatte man nach einem solchen Anfange nicht Alles zu befürchten! Der einzige Trost konnte hier nur festes Vertrauen auf Gott sein; aber bei'm Anblick der Herrschaft niedriger Leidenschaften wagten es gefühlvolle und edle Gemüther nicht, auf den Schutz der Vorsehung zu hoffen und sie erwarteten zitternd die Folgen des gerechten Zornes des Allmächtigen.

Elftes Kapitel.

Nach dem Tode des Pseudo-Dimitri blieb Marina im Pallaste der Zaaren. Man behandelte sie wie eine erlauchte Person, ließ aber Niemanden zu ihr, als ihre unmittelbare Dienerschaft. Sogar ihr Vater bekam nur ein einziges Mal Zutritt zu ihr; sie unterhielten sich ohne Zeugen, und von dieser Zeit an, schien Marina in ein Schicksal ergeben, von welchem sie in den ersten Augenblicken so sehr ergriffen worden war, daß sie länger als 24 Stunden weder sprach, noch aß, noch trank, noch ein Auge schloß.

Am 31. Mai erklärte der Zaar, die Tochter des Wojewoden von Sendomir dürfe zu ihrem Vater zurückkehren. Panna Kasanowska, die Hofmeisterin der gewesenen Zaarin, machte ihr den Vorschlag, den Pallast in der Dämmerung zu verlassen. Allein, dieser Gedanke empörte die ehrgeizige und stolze Marina; in der Ueberzeugung, daß ihr verstorbener Gemahl sich und seine Gattin nur durch seine Thorheiten in's Verderben gestürzt hatte, bildete sie sich ein, sie werde von den Russen geliebt und müsse die Gelegenheit, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, nicht vermeiden, sondern sie im Gegentheil herbeiführen. Indessen befahl der Zaar selbst, welcher besorgte, die Erscheinung der Witwe des Pseudo-Dimitri könne Gelegenheit zu Unruhen geben, daß sie sich in der Dunkelheit zu ihrem Vater begeben solle.

Als man Marina meldete, daß der Wagen sie erwarte, befand sie sich in demselben Zimmer, in welchem Otrepjew um die Tochter des Starosten von Ostersk für den Fürsten Skopin-Schuiski angehalten hatte. Sie allein war der Wuth des Pöbels entgangen, der während der Ermordung ihres Gatten den Palast plünderte; die Bojaren hatten sie in dieses Zimmer geführt und es mit Wache umstellt. Obgleich man indessen nichts aus demselben entfernt hatte, so

sah es dennoch ganz anders aus, als früher; in einer Ecke stand ein Bett, auf dem Sopha lagen Kissen, und die Tische und Stühle waren mit Gegenständen aller Art bedeckt.

Heraufziehende Wolken verkündeten ein heftiges Gewitter und Octavia Ratomska bat Marina mit ängstlicher Besorgniß, sich schnell auf den Weg zu machen. Als ob sie nichts hörte oder nicht verstanden hätte was Octavia sagte, antwortete Marina nichts und rührte sich nicht von der Stelle. Mit düsteren Blicken um sich schauend, erinnerte sie sich, wie sie zum erstenmal dieses Zimmer, umringt von Zaarischer Pracht, betreten hatte; wie der sie begleitende Fürst Wassili Schuiski sich bemüht, ihr in Allem gefällig zu sein; und jetzt mußte sie auf seinen Befehl sich in der Nacht entfernen; in den Vorzimmern und auf den Straßen warteten Soldaten auf sie; man behandelte sie, wie eine gefährliche und große Verbrecherin!

Die Uhr im Zimmer schlug die neunte Stunde und begann zu spielen. Marina rief einen Diener und befahl ihm, dieses kostbare Geschenk des Kaisers Rudolph an den Zaaren Feodor Iwanowitsch zu zerschlagen.

„Ich will nicht“, rief sie mit Heftigkeit, „daß der Thronräuber dieses seltene Kunstwerk das er nicht zu schätzen weiß, besitzen soll! Auch soll ihm kein Zweifel übrig bleiben, daß wir bis zum Tode Feinde bleiben werden; daß ich, so lange ich lebe, und überall wo ich mich auch befinde, Mittel suchen werde, mich zu rächen!“

Octavia's Arm ergreifend verließ Marina das Zimmer, hörte aber noch die Schwerdthiebe des gehorsamen Polen und die unharmonischen Töne der zertrümmerten Spieluhr, die ihr die letzte Freude in einer Wohnung boten, wo sie Nahrung für eine Herrschgier gefunden, die weder das schreckliche Ende ihres Gatten, noch ihre darauf folgenden Leiden vertilgen konnten. Ihr Inneres glühte vor Wuth. Auf der Treppe stand sie still und den Blick auf den Moskwa-Strom werfend, verglich sie unwillkürlich ihr Leben mit den

an die engen Ufer schlagenden schäumenden Wellen. Octavia fühlte, wie ihr Arm krampfhaft zuckte, und bemerkte beim Laternenschein, daß sie nur mit Mühe ihre Thränen zurückhielt.

Das von Mnischek, ihrem Vater bewohnte Haus, lag zwischen dem Zaaren-Palast und der Wohnung des Patriarchen, die früher Godunow gehörte. Kaum hatte Marina das Haus erreicht, so begann der Donner zu rollen und der ganze Kreml wurde von Blitzen erhellt. Die Natur schien sich darüber zu empören, daß die Gattin des Pseudo-Zaaren eine Wohnung zu betreten im Begriff war, in welcher auf dessen Befehl ein Zaar ermordet und unschuldiges, heiliges Blut vergossen worden war. Marina vermochte ihren Schreck zu beherrschen, aber Octavia, welche nicht soviel Charakterstärke besaß, schrie laut auf und hätte fast die Besinnung verloren; Stadnitzki, der Oheim und Hofmeister der gewesenen Zaarin, welcher den Damen entgegen gegangen war, sprang ihr bei. Plötzlich dachte sie an Xenia; sie erhob den Arm und riß sich den Schmuck, den die unglückliche Zarewna früher besessen, mit solcher Heftigkeit vom Halse, daß die Perlen umherfielen; ihr aber schien es, als hätte sie sich von einer sie erwürgenden Schnur befreit und viel leichter athmend folgte sie darauf ihrer Herrin.

Der Wojewod von Sendomir erwartete seine Tochter auf dem Vorsaale. Die ihn umgebenden Polen hatten bestimmt geglaubt, Marina würde ihrem Vater in die Arme fliegen und Gott mit Thränen danken, daß sie nun nicht mehr von ihm getrennt leben würde; zum allgemeinen Erstaunen aber grüßte sie Alle mit Zaarischer Würde, und ließ es, als sie einen Handschuh fallen ließ, zu, daß ihr Vater selbst ihn aufhob. Mnischek fühlte sich dadurch nicht im Mindesten beleidigt, er schien es im Gegentheil mit Freuden zu sehen, daß seine Tochter ein starkes und hohes Gemüth zeigte, und er geleitete sie mit tiefem Respect in die inneren Gemächer.

Die polnischen Gesandten und die vornehmsten polnischen Damen erwarteten die Witwe des Pseudo-Dimitri in dem nämlichen Zimmer, wo einst der Regent Rußlands, Boris Godunow, fremde Gesandte empfing und zum Handkuß ließ. Voll wahrer Größe legte dieser keinen Werth auf überflüssige Ausschmückung seiner Wohnung und Alles in derselben zeigte die Einfachheit alter Sitte. Dimitri aber, der die Pracht liebte und durch Zaarische Verschwendung den Luxus verdunkeln wollte, mit welchem der Wojewod von Sendomir in Sambor lebte, befahl zur Aufnahme seines Schwiegervaters das ihm bestimmte Haus mit dem höchsten Glanze auszustatten. Es gelang den Bojaren, es vor Plünderung zu bewahren und Alles war noch auf dem alten Fuße; nur hatte der Pöbel, durch die Fenster schießend, einen Spiegel zertrümmert und die Wand an einigen Stellen beschädigt. Das für Marina bestimmte Zimmer war mit himmelblauem Sammet und silbernen Borten ausgeschlagen; an der Wand hing das Bildniß des Pseudo-Zaaren in Lebensgröße, das während seines Aufenthalts in Polen gemalt worden war. Die Aehnlichkeit war außerordentlich, aber der Maler mußte wahrscheinlich keine guten Farben gehabt haben, denn sie waren in kurzer Zeit dergestalt verblichen, daß man, wenn man das Bildniß ansah, glauben konnte, das Original in dem Augenblick seines furchtbaren Todes zu sehen, wo das erbitterte Volk in blinder Wuth sein Strafgericht über den Verbrecher hielt. Jedermann wunderte sich, daß Mnischek vor der Ankunft seiner Tochter nicht dafür gesorgt hatte, einen Gegenstand zu entfernen, der in Marina die traurigsten Erinnerungen zurückrufen mußte.

Marina trug ein Kleid von weißem Taffet; der Wind hatte ihr Haar in Unordnung gebracht und sie war gegen Gewohnheit außerordentlich blaß, was sie jedoch nicht entstellte, sondern ihr im Gegentheil einen Reiz verlieh, den sie früher nicht besaß; die Spuren eines erschütterten Gemüthes und der einfache Anzug kleideten sie viel besser als der Hoch-

muth, mit dem sie sonst in kostbarem Putz und mit großen Ansprüchen auftrat.

Zuerst ward Marina von Panna Gerbutow bemerkt, welche der Thüre gegenüber stand.

„Die Zaarin in weißem Kleide!“ rief sie, auf die Damen blickend, die alle in tiefer Trauer waren.

„Ich erwartete nicht“, sagte Marina mit einiger Unzufriedenheit, indem sie am Eingange des Zimmers stehen blieb, „daß mich nach so langer Trennung meine alten Freundinnen in Trauerkleidern empfangen würden. Was verkündet ihr mir, neues Unglück oder einen baldigen Tod?“

Die Damen sahen einander an; schon waren sie innerlich geneigt, Marina des Leichtsinns und der Veränderlichkeit zu beschuldigen; nach dem aber was sie gesagt, schien es ihnen selbst, daß ihre schwarze Tracht nicht passend sei, und Alle umringten sie mit Aeußerungen herzlicher Ergebenheit.

„Unglückliche Zaarin,“ rief Panna Tarlo, wir nehmen den innigsten Antheil an Deinem Kummer!“

Thränen stürzten ihr aus den Augen, und indem sie einen Augenblick die Erhöhung ihrer frühern Freundin vergaß, wollte sie sie an ihr Herz drücken.

„Tragt keine Sorge um mich,“ sagte Maria, mit hoher Würde zurücktretend. „Es lebt ein Gott der sich der Zaaren annimmt und ich habe die feste Hoffnung, daß er auch mich beschützen wird.“

Die Gesandten begrüßten Maria, wie die Wittwe eines wirklichen Herrschers. Zufrieden mit diesen Achtungsbezeugungen nahm sie den ihr bestimmten Sitz ein und forderte mit besonderer Freundlichkeit alle Anwesenden auf, sich in ihrer Nähe niederzulassen.

„Ich weiß nicht ob es die vielen Lichter sind und weil Ihr schwarz gekleidet seid,“ sagte Maria, sich zu den, nicht zu ihrem Gefolge gehörenden Damen wendend, „aber ich finde Euch sehr verändert; Panna Tarlo ist sehr blaß und Du, meine liebe Gerburtowa, bist sogar alt geworden.“

„Wie soll man nicht alt werden!“ antwortete Panna Gerburtowa. „Wir haben so viele Schrecken erlebt, haben solche Gefahren überstanden, daß wenige Stunden uns wie Jahre vorkommen und sehr leicht auch alle Folgen einer langen Zeit mit sich führen konnten!“

„Ich wundere über mich selbst, daß ich nicht den Verstand verloren habe,“ fiel Panna Tarlo ein; „unser Haus wurde völlig ausgeplündert; ich war gezwungen auf Stroh auszuruhen, und als ich plötzlich aus dem Schlaf erwachte, sah ich mich mit Blut bedeckt, welches aus dem benachbarten mit todten Körpern angefüllten Zimmern in Strömen auf mich zufloß!“

„Genug, genug!“ unterbrach sie Marina, ihr Antlitz mit den Händen bedeckend. „Von solchen Erzählungen erstarrt mir das Herz!“

„Schont Eure Gesundheit, Zaarin,“ sagte Pan Stadnitzki; „warum das Vergangene zurückrufen? laßt uns lieber dem Himmel danken, daß wir noch leben und wieder beisammen sind!“

„Schon längst kannte ich die Tücke der Moscower, aber nie hätte ich sie für so listig gehalten,“ sagte Pan Gossewski. „Wäre ich nicht selbst hier gewesen, so würde ich vielleicht Alle getadelt haben, daß sie sich so leicht von diesen Räubern täuschen ließen! Gestehen muß man, daß sie ihre Sache meisterhaft ausführten. In Wahrheit, Zaarin, Ihr könnt Euch Glück wünschen, daß Ihr bald und, wie ich hoffe, auf immer von diesem hinterlistigen und tückischen Volke scheidet.“

Marina sah den Gesandten an, als wollte sie mit ihrem Blick seine geheimsten Gedanken errathen und ihn zu gleicher Zeit davon überzeugen, wie sehr ihre Ansichten und Pläne den seinigen vorzuziehen wären.

„Als ob Verbrechen geheiligte Rechte vernichten könnten!“ sagte sie mit feierlicher Stimme. Als Unterpfand ewiger Treue für mich, küßten die Russen das Kreuz und das Evan-

gelium! Ich bin Moskwa's Zaarin und muß des allgemeinen Bestens und des Heils der Menschheit wegen kühn gegen das Unglück ankämpfen, muß alle Mittel anwenden, um das Verlorene wieder zu erringen. Schwer ist es einzugestehen, aber Euch Allen bekannt, daß die Polen durch ihren unverständigen Hochmuth und ihre nicht zu bezähmende Willkühr den allgemeinen Abscheu auf sich gezogen haben. Um sich zu rächen, entschlossen sich die Moskwaer zu einer That, deren Folgen sie wahrscheinlich selbst nicht voraussahen!"

„Eure Hoheit geruhen immer ein weises und unpartheiisches Urtheil zu fällen," sagte Pan Ratomski; „unsere Landsleute sind selbst an Allem Schuld. Sie schonten Niemanden; Fürst Skopin-Schuiski, der ein Mädchen von Stande retten wollte, hätte beinahe selbst sein Leben dabei verlören, wodurch das Volk nur noch mehr aufgebracht wurde; der Oheim des Fürsten benutzte diese Stimmung, und über tausend Polen kamen mit einem Zaaren um, der ein besseres Loos verdient hätte."

„Von nun an", rief der Jesuit Ssawitzki aus, „ewige bittere Feindschaft zwischen Polen und Russen! Laßt uns schwören, daß sie nur dann aufhören soll, wenn Polen Rußland unterworfen hat."

Nur zwei oder drei Stimmen wiederholten diese Worte eines leidenschaftlichen Mönchs, dessen Mitbrüder bekanntlich gegen die Pflichten ihrer Religion und ihres Standes lange Zeit überall Uneinigkeit anstifteten.

„Nehmt Euch nur in Acht, daß Rußland nicht Polen erobert", sagte Mnischek.

„Wie wäre das möglich?" rief unwillig Pan Luibomirski aus. „Ihr Herr Wojewod, den Ihr am meisten von der Tücke der Moskwaer gelitten habt, Ihr, könnt es so gleichgültig verkünden, daß sie Euer Vaterland unterjochen werden?"

„Entweder habe ich mich falsch ausgedrückt, oder Ihr habt mich falsch verstanden", erwiederte kaltblütig Mnischek.

9*

Mich dünkt, wir haben es theuer genug bezahlt, daß wir die Moscower verachteten, und meiner Ansicht nach thäten wir besser uns nicht damit zu brüsten, daß wir sie ewig besiegen wollen. Vergeßt nicht, daß Gott die Hochmüthigen züchtigt. Der Hauptfehler der Russen ist ein übertriebenes Vertrauen oder vielmehr eine unbegrenzte Leichtgläubigkeit; daraus entsprang unser ganzes Unglück. Um den Thron zu besteigen, verbreitete der treubrüchige Schuiski das Gerücht, Dimitri sei ein Usurpator, und der Zaar, der scheinbaren Ergebenheit der Bojaren vertrauend, wies alle meine Beweise zurück, daß ein Verrath gegen ihn im Werke sei. Uebrigens merkt man es den Russen sehr wohl an, daß sie wie wir slavischen Ursprungs sind, sie sind tapfer, lieben ihr Vaterland, und verstehen dies zu beweisen, wenn es Noth thut. Wir dürfen nicht vergessen; daß weder die Zwiste der russischen Fürsten unter sich, noch das Joch der Tartaren die Einheit Rußlands zerstören konnten."

„Ich stimme in vielen Punkten mit Euch überein, Herr Wojewod," sagte der Abgesandte Gossewski, „und darum darf man es nicht zugeben, daß die Moskower ihre Macht verstärken. Ich hoffe, daß der König nicht zögern wird, ihnen den Krieg zu erklären, und daß wir nicht eher die Waffen niederlegen werden, als bis wir erhalten haben, was der verstorbene Zaar uns versprochen hat."

Ein im Dienste des Wojewoden von Sendomir stehenden Edelmann meldete die Ankunft eines Eilboten aus Ssambor, welcher die mitgebrachten wichtigen Schreiben der Zaaren selbst einzuhändigen wünsche.

Marina gab ihrem Vater einen Wink, ihr zu folgen und begab sich sichtbar beunruhigt, in ein anstoßendes Zimmer. Als sie zurückkehrte, war sie kaum wiederzuerkennen. Nachdem sie den ganzen Abend bleich und nachdenkend gewesen, sah sie jetzt außerordentlich erhitzt aus, sogar ihre Hände hatten rothe Flecken und es schien, als wollte das Blut ihr aus dem Gesicht springen; jede ihrer Bewegungen hatte eine ganz

seltsame unruhige Lebendigkeit, die eine Folge plötzlicher Freude sein, aber auch die Nothwendigkeit verbergen konnte, sich nur zum Schein heiter und froh zu zeigen.

„Panna Tarlo", sagte sie, ihren Sitz wieder einnehmend, „Ihr habt Thränen vergossen, weil Ihr mich für eine hülflose Witwe hieltet, aber hier habt ihr die Hand einer glücklichen Gattin: Dimitri lebt!"

„Er lebt?" riefen alle Anwesenden aus einem Munde.

Vor Erstaunen außer sich erhoben sich die Damen; der Jesuit Ssawitzki fiel vor dem Mutter-Gottesbilde auf die Kniee und Panna Tarlo drückte Marinas' Hand an ihre Lippen.

„Quält uns nicht mit eitlen Hoffnungen, Zaarin", sagte der Abgesandte Olesnitzki. „Fast ganz Moskwa sah den erschlagenen Dimitri; Viele wohnten seiner Beerdigung bei."

Eine Todtenbläße überzog abermals Marina's Antlitz und ihre Lippen bebten.

„Mein Herr Abgesandter," sagte sie mit einer Stimme, der sie vergebens eine gewisse Festigkeit zu geben suchte, ich, die Gemalin Dimitri's, ich sah ihn nicht todt, sondern lebend, als er, von Allen Abschied nehmend, mich dem Schutz des Allmächtigen empfahl, und mit zwei getreuen Dienern Moskwa verließ, wo wie er es wußte, der Verräther Schuiski seinen Untergang vorbereitete."

Marina überreichte Olesnitzki ein Schreiben, in welchem ihre Mutter meldete, daß Dimitri wohlbehalten bei ihr angelangt sei und bereits von vielen Russen das Versprechen erhalten habe, ihr Leben daran zu setzen, um ihm den Thron wieder zu erkämpfen. Nachdem er es durchgelesen, überreichte es Olesnitzki schweigend seinem Kollegen Gossewski. Unterdessen erzählte Mnischek ausführlich wie sein Schwiegersohn während der letzten Festlichkeiten die verbrecherischen Pläne Schuiski's erfahren und da er nicht im Stande war, die Ausführung derselben zu verhindern, den Entschluß gefaßt habe, nachdem er aus dem kleinen Hofstall drei türkische Pferde hatte

holen lassen, mit zwei zuverlässigen Begleitern Moskwa zu verlassen.

„Nur ich, Marina und Baßmanow", fuhr Mnischek fort, „wußten um die Abreise und Ihre Hoheit wußte Ihre Trauer so geschickt an den Tag zu legen, daß die Feinde Dimitri's nicht den geringsten Argwohn hatten, und er ohne verfolgt zu werden, sicher die polnische Grenze erreichen konnte. Ich hoffe, daß nach allem diesen Niemand mehr an weiblicher Verschwiegenheit und Klugheit zweifeln werde."

„Wer aber ward anstatt des Zaaren erschlagen?" fragte Olesnitzki.

„Einer von den deutschen Trabanten," erwiederte Mnischek. „Pan Mechowetzki, ich und mehrere Andere sahen ihn oft bei dem Zaaren, der sich immer sehr gnädig gegen ihn bezeigte und seine Aehnlichkeit mit meinem erlauchten Schwiegersohn nie genug bewundern konnte."

„Pan Olesnitzki, sagte Marina mit freundlichem Lächeln, „Ihr seid von dem Tode meines Gemahls so fest überzeugt, daß Ihr ihn vor Euch sähet, ihn vielleicht für ein Gespenst halten und zögern würdet, aus seinen Händen das anzunehmen, was er Euch als ein Unterpfand seiner herzlichen Freundschaft zugedacht hat."

„In Folge der Gebote unsers heiligen Vaters, des Papstes, Paul V.," sagte der Jesuit Ssawitzki mit gen Himmel gerichteten Blicke, erkannten die treulosen Moscower ihren Zaaren nicht. Er entkam ihrer Wuth, um sie auf's Neue zu beherrschen und die Millionen seiner Unterthanen zur römischen Kirche überzuführen, ohne deren Beistand Niemand der himmlischen Seligkeit theilhaftig werden kann."

„Ich erinnere mich sehr wohl, bemerkte Olesnitzki," von Dimitri gehört zu haben, daß er nach einer Prophezeihung vier und dreißig Jahr regieren solle, schon damals freute ich mich, als ich es hörte und jetzt freut es mich um so mehr, weil die Hoffnung vorhanden ist, daß die Prophezeihung sich erfüllt."

Pan Gossewski trat spöttisch lächelnd an's Fenster und schenkte dem Schreiben, das Marina vorzeigte, nur sehr wenig Glauben.

„Wenn mir der Himmel nur aus Rußland hilft," sagte Sigesmund Tarlo halblaut zu dem neben ihm stehenden Ratomski, „so werde ich mich gewiß um keinen Dimitri mehr bekümmern."

Ratomski blickte seine Tochter an. Die eingetretenen Hindernisse hatten ihre Neigung für den Fürsten Michailo nur noch mehr entflammt und tief dadurch gekränkt, daß der neue Zaar des Bündnisses mit seinem Neffen nicht gedachte, erfüllte die Vorstellung sie mit Entzücken, vielleicht bald Genugthung zu erhalten für die, ihr widerfahrene Vernachlässigung. Sie zweifelte nicht an der Wahrheit der von Marina mitgetheilten Nachricht und wiegte sich in süße Träume ein, ohne daran zu denken, daß wenn auch Fürst Skopin genöthigt sein sollte, das in seinem Namen dem Pseudo-Zaaren gegebene Versprechen zu erfüllen, eine solche Ehe doch weder ihm noch ihr Glück bringen könne.

„Ich hoffe," sagte der Wojewood von Sendomir, „daß Alle hier Anwesende die Nothwendigkeit einsehen werden, vor der Hand über die Rettung des Zaaren nichts laut werden zu lassen; unsere eigene Sicherheit fordert es, daß Schuiski sie so spät als möglich erfahre."

„Die Wege des Herrn sind unerforschlich!" bemerkte Pan Stadnitzki. „An dem nämlichen Tage, als die Zaarin gezwungen wurde, ihre Wohnung zu verlassen, erhalten wir eine Nachricht, die uns hoffen läßt, daß der Thronräuber sich nicht lange seines Raubes erfreuen, und ihm das Schicksal werden wird, das er dem Zaaren zudachte!"

„Pan Gossewski," sagte Marina mit hoher Milde, „Ihr machtet zuvor die Bemerkung, daß der König Rußland den Krieg erklären, und nicht eher die Waffen niederlegen müsse, als bis Polen Alles erhalten hätte, was Dimitri ihm versprochen. Ich hoffe jetzt, daß Dimitri seine Ver-

sprechungen in eigener Person erfüllen werde! Bereits haben die Wojewoden von Patiwl, Fürst Schachowski, und von Tschemigow, Fürst Telätewski, als sie die Rettung des Zaaren erfuhren, im ihre Bereitwilligkeit erklärt, sich von Schuiski loszusagen. Der Fürst Mossalski und Pan Mechowetzki waren selbst bei ihm, und der erstere meldet mir, daß viele getreue Unterthanen willens sind, seinem Beispiel zu folgen. Es hängt jetzt nur davon ab, daß Ihr, meine unbesiegten Mitbürger, Euch meinem Gemahl anschließet, und bald wird er dann nach Moskwa zurückkehren und die reichen Besitzungen der Schuiski's unter seine Freunde vertheilen."

„Es lebe Dimitri!" rief der, an die Schwester Marina's verheirathete Fürst Wischnewetzki aus. „So lange Constantin Wischnewetzki athmet, wird er ein treuer Anhänger des rechtmäßigen Zaaren von Moskwa sein!"

Der Wojewod von Sendomir befahl, Wein zu bringen. Der Abgesandte Olesnitzki leerte zuerst einen vollen Pokal auf das Wohl und auf das Glück des Zaaren Dimitri; ihm folgten Fürst Wischnewetzki und dann alle im Zimmer befindlichen Männer. Aber nicht Alle überließen sich einer gleichen Freude, und um die Kälte einiger, dem Pseudo-Zaaren früher sehr ergebenen Anhänger zu verbergen, wurden die lauten Freudenrufe von Mnischek, seinem Bruder, Sohne und Schwiegersohne beständig wiederholt. Den Damen reichte man gleichfalls kleine Gläser mit Malvasier, und diese wünschten Alle mit frohem Sinn ihrer Zaarin Glück mit dem Zusatze, daß die, ihrem Gemahl gestellte Prophezeihung sich erfüllen und sie mit ihm vereint lange und glücklich regieren möge.

Marina schien tief gerührt und höchst zufrieden; aber Pan Tarlo, der sie scharf beobachtete, bemerkte in ihren Blicken eine, ihr durchaus nicht eigene Verwirrung. Selbst nicht wissend, was er von der Sache halten sollte, sah er einen neuen Krieg mit Rußland voraus, einen neuen Triumf

für die Familie des Wojewoden von Sendomir, und fürchtete unwillkürlich, daß Alles für die Polen schlimm endigen werde.

Nachdem Marina den größten Theil ihrer Gäste durch Schmeicheleien, geäußertes Zutrauen und durch große Versprechungen ganz für sich eingenommen hatte, entließ sie endlich nicht nur diese, sondern auch ihr ganzes Gefolge. Als sie allein war, zog sie aus ihrem Busen ein entsiegeltes Schreiben, das sie, nachdem sie es, und wie es schien, nicht zum erstenmal durchgelesen hatte, mit Unwillen, fast mit Entsetzen von sich warf. Mit dem Arm auf den Tisch gestützt, versank sie in so tiefes Nachsinnen, daß sie die Rückkehr ihres Vaters, der die königlichen Abgesandten begleitet hatte, nicht bemerkte.

„Mechowetzki ist unser wahrer Freund,“ sagte Mnischek, neben seiner Tochter Platz nehmend.

„Er ist mein Todfeind und Verderben!“ rief lautweinend Marina aus.

„Was ist Dir denn begegnet?“ fragte Mnischek mit Erstaunen und Besorgniß, und durchflog mit seinen Blicken das Zimmer, als wollte er die Ursache der ihm unbegreiflichen Veränderung erspähen.

„Ihr erstaunt über meinen Kummer? Macht es Euch denn Freude, daß Eure Tochter, die Witwe eines Zaaren, das Weib des verächtlichsten Menschen, eines abscheulichen Juden werden soll?“ sagte Marina mit matter Stimme.

„Dieser Jude aber wird einst Zaar sein!“

„Wird er es aber auch wirklich? Seid Ihr gewiß überzeugt, daß die Wahrheit nicht an den Tag kommen wird?“

„Wie kannst Du daran zweifeln? Angesehene russische Fürsten, Wojewoden mächtiger Provinzen, erklären sich freudig für den geretteten Dimitri; in Moskwa sind die Bojaren eifersüchtig auf Schuiski; Polen ist bereit, ihm den Krieg zu erklären!“

„Ach! mein Herz bebt unwillkürlich; solches Bangen fühlte ich noch nie! Einigemal war ich nahe daran, meinen Thränen freien Lauf zu lassen; dem aufmerksamen Beobachten Gossewski's und Tarlo's habt ihr es zu danken, daß ich mich nicht verrieth; ihren Argwohn fürchtend, beherrschte ich mein erschüttertes Gemüth. Nein, Mechowetzki ist nicht mein Freund! Er konnte einen ehrenhaften Mann, Christen, Polen oder Russen, überreden, Dimitri's Rolle zu spielen; aber er wählte dazu einen Menschen, in dessen Namen er selbst Rußland regieren will!"

„Mit Unrecht fürchtest Du ein Bündniß mit einem Hebräer; es gibt unter ihnen viel gebildete, gelehrte und angenehme Leute. Ich denke anders über Mechowetzki; er mußte einen völlig unbekannten Menschen aufsuchen, und ich hoffe, er hat den rechten gefunden. Uebrigens, sollten Dir nicht alle falschen Zaaten gleich sein — — ?"

„Wojewod!" unterbrach ihn Marina mit wildem Blick, „Du hast Dein Vaterrecht an mir verloren! Du untergrubst meine Ruhe, verdarbst mein Herz und verspottest mich jetzt! Ich dachte an keinen Thron, als Du Otrepjew zu mir führtest; die Zaarin Marfa ließ Dir wissen, daß er nicht ihr Sohn sei, Du wiesest alle Beweise zurück und verkauftest für das Fürstenthum Smolensk, Deine zärtlich geliebte Tochter!"

„Noch nahm ich das Fürstenthum nicht in Besitz, erwiederte der von Marina's Heftigkeit ergriffene Mnischek, „und schon hast Du auf dem Moskowischen Thron gesessen! Wenn aber Deine Größe Dich in Schrecken setzt, wenn Deine zaghafte Seele wieder zu den Kinderspielen zurückkehren will, so werde ich morgen bekannt machen, daß Dimitri in Ssambor gestorben ist."

„Und Schuiski," rief Marina aus, „soll auf immer Zaar bleiben?"

„Und Ratomski's Tochter, wenn sie Skopin's Gattin wird, erbt einst mit ihm zugleich das Diadem seines

Oheims," sagte Mnischek, das Herz seiner Tochter hinlänglich kennend."

Auf Marina's Antlitz sprach sich deutlich der Wunsch nach Rache und eine unersättliche Herrschgier aus.

„Nein!" rief sie aus, „Schuiski soll sich meiner Erniedrigung nicht lange erfreuen! Und so lange ich lebe, soll keine meiner Freundinnen, ja meine leibliche Schwester nicht daran denken, daß ich es jemals zulassen könnte, sie als Zaarin von Moskwa begrüßt zu sehen!"

Aufmerksam jedem ihrer Worte, jeder ihrer Bewegungen folgend, sah Mnischek, wie ihre Zweifel schwanden, und er hoffte, daß dies der letzte Kampf zwischen Gefühl und Ehrgeiz sein würde.

„Großes Weib!" sagte er, sie an seine Brust drückend, „die Geschichte wird Deiner Festigkeit rühmend gedenken und Rußland auf ewige Zeiten unter der Herrschaft Deiner Nachkommen bleiben!"

Marina lächelte, und küßte, ihre Heftigkeit bereuend, dem Vater ehrfurchtsvoll die Hand.

„Wir wollen nicht säumen," fuhr Mnischek fort, „schriftliche Ankündigungen in der ganzen Stadt zu verbreiten, daß Dimitri gerettet wurde und mit einem zahlreichen Heere zurückkehren wird."

„Aber," sagte Marina zögernd, „Der, welcher diesen Namen tragen soll, kann nicht so schnell hier sein. Mechowetzki schreibt mir, er verstehe die russische Sprache sehr gut, müsse aber noch eine reine Aussprache lernen; auch müsse er sich mit den russischen Gesetzen, Gebräuchen und mit Allem bekannt machen, was während der Regierung des verstorbenen Zaaren und früher geschah."

„Es hat nicht nöthig, sehr zu eilen; für's Erste bedürfen wir nur des Namens Dimitri. Inzwischen gilt Moltschanow, der heimlich in Ssambor lebt, für den Zaar, und ich bin überzeugt, daß dieser Schlaukopf seine Rolle gut spielen wird."

„Das, Moltschanow geschenkte Vertrauen gefällt mir auch nicht sehr," bemerkte Marina; „er soll, wie es heißt, ein Schwarzkünstler sein."

„Die Russen," sagte Mnischek mit verächtlichem Lächeln, „nannten ihren jetzigen Zaaren früher auch einen Zauberer."

„Ach!" rief Marina aus, „wie sollte man nicht glauben, daß er über Jeden eine Zaubergewalt ausübt! Nach einem unbestrittenen niedrigen Verrath, nach welchem er nicht verdiente, daß man ihn noch eines Blickes würdigte, schenkte mein Gemahl ihm sein ganzes Vertrauen; der Unglückliche baute fast noch mehr auf ihn, als auf seinen Baßmanow. Was aber auch Schuiski gethan haben, wie verabscheuungswerth er auch sein mag, so ist mir doch Moltschanow noch mehr zuwider! Es befremdet mich in der That, daß er sich meiner Sache annimmt. Es steht ihm deutlich auf der Stirne geschrieben, daß der Himmel ihn verstieß; ich habe es gehört und ich glaube es, Vater, daß er mit bösen Geistern umgeht — — — daß sie ihm beistehen!"

„Es ist Zeit, daß Du zur Ruhe gehst, mein Kind," sagte Mnischek; „Du bist zu sehr angegriffen. Morgen kommt Ssawitzki zu Dir; ich hoffe, er wird Dich völlig beruhigen, und Dir besser als ich beweisen, wie sündlich es ist, an der Weisheit des Stellvertreters Christi zu zweifeln. Seine Heiligkeit geruhte seinen Segen über unser Unternehmen auszusprechen, und der Gedanke an die außerordentlichen Vortheile, die seine Ausführung der Römischen Kirche und dem theuern Vaterlande bringen muß, wird, liebe Marina, Deine abergläubische Furcht und Deinen kindischen Kleinmuth gewiß verbannen. Schon die Erinnerung an einen Gatten, der seine Hoheit mit Dir theilte und Dir einen Vorgeschmack alles irdischen Glückes gab, erheischt es, daß Du Dich an seinen Mördern rächest."

„Dazu war ich schon längst entschlossen," erwiederte Marina; „aber mit dem Wunsch Zaarin zu sein, bin ich doch

noch nimmer Weib geblieben; entschuldigt also meine Schwäche, als ein Erbtheil der Natur, und seid überzeugt, daß mein Wille eben so fest und unbeugsam ist, als der Eurige."

Als sie dies gesagt, verbrannte sie Mechowetzki's Schreiben und blickte nachdenkend in die auflodernde Flamme des Ofens. Sie bedurfte wirklich der Erholung; in Erwartung einer Antwort von Mechowetzki, hatte sie einige Nächte sehr schlecht geschlafen, und dieses, sowie die wichtigen Ereignisse des Tages hatten sie geistig und körperlich auf's Höchste ermüdet; nur ihre Leidenschaften verloren niemals ihre Herrschaft über sie.

Inzwischen erneuerte sich das Gewitter, welches einige Stunden geruht hatte, mit verdoppelter Heftigkeit; die geschlossenen Fensterladen ließen zwar keine Blitze sehen, aber der Wind heulte in den Schornsteinen und ein Donnerschlag folgte dem andern. Nicht nur Marina, sondern auch Mnischek konnten sich keines so furchtbaren Unwetters erinnern: man hätte glauben sollen, die Welt ginge in Trümmern und man höre das Klaggeheul untergehender Menschengeschlechter.

Marina stand unbeweglich, ihre Blicke ruhten auf dem Bildnisse ihres ermordeten Gatten; während des ganzen Abends hatte es ihre Aufmerksamkeit nur wenig beschäftiget, aber plötzlich war es ihr, als ob eine unsichtbare Gewalt sie zwang, die erblaßten Züge ihres Gemahls zu betrachten. Es schien ihr, als machten seine finsteren Blicke ihr Vorwürfe wegen ihrer Undankbarkeit, als höre sie im Toben der Elemente seine Stimme. Von Entsetzen ergriffen stieß sie einen Schrei aus; Mnischek eilte herbei, um ihr Beistand zu leisten und in diesem Augenblick ertönte ein so heftiger Donnerschlag, daß Fenster und Thüren erbebten. Der Nagel, an welchem des falschen Dimitri's Bildniß hing, sprang aus der Mauer, der schwere Rahmen stürzte auf die Diele

und riß den Tisch und die Kerzen mit sich. Marina sank ohnmächtig in die Arme ihres Vaters.

Zwölftes Kapitel.

Seit einiger Zeit wird es in Petersburg Mode, ein Haus mit wenig Dienstboten in Ordnung zu erhalten; in den russischen Provinzen aber, und sogar bei nicht reichen Gutsbesitzern hält man noch jetzt eine große Menge Gesinde für eine Bedürfniß; auf dem Lande hat man dabei den Zweck, sich gegen Ueberfälle zu schützen, in den Städten aber nur den, keinen Augenblick ohne dienstfertige Hände zu sein. Wir sind nicht so thätig und sparsam wie die Ausländer und nehmen lieber weniger ein, als daß wir unsere wirthschaftlichen Angelegenheiten selbst besorgen sollten. In allen Zeiten liebten es die russischen Edelleute noch vielmehr sich mit einer Menge Diener zu umgeben, und wer sich damals in bemittelter Lage befand und anders gedacht hätte, den würde man sogleich als einen geizigen, ungastfreien Menschen verschrieen haben. Als Fürst Wassili Fedorowitsch Skopin-Schuiski starb, befanden sich in seinem Hause in Moskwa über 300 Menschen beiderlei Geschlechts und verschiedenen Alters. Unter diesen waren Viele zu jeder Arbeit tüchtig, aber der Haushofmeister Matwei Sergejew wollte Alles selbst verrichten. Daß er im Laufe von 30 Jahren einmal 15 Kopecken zu viel für ein Nest junger Hühner gegeben, und anstatt eines Beloserskischen Zanders einen aus Nowgorod gekauft hatte, konnte er nie vergessen, und sagte oft, daß er an der Rechtlichkeit der fürstlichen Diener nicht zweifele, ihnen aber deßhalb keine Ankäufe überließe, weil er als ein alter, erfahrener Mann, zweimal von einfäl-

tigen Bauernjungen betrogen worden sei. Da die Hausleute alles im Ueberfluß erhielten, so waren sie gar nicht unzufrieden damit, daß sie der Mühe überhoben waren, über jede Polnschka (ungefähr ½ Pfennig) dem Haushofmeister Rechenschaft abzulegen. Dieser aber war es so sehr gewohnt, täglich den Markt zu besuchen, daß er, als die Fürstin Aleona ihn bat, sich weniger anzustrengen um ihr Geld zu sparen, sondern mehr für seine Ruhe zu sorgen, es offen eingestand, wie er anfänglich in der That nur daran gedacht die Ausgaben seiner lieben Bojarin zu vermindern, daß es ihm aber schwerer sein würde, dem täglichen Besuchen des Marktes als seinem Mittagessen zu entsagen; daß er es nur dann freiwillig aufgeben würde, wenn er zu schwach wäre, seine Stube zu verlassen, und daß er ohnedem vor Langeweile und Nichtsthun umkommen müßte. Nach einer solchen Erklärung drang die Fürstin nicht weiter in den Alten; er setzte seine täglichen Einkäufe fort, fühlte sich in dieser Beschäftigung außerordentlich glücklich, und wurde von den Verkäufern immer gerne gesehen. Wenn er im Sommer seine Telegga (4rädriger Karren) oder im Winter seinen Schlitten beladen hatte, sandte er seinen Einkauf mit dem Koch nach Hause, und ging dann selbst fast täglich in die Messe, wobei er immer einen oder zwei Kopecken zu Kirchenlichtern gab, damit für das Wohl der Fürstin Aleona, des Fürsten Michailo, seiner Frau Sukerja, seines Sohnes Jacow, und aller Verwandten gebetet werde.

Einst hatte Sergeitsch bei verschiedenen Käufern eine Menge Wildpret, Obst und Gemüse ausgesucht; er befahl hierauf dem Koch, nicht mehr als die Hälfte der geforderten Preise darauf zu bieten, warf ihm das Geld hin, und eilte dann mit schnellen Schritten geraden Weges nach Hause. Die außerordentliche Veränderung in seinen Gesichtszügen ließen den Koch glauben, er sei plötzlich unwohl geworden. Er lief ihm daher nach und bat ihn, in der Ueberzeugung, daß das Pferd früher zurück sein konnte als er Alles behan-

delt und bezahlt haben würde, angelegentlich, nicht zu Fuß zu gehn.

„Was läuf'st Du denn immer hinter mir her?" rief der Alte endlich, indem er sich umwendete, ärgerlich dem Koch entgegen; „Was klebst Du denn an mir wie Pech? Siehst Du nicht, wie viel Menschen hier sind, die Dir leicht den Gaul stehlen können?"

Der erschreckte Koch eilte zu seiner Telegga zurück, Sergeitsch aber kniff sich die Lippen fest zusammen, als befürchte er, daß jedes unnütze Wort ein schreckliches Unglück herbeiführen könne. Er war so aufgeregt, daß er, als er aus der Ferne am Thor der Wohnung seiner Fürstin einen Mann in Reisekleidern erblickte der ein Pferd am Zügel hielt, sich einbildete, der Mann habe irgend eine böse Absicht; schon war er im Begriff, ihn ohne weitere Vorrede fortzujagen, als er aber näher kam, schlug er in freudigem Erstaunen die Hände zusammen.

„Ach mein Väterchen, Pawel Petrowitsch!" rief er aus, „bist Du es? Wie lange warst Du nicht bei uns! wir Alle waren um Dich besorgt! Aber die Reise hat Dich angegriffen," fuhr Sergeitsch fort, den Angekommenen der nicht mehr als zwanzig Jahre zu zählen schien, aufmerksam betrachtend; „bald hätte ich Dich nicht wieder erkannt!"

Der junge Mann seufzte und fragte, nachdem er sich von dem Alten hatte küssen lassen, ob die Fürstin Aléona und Fürst Michailo gesund seien, und ob letzterer noch so frühe aufstehe, wie ehemals?

„Er ist nicht zu Hause, liebster Herr; er ritt auf einige Tage nach seinem Landgut."

„Denkt er auch an mich?"

„Wie sollt' er an Dich nicht denken, Pawel Petrowitsch? Seine Gnaden liebt Dich wie seinen Bruder."

„Und ich," rief der Fremde „ich lasse mein Leben für ihn. Ist er denn jetzt ganz gesund? Ich hörte unterwegcs, er sei schwer krank gewesen."

„Ach Du lieber Gott! Was haben wir für einen Schreck gehabt! Der Himmel lohn' es dem Deutschen, dem Wasmer, daß er sich unsers lieben Herrn annahm, der seitdem noch schöner geworden ist, als er früher war."

„Und die Fürstin Alëona Petrowna?" fragte der Fremde sich andächtig bekreuzigend.

„Gott sei Dank! auch sie scheint wieder jünger geworden zu sein; hättest Du sie im vergangenen Monat gesehen, Dein Herz würde geblutet haben. Alles, im ganzen Hause weinte und klagte: Ach solche Bojaren, wie die unserigen findet man nicht so leicht!"

„Wer weiß dies besser als ich! Aber höre Sergéitsch: Du sagtest, ich hätte mich verändert, aber das muß ich Dir sagen, entweder hast Du Kummer, oder Du hast Dich von der letzten schweren Zeit noch nicht wieder erholt, denn Du hast noch einmal so viel Runzeln bekommen, und siehst so sonderbar aus, daß ich Dir wahrhaftig eine böse Absicht zugetraut hätte, wenn Du mir an einem abgelegenen Orte begegnet wärest."

„Ach, Pawel Petrowitsch, wenn Du wüßtest, was man mir eben gesagt hat, Du würdest Dich wundern, daß ich noch auf den Beinen stehe!"

„Was hat man Dir denn gesagt?" fragte der junge Mann, scheinbar darauf gefaßt, etwas Ungewöhnliches ruhig zu vernehmen, und sogar mit einer Miene, die zu errathen schien, worin das Geheimniß bestand, das alle Züge das Alter so völlig verändert hatte.

„Nein, lieber Pawel Petrowitsch, auf der Straße läßt sich davon nicht sprechen," erwiederte Sergéitsch.

„So laß' uns ins Haus gehen."

„Die Bojarin schläft noch."

„Führe mich in Deine Stube."

„Da erschrecken wir meine Alte. Am besten wäre es, wir gingen in den Garten; ich will den Schlüssel holen und Dein Pferd in den Stall führen, das sehr hungrig zu sein scheint.

„Mit Dir sprechen will ich gern,“ sagte der junge Mann „aber um mein Pferd zu füttern, ist meine Zeit zu kurz, ich will sogleich zum Fürsten Michailo, ich muß ihn früher sehen, als die Fürstin.“

„Nun, dann nimm lieber ein frisches Pferd aus unserm Stalle; ich will Dir den Polkan satteln lassen, sonst schilt mich die Bojarin aus, wenn ich Dich auf Deinem ermüdeten Gaule weiter reiten lasse. Du bist ja in unserm Hause kein Fremder, Du hast nicht einen Tag, eine Woche, sondern sechs Jahre hast Du bei uns gelebt. Aber da Du einmal hier bist, Pawel Petrowitsch, so ist es doch nicht Recht, daß Du nicht warten willst, bis die Bojarin aufsteht.“

„Man kann nicht immer leben, wie man will, sondern wie man muß. Uebereile Dich nicht, meine Ankunft zu melden. Ich kehre bald zurück und hoffe, die Fürstin wird, wenn sie Alles von mir erfährt, mir nicht zürnen, daß ich mich jetzt nicht bei ihr zeigte.“

„Nun, wie Du willst, Du weißt besser was zu thun ist,“ sagte Sergéitsch und führte das Pferd fort.

An die Mauer gelehnt, betrachtete der junge Mann mit tiefer Niedergeschlagenheit den Kreml, dessen goldene Kuppeln und majestätische Thürme von der leuchtenden Sonne bestrahlt wurden. Dieses wahrhaft erhabene Schauspiel gewährte ihm nicht den heiteren Genuß, wie ehemals. „Vorüber“ sagte er zu sich selbst, „sind die ruhigen Zeiten, wo es schien, jede Gefahr müsse zerschellen an dieser geheiligten Feste; sie ist besudelt mit Zaarenblut und ein verlaufener Mönch wurde in ihren Mauern zum Selbstbeherrscher Rußlands ausgerufen! Welche Verbrechen wurden im Laufe eines einzigen Jahres begangen! wie viel Herzen verderbt! Der Russe fürchtet sich nicht mehr, seinen Eid zu brechen und sein Vaterland zu plündern und zu verheeren!“ — Thränen entquollen den Augen des Jünglings; er vergaß, wo er war, und bemerkte nicht, daß sich Leute ihm näherten.

„Allmächtiger Gott," rief er, die Arme zum Himmel erhebend, „beschütze uns!"

Pawel Petrowitsch Tischin war der Sohn eines geachteten aber sehr unbemittelten Edelmannes. Seine Mutter rechnete sich zum Geschlecht des Fürsten Wassili Fedorowitsch Skopin-Schuiski; aber weder sie noch der Fürst wußten, in welchem Grade sie mit einander verwandt waren, nur das war ihnen bekannt, daß ihre Vorfahren sich immer Freunde und Brüder genannt hatten. In damaliger Zeit hielt man es für eine heilige Pflicht, sich der entferntesten Verwandten anzunehmen; unsere gutmüthigen Vorfahren meinten, wenn jeder für die Seinigen sorge, könne es keine Waisen und keine Arme geben und bekräftigten diese Meinung nicht durch leere Worte, sondern durch die That. Als nach dem Ableben des Fürsten Wassili Fedorowitsch der alte Tischin seine Gattin verlor, machte die Fürstin Aleona ihm den Vorschlag, ihr seinen Sohn zur Erziehung zu geben, was er mit der lebhaftesten Dankbarkeit annahm. Pawel (Paul) Tischin war in einem Alter mit dem Fürsten Michailo, begabt mit scharfem Verstande und einem gefühlvollen edlen Herzen, machte er sich des mütterlichen Schutzes der Fürstin würdig und erwarb sich die innige Freundschaft des jungen Fürsten, dem er mit unbegrenzter Liebe und Ergebenheit anhing, theils in Folge persönlicher Verbindlichkeiten, theils weil er überzeugt war, daß der Fürst zu großen Dingen geboren sei. Sein Vater besuchte ihn jedes Jahr, freute sich über seine Fortschritte und wünschte endlich, daß er ihn auf seinem Gute besuchen möchte, das in der Provinz Sewersk, drei Werst von Putiwl lag.

Zu Anfange des Winters verließ der junge Tischin Moskwa und kam erst im nächsten Sommer zurück, einige Wochen nach der Krönung des Zaaren Wassili Iwanowitsch. Früher war er heiter und strotzte vor Gesundheit, jetzt dagegen war er mager und tiefsinnig geworden. Es unterlag keinem Zwei-

fel, daß er entweder unlängst krank gewesen sein oder großen Kummer haben mußte.

Die Thür zum Garten öffnend, geleitete Sergéitsch den Pflegesohn des Hauses auf ein mit Obstbäumen umpflanztes Plätzchen. Ermüdet vom weiten Wege und von innerer Unruhe warf sich Pawel auf eine hölzerne Bank, die unter einem dichtbelaubten Apfelbaum stand. Sergeitsch sah ihn unverwandt an.

„Warum schweigst Du?“ rief ungeduldig Tischin, dem jede Minute kostbar war.

„Ach, theurer junger Herr!“ antwortete der Alte, die Hand auf die Brust legend, „ich weiß nicht, womit ich anfangen soll! Du bist ein Gelehrter, sage mir zuerst; hast Du etwas davon gehört, daß Todte wieder auferstehn?“

„Also auch hier ist diese Ausgeburt der Hölle schon bekannt?“ rief Pawel, indem er von seinem Sitze aufsprang.

„Ach, mein guter Herr, Du hast ihn gesehen!“ schrie Sergéitsch laut auf, erschreckt durch die Todtenblässe des jungen Mannes und blickte, sich dreimal bekreuzigend mit Entsetzen um sich, als erwarte er, der falsche Dimitri würde ihm erscheinen.

„Sergéitsch,“ fragte Tischin, „hast Du den verlaufenen Mönch als Leiche gesehen?“

„Ich sah' ihn, so wahr ein Gott lebt, ich sah ihn! Die Wahrheit zu sagen, war ich auch nicht weit davon, als man ihn erschoß. Doch was soll man davon sprechen: fast das kleinste Kind hat den Räuber gesehen. Und wie man ihn wieder aus der Erde grub, strömte wieder Alles herbei, um zu sehen, was im Grabe aus ihm geworden. Auch ich alter Kerl mußte hin und mein Herz hat mir so geschlagen. Wie glotzten uns die Augen des Verfluchten an! Ich zitterte an allen Gliedern, wollte davon laufen und wäre beinahe von den Pferden zertreten worden!“

Plötzlich ward Sergéitsch todtenbleich; er zitterte und

konnte die Hand kaum erheben um das Zeichen des Kreuzes zu machen.

„Hörst Du, es kommt Jemand!“ sagte er mit dumpfer, kaum vernehmbarer Stimme.

In der That raschelte etwas im Gebüsch. Tischin ging darauf los, und erblickte Ljubka, der mit freudigem Gebell auf ihn zusprang.

„Du also, abscheuliches Thier hast mich so erschreckt?“ rief Sergéitsch aus, mit Mühe seine Fassung wieder gewinnend. „Zur Strafe sollst Du heute keine Waizen-Pirogge von mir bekommen.“

„Aergere Dich nicht über ihn,“ sagte Pawel, seinen alten Freund liebkosend, der um ihn hersprang und seine Hände leckte: „wir müssen uns freuen, daß uns noch ein treuer Schutz blieb gegen Lebende und Todte; die Letzteren vertreiben wir gleich, wenn wir ein Gebet anstimmen, die Ersteren aber geben unsern Worten jetzt kein Gehör. Doch die Sonne steigt immer höher; es ist Zeit, daß ich zum Fürsten eile; sage mir geschwind, warst Du zufällig dabei, als man Grischka's Leichnam verbrannt?“

„Was sollt' ich nicht? Alles habe ich mit eigenen Augen gesehen.“

„Nun, und was hat Dich denn heute so erschreckt?“

„Lieber Herr“, antwortete Sergeitsch. „Höre nur, kaum war ich auf den Markt gekommen, so begegnete mir ein Bekannter aus Serpuchow. Es ist ein rühriger junger Kerl, im Winter ist er ein Frachtfuhrmann, und im Sommer hatte ich ihn nie hier gesehen; auf einmal stand er vor mir wie ein Baumblatt vor einem Grashalm. Ich seh' ihn an, sein Kaftan war blau, der Gürtel von Seide, die Mütze schön, er sah aus wie ein Kaufmann. Auch hätte ich ihn nicht erkannt, aber er selbst hielt mich an, sprach von diesem und Jenem und sagte mir endlich, der Zaar Dimitri lebe noch.“

„Und Du hieltst ihn nicht fest?“ rief Tischin aus.

„Ja, da bin ich schuldig, lieber Herr; aber es fiel mir gar nicht ein, — so sehr ging es mir im Kopf herum; noch wundere ich mich, daß ich mich auf den Beinen erhielt! Kaum war ich zur Besinnung gekommen, so lief ich nach Hause, um Alles meinen Bojaren zu erzählen.“

„Was sagte er Dir denn?“ fragte Pawel, sich an einen Baumstamm lehnend.

„Siehst Du, lieber Herr, er ist eine Waise und arbeitete zeitlebens bei fremden Leuten. Seinen alten Herrn nahm der liebe Gott am St. Nicolai-Tage zu sich; er ernährte sich darauf damit, daß er Leute mit einer Fähre über die Oka setzte. Einst saß er sehr mürrisch am Ufer; es war ein Feiertag und er hatte noch nichts verdient. Plötzlich erschienen drei Bojaren auf schönen Pferden, die ihm von Weitem zuriefen, er solle sie schnell überfahren. Er gehorchte; die Bojaren blieben auf ihren Pferden sitzen, und als sie das andere Ufer betraten, warf der älteste ihm eine ganze Hand voll Gold zu, und sagte, mit dem Finger auf seinen jüngsten Gefährten zeigend: Das ist der Zaar Dimitri Iwanowitsch, er entfloh aus Moskwa; wird aber bald mit einem mächtigen Heer zurückkehren und einen großen Herrn aus Dir machen. Der junge Mensch warf sich vor ihm nieder, und als er den Kopf wieder erhob, war Alles verschwunden. Wäre der Haufen Gold nicht gewesen, so würde er geglaubt haben, er hätte geträumt.“

„Ich mag Dir keine Vorwürfe machen, guter Alter; aber, die Wahrheit zu sagen, hast Du einen rechten dummen Streich gemacht! Wie kann man einen Menschen nicht anhalten, der solch albernes Geschwätz verbreitet! Es kann großes Unglück daraus entstehen.“

„Vielleicht, Pawel Petrowitsch, ist er noch jetzt auf dem Markt. Wenn Du meinst, kehr' ich gleich dahin zurück; ich nehme drei zuverlässige Leute mit, und will er nicht gutwillig mit uns gehen, so binden wir ihn und bringen ihn

bestimmt zu Dir. Nur, sei so gut und mach' ihn nicht unglücklich: er ist doch nicht schuld daran, daß er den verlaufenen Mönch zuerst sah."

„Sieh zu, daß Du ihn herbringst; ist er wirklich ein ehrlicher Kerl, so wird er uns sagen, was für ein Mensch der angebliche Dimitri ist, wie alt er ist, und wie er aussieht."

„Sag' was Du willst, Paul Petrowitsch, aber man sieht es Dir an den Augen an, daß Du selbst dem Grischka begegnet bist."

„Ich habe ihn nicht gesehn und Niemand hat ihn sehn können. Wie kannst Du noch daran zweifeln, da Du selbst ihn als Leiche gesehn hast?

„Das ist ganz richtig, Bojar; aber siehst Du, er war ein wahrer Hexenmeister. Wer weiß, ob er sich nicht in eine Dohle oder in einen Geier verwandelt hat und aus Moskwa entflohen ist, und die bösen Geister haben seine Haut über irgend einen Todten gezogen und uns Alle angeführt!"

„Ich hätte nicht geglaubt, Sergéitsch," sagte Tischin die Achseln zuckend, „daß jeder Bauer Dich um Deinen Verstand bringen könnte."

„Pawel Petrowitsch," erwiderte der Alte gekränkt, „frage, wen Du willst, und jeder wird Dir sagen, daß Grischka mit bösen Geistern Umgang hatte. Andrei Jerassimowitsch Dolsin hat mir selbst gesagt, daß sie drei Nächte hindurch über ihm gesungen und getanzt hätten, und der ist bekanntlich kein Mann, der Albernheiten ausdenkt. Und wie wäre es sonst möglich, daß der verlaufene Mönch sich wieder zeigt? Gott sei Dank, daß wir es so schnell erfuhren; wir kennen ihn jetzt und wissen, wie er uns belohnt! Glaubst Du etwa, daß wir uns von den Polen werden unterdrücken lassen? Meiner Meinung nach braucht man es gar nicht geheim zu halten, daß der Räuber wieder da ist. Besser ist es, wir verlieren keine Zeit, beten eifrig zu Moskwa's Heiligen, greifen,

Alt und Jung, nach Messern und Flinten und gehen Alle zusammen auf ihn los!“

Tischin ward von diesen Worten lebhaft ergriffen. Des Alten Aberglaube, der zu damaliger Zeit fast allgemein war, konnte ihn nicht in Erstaunen setzen; da er aber sah, wie in diesem schlichten Menschen Eifer und Treue ein Gefühl beherrschten, das selbst bei aufgeklärten Leuten bisweilen einen großen Einfluß hatte, beruhigte er sich mit dem Gedanken, daß der größere Theil der Nation eben so denken, und in dem gleichen Glauben wie Sergeitsch, daß der Pseudo-Zaar wieder aufgelebt sei, ihn um so mehr hassen werde.

„Ich danke Dir, daß Du den Muth nicht verlierst,“ sagte Tischin, „wenn alle so denken, wie Du, so läßt sich hoffen, daß wir mit Gottes Hilfe und dem Beistande der Heiligen die uns drohenden Gefahren glücklich von uns abwenden werden. Ich reite jetzt zum Fürsten Michailo Wassiljewitsch; Du aber gehe nach dem Markt, und wenn Du Deinem Bekannten begegnest, so sage ihm, er solle sich nicht fürchten, es würde ihm nichts Böses wiederfahren; ja, er werde reich belohnt werden, wenn er Alles sagte, was er weiß und es übernehmen wolle, mit des Zaaren Soldaten den neuen Dimitri aufzusuchen. Inzwischen beunruhige die Fürstin nicht, und sage ihr nichts, bis ich zurückkomme, ich will ihr selbst Alles mittheilen, und dann werde ich auch Dich davon überzeugen, daß man nicht die Todten, sondern die lebenden Bösewichter zu fürchten hat.“

„Reite mit Gott, Pawel Petrowitsch; ich werde dann gleich mit drei jungen Kerlen auf den Markt gehen.“

Tischin schwang sich auf das bereitstehende Roß, welches zwei Knechte kaum zu halten vermochten, denn es war seit zwei Monaten nicht unter den Sattel gekommen. Als es aber die bekannte Stimme des jungen Mannes hörte, wieherte es und wurde sogleich ruhig.

Als Tischin sich entfernt hatte, setzten sich Sergeitsch und die beiden Knechte in eine mit zwei Pferden be-

spannte Telegga und fuhren fort, um den jungen Fährmann aufzusuchen, der durch den wieder erschienenen Dimitri reich geworden war.

Dreizehntes Kapitel.

Der Landsitz des Fürsten Skopin-Schuiski hatte eine sehr malerische Lage. Auf einer Seite sah man die Stadt Moskwa mit ihren zahllosen und majestätischen Kirchen und auf der andern spiegelten sich in großen Teichen die reizendsten ländlichen Ansichten. Ein an das Herrenhaus stoßender Eichenhain gewährte Schutz gegen Wind und Wetter, und in heißen Tagen fand man in seinem dichten Schatten erfrischende Kühlung.

Als Tischin beim Thore angelangt war, bemerkte er ein an dasselbe geheftetes Papier; sehr erstaunt darüber, ritt er näher und las mit Unwillen eine Anzeige von der Rettung des Zaaren Dimitri Iwanowitsch, und daß er bald zurückkehren werde, um seine Feinde zu bestrafen und diejenigen zu belohnen, die sich ihm treu bezeigt hatten. Er nahm es herab, und wollte es in kleine Stücke zerreißen, bedachte aber, als er es mitten durchgerissen, daß er es nothwendig dem Fürsten zeigen müsse; er steckte es daher zu sich, und öffnete die Kalitka. Einige Leute waren auf dem Hofe mit Grasmähen beschäftigt, andere besserten den Zaun aus; Alle freuten sich sehr, Tischin zu sehen. Da dieser aber erfuhr, daß der Fürst aufgestanden, und willens sei, bald zur Stadt zu reiten, begab er sich, anstatt freudig und heiter, wie ehemals nach kurzer Abwesenheit zu seinem Freunde zu eilen, mit schwerem Herzen in die Zimmer, in denen er einst die glücklichsten Augenblicke seines Lebens zugebracht hatte.

Der Vater des Fürsten Michailo hing mit großer

Liebe an dem von ihm erbauten Landhause, und bis zu den letzten außerordentlichen Ereignissen brachte auch die Fürstin Aléona immer den ganzen Sommer dort zu. Sie hatte nichts verändert nnd Alles so gelassen, wie es beim Tode ihres Gatten war. Die Wände waren nackt und von Holz; aber in jedem Zimmer befanden sich reich ausgeschmückte Heiligenbilder, ungeheure Oefen mit bunten Kacheln und Bänke mit kostbaren persischen Teppichen bedeckt; die goldenen und silbernen Beschläge der Bilder glänzten wie neue, die Teppiche schienen eben erst aufgelegt zu sein, hell und blank war jede Fensterscheibe; mit einem Wort, überall herrschte eine ungewöhnliche und um so bemerkenswerthere Reinlichkeit, als diese den Bojaren der damaligen Zeit gerade nicht sehr am Herzen lag. Fürst Michailo bewohnte ein großes Eckzimmer. Nur dieses allein im ganzen Hause war nach dem neuesten Geschmack eingerichtet, den, ohngeachtet des Hasses gegen Otrepjew, der die Russen mit ausländischem Luxus bekannt machte, einige junge Große angefangen hatten, auch für sich zu benutzen. Man liebte damals das Bunte und Mannigfaltige; es erschien dem Auge prachtvoller und angenehmer. Die schweren Sessel von Eichenholz waren mit façonnirter Karmoisin-Sammet überzogen; ein gelber Seidenstoff, verziert mit grünen Zweigen und bunten Vögeln, bedeckte die Wände, weißseidene Vorhänge schützten gegen die Sonnenstrahlen, die Bettgardinen waren von himmelblauem Seidenzeuge. In einer Ecke, vor dem Bildnisse des gottgebornen Heilandes, brannte eine silberne, starkvergoldete Lampe, die der Fürst Wassili, Michailo's Vater, als er Wojewod von Nowgorod war, vom Erzbischof Alexander, der später Metropolit von Nowgorod wurde, zum Geschenk erhalten hatte. An zwei Fenstern standen Tische; auf einem derselben lagen Bücher in Saffian gebunden, auf dem andern stand ein silbernes Tintenfaß, zwei Leuchter und ein kleines mit Silber beschlagenes Kästchen; beim dritten Fenster, aus dem man Moskwa sehen konnte, hing ein Käfig mit einer Nachtigall,

und auf der Diele, auf einem großen Kissen, lag ein Hund. Dieser sprang auf, als Tischin sich näherte und fing leise an zu bellen, als erwarte er einen angenehmen Gast.

Fürst Michailo war so betroffen über die außerordentliche Veränderung, die mit Tischin vorgegangen war, daß er sich kaum überzeugen konnte, sein Freund stehe wirklich vor ihm. Er glich einem Gespenst, das ungewöhnliches Unglück weißsagte, und damals und vielleicht noch jetzt, würden es Viele nicht gewagt haben, ihn zum zweiten Male anzusehen. Michailo aber, der junge Mann, von dem unser berühmter Geschichtschreiber sagt: daß er geboren ward zur Ehre, zur Beruhigung und zur Trauer des Vaterlandes, wußte nicht, was Zaghaftigkeit war. Er stand rasch auf, und umarmte Tischin.

„Pawel, mein Freund!" rief er aus, „was ist mit Dir geschehen? Sage mir schnell, wie hast Du Deinen Alten verlassen?"

Fortwährend seine Blicke auf den Fürsten gerichtet, wußte Tischin nicht, wie er seine entsetzliche Erzählung beginnen sollte.

„Ich habe mein Wort nicht gehalten," sagte er endlich; „ich wollte schon zu Weihnachten zurückkehren, und komme erst nach Ostern; wenn es Dir aber recht ist, Fürst Michailo Wassiljewitsch, so trennen wir uns von jetzt an nie mehr wieder."

„Du weißt, daß dies immer mein Wunsch war, und ich danke Deinem Vater herzlich, daß er uns nicht mehr trennen will. Warum ist er aber nicht selbst mitgekommen? Es wäre Zeit, daß auch er zu uns herzöge."

„Er läßt Dir langes Leben wünschen (Redensart der Russen, wenn sie von Jemanden sagen wollen, er sei gestorben)," sprach Tischin aus beklemmter Brust.

Den verwais'ten Freund fest an seine Brust drückend, fühlte der Fürst heiße Thränen auf seinen Wangen.

„Der Allmächtige schenke Deinem Vater den himmlischen Frieden!“ sagte er, sich andächtig bekreuzigend. „Niemand kann einen Vater ersetzen; Du mußt aber, Pawel, mich als Deinen Bruder und mein Haus als das Deinige betrachten.“

„Theurer, wahrer Freund und Wohlthäter!“ entgegnete weinend Tischin, mache mit mir, was Du willst! Ich versprach meinem sterbenden Vater, Dir bis zum Grabe ein treuer Diener zu sein!“

„Es war gut, daß Du bei seinem Tode zugegen warst; es ist ihm gewiß ein großer Trost gewesen, und Dir selbst wird einst der Gedanke angenehm sein, daß er nicht in fremden Armen starb. Dein Vater war 70 Jahre alt ...“

„Ach, er war noch stark an Leib und Seele! Er hätte noch lange gelebt, wenn nicht Bösewichter ...“

„Wie?“ unterbrach ihn der Fürst mit Entsetzen, „er ist nicht einen natürlichen Tod gestorben? ... Ist er auf der Landstraße von Räubern angefallen worden? ... Oder hat man von ihm verbreitet, daß er viel Geld liegen habe? Ach, Pawel, Deine Nachricht hat mich wie ein Blitzstrahl getroffen. Wenn Du nicht vor mir stündest, wenn ich nicht sähe, wie der Kummer Dich entstellt hat, so würde ich glauben es quäle mich ein böser Traum.

„Du weißt, Fürst Michailo Wassiljewitsch, wie innig ich den Vater liebte! Nie werde ich ihn vergessen! Nur weiß ich nicht, ob es nicht eine Sünde ist, ihn zu beweinen, der wie ein heiliger Märtyrer für Religion und Vaterland gestorben ist.“

Ein lastender, peinigender Gedanke erwachte in dem jungen Fürsten. Sein Gesicht erbleichte, seine Lippen bebten, er konnte kein Wort hervorbringen; aber seine Augen ruhten starr auf Tischin mit einem seltsamen, unbeschreiblichen Ausdruck, als wollten sie bis in's Innerste der Seele seines Freundes dringen, um mit einem einzigen Blick alles Unglück zu erforschen, das Rußland auf's Neue bedrohte.

„Der Wojewod von Putiwl, Fürst Schachowskoi, hatte die Bürger zusammenberufen lassen," fuhr Tischin fort, „und ihnen angezeigt, daß Dimitri, der Sohn des Zaaren Iwan Wassiljewitsch lebe, und an einem sichern Zufluchtsort sich vor seinen Feinden verborgen halte."

Der Fürst schlug die Hände zusammen.

„Lange wollte ich es nicht glauben," sagte er, „daß es bei uns so viele gewissen- und gottlose Menschen gäbe; jetzt läßt sich nicht mehr daran zweifeln. Es ist entsetzlich, daran zu denken, wie Schachowskoi den Eid ablegte, bis zu seinem letzten Athemzuge dem Zaaren Wassili Iwanowitsch treu zu bleiben! Er rief die Mutter Gottes als Zeugin auf, daß er aus allen Kräften für die Beruhigung der Sewerskischen Länder sorgen wolle, und der Zaar versprach ihm dafür große Belohnungen. Ich kann es nicht begreifen, welche Hoffnungen er jetzt auf sein verbrecherisches Unternehmen gründet! Wie lange ist es her, daß der Allmächtige den Baßmanow so hart bestrafte?

„Mein seliger Vater," sagte Tischin, machte mir mehr als einmal die Bemerkung, daß der Oberbefehl über unsre Provinz einem festen, furchtlosen Manne anvertraut werden müßte, dessen Rechtschaffenheit sich durch die Erfahrung bewährt habe. Es ist sündlich ein Urtheil über den Zaar fällen zu wollen; man kann aber nicht anders als sich wundern, wie Wassili Iwanowitsch dem Schachowskoi ein solches Vertrauen schenken konnte, da es doch Jedermann wußte, wie sklavisch er an dem falschen Demitri hing!"

„Die Ahnung meiner Mutter," rief der Fürst aus, „geht schneller in Erfüllung als ein Traum sich bildet. Die Ernennung Schachowskoi's zum Wojewoden von Putiwl erschütterte sie tief, und sie erklärte es offen dem Zaar, daß man wegen seiner Verbindung mit dem anerkannt schlechten Moltschanow, nichts Gutes von ihm erwarten könne. Leider hält man die Frauen im Allgemeinen zu leeren Be-

sorgnissen geneigt und glaubt, daß ihr Scharfblick oft nur dazu diene, ihnen zu frühzeitiges Leiden zu bereiten!"

„Ach, Fürst Michailo Wassiljewitsch, nicht immer ahnet das Herz bevorstehendes Unglück! Ich schrieb Dir, daß ich dem Vater zu Gefallen bis Ostern bei ihm bleiben, und daß er mich dann, sobald trockene Witterung eingetreten, nach Moskwa begleiten werde. Ich war überzeugt, daß weder Du noch die Fürstin mir wegen meines längeren Ausbleibens gezürnt haben würdet, wenn ich einen solchen Gast mitgebracht hätte. Der theure Alte war Euch beiden so herzlich zugethan; oft sagte er mit Thränen in den Augen, er danke täglich Gott dafür, daß Ihr mich nicht lehrtet, klüger sein zu wollen als mein Vater, und Niemanden zu achten als Bojaren und reiche Leute. Als wir erfuhren, daß Dein Oheim nach dem Untergange des verlaufenen Mönchs, zum Zaar erwählt worden war, freute sich mein Vater so sehr darüber, daß er beschloß, ganz nach Moskwa zu ziehen. Dieß veranlaßte ihn, unsere Abreise noch länger aufzuschieben; mir ward aber die Zeit nicht lang, da ich hoffte bald ganz glücklich zu zu sein, und so erwartete ich ruhig den Tag, der mein Glück und meine Hoffnungen zertrümmerte."

„Wir müssen dem Allmächtigen dankbar dafür sein," sagte der Fürst, „daß er uns die Zukunft verbarg, wie sehr würden unsre Freuden durch den Gedanken an bevorstehendes Unglück verbittert werden! Nun aber sage mir," fuhr er mit tiefer Betrübniß fort, „ließ sich das Volk wirklich durch den gottlosen Betrug Schachowskoi's täuschen? Erzähle mir Alles, Pawel, Alles; verhehle mir nichts, weder das Unglück unsers Vaterlandes, noch Deinen eigenen Kummer."

Den Arm auf den Tisch stützend vernahm der Fürst mit düsterer Aufmerksamkeit die beklagenswerthen nähern Umstände von Ereignissen, die Rußland Ströme von Blut kosten konnten. Man kann sich leicht denken mit welcher Auf-

geregtheit und wie wenig zusammenhängend Tischin die schrecklichen Begebenheiten schilderte, denen er beigewohnt hatte und deren Opfer er theilweise geworden war. Wir wollen Tischins Worte nicht wiederholen, sondern uns nur auf die gedrängte Beschreibung eines Ereignisses beschränken, von dem in Moskwa noch Niemand etwas wußte, außer die verabscheuungswürdigen Urheber des sich bildenden Aufstandes.

Seit dem Tode des Zaaren Boris Godunow waren die Sewerskischen Länder eine Zufluchtsstätte für liederliches Gesindel und Räuber, und als Otrepjew ums Leben kam, erlaubten sich dessen Anhänger und Freunde, die sich in Putiwl versammelt hatten, die größten Ausschweifungen. Der Wojewod, Fürst Bachtiarow, ein schlichter, rechtschaffener Mann, aber höchst unentschlossen, vermochte diesem Unwesen nicht zu steuern, und ward durch den Fürsten Schachowskoi abgelöst. Inzwischen hatte der alte Tischin die Geschäfte, die ihn bis dahin auf seinem Gute zurückgehalten, beendigt. An dem nämlichen Tage, an dem er abreisen wollte, ließ der Wojewod ihn zu sich rufen. Pawel ging, nachdem er allein zu Mittag gegessen, zur Ruhe. Doch bald erweckte ihn ein Lärm dicht unter den Fenstern. Er fuhr unwillkürlich zusammen und lief in's nächste Zimmer, wo er einen jungen Mann erblickte, der mit seinem gewesenen Wärter Tischins Vater nach Putiwl begleitet hatte und von dem alten Iwan mit der Nachricht abgesandt worden war, daß man seinen Herrn in's Gefängniß geworfen habe. Es für unmöglich haltend, daß Jemand so etwas gegen ihren Herrn gewagt habe, versicherten die im Hofe versammelten Leute dem erschreckten Sohn, daß Sawelji betrunken sei, und albernes Zeug schwatze. Zu allen Heiligen schwörend, daß er vom frühen Morgen an, nicht einen Tropfen Wasser in den Mund genommen, fügte der arme, sehr bestürzte junge Mann hinzu, daß es in der Stadt sehr unruhig herginge, daß es anstatt einen, zwei Zaaren gäbe, und

daß Keiner wisse, welchem er gehorchen solle. Aus seinen weitläufigen, aber unzusammenhängenden Reden konnte der junge Tischin nur das entnehmen, daß ein neuer Usurpator aufgetreten war und in Folge dessen sein Vater sich in Gefahr befand. Er eilte selbst in den Stall, half ein Pferd satteln und jagte im vollen Galopp nach Putiwl. Iwan hatte ihn eine Werst vor der Stadt erwartet und auf dessen Bitte, kehrte er mit ihm in den Wald zurück.

„Gottes Gnade, Bojar, hat Dich vor den Mördern bewahrt; ich würde mich sonst selbst verflucht haben, daß ich nach Dir sandte!" sagte der Alte, als sie im dichten Gebüsch von allen Seiten verborgen waren.

Der junge Tischin versicherte, es sei ihm lieb, sehr lieb, er wolle zum Fürsten Schachowskoi reiten und hoffe ..."

„Hoffe nichts von Menschen," unterbrach ihn Iwan, und baue nur auf Gott! Pawel Petrowitsch," fügte er weinend hinzu, „Dein Vater befiehlt Dir, so lange Du ihn nicht wieder siehst, mir in Allem zu folgen. Denke daran, daß Du auf meinen Armen groß wurdest, daß meine Tochter Deine Amme war. Vertraue meinem Eifer für Dich; widersetze Dich mir um Gotteswillen in Nichts; versprich mir, daß Du Dich dem Wojewoden nicht zeigst."

Diese Worte machten Tischin stutzig; er war aber überzeugt, daß Iwan sein Leben für ihn lassen würde, und um ihn nicht zu kränken, versprach er Alles. Er fragte nur, wann er seinen Vater werde sehen können.

„In der Nacht," antwortete der Alte leise, „wenn die Räuber schlafen. Jetzt steige vom Pferde und wechsle mit Waska den Kaftan; es darf Niemand erfahren, daß Du Sohn von Peter Wassiljewitsch bist."

„Nein, ich gebe es nicht zu, daß er für mich umkommt, das soll Niemand für mich!" rief der junge Tischin, fast nicht daran denkend, was um ihn her vorging.

„Ach, lieber Herr,“ sagte Sawelji, „Jedermann hört es ja an meiner Rede, daß ich ein Leibeigener bin; mag man glauben, daß ich irgend einen Bojaren beraubt habe.“

Tischin stand unbeweglich wie eine Bildsäule; Iwan kleidete ihn rasch um, entließ Sawelji mit den Pferden, und führte seinen Herrn auf die Landstraße hinaus. Es begegneten ihnen bewaffnete Leute zu Pferde und auf Teleggen, rohe Wildheit sprach aus ihren Zügen, und in unharmonischen Gesängen rühmten sie den Thronräuber, der ihnen die Besitzungen widerspenstiger Edelleute geschenkt hatte. In der Besorgniß daß sie ihn anhalten könnten, stellte Iwan sich betrunken, und als wollte er seinen Gefährten zu Boden werfen.

„Aha, Alterchen,“ schrie ihm einer der Vorübergehenden zu, „gewiß bist Du in einem Bojaren-Keller zu Gast gewesen. Du, junger Mensch, wirst Morgen auch lustig sein; getrunken und gejubelt muß werden auf das Wohl des Zaaren Dimitri Iwanowitsch!“

Fürchtend seinen Vater unglücklich zu machen, schwieg Pawel und folgte dem zitternden Alten, der sich kaum bis zu einer engen Gasse schleppen konnte, wo eine ihm bekannte Witwe lebte. Suwelji erwartete die Angekommenen auf dem Hofe und führte sie mit den Worten, daß die Stube voll Menschen sei, in eine Scheune.

Als die Dämmerung eintrat, verlangte Pawel unverzüglich seinen Vater zu sehen, und Iwan sah sich gezwungen, ihm die Wahrheit zu gestehen. Der Wojewod, Fürst Schachowskoi hatte den alten Tischin sehr freundlich empfangen, ihm gesagt, daß er von der Rettung des Zaaren Dimitri Iwanowitsch benachrichtigt worden, der glücklich bei seiner Schwiegermutter angekommen sei; daß er es für seine Pflicht halte, das Volk davon in Kenntniß zu setzen,

und daß er wünsche, er, als einer der ältesten, von Allen hochgeachteten Einwohner, werde sich bemühen, einige ihm verdächtige Mitbürger zur schuldigen Anerkennung des rechtmäßigen Zaaren zu überreden. Voll Unwillen erwiederte der ehrwürdige Greis, er wisse nicht nur, daß der falsche Dimitri todt sei, sondern habe auch die volle Ueberzeugung, daß er seinen schmählichen Tod verdient habe. Da der Wojewod sah, daß weder Versprechungen noch Drohungen Tischins Festigkeit erschüttern konnten, befahl er, ihn ins Gefängniß zu werfen, wo sich bereits mehrere Edelleute befanden, die gleich Tischin den Verrath mehr fürchteten als den Tod. Iwan sandte in Folge dessen sogleich einen Boten an Pawel Petrowitsch, und während dieser Zeit machte Schachowskoi feierlich bekannt, daß der in Moskwa Erschlagene ein Deutscher aus Prag gewesen sei; daß Dimitri lebe und sich in Ssambor verborgen halte; daß von seiner Rettung benachrichtigt, der Wojewod von Tschernigow und mehrere Andere auf des Zaaren Seite getreten seien, und daß es keinem Zweifel unterliege, daß er wirklich lebe, und den Sieg davon tragen werde; daß man jedoch, um diesen Zweck zu erreichen, kräftige Maßregeln ergreifen müsse, indem der Thronräuber, der grausame Schuiski, die Ergebenheit der Ukrainer für ihren rechtmäßigen Zaaren kennend, die Absicht habe, ihr ganzes Land zu verwüsten. Dieser schändliche Plan hatte vollen Erfolg; ganze Haufen Gesindels schrien, daß sie bereit seien, sich für den Zaar Dimitri zu bewaffnen; sie durchstrichen die Stadt, brachen in die Trinkhäuser ein und stürzten betrunken und wie wahnsinnig auf das Gefängniß los. Die Wache konnte oder wollte sich ihnen nicht widersetzen; sie befreiten die Verbrecher und bedrohten die Edelleute mit den fürchterlichsten Worten, wenn sie Dimitri nicht anerkennen würden.

Eifrig wünschend, einer Verschwörung vorzubeugen, die leicht noch verderblicher als die erste werden konnte, erklärte Tischin, daß er alle Bürger zu Zeugen seines abzulegenden

Eides begehre. Seine Absicht nicht ahnend, führten die Bösewichter ihn auf den Platz, wo sich das Volk über die wunderbaren Ereignisse besprach. Er kannte alle Stadtbewohner persönlich und bewies ihnen, nachdem er ihre Namen einzeln aufgerufen und sie bei Allem, was ihnen heilig war, beschworen hatte, ihrer Pflicht getreu zu bleiben, daß man sie betrüge, daß der Zaarewitsch Dimitri als Kind umgekommen sei, daß ein verlaufener Mönch unter seinem Namen regiert habe, der zur Strafe seines Verbrechens ermordet worden sei; er führte als Bürge für die Wahrheit dessen, was er sagte, sein weißes Haar, sein ganzes unbescholtenes Leben an; er verkündete den Leichtgläubigen Gottes Zorn und ihren Untergang von den nämlichen Händen, die, um ihren niedrigen Leidenschaften zu fröhnen, sich bemühten, sie zu Verbrechen zu verleiten. Seine Stimme überschreiend, schleppten die wüthenden Rebellen ihn in einen, unter einem hölzernen Thurm befindlichen Graben. Einige Bürger wollten ihm Beistand leisten, aber die Räuber jagten sie mit ihren Messern auseinander, befestigten an einen dicken Pfahl ein starkes Brett und schlugen unter wildem Gejubel über ihren höllischen Einfall den hochgesinnten alten Mann an's Kreuz!

Pawel Petrowitsch erzählte dies bald in heftigem Tone und sehr schnell, bald zögernd und von tiefem Kummer gebeugt. Nur mit Mühe konnte er seinen Trauerbericht endigen; alle seine Glieder zitterten und er vermochte nicht, die blaßen Lippen zu schließen.

Bis ins Innerste der Seele ergriffen, blieb Fürst Michailo lange Zeit unbeweglich; seine Augen waren gegen Himmel gerichtet, er sah aber nicht, ob er hell oder trüb war, er hörte nicht, daß man zur Messe läutete, er fühlte nicht den kühlen Morgenwind, der durch das Zimmer strich.

„Gott hat uns verlassen!" sprach er endlich aus tief bewegter Brust; mit gesenktem Haupt und schlaff herabhängenden Armen saß er da; es schien ihm, er selbst verdiene

nicht die Gnade des Allmächtigen, und dürfe nicht auf sie hoffen.

Als verstehe er den Kummer seines Herrn, oder habe ein Vorgefühl von Unglück, fing der Hund an zu winseln, und schmiegte sich dicht an den Fürsten.

„Meines Vaters Blut,“ sagte Tischin, „floß zur Erlösung unsers Vaterlandes! Zu Tode gequält von den Mördern hatte er noch so viel Zeit, mir zu sagen, daß er es Dir übertrage, ihn zu rächen!“

„Mir?“ rief der Fürst, und sein erloschener Blick belebte sich plötzlich, in seinen jugendlichen Zügen sprach sich männliche Kraft und hohe Festigkeit aus. „Möge der Märtyrer für mich beten! Bisher liebte ich nur mein Vaterland, jetzt wird es mein einziges Streben sein, ihm zu dienen! — Sah'st Du Deinen Vater?“ fragte der Fürst nach einer Pause.

„Ich sah ihn; willst Du wissen, wie ich von ihm Abschied nahm?“

„Sprich; ich will Alles mit Dir theilen! O, Pawel, mein Freund Pawel! Wie hat Gott Dich in dieser schrecklichen Zeit beschützt?“

„Der Wunsch, die kostbaren Ueberreste christlich zur Erde zu bestatten, schützte mich vor Verzweiflung,“ erwiederte Tischin. „Kaum war die Nacht eingetreten, als ich mich mit meinen Leuten und einer Leiter auf den Weg machte. Anfangs war es sehr dunkel, als wir aber in den Graben hinabstiegen, erleuchtete der aus den Wolken tretende Mond, das vor mir stehende Kreuz. Er lebt! schrie ich, ein leises Stöhnen meines Vaters bemerkend; ich stürzte auf's Kreuz zu, glitt aber aus und fiel zwischen den Leichnamen getreuer Edelleute hin, die man vom Thurm herabgestürzt hatte. Mit Blut bedeckt stand ich auf. Noch begreife ich nicht wie ich nicht den Verstand verlor, — wie ich dies Alles überleben konnte! Unterdessen hatten die guten Diener den Märtyrer auf's Gras

gelegt, aber als ich ihn eben umarmen wollte, fielen zwei Bösewichter über uns her, die gekommen waren, die Todten zu plündern. Ich hatte nicht Zeit genug den Säbel zu ziehen, fühlte aber eine solche Kraft in mir, daß ich den einen Räuber mit meinen Händen erwürgte; Sawelji erstach den andern mit seinem Messer. Die erhabene Seele des Gerechten fühlte meine Gefahr. „Wo ist mein Pawluscha?" fragte er. Ich stürzte zu seinen Füßen nieder: meine Thränen strömten auf seine aus den Gelenken gezerrten Hände; ich flehte um seinen Segen. Er ließ sich in die Höhe heben, machte das Zeichen des Kreuzes und sprach: der Herr segne Dich und würdige Dich,' so wie ich für den Zaaren und für das heilige Vaterland zu sterben! Weine nicht über mich, ich erfüllte die Pflicht eines Christen und scheide mit der Hoffnung auf meinen Erlöser! Reise sogleich nach Moskwa, verlasse den Fürsten Michailo Wassiljewitsch nicht; sag' ihm, daß ich für das Vaterland sterbe und daß er es retten soll!"

„Ach könnte ich es retten," rief der Fürst und breitete auf die Kniee fallend, seine Arme den Heiligenbildern entgegen. „Großer Gott, begleite den Wunsch des Gerechten mit Deinem Segen! Gib, daß ich Russen finde, die Deiner Gnade würdig sind! Nur darum flehe ich Dich an, nicht meinetwegen, daß es mir wohl gehe und ich lange lebe!"

„Was sprichst Du?" fiel Tisch in ein, dessen Einbildungskraft so aufgeregt war, daß jedes Wort, jede Bewegung ihm eine unglückliche Vorbedeutung schien. „Nein, nein, Du darfst an keinen frühen Tod denken; erhalte Dein Leben für das Glück der Deinen und für mich!"

„Ich bin überzeugt," sagte der Fürst, daß Dir mein Leben theuerer ist, und ich gestehe offen, daß nicht Viele von solchem Eifer beseelt sind, wie ich. Aber besitze ich die nöthigen Eigenschaften, daß man mir die Vertheidigung unsers großen Reiches anvertrauen kann? Wem außer Dir könnte

der Gedanke einfallen, daß ihm ein unerfahrener Jüngling wie ich wahrhaft nützlich werden sollte?“

„Dieser Jüngling hat eine große Seele und ist ein Liebling Gottes!“ unterbrach ihn Tischin, der aus den letzten Worten des sterbenden Vaters die feste Ueberzeugung geschöpft hatte, daß Michailo der Retter seines Vaterlandes werden würde. Er blickte mit Ehrfurcht auf ihn und ohngeachtet der brüderlichen Freundschaft, die ihm der Fürst bezeigte, kam es ihm nicht in den Sinn, ihn als seines Gleichen zu betrachten.

Fürst Michailo wünschte zu wissen, wo Tischin's Vater beerdigt worden und was sich darauf zugetragen hatte. Pawel berichtete, daß er den Leichnam nach dem Moltschenskischen Kloster, zwanzig Werst von Putive gebracht habe. Dieses Kloster war vor einigen Jahren von den Tataren verwüstet worden und in seinen Ruinen lebte nur noch ein Mönch, der zur Zeit des Ueberfalls der Feinde entfernt gewesen war. Er empfing den unglücklichen Jüngling mit Liebe und Zuvorkommenheit, bestattete den Verstorbenen zur Erde, pflanzte ein einfaches Kreuz auf sein Grab und trug seinen Namen in sein Tagebuch ein.

Fühlend, wie nöthig es sei, daß der Zaar so schnell als möglich von dem Verrath des Wojewoden von Putiwe unterrichtet werde, lobte der Mönch den Entschluß Tischin's nach Moskwa zu üben, und gab ihm seinen Segen und eine Reliquie vom Grabe Christi mit. Der heilige Mann hoffte, daß mit diesem kostbaren Schatze der Jüngling die Residenz glücklich erreichen werde. Seine Hoffnung ging in Erfüllug, schon aber hatte sich an vielen Orten das Gerücht von der vermeintlichen Rettung des Zaaren Dimitri verbreitet, die Gemüther waren in furchtbarer Gährung und es ließ sich nicht zweifeln, daß es auch in Moskwa selbst Rebellen gäbe, die nichts mehr wünschten als Rußland dem Schrecken der Anarchie auszusetzen.

Nachdem er Alles, was er von Sergéitsch gehört, erzählt hatte, überreichte Tischin das Papier, welches er vom Thor abgenommen hatte. Zweimal durchlas es der Fürst und versank dann in Nachdenken.

„Wenn der falsche Dimitri sich in Ssambor befindet", sagte er endlich, „so unterliegt es keinem Zweifel, daß unsere ewigen Feinde, die treubrüchigen Polen, die erste Veranlassung zu der in Putiwe begangenen Unthat gewesen sind. Es läßt sich nicht anders denken, als daß in dem Augenblick, wo der verlaufene Mönch sein Ende fand, Mnischek und seine Tochter den Entschluß faßten, einen neuen Dimitri aufzustellen. Mehrere ihrer Anhänger, die sich aus Moskwa flüchteten, hatten schon damals das Gerücht verbreitet: Dimitri von seinen Mördern verfolgt, habe fliehen müssen und der Thron sei von einem Bojaren eingenommen, der einen Zaar verleumdet, dem er sein Leben verdankte. Ach Pawel, wer bürgt uns dafür, daß man einem solchen nicht unwahrscheinlichen Gerücht nicht hin und wieder Glauben schenkt? Ich fühle und urtheile jetzt anders als vor einem Jahre, mein Herz ist zerrissen; aber ich gerathe nicht mehr so außer mir; ich weiß, daß es viele böse, aber noch mehr unkluge Menschen giebt, ich weiß, was Leichtgläubigkeit ist und zittere daher um so mehr für ihre Folgen! Irrgeleitete Köpfe sind mehr zu fürchten als ein Rebellenheer!"

„Der besiegt sie leicht, der es weiß, wie gefährlich sie sind, der ihre verderblichen Pläne errathe und Nachsicht mit allgemeinen menschlichen Schwächen hat," sagte Tischin. „Du kannst das heranziehende Gewitter beschwören, Michailo Wassiljewitsch; gebe der Himmel nur, daß Dein Oheim Deiner Jugend nicht mißtraue!"

„Der Wille des Herrn geschehe in Allem," erwiderte der Fürst mit tiefem Gefühl. Gern möchte ich, sobald als möglich erfahren, wer der Mensch ist, der sich abermals Dimitri nennt. Meiner Ansicht nach kann es, nachdem was mit Otrep-

jew geschehen, nur ein gemeiner verworfener Betrüger sein, und der unbezähmbaren Herrschgier Marin's und dem tödlichen Haße der Polen als Werizenge zu dienen."

„Glaubst Du wirklich, daß die Polen mit uns Krieg anfangen wollen, während so viele ihrer ersten Großen sich in unseren Händen befinden?"

„Was haben die zu befürchten? Sie sind schlauer und klüger als wir. Sieh' doch nur, wie schön sie ihre Sache ausmalen, als müßten wir uns selbst schämen, solche liebe Nachbarn so schwer beleidigt zu haben. Käme es auf mich an, so erklärte ich ihnen auf der Stelle den Krieg; es ist wahr, sie sind tapfer, aber ich bin fest überzeugt, daß in Augenblicken wie der gegenwärtige nichts verderblicher ist, als Unentschlossenheit. Laß' uns zum Zaar eilen, Pawel, ihm alles mittheilen und ihn um die Erlaubniß bitten, uns in die ersten Reihen der Kämpfer für Thron und Vaterland zu stellen."

Der Fürst trat an's Fenster. Hell strahlte die Sonne über der reizenden Gegend. Schaaren von Bauern in Feierkleidern eilten in die Stadt, um der Prozession des heiligen Kreuzes zur Erinnerung an die Befreiung Rußlands vom Ueberfall Achmat's unter dem Großfürsten Joann Wassiljewitsch beizuwohnen. Die Töne der ländlichen Schalmeien verschwammen in dem dumpfen Gebrause der volkreichen Residenz, ohne zu verhindern, daß man den leisen Gesang der Grasmücke und das Gemurmel der, über ihr steinigtes Bett hinrauschenden Bäche hören konnte. Die Natur prangte in ihrer ganzen Schönheit, die Menschen schienen ruhig und heiter. Thränen entflossen den Augen Michailo's er wendete sich weg von dem bezaubernden Schauspiel und betrachtete wehmüthig das Zimmer, in welchem seine Mutter einst Tagelang an seiner Wiege geweilt hatte.

„Großer Gott!" rief er aus, „wer hätte es wohl bei meiner Geburt gedacht, daß ich dazu bestimmt sei, an einem Bürgerkriege Theil zu nehmen!"

Tischin unter den Arm fassend, ging Michailo in den Hof, wo seine Diener, die ihn schon längst erwartet hatten, sein Pferd umherführten, und nach einigen Minuten bedeckten Staubwolken die dahin sprengenden jungen Reiter.

Als der Zaar an diesem Tage später als gewöhnlich in die Kirche tretend, Spuren von Unruhe und Kummer auf seinem Antlitz zeigte, betete der Patriach während des ganzen Gottesdienstes mit heißer Inbrunst zum Allmächtigen, daß er Glück und Friede auf den Herrscher und auf das Reich herabsenden möge.

Ende des ersten Bandes.

Druck von Reck & Pierer.

Belletristisches
Lese-Cabinet
der
neuesten und besten Romane
aller Nationen
in sorgfältigen Uebersetzungen.

Herausgegeben
von
Dr Hermann Meynert.

235. Band.

Pest und Leipzig, 1852.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Fürst
Skopin Schuiski

oder

Rußland

zur Zeit des falschen Demetrius.

Aus dem Russischen übersetzt.

Zweiter Theil.

Pest und Leipzig, 1852.
Hartleben's Verlags-Expedition

Druck von Keck und Pierer in Wien.

Erstes Kapitel.

Ohngefähr um die Mittagszeit saßen zwei Männer auf der Freitreppe einer alten Kapelle dem Eingange gegenüber, an welchem ein verwischtes Heiligenbild hing, das man nur mit Mühe als das des Propheten Elias erkannte. Das Geländer der Treppe knarrte von dem heftigen Sturme, was einen Furchtsamen um so leichter ängstigen konnte, als der Glockenthurm von Gräbern umringt war. Auf kleinen, aus dickem grünem Moose sich erhebenden Hügeln sah man rohe Fliesen mit Kreuzen und Todtenköpfen, die von ungeschickten Händen geformt waren; viele waren ren umgestürzt, manche Hügel umgegraben, und wie es schien, von Menschen, die unter der Asche ihrer Vorfahren nach Gold gesucht hatten.

Rechts vom Gottesacker lag ein dunkler Fichtenwald, an dessen Rande man dann und wann den Schatten von Pferden sah und wenn dieser verschwunden war, das Klirren ihrer Geschirre und das Rascheln des trocknen Laubes hörte. In einer kleinen, den Gottesacker von dem Walde trennenden Schlucht schliefen zwei Männer in grauen Bauer-

kitteln die man von Weitem für Steinhaufen hätte halten können, denn der Eine erhob sich von Zeit zu Zeit und blickte unruhig nach allen Seiten umher, legte sich aber, da er nichts hörte als das Knarren des alten Geländers, das Geräusch der im Walde angebundenen Pferde und die bekannten Stimmen der beiden Männer auf der Treppe bald wieder auf sein hartes Lager. Anfangs störte er die Letzteren: indessen wurden sie die Sache gewohnt und setzten ruhig ein Gespräch fort, das Bleide gleich interessirte, obgleich sie verschiedenen Standes waren. Der Aelteste schien sechzig Jahre alt zu sein, an seinem, von einem breiten ledernen Gürtel herabhängenden Rosenkranze konnte man nicht erkennen, ob er ein Mönch oder nur ein frommer Pilger war; indessen schien die Kapuze die seinen Kopf bedeckte für eine Tonsur zu sprechen. Die außerordentliche Bläße seines Gesichtes nahm diesem nichts von seiner natürlichen Annehmlichkeit; sie gab ihm im Gegentheil eine gewisse Klarheit, welche alle seine Züge in schärferen Umrissen zeigte, und wenn der fromme Mann, seinem Gefährten zuhörend, die Augen gen Himmel erhob, konnte man ihn leichter für den Geist eines Seligen halten, dem die Leiden thörichter Menschen Kummer verursachten, als für einen Mann, der sich ringsum von Gefahren bedroht sah. Der andere Reisende war ein starker gesunder Mann von mittleren Jahren. In seinem Gesicht würde Lavater gesehen haben, daß er leicht empfänglich für Trauer war, sie aber auch bald wieder vergaß und keine Gefahr lief, aus Kummer zu sterben oder krank zu werden.

„Du hast also, werther Bojar, den Bolotnikow selbst nicht gesehn?“ fragte der Mönch.

„Nein, heiliger Vater. Der Himmel war so gnädig, mich mit diesem Räuber nicht zusammen zu führen; er hätte mich gewiß nicht lebend aus seinen Händen gelassen. Er soll, wie man sagt, wenn er einen unsers Gleichen, einen Bojaren, einen treuen Diener des Zaaren erblickt, brüllen und heulen wie ein Wolf.“

„Sollte er denn wirklich ein Sklave des Fürsten Felatewski sein, Gregori Fedorowitsch?“

„Ei freilich, ich habe ihn schon gekannt, als er noch nicht erwachsen war. Er war von jeher ein frecher, unverschämter Bursche und schon damals sagte ich: Haltet ihn streng, sonst wird er ein Straßenräuber und laßt Ihr ihm jetzt den Zügel schießen, so werdet Ihr selbst ihm einst gehorchen müssen. Solltest Du es glauben, heiliger Vater, daß der Fürst und die Fürstin deshalb über mich in Zorn geriethen? Sie wüßten schon wie sie mit ihren Leuten umzugehen hätten; Wanka (Diminutiv von Iwan) sei der Amme Sohn; er habe Verstand wie ein Bojar; und so machten sie ein solches Wesen von ihm, daß ich nach meiner Mütze griff und ohne Abschied davon ging. Was haben sie jetzt davon? Fürst Andrei Andrejèwitsch ist jetzt selbst der Diener des Herrn Wanka. Ein gewisser Iwan Räsanow erzählte mir, er habe eine Woche mit letzterem und seinen Leuten zugebracht; in die Hölle glaubte er gerathen zu sein; Alle ohne Ausnahme rauben, morden und mißhandeln was ihnen in die Hände fällt, Nichts ist ihnen heilig! Und wenn der Wanka das Maul aufthut, zittern den Wojewoden die Bärte und Fürsten und Bojaren die in des falschen Dimitri Diensten sind, stehen vor dem spitzbübischen Sclaven da, wie wir vor dem Zaaren Iwan Wassiljewitsch standen, wenn er seine zornige Stunde hatte.“

„Sage mir nur, Bojar, wenn Du es selbst weißt, wo der Mensch diese Macht her hat und wo er das Kriegshandwerk so fertig erlernte, daß er die Zaarischen Truppen auseinander jagt, wie eine Heerde Schaafe?“

„Recht gerne, Vater Gurii, will ich Dir Alles sagen, was ich vom Zaaren selbst über ihn erfuhr und was hier bekannt ist. Vor ungefähr zehn Jahren gerieth er in die Gefangenschaft von Tataren, die ihn an die Türken verkauften; Anderen wäre dies ein Stein am Halse gewesen, aber Wanka ging durch Feuer und Wasser, ohne daß er ein Haar verlor;

der Satan selbst hat ihm durchgeholfen. Einige Deutsche, denen es unglücklicherweise leid that, einen hübschen rüstigen Jungen täglich wie ein Stück Vieh behandelt zu sehen, kauften ihn los und führten ihn nach Venedig, einer berühmten Staat in Italien. Dort lernte unser Wanka die Waffen so gut handhaben, daß Niemand mit ihm auskommen konnte, und in seiner angebornen Wildheit tödtete er einen Fürsten. Gehängt zu werden, dazu hatte er keine Lust und er dachte daher nothgedrungen an seine Flucht. Aber zum Wojewod von Tschernigow wollte er nicht zurückkehren; im Auslande gewohnt wie ein Herr zu leben, und weil es Gott gewollt hatte, ihn als Sklaven geboren werden zu lassen, schwur er, Alle umzubringen, die ihm nicht für mehr als sie selbst halten wollten. Er ist jetzt ein großer kräftiger Mann, der den Tod nicht fürchtet; kaum zeigte er sich dem falschen Dimitri, so merkte dieser, daß ihm der Landstreicher nützlicher sein würde, als seine Bojaren, von denen er Unterpfänder in Händen hatte. Zufolge eines Schreibens des falschen Dimitri übergab Schachowskoi dem Wanka den Oberbefehl über die in Putiwe befindlichen Räuberhorden. Er brach mit ihnen auf, ging vorwärts und immer vorwärts und gestern erwartete man ihn in Pereslaw-Räsanski. Das ist Alles, heiliger Vater; was daraus werden soll, weiß ich nicht, aber des Zaaren Befehle befolgt man nicht, Abgesandte weiset man zurück und unsere Truppen fliehen."

„Wunderbare Dinge! Nicht zu begreifen ist es, wie ein Fürst Worotinski, ein Fürst Trubezkoi, Männer von Ansehen und Erfahrung, dem Zaaren und dem Vaterlande untreu werden konnten! Der Zorn des Höchsten wird sie dafür treffen, Bojar, daß sie Verräthern und Räubern den Weg in's heilige Rußland eröffneten."

„Ja, was sollen aber die Wojewoden thun, Vater Gurii, wenn die Truppen ihnen nicht gehorchen?"

„Die Truppen", rief der Mönch, „gehorchen immer ihrem Anführer, wenn er selbst den Tod nicht fürchtet!"

„Ei, ei, heiliger Vater! Du hast gut davon reden, weil Du weißt, daß Du nie auf ein Schlachtfeld kommen wirst!“

„Glaubst Du etwa, Bojar, daß ich nur deßhalb meinen schwarzen Rock trage, um über fremde Dinge zu urtheilen und sorgenlos hinter Klostermauern zu schlafen? Mögen die Lateiner solche Meinung von ihren Mönchen haben; Du solltest aber nicht vergessen, daß es in unserer rechtgläubigen Kirche keine Jesuiten geben kann. In Tagen des Friedens beten wir eifrig zu Gott um Ruhe und ein tugendhaftes Leben; treten aber stürmische Zeiten ein, dann vergessen wir auch nicht, unser Vaterland mit Gut und Blut zu vertheidigen.“

Diese nicht prahlerisch, sondern mit christlicher Demuth ausgesprochenen Worte machten einen lebhaften Eindruck auf den Bojaren Nagoi. Obgleich er selbst keinen Heldengeist besaß, so achtete er ihn doch bei Anderen.

Er nahm aus seiner Brusttasche ein flaches Körbchen, öffnete es und zog ein Heiligenbild und eine Schrift daraus hervor. Die letztere war von der Hand der Zaarin-Nonne; sie gestand in derselben, daß sie aus Furcht vor grausamer Rache sich entschlossen habe, Otrepjew als ihren Sohn anzuerkennen, und bekräftigte es eidlich, daß der Zaarewitsch in Uglitsch wirklich ermordet worden sei und in Moskwa der falsche Dimitri herrsche; sie versicherte, daß die Polen das Gegentheil behaupteten, um durch die Verheerung Rußlands ihre Habgier und ihren Haß zu sättigen; sie schilderte ihre Gewissensbisse, sie prophezeihte den Leichtgläubigen gleiche Qualen und den wirklichen Uebelthätern ewige Strafen. Um die Verblendeten noch mehr zu überzeugen, hatte sie dem Schreiben ein Bildniß des Zaarewitsch beigefügt, das weder mit Otrepjew noch mit dem zweiten Pseudo-Zaar die mindeste Aehnlichkeit hatte. Aber vergebens waren alle ihre Bemühungen, die Folgen ihres unglücklichen Kleinmuthes wieder gut zu machen. Während die Ueberreste des jungen Märtyrers Dimitri nach Moskwa in das Archangelskische Kloster übergeführt wurden und die Gläubigen zur Erkenntniß

brachten, erklärten die verstockten Anführer der Rebellen, Bolotnikow, die Mossalski's und mehrere Andere, daß sie keine Gemeinschaft haben wollten weder mit der Zaarin Marfa, der Sklavin Schuiski's noch mit ihrem Bruder, dem gefälligen Diener seiner Tyrannei, und daß dem lügenhaften Schreiben sowohl, als dem vorgefundenen Bildniß durchaus kein Glaube zu schenken sei. Den Bojaren Nagoi stellte man mehrere Wochen lang unter strenge Aufsicht und entließ ihn endlich aus Moskwa mit dem Bedeuten ihn als Betrüger und Verräther zu bestrafen, wenn er in seinem Bestreben lügenhafte Gerüchte auszusprengen fortfahrend, in die Hände der Truppen des Zaaren Dimitri fallen sollte.

Nachdem er in Pereslawe-Räsanski einen Wegweiser genommen hatte, war Nagoi mit seinen Leuten auf Nebenwegen nach Säraisk gezogen, das die Rebellen noch nicht inne hatten, und wo er, als er bei Anbruch des Tages in einiger Entfernung von der Straße ausruhte, einen alten Mann begegnete, der ihm sagte, er sei ein Priestermönch des Troizkischen Sergei-Klosters, den der Archimandrit abgesendet habe, um über den falschen Dimitri und über Alles was sich an den Orten zugetragen hatte, wo letzterer als Zaar anerkannt worden war, Erkundigungen einzuziehen. Die Begleiter des Mönchs waren ein Klosterdiener und ein Bojarenknecht; beide rüstige und muthige Leute und mit dem den Russen eigenthümlichen Talent begabt, sich mit fremden Menschen bald bekannt zu machen. Gegen Mittag hatten sie sich schlafen gelegt, aber der Bojar und der Mönch unterhielten sich noch lange mit einander.

„Daß wir noch diese Zeiten erleben mußten, heiliger Vater!" sagte Nagoi. „Wer hätte zu Lebzeiten des Zaars Iwan Wassiljèwitsch gesegneten Andenkens, geglaubt, daß ein verlaufener Mönch und ein Jude sich zu seinen Verwandten zählen sollten, und daß ich, sein Schwager mich vor dem, der sich meinen leiblichen Neffen nennt, verbergen müßte?

Wenn man daran denkt, wie Alles dieses endigen soll, möchte man Gott lieber um seinen baldigen Tod bitten."

„Ermanne Dich und fasse Muth;" sagte der Mönch mit fester Stimme. „Es wäre nicht dahin gekommen, wenn der Zaar Wassili Iwanowitsch ehrlich gewesen wäre, als man ihn damals zur Untersuchung nach Uglitsch sandte.

„Bojar", unterbrach ihn der Mönch, „laß die Vergangenheit ruhn. Jetzt darf man dem Zaar keine Vorwürfe machen, sondern muß für ihn und für sich selbst zu Gott beten, daß er ihm Weisheit und uns männliche Festigkeit und Eintracht gewähre. Wassili Iwanowitsch leidet selbst am meisten dabei; Schlaf, Ruhe und Hoffnung flohen auf lange Zeit von ihm!"

„Und die Zaarin Marfa, dieses stete Opfer der Uebermacht, bringt bereits seit fünfzehn Jahren ihre Tage und Nächte in Thränen zu!"

Ein rascher durchdringender Blick des Mönchs zwang Nagoi die Augen niederzuschlagen.

„Gottes Weisheit" sprach Jener „hat Deiner Schwester ein hartes Loos auferlegt, die Zaarenkrone hat ihr keine Freuden gebracht. Wenn Du aber einem alten Manne Glauben schenken willst, den der Zaar seines Umgangs würdigte, so wisse, daß er, der jetzt Rußland beherrscht, fast nicht weniger Leiden zu tragen hat, als die gefangene Nonne."

Der Mönch verfiel in tiefes Nachsinnen und der Bojar verwendete einige Minuten kein Auge von ihm. Von Natur kein starker Geist war Nagoi in einer langen und strengen Gefangenschaft höchst mißtrauisch geworden. Eine seltsame Idee beschäftigte ihn; ohne daß es ihm in den Sinn kam, daß der Mönch den Zaar aus Christen- und Unterthanenpflicht vertheidigen mußte, glaubte er, ein verkleideter hoher Beamter habe ihn ausdrücklich aufgesucht, um seine Gesinnungen auszuforschen, der Zaar traue weder ihm noch seiner Schwester und sei der Meinung, Letztere wolle auch den neuen

Pseudo-Dimitri als ihren Sohn anerkennen. Es ging bereits die Rede, daß Wassili Iwanowitsch geneigt sei, Einflüsterungen Gehör zu geben. Nagoi war deßhalb in Todesangst; er machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß er es gewagt hatte, des falschen Zeugnisses zu erwähnen, und wußte nicht, wie er seinen Fehler wieder gut machen sollte.

Nicht ahnend, wie sehr er, ohne es zu wollen, seinen Gesellschafter beunruhigt hatte, dachte der Mönch mit tiefem Schmerz darüber nach, wie doch jede unrechtliche Handlung ihre verderblichen Folgen nach sich zieht. Der Pater Gurii, oder mit seinem weltlichen Namen Grigori Alexejewitsch Schischkin, kannte den Zaar schon seit langer Zeit. In ihren ersten Jünglingsjahren sahen sie sich oft bei dem berühmten Adaschew, und da Schischkin es nicht ahnen konnte, daß seine Verwandtschaft und Freundschaft mit diesem großen Manne ihm einst als Verbrechen angerechnet werden würde, so bestrebte er sich von ihm zu lernen, wie man mit Ruhm und Nutzen seinem Vaterlande dienen könne. Bekanntlich hatte der Tod der Zaarin Anastasia einen verderblichen Einfluß auf den Verstand und die Eigenschaften ihres Gemals, des Zaaren Joann; ein Geist des Schreckens bemächtigte sich seiner Seele und leitete ihn von dem Pfade der Tugend ab. Noch nie sah man eine so plötzliche Veränderung. Kaum ist es glaublich, daß Anastasia, im Besitz seines Herzens, alle seine Schritte beherrscht hatte: zwar vermochte er heftig zu lieben, aber er war nicht im Stande, blind zu gehorchen und es ist nicht anzunehmen, daß ein von Natur hartes Herz viele Jahre lang sanft und gefühlvoll geblieben wäre.

Ein Trost ist für die Menschheit und insbesondere für Rußland der Gedanke, daß die ungezähmte Wuth Joann's nicht von seinem Willen abhing, sondern daß sie ein durch seinen großen herben Verlust erzeugter Krankheitszustand war, durch den er eben so viel litt, als sein Volk, das mit seiner unerschütterlichen Treue sich nicht denken konnte, ein Ge-

salbter des Herrn, ein Zaar, der Rußland groß machte, sei auch menschlichen Schwächen unterworfen.

Nachdem Adaschew die Gunst des Zaaren verloren, suchte er Ersatz in neuen, dem Vaterlande geleisteten Diensten. Als er aber hörte, Joann habe feierlich erklärt, er sei durch ihn und Sylvester zu dem Zuge nach Kasan gezwungen worden, er schäme sich seiner großen Thaten und umgebe sich mit niedrigen übelgesinnten Schmeichlern, da sah er für Rußland großes Unglück und für Joann ewige Schmach voraus. Mit aller seiner Ergebenheit in den Willen Gottes konnte er den Schmerz hierüber nicht ertragen; er verfiel in eine schwerere Krankheit und starb in Dorpat noch vor den wilden Ausbrüchen der Wuth eines Zaaren, von dem früher ausländische Schriftsteller gesagt hatten, er überträfe an Macht und Tugenden alle seine Vorfahren.

Die nach Geld und Ehrenstellen gierigen Höflinge freuten sich über den Tod des ausgezeichneten Magnaten, sie hofften durch Befriedigung aller Leidenschaften des Zaaren sein beständiges Wohlwollen zu erwerben, und ohne daran zu denken, daß ihnen einst ein gleiches Loos zu Theil werden könnte, blieben sie gleichgültige Zeugen bei dem Untergange der Verwandten und Freunde Adaschew's. Iwan Schischkin war einer der ersten, der mit Weib und Kindern hingerichtet wurde; sein jüngerer Bruder Gregori befand sich damals auf dem Lande und Fürst Wassili Iwanowitsch der ihm von allem Vorgefallenen Nachricht gab, rieth ihm, sich auf einige Zeit im Troitzkischen Sergei-Kloster zu verbergen. Der Abt Jeleferi, später Archimandrit, nahm ihn wohlwollend auf, und der vor Kummer niedergedrückte Jüngling wurde hier so sehr von der Nichtigkeit aller irdischen Dinge überzeugt, daß bald der Wunsch in ihm aufstieg, der Welt auf immer zu entsagen. Er übernahm die Behandlung der Kranken und brachte es bald so weit, daß er den von allen Seiten ihm zuströmenden Hilfsbedürftigen ein wahrer Schutzengel wurde. Obgleich von der Natur ganz zum Krie-

ger geschaffen und nur durch die Gewalt der Umstände in den geistlichen Stand geworfen, bemühte sich Pater Gurii dennoch die Pflichten seines geistlichen Standes gewissenhaft zu erfüllen und erwarb sich dadurch die allgemeine Hochachtung.

Mitten im Getümmel des Hofes und mit ehrgeizigen Gedanken beschäftigt, gedachte der Fürst Schuiski nur selten des frommen Mönches; nachdem er aber in Folge des ihm ertheilten Auftrages, in Uglitsch die Ermordung des Zaarewitsch Dimitri zu untersuchen, den unschuldigen Knaben für einen Selbstmörder erklärt hatte, überfielen ihn bald die Qualen einer Reue, die er Niemandem aus seiner nächsten Umgebung anzuvertrauen vermochte. Um zu beichten, begab er sich nach dem Troitzkischen Kloster, das er seit einem Jahre nicht besucht hatte, und wählte den Gefährten seiner Jugend zu seinem Beichtvater. Tief erschüttert erfuhr Gurii das Geheimniß einer Begebenheit, welche so großes Unheil über Rußland gebracht hatte, und blickte kummervoll auf den Fürsten, der sich eines falschen Zeugnisses anklagte: ihm, der gewohnt war, seine Leidenschaften zu beherrschen, war es unbegreiflich, daß ein Mann, wie Fürst Schuiski sich eine solche Handlung hatte zu Schulden kommen lassen, nur um sich beim Zaaren einzuschmeicheln. Scheu vor dem Magnaten, der ihm einst das Leben gerettet hatte, erklärte ihm der Diener des Altars, daß er sich zum Theilnehmer an dem Tod Dimitri's und an allen verderblichen Folgen gemacht habe, die aus der Thronbesteigung eines Mörders entspringen konnten, dessen Absicht Zaar zu werden, ihm so deutlich vor Augen lag.

Wassili Iwanowitsch schauderte; er glaubte die zürnende Stimme des Erlösers selbst zu hören, und von diesem Augenblick an kam niemals mehr wahrer Friede in seine Seele. Vergebens suchte Vater Gurii ihn bei jeder Zusammenkunft mit der Versicherung zu beruhigen, daß uneigennützige, dem Vaterlande geleistete Dienste und vollständige Ergebung in den Willen Gottes seine Sünde wieder

gut machen könnten; er vermochte nicht den quälenden Gedanken zu überwinden, daß seine Reue keine Gnade finden könne. Stets mit dem Gedanken an sein Verbrechen beschäftigt, das sein Leben vergiftete, hielt er sich für verpflichtet, nachsichtig gegen diejenigen zu sein, die im Namen Dimitri's gegen seine Macht aufstanden. Weder der Rath des Patriarchen Hermogen, noch die Bitten des Fürsten Skopin-Schuiski konnten ihn dahin bringen, daß er sogleich Truppen absandte und durch rasche Vernichtung eines Haufens Rebellen Rußland aus neuer Trübsal und von völligem Untergange rettete. Das unglückahnende Vorgefühl erfahrener Russen verwirklichte sich nur zu schnell; die den Rebellen gestattete Nachsicht machte sie immer verwegener und vermehrte ihre Kräfte. Ehe man noch in Moskwa wußte, wer ihr Haupt-Anführer war, erschienen flüchtige Soldaten mit der Nachricht, daß Iwan Bolotnikow bei Kromami die Zaarischen Wojewoden aufs Haupt geschlagen, einen großen Theil der Gefangenen niedergemetzelt und sie selbst nach schonungslosen Martern nur in der Hoffnung entlassen habe, daß künftig Jeder, von dem Schicksal unterrichtet, das die Gegner Dimitri's erwartete, sich beeilen werde, seine Macht anzuerkennen.

Eine schlimme Nachrichricht folgte der andern; als der Bojar Nagoi mit dem Pater Gurii zusammentraf, war nicht allein das ganze südliche Rußland vom Zaaren abgefallen, sondern auch viele andere Provinzen hatten sich dem Pseudo-Dimitri unterworfen. Die Truppen des Zaaren wurden von Zweifel und Kleinmuth ergriffen, in Moskwa herrschte die tiefste Niedergeschlagenheit; die Gegenwart bot nichts Erfreuliches dar und die Zukunft stand wie ein schwarzes drohendes Gewitter vor Jedermanns Augen. Fast in allen Jahrhunderten gab es unheilvolle Zeiten, in denen die Vorsehung, erzürnt über den Undank der Menschen, das Loos der Völker ihrer eigenen Willkür zu überlassen schien. Dann pflegt eine allgemeine Verblendung zu herrschen, jedes bessere

Gefühl scheint unterdrückt und jede Fähigkeit, die Mittel zur Rettung aufzufinden, gelähmt zu sein.

Der Bojar war eingeschlummert. Gurii öffnete leise die niedrige Thür der Kapelle, trat hinein, betete und legte sich in einer Ecke zur Ruhe. Die wirren Begebenheiten des Tages beschäftigten seine lebhafte Einbildungskraft; es schien ihm, als hätten sich nicht nur die Menschen sondern selbst die Elemente empört und verkündeten den Untergang der Welt. Da erschien ihm plötzlich ein wohlbekannter, vornehmer Jüngling, der die ausländischen Feinde vertrieb, die schuldigen Russen reuig um sich versammelte und als Sieger über Verbrechen und Unverstand feierlich in Moskwa einzog. Alle Glocken läuteten, die Straßen waren mit rothem Tuch bedeckt und das Volk drängte sich zur Kathedrale, in deren Mitte auf einem reichgeschmückten Gestell der Zaarenschmuck lag. Der junge Held schritt auf den Eingang zu, doch kaum hatte der Patriarch seinen Seegen über ihn ausgesprochen, als ein Engel sich auf ihn niederließ und er in lichten Wolken verschwand. Die Freudenrufe verwandelten sich in Wehklagen; ein entsetzliches Krachen ertönte von allen Seiten, als wolle der Himmel zusammenstürzen. Gurii warf sich zur Erde und betete. Als er endlich wagte das Haupt zu erheben, war keine Spur von einem Gewitter zu bemerken. In ihrer ganzen Pracht schien die Sonne auf das neubelebte Moskwa herab; majestätisch prangten die Mauern und goldenen Kuppeln des Kremls und glückwünschend begrüßten einander die frohen Bürger der Zaarenstadt.

Zweites Kapitel.

Ein leichtes Geräusch weckte den Mönch aus seinen Träumen. Der Himmel war mit Sternen übersäet und der Mond leuchtete so hell, daß man die kleinsten Gegenstände erkennen konnte.

Ein an der Thüre stehender Mann zweifelte einige Augenblicke lang, ob er wirklich seinen Reisegefährten sähe; als der Mönch sich aber erhob und zu beten begann, nahm Jener die Mütze ab, bekreuzigte sich einigemal und ging dann hinaus. Am Geländer war ein tatarisches Pferd angebunden, das er von allen Seiten betrachtete, den Sattel festschnallte und es liebkoste. Nach seinem Aeußern zu urtheilen, schien er ein Mann von Muth und Entschlossenheit zu sein, der sich nicht ungestraft beleidigen ließ. Er war etwa dreißig Jahre alt, von mittlerem Wuchs, aber breitschulterig, und alle seine Bewegungen verriethen Kühnheit und Kraft. In einem Gürtel von gestreiftem Wollenzeuge steckten ein Paar Pistolen und an einer über die Schulter hängenden silbernen Kette hing ein türkischer Kindschal, den der Eigenthümer sorgfältig in seinem weiten Oberkleide verbarg.

„Sag mir doch, Jacow Matwejewitsch," sprach, sich dem Geländer nähernd, ein junger Mensch, dem man es an der Tracht ansah, daß er ein Kirchendiener war, „ist Dein Vater krank, daß ich ihn hier nicht sehe? Früher kam er doch immer selbst zu uns."

„Unser Bojar steht bei Saraisk," sagte ein Anderer, der ein graues Pferd am Zügel hielt. „Aber worauf warten wir hier noch? wir haben lange genug ausgeruht. Wenn ich Euch den Weg zeigen soll, so setzt Euch schnell zu Pferde; wir sind hier mitten unter Gräbern, es ist bald Mitternacht und wenn die Todten anfangen umzugehen, dann sei uns Gott gnädig!"

„Mache Dir deshalb keine Sorge," fiel der Kirchendiener ein; „der Himmel bewahre uns nur vor Räubern, von den Todten haben wir nichts zu fürchten, und dann siehst Du doch, daß es so hell ist wie am Tage."

„Ja, darum eben, Bruder, ist es Zeit, sich auf den Weg zu machen," erwiederte der Führer; „denn hier ist es nicht geheuer. Zur Tatarenzeit ward hier ein fürstlicher Schatz vergraben; man wollte ihn bald darauf wieder heben, aber Alle, die ihn verscharrt hatten, wurden nach dem Willen Gottes erschlagen und nur die Sage blieb noch, daß ein Schatz hier liege, für den man ganz Moskwa kaufen könne."

„Warum sprachst Du denn nicht früher davon?" versetzte Jacow, der kein Anderer war, als der unseren Lesern bekannte treue Diener des Fürstin Michailo Skopin-Schuiski. „Wenn der Schatz wirklich so groß ist, so hätten wir doch etwas Anständiges unter uns zu vertheilen."

„Ach Gott! gesucht haben Viele nach ihm, aber Keiner hat etwas gefunden. Jetzt glauben Einige, Zaar Boris habe ihn während der Hungersnoth ausgraben lassen und ihn unter die Rechtgläubigen vertheilt; Andere behaupten, er sei dem verlaufenen Mönch zu Theil geworden und durch ihn bestochen, hätten die Polen den Grischka auf den Thron gesetzt. Gott weiß, was man Alles erzählt! Das ist nun gerade kein großes Unglück; das Schlimmste aber ist, daß irgend ein unbesonnener Mensch dem Fürsten Mossalski, der bei dem falschen Dimitri als ein großer Wojewod im Ansehen steht, diese Geschichten erzählt und daß dieser hoch und theuer geschworen hat, den ganzen Wald wegen des Schatzes umhauen zu lassen. Jeden Augenblick kann er mit seinem Gesindel kommen, und Ihr wißt, daß, wo er sich zeigt, nichts mehr für Feuer und Heuschrecken übrig bleibt!"

Jacow besah seine Pistolen, griff nach einer am Geländer lehnenden deutschen Flinte und hing sie an seinen Sattel, um sie im Nothfall sogleich zur Hand zu haben.

Die Reisenden stiegen zu Pferde und Jacow ritt mit dem Führer voraus, der ein armer Bewohner von Pereslawl war und durch seine Dummheit und Furchtsamkeit Gelegenheit zu mancher Kurzweil gab. Es war Alles umher still und ruhig, nur das Gewürm raschelte durch das Gras; aber selbst dieses Geräusch erschreckte ihn und er verwünschte sich selbst, daß er aus Geldgier sich hatte verleiten lassen, den Bojar Nagoi auf Nebenwegen bis zur Kapelle zu begleiten, von welcher aus man ungehindert nach Saraisk gelangen konnte. Der Bojar hatte ihm reichen Lohn versprochen, und der Führer, der sich gern gütlich that und sich nicht wenig freute, in einem Tage so viel zu verdienen, als er kaum in einem halben Jahre mühsam erarbeiten konnte, hatte nicht daran gedacht, daß er allein nach Hause zurückreiten mußte. Erst als er an der Kapelle angelangt, war es ihm eingefallen, in welche gefährliche Lage er sich gebracht hatte; gleichgültig nahm er sein Geld und stand einige Minuten unbeweglich da, in der Erwartung, es würden Räuber aus dem Walde kommen und es ihm wieder nehmen. Wie groß war daher seine Freude, als er hörte, daß der Pater Gurii mit zwei tüchtigen jungen Burschen nach Pereslawl wollte, und sogleich bot er sich ihnen als Führer an.

Pater Gurii und der Kirchendiener folgten in geringer Entfernung den voraus Reitenden und einige Augenblicke lang sprach Keiner von ihnen ein Wort. Die Gedanken des Mönchs waren gen Himmel gerichtet; Jacow dachte an die Ereignisse in Moskwa; der Kirchendiener blickte mit besonderer Aufmerksamkeit nach allen Seiten umher, um sich alle Gegenstände zu merken, damit er sich auf seinem Rückwege nicht verirre; der Führer betrachtete das tatarische Pferd, an dem jede Bewegung, jede Muskel den Kenner überzeugen mußte, daß ein so leichtes, rasches und unermüdliches Thier nicht so leicht zu finden war, und daß man auf demselben dem Feinde sowohl auf morastigen Wiesen, als in tiefem Sande zuvorkommen konnte. Aber auch nur ein wirklicher

Kenner war im Stande, diese seltenen Eigenschaften zu schätzen; der Führer und der Kirchendiener fanden nichts Außerordentliches an dem Thiere, das sich weder durch seine Gestalt, noch durch sein Haar auszeichnete.

„Dein Bojar hat Dir ein schönes Pferd geschenkt, Brüderchen," sagte der Führer. „Zum Waffenschleppen mag es gut genug sein; aber Du würdest nicht weit damit kommen, wenn, was Gott verhüten wolle, Mossalski's Leute uns begegnen sollten."

„Wie Ihr doch über die Bojaren und die großen Herren urtheilt! Versuch' es einmal, mich einzuholen!" erwiederte Jacow, indem er dem Pferde den Zügel schießen ließ und wie ein Pfeil mit ihm dahinflog, bis ans Ende eines großen Feldes, über welches der Weg führte.

Jacow lachte laut auf, als er zurückblickte und sah, wie sein Gefährte mit Peitsche und Hacken seinen Gaul antrieb, und wie beide, Roß und Reiter, als sie ihn erreicht hatten, so erschöpft waren, daß das erstere mit Schaum bedeckt wie eingewurzelt dastand und der Andere kein Wort hervorbringen konnte.

„Das ist kein Pferd, sondern der Satan selbst," sagte der Führer endlich, den Tataren anstaunend „Und kein Mensch sehe es ihm an! Das ist mir noch nicht vorgekommen!"

„Du siehst also," erwiederte Jacow, „daß es noch Bojaren gibt, die einem treuen Diener eine Botschaft auftragen können, ohne daß er Gefahr läuft, Räubern in die Hände zu fallen. Mein Herr hält seine Leibeigenen wie seine Kinder; zu meinem Ritt nach Pereslawl hat er mich ausgestattet wie seines Gleichen; er wollte mir noch zwei Begleiter mitgeben, was ich mir aber verbat, weil sie mir nur hinderlich gewesen sein würden."

Jacow ließ sein Pferd langsam gehen, um den Pater Gurii abzuwarten. Inzwischen hatte der Himmel sich mit Wolken überzogen, die Sterne erloschen einer nach dem an-

dern, der Mond verbarg sich, und sein mattes, eine zeitlang durch die Wolken schimmerndes Licht war ganz verschwunden, als die Reisenden einen großen Wald erreichten. Der immer heftiger werdende Sturm wirbelte dicke Sandwolken von der Straße empor und zertrümmerte mit entsetzlichem Krachen die stärksten Aeste hundertjähriger Eichen. Mit Ausnahme des Tataren fingen alle Pferde an zu straucheln und die ermüdeten Reiter verloren die Hoffnung, ein herrschaftliches Gut, das am Ausgange des Waldes lag, glücklich zu erreichen.

„Von einem Unglück gerathen wir in ein anderes," rief Jacow aus, den ein dicker Baumzweig in's Gesicht geschlagen hatte; „zuerst war es hell, daß sich kein Hase verstecken konnte, und jetzt kann man jeden Augenblick über eine Wurzel oder einen Baumstamm hinstürzen und den Hals brechen."

„Habe ich nicht Recht gehabt, heiliger Vater, als ich sagte, daß hier im Walde ein böser Geist haust, der uns zuletzt verderben wird?" bemerkte der Führer, der jedoch von dem Mönch in ernsten Worten zurechtgewiesen, und vom Kirchendiener durch die Bemerkung unterbrochen wurde, daß es ihm vorkomme, als würde es plötzlich heller.

„Die Nacht kann doch noch nicht vorüber sein," meinte der Mönch, indem er voll Erstaunen in den dichten Wald hineinblickte, der ein seltsames Gemisch von Schatten und Licht zeigte. Die theilweise stärker und schwächer beleuchteten Baumstämme erschienen wie ungeheure Riesengestalten, die den Wanderer, der ihre Ruhe stören wollte, zu vernichten drohten; die vom Sturme entwurzelten Eichen und Fichten lagen wie Trümmer alter Thürme da, hinter denen sich Feinde verstecken konnten, und die magische Beleuchtung, welche über die ganze Umgebung ausgegossen war, schien aus der Laterne eines Zauberers zu kommen. Das Schauspiel war majestätisch und schön, aber es stimmte das Herz nicht zur Freude.

„Das ist eine große Feuersbrunst!" rief Jacow; „haben die Räuber etwa Pereslawl in Brand gesteckt?"

„Ich Unglücklicher!“ jammerte der Führer, „ich werde meine Mafrena Makarjewna nicht mehr wiedersehen und nicht mit ihr in unserer friedlichen Heimath leben!“

„Wir sind noch über vierzig Werst von Pereslawl entfernt,“ sagte der Mönch, „und wie es scheint, ist das Feuer näher; ich glaube sogar den Rauch zu riechen.“

„Ja wahrlich!“ fiel Jacow ein, „mir ist schon fast die Kehle trocken geworden. Sollte nicht vielleicht das Gut brennen, wo wir uns einen Tag aufzuhalten gedachten?“

„Du hast Recht,“ erwiederte der Führer, „es liegt kein anderer Ort in der Nähe.“

„Dann müssen wir eilen, um den Nothleidenden Hilfe zu leisten!“ rief der Mönch.

„Und uns selbst mit ihnen in's Unglück zu stürzen?“ versetzte der Führer; „wer weiß, ob nicht vielleicht Mosfalski's Räuber dart hausen!“

„Was Du wieder schwatzest!“ bemerkte Jacow; „wenn sie dort sind, finden sie uns auch hier, und Gott ist überall.“

„Ja, Gott ist überall, aber deßwegen muß man sich selbst nicht vergessen,“ erwiederte der Führer und bat den Mönch, wenigstens bis zum Anbruch des Tages im Walde zu bleiben.

Gurii dachte in diesem Augenblicke nicht an seine eigene Sicherheit; weder Reichthum noch Macht besitzend, konnte er seinen Nächsten nur durch seinen persönlichen Eifer dienen. Mit den Worten: „Wenn Gott mit uns ist, wer ist wider uns?“ setzte er ruhig seinen Weg fort, und der Führer, aus Furcht allein zurückzubleiben, sah sich genöthigt, seinen Gefährten zu folgen, welche, da sie den Weg immer deutlicher erkannten, sehr schnell vorwärts ritten.

Die durch den immer lichter werdenden Wald leuchtenden Flammen, der vom Winde gejagte Rauch und endlich die

Töne verschiedener Stimmen, ließen keinen Zweifel übrig, daß in dem großen, durch seine Gastfreundschaft berühmten Herren-Dorfe eine heftige Feuersbrunst ausgebrochen war. Bald sahen die Reiter eine Ebene vor sich, jenseits welcher das auf einer Anhöhe gelegene Dorf in vollen Flammen stand; Niemand war bemüht, das Feuer zu löschen und die weitumherfliegenden Feuerbrände drohten die ganze Umgegend zu verheeren. Einer derselben fiel auf eine einzeln stehende hölzerne Kirche, welche in einem Augenblick aufloderte und einen tiefen Brunnen, den die fromme Gemeinde, um das Gotteshaus vor Feuersgefahr zu schützen, gegraben hatte, mit ihren Trümmern verschüttete. In der Ferne hörte man Töne der Verzweiflung, gemischt mit wildem Hohngelächter.

Stumm vor Entsetzen waren die Reisenden nicht im Stande, ihre Blicke von dem Schauspiel abzuwenden, an dessen Möglichkeit sie nie gedacht hätten. In der hellen Beleuchtung der Flammen erblickte man Haufen Bewaffneter, von denen einige mit Weibern tanzten, die über ihre gewöhnlichen Kleider Priesterornate gezogen hatten; andere sich um Fässer drängten, welche wahrscheinlich Branntwein enthielten, oder Wagen mit Lebensmitteln beluden, während noch andere, die Leichname der Ermordeten mit Füßen tretend, mit roher Freude das brennende und geplünderte Gotteshaus betrachteten. Vater Gurii glaubte ein Bild der Hölle vor sich zu sehen. Er zweifelte, ob er bei Sinnen war, oder ob nicht Alles ein Traum und keine fürchterliche, beklagenswerthe Wahrheit sei.

Ein Fluß trennte den Wald von der Ebene; die Brücke war von den Räubern zerstört worden, damit nicht ein Dorfbewohner sich entfernen und die Nachbarschaft zur Hülfe rufen möchte. Von heiligem Eifer beseelt, Unglückliche zu retten und den Bösewichtern ins Gewissen zu reden, wollte Gurii über den Strom setzen, aber die erschreckten Pferde waren nicht in's Wasser zu bringen; endlich wagte es jedoch der tatarische Gaul, dem die übrigen bald folgten. Die mit Mord

und Plünderung beschäftigten Räuber bemerkten das Herannahen der fremden Männer nicht, und während letztere ihre Reden hören konnten, trug der Wind das Geräusch der Pferde dem Walde zu.

Als die gestohlene Beute auf Wagen geladen war, zogen die Räuber mit ihren eben so wilden Frauen auf der Straße nach Pereslaw davon. Einige Minuten lang hörte man ihre Gesänge, ihr Lachen und ihre Gespräche; nach und nach aber verhallte Alles, der Wind zertheilte die Wolken und der Mond erschien wieder am Himmel, sein bleiches ungewisses Licht mit dem rothen Scheine der Feuersbrunst vermischend, wodurch das gräßliche Schauspiel einen wo möglich noch schauerlicheren Charakter erhielt.

Auf's Neue flehte der Führer seine Gefährten an, sich auf einem über Moorgrund führenden Nebenwege zu entfernen, auf den die Räuber sich nicht wagen konnten, was sie übrigens auch nicht nöthig hatten. Vater Gurii ließ sich aber nicht abhalten, sich der Brandstätte zu nähern; er hielt es für seine heilige Pflicht, sich zu überzeugen, ob er nicht vielleicht ein Menschenleben retten oder einem Sterbenden mit seinem geistlichen Zuspruch beistehen konnte. Jacow nnd der Kirchendiener folgten ihm, aber der Führer erbot sich, die am Ufer zurückgelassenen Pferde zu hüten.

Zwei Hunde, die bei einem in seinem Blute liegenden jungen Manne wehklagend heulten, schienen in den Ankommenden theilnehmende Seelen zu ahnen; sie nahten sich ihnen schmeichelnd, blickten sie mit dem Ausdruck einer stummen, tiefen Trauer an und baten sie gleichsam um Hülfe. Nach dem Aeußern des Erschlagenen zu urtheilen, schien es der Besitzer des zerstörten Gutes zu sein, der nach hartnäckiger Vertheidigung sein Leben verloren hatte; er war voll Wunden und sein reicher Anzug ihm wahrscheinlich um deßhalb nicht genommen worden, weil er ganz zerfetzt war. Die um ihn herliegenden Leichname bezeugten gleichfalls den heftigen Ueberfall der Rebellen und die männliche Vertheidigung der

Bauern. Gurii gab sich die größte Mühe wo möglich eines oder das andere der unglücklichen Schlachtopfer sowohl als ihrer Mörder wieder zum Leben zu bringen, aber seine Anstrengungen blieben ohne Erfolg. Das große herrschaftliche Haus brannte bis auf den Grund nieder. Ohne auf die Gefahr zu achten, drang der Mönch durch Schutt und brennende Trümmer vorwärts, als er plötzlich einen Schrei des Entsetzens von sich stieß. An einer Birke hing ein Mann, der, nach seiner Kleidnng zu urtheilen, ein Geistlicher war; die Spitzen seines schneeweißen Bartes klebten von Blut zusammen, das einer tiefen Brustwunde entquollen war, und sein Todtenantlitz trug den Ausdruck eines unbeschreiblichen Schmerzes. Um ihn her lagen zertrümmerte Heiligenbilder und Kirchengeräth, und die Flammen der brennenden Kirche beleuchteten dieses furchtbare Gemälde.

Thränen entflossen den Augen Gurii's und betend sank er auf die Kniee nieder. Sein Gedächtniß führte ihm den Tag vor, wo Fürst Wassili Schuiski ihm zuerst seine Beichte ablegte und er errieth jetzt die Ursache aller dieser Greuel. Die ehrgeizigen Magnaten strebten nach dem Throne. Aus ihrer Mitte wurden die Zaare erwählt: der schnelle Wechsel derselben und die frechen Reden über sie vertilgten im Volke den Glauben an die Heiligkeit ihrer Würde, und das Gefühl des Gehorsams gegen ihre Macht. Fast alle Herzen kannten nur das leidenschaftliche Streben nach Thronstellen und Reichthümern; Gottesfurcht und Menschenliebe waren fast ganz verschwunden. Die durch schlechte Beispiele von oben herab verderbten niederen Klassen, welche bis dahin mit ihrem Schicksal zufrieden gewesen waren, glaubten sich auf einmal unbarmherzig unterdrückt und strebten mit ungezügelter Wildheit, das eingebildete verhaßte Joch abzuschütteln.

In einem kleinen Gehege, zwischen dem Dorfe und dem Flusse vernahm man ein Aechzen; die Hunde liefen auf die Stimme los, geriethen aber auf irgend eine andere Spur und rannten nach einer entgegengesetzten Seite. Ohne auf

die Vorstellungen Jacow's und des Kirchendieners zu achten, daß es gefährlich und zugleich unnütz sei, an dem verwüsteten Orte lange zu verweilen, drang der hochherzige Mönch vorwärts um den Unglücklichen aufzusuchen, der vielleicht um Hülfe flehte. Die Klagelaute wiederholten sich und bald erblickte er eine junge Dame, die einen laut weinenden, etwa zweijährigen Knaben auf den Armen hatte. Die Gesichtszüge der Unbekannten waren schön, obgleich sie durch den raschen Wechsel von Furcht und Hoffnung ihren eigenthümlichen Ausdruck verloren zu haben schienen. Als sie den Mönch erblickte, rief sie ihm, rasch aufstehend, voll Freude entgegen.

„Ach, mein Vater, gewiß hat Dich mein Gatte zu mir gesendet! Sage mir um Gottes Willen, ob er die Räuber verjagt hat?"

Bevor Gurii noch auf eine Antwort sinnen konnte, hörte man das Gebell der Hunde, die Jemanden wüthend verfolgten. Die Unbekannte preßte ihren Sohn fest an ihren Busen und heftete den trüben Blick auf den Mönch mit dem Gefühl des tiefsten Schmerzes, daß sie keine andere Vertheidiger um sich hatte. In der Voraussetzung, daß Jacow und der Kirchendiener sich näherten, sagte Gurii der jungen Frau, er sei gekommen, um sie nach einem sichern Zufluchtsort zu geleiten. Da er es für möglich hielt, daß auch ihr Gatte noch lebte, ließ er ihr die Hoffnung ihn wiederzusehen und bat sie, ihm schnell dahin zu folgen, wo der Führer wartete. Sie lächelte, von einem Strahle augenblicklicher Freude belebt; kaum aber war sie aufgestanden, als einer der Hunde zu heulen begann, als sei er tödlich verwundet, und zugleich vernahm man rauhe Menschenstimmen in der Nähe.

„Da bist Du ja, mein Täubchen!" rief mit wilder Freude ein mit mehreren Gefährten aus dem Gebüsch tretender, mit Ruß und Blut bedeckter Mann. In allen Winkeln hab' ich Dich gesucht; gut, daß Dein Kleiner schrie, ich glaubte schon, Du hättest Dich wie eine Närrin in die Flammen gestürzt. Komme nun mit mir, mein Liebchen, und fürchte nichts; Du

sollst es nicht schlechter bei mir haben, als bei Deinem verstorbenen Manne und wenn Du mir gehorsam bist, soll es Dir an Gold, Silber und Edelsteinen nicht fehlen. — Ach! da ist auch ein Priester, der kann uns gleich einsegnen."

Mit diesen Worten warf er dem Mönch ein Bündel mit Priestergewändern zu und wollte die Hand der jungen Bojarin ergreifen, die ihn bis jetzt unverwandt angeblickt hatte, als begriffe sie seine Reden nicht, oder als hielte sie Alles für einen Traum. Als er sie aber anrührte, kam sie zur Besinnung und ganz das Entsetzliche ihrer Lage einsehend stieß sie ihn so heftig von sich, daß er zurücktaumelte.

„Rette Dich!" rief Gurii und stellte sich mit dem Kreuz in der Hand den Räubern entgegen. Diese glaubten im ersten Augenblick, es sei der Geist des von ihnen zu Tode gemarterten Geistlichen und wichen furchtsam zurück; als sie sich aber von ihrem Irrthum überzeugt hatten, liefen sie der Unglücklichen nach und holten sie bald ein: sie rissen ihr den Knaben aus den Armen und zerschmetterten ihn an einem Haufen Steine. Wie wahnsinnig rief die verzweifelnde Mutter aus: „Es giebt keinen Gott!" und stürzte dem Fluß zu.

Gurii folgte ihr mit jugendlichem Feuer; zwei Räuber eilten ihm nach, von denen einer das Gewand des Mönchs erfaßte, als plötzlich ein Schuß fiel, der den Mörder des unschuldigen Knaben niederstreckte. Der zweite Bösewicht schleppte die fast bewußtlose Mutter zu einer Telegga (hölzerner, unbedeckter Bauernwagen) und wollte sie auf einen Kasten setzen, auf dem ein reicher Zobelpelz lag. In diesem Augenblick sprang der treue mächtige Hund der Gutsbesitzerin, der ihr Wehklagen gehört hatte, herbei, packte den Räuber an den Beinen, zog ihn unter den Wagen und zerfleischte ihn.

Während dem hatten sich drei andere Kerle auf Jacow geworfen, der sich indessen tapfer vertheidigte; es gelang ihm, zwei seiner Angreifer zu verwunden, aber der dritte ergriff seinen türkischen Kindschal und schon sah der treue Diener des Fürstin Skopin seinen Tod vor Augen, als ein

kräftiger Stoß des Kirchendieners mit der Lanze, die der Räuber weggeworfen hatte, diesen aus der Welt schaffte.

Dem Kirchendiener für seinen Beistand mit einigen herzlichen Worten dankend, eilte Jacow zu Gurii, um ihn zu fragen, was mit den beiden Verwundeten, die um Gnade bäten, begonnen werden sollte. Er fand den Mönch mit der Unglücklichen beschäftigt, die noch immer nicht zu sich kommen konnte und sich mit Entsetzen nach allen Seiten umsah, als ob sie etwas erwarte.

„Erbarme Dich Derer, die um Schonung bitten," sagte der Mönch zu Jacow, „und schenke ihnen das Leben; Du selbst aber eile nach Pereslawl. Ich bleibe hier, weil ich es für meine Pflicht halte, dieser armen Leidenden einen gefahrlosen Zufluchtsort auszumitteln."

In der Besorgniß, daß jeden Augenblick neue Räuberhaufen erscheinen könnten, und selbst den Verwundeten nicht trauend, machte Jacow dem Mönche das Anerbieten, ihn bis zum nächsten Dorfe zu begleiten.

„Gott ist mit uns in Noth und Widerwärtigkeiten," erwiederte Gurii mit feierlicher Stimme. „Kümmere Dich nicht um mich, sondern beeile Dich, den Auftrag Deines Herrn zu erfüllen, der wichtig sein muß, weil er Dich sonst nicht an den Rebellen-Hauptmann würde abgesendet haben."

Der Mönch machte das Zeichen des Kreuzes über Jacow, der ihm ehrfurchtsvoll die Hand küßte, sich vor der unglücklichen Bojarin verneigte, und freundlich den Hund streichelte, der sich ihr dicht angeschmiegt hatte. Nachdem er sich dann zu dem Kirchendiener gewendet und ihn, als den Retter seines Lebens noch einmal umarmt hatte, bestieg er sein Roß, das mit den andern Pferden vom zaghaften Führer zurückgelassen, im Gebüsch weidete, und sprengte von dannen.

Drittes Kapitel.

Nach einem Sturme, der die ganze Nacht in Pereslawl-Räsanski gewüthet hatte, war stilles, angenehmes Wetter eingetreten. Kaum war die Sonne aufgegangen, als aus einem kleinen, hölzernen Hause am Ufer der Trubascha ein Greis in einen Schaafspelz gekleidet auf die Straße trat. Er schaute um sich, ob der Wind sein leichtes Dach nicht beschädigt hatte, setzte sich, nachdem er sich überzeugt, daß die alten Balken noch zusammenhielten, auf einen, vor der Thüre liegenden Holzstamm und stützte mit beiden Händen sein silbergraues Haupt. Ein herannahendes Pferdegetrappel brachte ihn nicht aus seiner Ruhe, bis ein Reiter, der vor ihm still hielt, ihm zurief:

„Erwache, Alterchen!"

„Ich schlafe nicht," erwiederte der Greis, seine Blicke erhebend, in denen sich tiefer Kummer aussprach; wo soll jetzt beim hellen Tage der Schlaf herkommen? Dein Gesicht kommt mir bekannt vor," fuhr der Greis fort, nachdem er den Reiter schärfer angeblickt; „fast möchte ich glauben, Du seiest der Sohn meines Verwandten Matwei Sergeitsch."

„Welchen Matwei Sergeitsch kennst Du denn, und wo sahst Du ihn mit seinem Sohne?" fragte der Reiter mit lebhafter Theilnahme.

„Was geht das Dich an? reite Deines Weges, Bruder, ich habe keine Zeit, mit Dir zu schwatzen," antwortete mißvergnügt der Greis und ging dem Hause zu.

„Halt, Alter! wenn Du Jacow Matwejew, den Diener des Fürsten Skopin suchst, der steht vor Dir."

Der Alte machte dem jungen Manne wegen seines Mißtrauens Vorwürfe und gab sich ihm dann als seinen nahen Verwandten zu erkennen, der im Dienste des Bojaren Prokofi Petrowitsch Läpunow stand.

„Bist Du mit Deinem Herrn hier?" fragte Jacow nach gegenseitiger Umarmung.

„Glaubst Du, daß ich mich allein hier umhertreibe? Aber Dich, Bruder, was hat Dich hierhergeführt?"

„Fürst Michailo sendet mich mit einem Schreiben an Deinen Bojaren. Auch habe ich ein kleines Packet bei mir, was es enthält, weiß ich nicht. Mein Herr hat mir befohlen, es wohl zu hüten, es aber nicht eher abzugeben, als bis Prokofi Petrowitsch es von mir fordert. Aber sage mir doch," fügte Jacow etwas verlegen hinzu, „man spricht in Moskwa allerlei, was ich unmöglich für wahr halten kann."

„Nun, was spricht man denn in Moskwa?"

„Verhüte der Himmel, daß es gegründet ist!" — — Doch, ich will Dir Alles sagen, nur sei nicht böse auf mich, denn ich versichere Dir, daß ich es noch nicht glaube. Man sagt," fuhr Jacow mit halblauter Stimme fort, nachdem er sich umgesehen, ob Niemand auf der Straße sich in der Nähe befinde, „Prokofi Petrowitsch habe den Zaaren verrathen und sei zu dem Juden übergegangen, den man bei Euch den Zaarewitsch Dimitri nennt."

„Groß sind unsere Sünden vor dem Herrn," erwiederte nach einigem Stillschweigen der Alte, auf dessen Gesicht es deutlich zu lesen war, wie schmerzlich der Schritt seines Herrn, der wirklich zum falschen Dimitri übergegangen war, ihn ergriffen hatte. Mit zitternder Hand trocknete er sich die Thränen im Auge und fragte dann den erschütterten Jacow, wo er die Nacht zugebracht habe. Dieser erzählte ihm das entsetzliche Abentheuer, das er überstanden, wogegen der Alte ihn versicherte, daß sein Bojar nicht aus eigenem Antriebe, sondern von schlechten Menschen verleitet, sich dem falschen Zaar ergeben habe. — „Ach!" fügte er hinzu, „Du glaubst nicht, wie mein ehemals so guter Herr sich verändert hat. Du wirst ihn nicht wiedererkennen. Du erinnerst Dich noch, welche herzliche Freunde Dein und mein Herr früher waren. Jetzt gleicht

mein Bojar der dunklen Nacht; bisweilen scheint es, als sei er blind geworden und nehme an nichts Theil. Und zu verwundern ist es nicht; die Rechtgläubigen meinen, der neue Dimitri sei ein böser Schwarzkünstler und verblende Alles um sich her, und so ist auch mein Bojar in seine Netze gefallen."

Jacow erwiederte nichts und da der Alte bemerkte, daß er sich vor Müdigkeit kaum auf den Beinen halten konnte, führte er ihn in die Stube, nachdem er sein Pferd hatte unter Obdach bringen lassen. Auf den Bänken und dem Verschlage unter der Decke schliefen mehrere Personen; aber auf dem Ofen lag nur ein Knabe. Der Alte sagte, es sei sein Sohn, zog ihm ein Kissen weg, ohne daß er erwachte, und gab es Jacow, der Kaftan und Stiefeln auszog, sie neben sich legte und sogleich fest einschlief.

Bald erhoben sich die übrigen Schläfer unter lauten Gesprächen und warfen, indem einer nach dem andern die Stube verließ, die Thür so heftig zu, daß die Fenster zitterten; aber Jacow hörte nichts, bis er fühlte, daß ihm Jemand auf die Schulter klopfte. Es war der Alte. Jacow konnte nicht sogleich begreifen, wie sie beide sich hier zusammen gefunden; als er aber in einer Ecke des Zimmers zwei Krieger mit wilden Gesichtern sitzen sah, fielen ihm die Gräuel ein, die er in letzter Nacht von den Kameraden dieser Menschen, unter denen er hier so sorglos geschlafen, hatte ausüben sehen.

Aengstlich suchte er sich zu überzeugen, ob seine Sachen noch alle unangetastet waren und fand zu seiner großen Freude unter seinem Kissen den Brief mit dem Pakete, und unter seinem Kaftan den theuern Kindschal, die Flinte und die Pistolen, wie er sie hingelegt hatte.

„Steh auf, Bruder," sagte Nikita (so hieß der Alte). „Es thut mir leid, daß Du nicht länger hast ausruhen können; es ist aber nicht zu ändern. Mein Herr ist aufgestan-

den; wenn Du ihm Deinen Brief nicht jetzt abgibst, siehst Du ihn vielleicht den ganzen Tag nicht, und wie ich glaube, sagtest Du mir," fügte Nikita mit einem bedeutenden Blick hinzu, „Du müßtest bald wieder nach Hause zurückkehren."

Die Krieger schritten auf den Ofen zu, neben welchem Jacob sich zu waschen begann und einer von ihnen fragte, woher er käme?

„Aus Kassimo; ich bin der Sohn eines dortigen Bürgers," erwiederte der auf dergleichen Fragen vorbereitete Jacow.

„Ist das Dein Pferd, das in des Bojaren Stall steht?"

„Ja; warum fragst Du danach?"

„Ich möchte wohl wissen, wo Du es her hast. Es sieht nach Nichts aus, ist aber schon einige Hundert Rubel werth; bei uns in Saporoga gibt es nicht viel solche Pferde."

„Was sagst Du? rief Jacow aus, als hörte er zum erstenmale das Lob seines Tataren. „Gehörte es nicht meinem Vater, so hätte ich es längst laufen lassen."

„Aber wer bist Du eigentlich?" fragte der andere Krieger. „Du hast hier mit uns ausgeschlafen, wie unsers Gleichen und bist angezogen wie ein Fürst. Solche Gewehre hat wahrlich unser Wojewod, Grigorji Fedorowitsch Ssunbulow nicht. Nein, Brüderchen, Du kommst gewiß aus Moskwa."

„Am Ende dienst Du bei Schuiski," sagte der Saporoger. „Er plünderte den Zaarischen Schatz und verschleudert ihn, weil er wohl weiß, daß er ihn nicht lange behalten wird."

„Was wundert Ihr Euch denn?" rief Jacow aus; „Ihr dient im Felde, nehmt Städte und Dörfer ein und staunt darüber, daß ein Mensch mehr bei sich hat als einen

Stock in der Hand! Was seht Ihr mich so an, werthe Herren? ich bin zum Bojaren Läpunow gekommen; erkundiget Euch bei ihm über mich, er kennt mich schon lange."

„Genug des Geschwätzes," fiel Nikita ihm in die Rede; „laß' uns schnell zum Bojaren gehn, ehe er uns aufsuchen läßt."

Jacow sputete sich beim Ankleiden. Der Alte winkte ihm daß er nichts im Zimmer lassen sollte, und er befolgte diesen Rath, verrichtete sein Gebet vor den Heiligenbildern und ging, ohne sich von den Kriegern zu verabschieden, die sich leise mit einander beriethen, wie sie es anfangen sollten des Fremden Pferd und dessen Waffen habhaft zu werden, ohne sich viel darum zu bekümmern, zu wessen Partei er sich hielt.

Nikita ließ Jacow im Vorzimmer zurück und trat zu seinem Herrn ins Zimmer. Dieser saß am offenen Fenster; sein nachdenkender Blick war auf die, am jenseitigen Ufer des Flusses sich hinziehenden Festungswerke gerichtet, aus denen Kirchthürme und die Dächer der ehemaligen Fürstenwohnung emporstiegen. Seine dicken schwarzen Haare hingen unordentlich über die hohe Stirne herab, auf welcher sich schon zwei Runzeln zeigten; in den großen, unter langen Wimpern hervorblitzenden Augen, spiegelten sich abwechselnd stürmische Leidenschaftlichkeit, Zweifel und Sorgen. Er trug einen Kaftan, von blauem Tuch, aber ohne alle Verzierungen; auf den ersten Blick war es schwer zu unterscheiden, ob eine große Ermüdung ihn davon abgehalten hatte, sich diesesmal mit seinem Anzuge zu beschäftigen, oder ob er sich durch Einfachheit von seinen Gefährten auszeichnen wollte, die in Ueppigkeit schwelgend, in kurzer Zeit die von ihnen geraubten Reichthümer verpraßten.

Als er Jemanden eintreten hörte, wandte Läpunow sich um.

„Was bringst Du Neues?“ fragte er Nikita, der sich tief vor ihm verneigte.

„Ein reitender Bote aus Moskwa ist angekommen.“

„Von wem? rief Läpunow, indem sich seine Gesichtszüge veränderten.

„Vom Fürsten Michailo Wassiljewitsch.“

Ein schwerer Seufzer entstieg der Brust Läpunow's, er senkte das Haupt, und einige Augenblicke herrschte eine solche Stille im Zimmer, daß man hätte hören können, wie ein leiser, fast unmerklicher Luftzug den Vorhang des Bettes bewegte, in welchem, wie es schien, die ganze Nacht Niemand geruht hatte. Dem guten Nikita schlug das Herz gewaltig, denn er zweifelte nicht, Fürst Skopin wolle seinen Bojaren überreden, sich dem Zaaren zu unterwerfen, und da er seinen Herrn aufrichtig liebte, betete er innerlich zu Gott, ihm gute Gedanken einzugeben.

„Rufe den Boten herein,“ sagte Läpunow endlich mit schwankender Stimme.

Von freudiger Hoffnung belebt eilte der Alte schnellen Schrittes zu Jacow. Dieser hatte bereits von den übrigen Dienern viel Ungünstiges über ihren Herrn erfahren, und in der Voraussetzung, er müsse mit einem Verräther und Todtschläger reden, folgte der redliche Mensch dem Alten mit dem größten Widerwillen. Selbst der Tod hätte Läpunow's ungewöhnliche männliche Schönheit nicht vertilgen können; sie machte aber nicht mehr den früheren angenehmen Eindruck, sondern man konnte ihn nicht ohne Mitleid ansehen, und sein ärgster Feind hätte nicht geglaubt, daß der Verrath ihn glücklich gemacht habe. So wie Nikita hätte Jacow schwören mögen, daß der ehemalige Freund seines Bojaren in die Hände eines bösen Zauberers gefallen sei, da selbst sein Eifer für die Religion, welchen die, vor den reichgeschmückten Heiligenbildern

brennenden Lampen bestätigten, ihn nicht hatte retten können.

Nachdem Jacow sein Gebet verrichtet, verbeugte er sich ehrerbietig vor dem Bojaren. Einen flüchtigen Blick auf ihn werfend, winkte ihm Läpunow, das mitgebrachte, mit einer seidenen Schnur umwundene Schreiben auf den Tisch zu legen.

Als er sich allein sah, verfiel der Bojar in tiefes Nachdenken, oder vielmehr er fürchtete sich darüber nachzudenken, ob es gut für ihn sei zu wissen, was ihm der Neffe des Zaaren, den er für einen Thronräuber hielt, mittheilte. Doch plötzlich ergriff er das Schreiben, zerriß die Schnur, erbrach das Siegel und las Folgendes:

„Ganz Moskwa war bei der Hinrichtung des falschen Dimitri zugegen, und die Zaarin-Nonne erklärte feierlich, daß ihr Sohn als Knabe in Uglitsch getödtet worden sei. Die Wahrheit dieser Ereignisse läßt sich nicht bezweifeln; in der Hoffnung aber, durch Unruhen und Räubereien ihre niedrigen Leidenschaften zu befriedigen, haben herrschsüchtige und geldgierige Menschen das Gerücht verbreitet, der gesetzmäßige Zaar sei den Verfolgungen seiner Feinde glücklich entronnen. Viel würde ich darum geben, Prokofi Petrowitsch, um zu erfahren, was Dich bewegen konnte meineidig zu werden: unverschämte Frechheit oder unverständige Leichtgläubigkeit? Ich war wie vom Donner gerührt, als Wassili Iwanowitsch selbst mir ankündigte, daß mein Freund, mein Taufbruder, sich einem gemeinen Landstreicher, einem Bösewicht ergeben habe, der das Vaterland verheert. Glaube nicht, daß der große Zaar die Rebellen fürchtet; schon längst hätte er sie vertilgen können; aber er bedenkt, daß Ihr Russen und Christen seid, und hält deshalb seinen gerechten Zorn noch zurück, indem er Euch auf den rechten Weg zurückzuführen wünscht. Gedenke Deiner Seele Prokofi Petrowitsch! der Meineid ist ein schweres Verbrechen! der Herr gewährt nicht Allen

Zeit zur Reue; nicht immer kann man die Folgen verderblicher oder unüberlegter Handlungen wieder gut machen. Ich sende Dir meinen Jacow, dem ich zugleich ein Packet mitgegeben habe, das er Dir aber nur dann übergeben soll, wenn Du es verlangst. Es enthält das Kreuz, welches Du einst mit mir tauschtest. Komm entweder nach Moskwa und wirf Dich zu den Füßen des Zaars, oder nimm Dein Kreuz, und sende mir das meinige; das Du von mir hast, zurück!"

Der Brief entfiel den Händen Läpunow's; er blickte lange um sich her, sich fast nicht erinnernd wo er sich befand und warum er hier war. Endlich belebte ein Lächeln sein finsteres Antlitz; mit Freuden dachte er daran, daß er seine enge schlechte Wohnung sogleich verlassen und sich von seinen wilden, unmenschlichen Gefährten trennen konnte und um die Entscheidung keinen Augenblick zu verzögern, näherte er sich dem Tisch um die darauf liegenden Waffen zu ergreifen. Da gewahrte er plötzlich ein Papier, auf welchem er die Nachricht las, daß die von ihm nach Putiwl abgesandten, dem Zaaren getreuen Edelleute den Tod erlitten hatten. Läpunow stieß einen durchdringenden Schrei aus, riß seinen Kaftan auf, drückte mit krampfhaftem Beben ein goldenes auf seine Brust herabhängendes Kreuz an seine Lippen, und nahm es rasch ab.

„Waska!" rief er mit ganz veränderter Stimme.

In der Thüre erschien ein Knabe, der seinen Herrn erschrocken über seine Bläße und seine finstere Miene anblickte. Der Bojar bemerkte ihn nicht und rief ihn nochmals in zürnendem Tone.

„Hier bin ich, Prokofi Petrowitsch," antwortete der Knabe demüthig.

„Warum sprichst Du nicht? Ich habe mich heiser nach Dir geschrien. Geh' zu dem Fremden und fordere das mir gesandte Packet von ihm.

Läpunow war außer sich. Als der Knabe das Packet brachte, glaubte er zu bemerken, daß er lächelte und er schlug

ihn deshalb ins Gesicht; da er sich aber im nächsten Augenblicke seiner ungerechten Heftigkeit schämte, rief er ihm zu, er solle ihm aus den Augen gehen.

Noch jetzt tauscht man in einigen Gegenden Rußlands die Kreuze gegen einander aus, als Zeichen aufrichtiger und unzertrennlicher Freundschaft! in alten Zeiten achteten selbst die mächtigsten Bojaren diese Verbrüderung sehr hoch, und nur der Tod oder ein Verbrechen konnte dieses für heilig gehaltene Bündniß lösen. Als Läpunow das Packet öffnete, erblickte er das Kreuz, das ihm bei der Taufe umgehängt worden war, und bei dem Gedanken, daß es ihm, als einem Verbrecher, der sich der Freundschaft des Fürsten Skopin unwürdig gemacht hatte, zurückgegeben wurde, erblaßte der stolze Jüngling; seine Empfindlichkeit und sein Ehrgefühl waren gleichzeitig verletzt. „Er hat mich nie geliebt; Ruhmsucht nur beherrscht ihn und völlig unbekannt ist ihm mein Herz; er wirft mir Verrath vor, und er selbst kriecht am Throne, den sein Oheim an sich gerissen!“ So sprach Läpunow zu sich selbst und es schien ihm, als sei Fürst Skopin sein ärgster Feind, als könne ihr gegenseitiger Haß nur durch Blut gestillt werden! Er legte das Kreuz, welches einst dem Fürsten Michailo gehörte, in das Packet, ließ es Jacow zustellen und ihm dabei sagen, er solle, ohne einen Augenblick zu verlieren, sich aus Pereslawl entfernen.

Den Kopf mit beiden Händen auf den Tisch gestützt, bedeckte der Wojewod des falschen Zaaren sein Antlitz, und verharrte länger als eine Stunde unbeweglich in dieser Lage. Eine in's Zimmer geflogene Schwalbe, die um seinen Kopf schwirrte, weckte ihn endlich aus seiner Erstarrung. Sein früheres Kreuz ergreifend, welches größer war, als das des Fürsten, aber nur von Silber, dachte Läpunow an den Augenblick, wo sein ehemaliger Freund den Entschluß gefaßt hatte, sich von einem heiligen Unterpfande zu trennen, das er fünf Jahre lang auf seiner Brust getragen. Noch war es an die nämliche Schnur befestigt, mit der es damals überreicht

wurde, denn um es zu schonen, hatte Fürst Michailo es wenig getragen; aber Läpunow's Schwester, deren Hände die Schnur verfertigt hatten, war längst nicht mehr in der Welt. Sie besaß die glänzendsten Eigenschaften und ihr Bruder, der sie wenig liebte, hatte die heimliche Hoffnung gehegt, sie mit der Zeit als Gemalin des Fürsten Skopin zu sehen. Die unerwartete Nachricht von ihrem Tode beugte ihn tief; eine lange Zeit betrauerte er sie; oft stieg der Gedanke in ihm auf, daß, so wie seine Schwester auch alle seine Wünsche und Hoffnungen zu Grabe gehen würden, und mitten unter rauschenden Lustbarkeiten quälten finstere Ahuungen seine beunruhigte Seele.

Gerührt durch das Andenken an die junge reizende Marie, wollte Läpunow noch einmal das Schreiben durchlesen, das den Freundschaftsbund mit einem Manne zerrissen hatte, den er sich einst so sehnlich zum Bruder gewünscht, nicht seiner hohen Geburt, sondern seiner persönlichen Eigenschaften wegen. Er begriff es nicht, wie er seinen herzlichen Zuspruch, seine tröstenden Verheißuugen hatte zurückweisen können. Er rief nach Waska und befahl ihm, den Fremden herbeizurufen. Der Knabe lief was er konnte, kam aber nach einigen Augenblicken mit dem Bescheid zurück, Jacow sei, als er das Packet empfangen, nach des Bojaren Befehl, sogleich fortgeritten; er habe ein rasches Pferd und es wäre fast nicht möglich, ihn noch einzuholen. Heftig stieß Läpunow an den Tisch, daß das Kreuz hellklingend auf die Diele herabfiel; eine abergläubische Furcht bemächtigte sich des Bojaren; er glaubte, der Himmel verwerfe seine Gebote, und es schien ihm, als wehklage der Schatten seiner Schwester, daß er alle Bande zwischen ihm und ihr zerrissen habe.

„Wein!“ schrie er Waska zu, der, nachdem er das Kreuz aufgehoben, unverwandt und staunend seinen Herrn anblickte.

Der Knabe mußte seinen Vater nach dem Weine fragen, und da er wußte, wie wehe es dem Alten that, daß sein jun-

ger Herr seit einiger Zeit auf solche Weise seinen Kummer zu zerstreuen suchte, so verließ er nur ungern das Zimmer.

Nikita brachte ein Gefäß mit kanarischem Wein und einen großen silbernen Pokal von deutscher Arbeit. Dem Greise zitterten die Hände und sein Gesicht war von so vielen Falten durchzogen, daß er noch viel älter aussah, als eine Stunde vorher.

Nachdem Läpunow seinen Pokal geleert hatte, wollte er einen zweiten füllen.

„Ich bitte Dich, Prokofi Petrowitsch," rief Nikita den Kredenzteller zurückziehend, „was ist mit Dir vorgegangen? Willst Du wirklich ein Trunkenbold werden? Tödte mich, wenn Du willst, aber ich gebe Dir nichts mehr von diesem verderblichen verdammten Getränk; wenn es nicht gewesen wäre, würdest Du die Zaarischen Edelleute nicht nach Putiwl in den Tod gesendet haben!"

Eine brennende Röthe überzog das Antlitz Läpunow's, seine Augen rollten wild umher, aber sein Zorn war so heftig, daß er nicht ein Wort hervorzubringen vermochte.

Der Alte warf sich ihm zu Füßen.

„Theurer Gebieter!" sagte er, „denke an Vater, Mutter und Schwester; störe nicht ihren himmlischen Frieden! Ich will Dir keine Lehren geben, lieber guter Herr! ich erfülle nur den letzten Willen Deines Vaters. Als er die letzte Oelung empfing, rief er mich zu sich und sprach: Nikita, diene meinem Sohn treu und ehrlich, er ist jung und hat heißes Blut, hüte ihn wohl; wenn Du mir nicht gehorchst, so fordere ich Rechenschaft von Dir vor Gottes Thron."

Läpunow seufzte tief. Er hatte den Befehl nicht vergessen, den sein sterbender Vater dem treuen Diener gab, der ihn als Kind auf seinen Armen getragen hatte.

„Ich diene dem gesetzmäßigen Zaar", sagte er endlich, ohne den Alten anzusehen.

3*

„Aber liebster Herr, wo ist denn dieser Zaar? Wir hören nur immer von ihm, und doch hat Niemand ihn noch gesehen. Du hast dem Zaaren Wassili Iwanowitsch geschworen und hast nichts Unrechtes von ihm erlebt. Bist Du es etwa müde, in Ruhe zu leben?“

„Du kannst darüber nicht urtheilen,“ rief Läpunow aus, „und vergißt es oft, daß ich kein Knabe mehr bin. Geh' Deiner Wege, den Wein nimm mit, und — — — bete zu Gott für mich!“

Nikita küßte herzlich die Hand seines jungen Herrn, aber kaum war er im Begriff, den Wein wegzutragen, als sich die Thüre öffnete und ein Mann von ungefähr vierzig Jahren in einem rothsammtenem, mit Perlen besetzten Kaftan hereintrat.

„Sieh da!“ rief er aus, „ich komme gerade zur rechten Zeit,“ und damit leerte er, ohne den Hausherrn zu begrüßen, den halbgefüllten Pokal und füllte ihn sogleich wieder. „Aber sage mir, Prokofi Petrowitsch,“ fügte er hinzu, indem er Läpunow umarmte, „Du läßt Dich ja gar nicht mehr sehen? Trinke, Bruder, ich bringe Dir gute Nachrichten.“

„Was hast Du denn Neues gehört?“ fragte Läpunow zerstreut und mit der Hand den Wein zurückweisend, was Nikita veranlaßte, sich unbemerkt zu bekreuzigen.

„Höre Bruder, Du bist ein schlechter Kamerad,„ sagte der Gast und leerte den Pokal in einem Zuge. „Gestern warst Du ein ganzer Kerl, aber heute kommst Du mir vor, wie ein Mädchen, das wider ihren Willen heirathen soll.“

Läpunow erbebte. Er hatte Tages zuvor, nach einer lustigen Gesellschaft die Nachricht von dem Tode der von ihm nach Putiwl gesandten Bojaren erhalten.

„Gestern!“ rief er aus. „Wie glücklich wäre ich, wenn der gestrige Tag nicht gewesen wäre! Weißt Du wohl, Ssunbulow, daß ich zu zweifeln anfange, ob wir gut

daran gethan haben, Schachowskoi und Mossalski zu glauben, daß der Zaar Dimitri Iwanowitsch lebt?"

„Was fällt Dir ein?" fragte der Wojewod von Räsan, sich auf die Bank setzend und seine runden, trüben Augen auf Läpunow richtend.

„Wir wollen davon hernach sprechen; jetzt sage mir, welche gute Nachrichten bringst Du mir?"

„Es ist ein Gnadenbrief von Dimitri Iwanowitsch eingegangen; er verspricht bald zu uns zu kommen," erwiederte Ssunbulow bei jedem Worte stockend, als wisse er selbst nicht, ob er sich über das, was er mittheilte, freuen, oder ob er verderbliche Folgen von seiner Ergebenheit für einen Mann befürchten sollte, dessen Streben nach dem Throne vielleicht scheitern konnte.

„Die Ankunft des Zaaren," versetzte Läpunow, „erwarte ich mit Ungeduld; es ist Zeit, daß wir uns überzeugen, daß eine heilige Pflicht den Bruch des Eides erheischte, den wir dem Fürsten Schuiski so eilig leisteten. Alles, was ich durch meinen verstorbenen Verwandten Peter Fedorowitsch Baßmanow von dem milden und heiteren Charakter Dimitris, von seinem Wunsch, Rußland aufgeklärt und groß zu machen, gehört habe, hat meine Seele mit feuriger Ergebenheit für ihn erfüllt. Und als sich das Gerücht verbreitete, daß er sich glücklich aus Moskwa gerettet, beschloß ich, Alles aufzubieten, um ihm das Zaaren-Diadem wieder zu verschaffen; ich verband mich mit einer Horde von Räubern —!"

„Ich glaube, Herr Bruder," unterbrach ihn der Wojewod, „Du erhebst am Ende auch mich zum Straßenräuber! Vergiß nicht, daß ich nicht daran dachte, dem unsichtbaren Dimitri zu dienen; Du selbst erzähltest mir Wunderdinge von seiner Tapferkeit, versprachst in seinem Namen goldene Berge und preßtest mir Thränen aus über sein Schicksal. Wärst Du nicht gewesen, so würde es mir nie in den Sinn gekommen sein, ihm die Stadt zu übergeben!"

„Ja, es ist wahr, ich beredete Dich, an Wassili Iwanowitsch meineidig zu werden; aber jetzt weiß ich nicht, ob wir die Stunde, in der es geschah, segnen, oder ihr fluchen sollen. Was meinst Du, Ssunbulow, wenn die Zaarin-Nonne in ihrem Schreiben die Wahrheit über Dimitri sagte: welches Loos würde meiner vor dem Richterstuhle Christi warten, wegen des Todes der von mir nach Putiwl gesandten Bojaren?“

„Ach Bruder, welche Reden führst Du? Du reißest mir wahrlich das Herz aus dem Leibe! Laß' uns zum Fürsten Andrei Andrejewitsch gehen; die Polen, die des Zaaren Schreiben brachten, sind bei ihm eingekehrt. Höre nur, was diese sagen; sie schwören zu Gott, daß der Zaar Dimitri Iwanowitsch gesund und wohl sei, und und daß wir ein paradiesisches Leben zu erwarten haben.

Dem Vorschlage Ssunbulows gern Gehör gebend, nahm Läpunow seine Mütze, hakte seinen Säbel an den Gürtel und verließ mit seinem Freunde das Zimmer.

Viertes Kapitel.

Fürst Andrei Andrejewitsch Telätewski wohnte am rechten Ufer der Trubescha, hinter den Festungswerken. Als Läpunow und Ssunbulow über die Brücke kamen, sahen sie eine Menge Menschen, die vor ihnen hinliefen; der Erstere glaubte, sie seien eben so begierig als er, das zaarische Schreiben zu sehen, und er ärgerte sich über Ssunbulow, der alle Augenblicke stille stand, um ihm von seiner künftigen Größe zu erzählen, und welches Leben er bei Hofe führen wolle.

Plötzlich hörte man lautes Geschrei, Gelächter, Getrommel und Wagengerassel.

„Aus dem Wege! aus dem Wege!" schrien einige Stimmen.

Das Volk lief nach verschiedenen Seiten auseinander und Läpunow erblickte einen schönen viersitzigen Wagen, von zwanzig Pferden, eines vor dem andern gespannt, gezogen. Auf jedem Pferde saß ein alter bärtiger Mann; an ihren hohen Mützen waren Strohbündel befestigt und sie trieben mit Besen ihre abgemagerten kleinen Mähren an, auf die der Umstand, daß sie der Menge zur Belustigung dienten, durchaus keinen belebenden Eindruck zu machen schien. Die Wagenfenster waren geschlossen, und man konnte nur ein seltsames Gemurmel im Innern des Wagens hören, ohne daß man sehen konnte, wer darin saß. Um die Zuschauer dafür zu entschädigen, ließ sich auf dem Wagen ein Mensch auf allen Vieren sehen, der auf eine ganz eigene Weise ausgestattet war. Er hielt sich an den, auf den vier Ecken der Wagendecke angebrachten vergoldeten Kugeln fest, und ließ sich in mehreren Tonarten vernehmen, indem er sehr geschickt die Stimmen von Hähnen, Katzen, Eseln, und andern Thieren nach-

zuahmen verstand. Einige reichgekleidete Reiter bekleideten diese fremdartige Prozession. Läpunow erblickend, ritt der Bojaren-Sohn Istoma Paschkow auf ihn zu, während alle übrigen wie ein Sturmwind vorüberflogen, und das Volk ihnen nachlief.

„Nun, wie gefällt Dir das?“ fragte Paschkow, fast vor Lachen erstickend.

„Ich glaubte,“ entgegnete Läpunow ernst und unzufrieden, „Ihr würdet Euch wegen der bevorstehenden Ankunft des Zaaren berathen, und wollte Eure Beschlüsse kennen lernen, Ihr aber treibt Albernheiten. Ist jetzt wohl die Zeit, Istoma, zu so unverständigen Belustigungen, jetzt, wo edles Blut vergossen wird und wo das Vaterland leidet?“

„Geh mit Deinen Ermahnungen, Prokofi Petrowitsch. Du hättest ein Mönch werden sollen; Du sprichst schön und gut, aber es ist langweilig Dich anzuhören! Wenn Du seufzen willst, so ziehe nach Moskwa zu Wassili Iwanowitsch, uns aber störe nicht in unserer Freude. Wer glaubst Du wohl, sitzt in diesem Wagen?“

„Was weiß ich? oder vielmehr, ich will es nicht wissen, wer die Lust in sich verspürt, sich vor allem Volk zum Narren zu machen.“

„Nun, so will ich es Dir sagen: Der theure Freund und unzertrennliche Gefährte des Fürsten Mossalski fuhr uns vorbei, der dicke, fette Mischa (Volks-Epithet des Bären) mit seinen schwarzen Augenbrauen — —“

„Was, ist es möglich?“ unterbrach ihn Ssunbulow.

„Und um nicht allein diese Ehre zu genießen, hat er Jerema Pschelin bei sich im Wagen.“

„Du hast uns zum Besten, Istoma,“ sagte Läpunow.

„Ich schwöre zu Gott, daß Alles die reine Wahrheit ist, was ich Euch sage."

„Nun wahrlich, ein herrlicher Scherz, wenn der Bär dem armen Pschelin die Knochen zerbricht! Wenigstens hoffe ich, daß man ihm die Krallen beschnitten hat."

„Wie kann Dir das einfallen? Am Ende verlangst Du wohl gar, daß man ihn im Wagen hätte anketten sollen?"

„Hier legt man nur den Bojaren Ketten an, die dem Zaaren treu sind!" sagte halblaut aber mit kräftigem Ausdruck Jemand, der hinter Läpunow stand.

Dieser wandte sich um und sah einen jungen Bauer in Feierkleidern vor sich; er blickte ihn scharf an und fragte ihn, worauf er hier warte. Der Bauer verneigte sich tief und erwiederte mit unterwürfiger Miene, daß er zu wissen wünsche, wohin man den großen Zaaren geführt, und ob er sich bald seinem Volke zeigen werde. Dieses Mißverständniß kam Läpunow nicht lächerlich vor; er antwortete dem jungen Manne im freundschaftlichem Tone, daß es noch nicht bekannt sei, wann der Zaar komme. Voll Verdruß darüber, daß Menschen in so schweren Zeiten so lustig und sorglos sein konnten, blickte er um sich, um zu sehen, welchen Eindruck seine Aeußerung machen würde. Aber in seiner Nähe befand sich nur der Bauer, mit dem er gesprochen, und ein armes Weib, das mit gesenktem Kopfe und gefalteten Händen dastand und durch nichts verrieth, daß sie einen besonderen Antheil an dem Unglück des Vaterlandes nahm.

„Laß' uns gehen Warwara," sagte der Bauer, „Du hörst ja, der Zaar denkt nicht daran, zu uns zu kommen."

Warwara blickte auf; Läpunow erschrak und wollte vom Pferde springen; aber dieses machte einen Sprung, als scheute es sich vor Etwas und jagte davon. Als der Reiter es mit vieler Mühe gebändigt hatte und wieder auf den vorigen Platz zurückgekehrt war, fand er weder den Bauer, noch Warwara mehr. Er fragte, sie beschreibend, alle Leute nach

ihnen und machte durch seine Unruhe und seine unzusammenhängenden Reden seine lustigen Kameraden fast glauben, er habe den Verstand verloren. Läpunow fing fast selbst an zu glauben, daß ihn eine Erscheinung bethört habe; aber sein volles Bewußtsein sagte ihm, daß er das Weib in der That gesehen hatte, deren Stimme und Züge ihn lebhaft an Den erinnerte, den er für den rechtmäßigen russischen Zaar hielt. Es fiel ihm bei, daß bald nach der Thronbesteigung Dimitri's ein Weib sich öffentlich zeigte, welche versicherte, ihr Sohn Gregori Otrepjew, früher Mönch im Tschudowschen Kloster, sitze auf dem Throne, daß Alle, die ihn sahen, erstaunt waren über ihre außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Zaaren und über die einzelnen Umstände, die sie von dem Aufenthalte ihres Sohnes im Kloster erzählte, sowie von seinem unbezähmbaren Eigenwillen und seinem verwegenen Unternehmungsgeist, den sie immer für einen unheilbaren Wahnsinn gehalten habe. Nach diesen Aeußerungen war das Weib damals verschwunden. Der Eindruck, den sie gemacht hatte, verlor sich zwar nach und nach, konnte aber nicht ganz unterdrückt werden und diente der öffentlichen Meinung über den später gestürzten Dimitri zur Grundlage.

Die Ereignisse dieses Morgens hatten Läpunow's Ueberzeugung, die ihn bewogen hatte, die Partei des falschen Dimitri zu nehmen, erschüttert; er konnte aber nicht ohne Entsetzen daran denken, daß vielleicht sein großes Vertrauen auf Andere und auf seinen eigenen Scharfsinn ihn zu schweren Verirrungen verleitet habe. Gepeinigt von quälenden Zweifeln, eilte er zum Fürsten Telätewski mit dem Wunsch, sobald als möglich die angekommenen Polen zu sprechen, um wo möglich ihre wahre Meinung über einen Mann zu erforschen, dessen rechtmäßige Ansprüche er noch vor einigen Stunden für ganz unbestreitbar gehalten hatte.

Fürst Telätewski saß auf der Freitreppe. Er war reich gekleidet aber unsauber und überhaupt zeigte er in seinem Aeußeren nicht die Würde, die von Vielen für eine un-

erläßliche Eigenschaft solcher Männer gehalten wird, welche die höchsten Staatsämter bekleiden. Er liebte es, mit seinem Scharfsinn zu prahlen; aber eigentlich besaß er nur ein außerordentliches Selbstvertrauen und eine rohe Großsprecherei, verbunden mit einer Bereitwilligkeit, Jedem zu Gefallen zu leben, der größere Ansprüche machen durfte als er. In den wichtigsten Lagen seines Lebens handelte er gut oder schlecht, nicht nach wirklicher Ueberzeugung, sondern nur vom augenblicklichen Eindruck geleitet. Als Baßmanow, von verbrecherischem Ehrgeiz angespornt und in der Hoffnung, die Thronerhebung des falschen Dimitri werde ihm die Macht und die Würden verschaffen, welche Boris Godunow unter dem Zaar Fedor Iwanowitsch besaß, den Entschluß faßte, den jungen Zaar zu verrathen, der ihm Rußlands Schicksal anvertraut hatte, verließ Fürst Telätewski mißvergnügt das Heer, weil er erfuhr, daß es, von seinem eidbrüchigen Anführer verblendet, den falschen Dimitri anerkennen wollte. Aber ein Jahr später als er Wojewod von Tschunigow war, stand er selbst gegen den Zaar Wassili Iwanowitsch auf. Dieser Schritt war um so verwerflicher, als er sich seiner Treue für den ersten falschen Dimitri, dessen unvermuthete Erscheinung leicht hatte irren machen können, überlaut gerühmt hatte, während die Anhänglichkeit an einen Menschen, der wie ein Bösewicht auftrat, um so weniger gerechtfertigt werden konnte, als der Tod des ersten falschen Dimitri nicht mehr zu bezweifeln war.

Da er dem, ihm von Geburt gleichstehenden Zaar nicht gehorchen wollte, willfahrte der Wojewod von Tschernigow den albernsten Gelüsten seines früheren Leibeigenen, welcher sich des besonderen Vertrauens des Usurpators erfreute und dessen Macht mit dem glücklichsten Erfolge vergrößerte. Als die vornehmsten Anhänger des falschen Dimitri sich in Pereslawl Räsanski versammelten, um sich über die Besitznahme von Moskwa zu berathen, erklärte Bolotnikow, daß er durchaus in dem ehemaligen fürstlichen Hause wohnen wollte, wel-

ches der Fürst Telätewski für sich eingenommen hatte, und dieser letztere, auf die Vorstellungen Läpunow's nicht achtend, der sich den frechen Ansprüchen des rohen Abenteurers immer kräftig widersetzte, beeilte sich in ein Kaufmannshaus zu ziehen, das zwar groß genug, aber sehr unbequem zu bewohnen war. Weil er aber wohl fühlte, daß eine solche Nachgiebigkeit, die ihn in der öffentlichen Meinung herabsetzte, ihn nöthigen könnte, auch künftig sich fremdem Eigenwillen fügen zu müssen, heuchelte er eine große Liebe und Hochachtung für Bolotnikow. Er nannte ihn einen Helden, erzählte wahre Wundergeschichten aus seiner Jugend und versicherte laut und öffentlich, daß er persönlichen Vorzügen jederzeit den Vorrang vor hohe Geburt gegeben habe. So sprach der rebellische Bojar, um seinen niedrigen Kleinmuth zu bemänteln; so posaunen ehrgeizige und habgierige Menschen Freiheit und Gleichheit aus, um sie dann zu ihrem eigenen Vortheil zu benützen. Sie denken und handeln nur für sich, und das leichtgläubige Volk bildet sich ein, daß sie für seine Wohlfahrt arbeiten. Die Folgen sind bekannt, sie sind dieselben in allen Ländern, wo der Einfluß der Religion schwächer wird, und die Gier nach Würden und Reichthümern alle Gemüther dergestalt ergreift, daß die albernsten Träumereien wie unbestreitbare Wahrheiten erscheinen.

Der Fürst ersuchte die Angekommenen, näher zu treten, und bedauerte, daß sie nicht früher eingetroffen waren, um Zeugen eines unvergleichlichen Scherzes zu sein. Läpunow erwiederte, daß er so eben die Ankunft von Abgesandten des Zaars mit einem Schreiben erfahren, und herbeigeeilt sei. um es zu lesen. Auf seine Frage, ob dieses geschehen könne, und wo sich die Abgesandten befänden, entgegnete der Fürst, sie seien die ganze Nacht unterwegs gewesen, und ruheten jetzt aus. „Doch," fügte er hinzu, „da kommt ja ein Pan; mache Dich mit ihm bekannt, Prokofi Petrowitsch; es scheint eine gute Seele zu sein, aber die Wahrheit zu gestehen, gegen seinen Kollegen kommt er nicht auf."

Ein phlegmatischer Pole in einer rothen Kontusche trat, die Hände in die Seiten gestemmt, auf die Flur hinaus; seine Augen waren von Schlaf geschwollen und in allen seinen Zügen las man deutlich Dummheit und Großprahlerei.

„Nun, mein werther Gast, fragte der Fürst, „hast Du gut geschlafen?“

„Wer kann bei Euch schlafen?“ erwiederte der Pole mit verächtlicher Miene; „die Wände haben keine Tapeten und Betten und Fenster keine Vorhänge, so daß Staub und Sonne mir die Augen fast geblendet haben.“

„Was?“ rief der Fürst, „hat der Schlingel, der Petruschka, die Laden nicht zugemacht?“

„Ich befahl selbst die Laden zu öffnen, weil ich zu ersticken glaubte. Nur für Moskowiter sind solche Wohnungen gut genug!“

„Vergiß nicht Pan,“ sagte Läpunow, daß Du Dich hier in der Wohnung eines russischen Bojaren befindest und im Hause eines nicht reichen Kaufmanns, das der Fürst Telätewski aus Gefälligkeit gegen seinen rechtmäßigen Zaar bezogen hat.“

Läpunow von der Seite anblickend, drehte der Pole an seinem dicken rothen Knebelbart und ging zweimal die Freitreppe auf und ab, mit einer, seiner Meinung nach sehr würdevollen Miene.

„Aber ich bitte Dich, Prokofi Petrowitsch“, sagte der Fürst, Läpunow mit dem Ellbogen anstoßend, „täuschen mich meine Augen? So eben sah ich Makarka auf dem Wagen ausgespreizt und jetzt scheint es mir, als erblickte ich ihn hier?“

„Was gab es denn für einen Lärmen bei Euch?“ fragte der Pole, sich Ssunbulow gegenüber stellend; „ist etwa eine Armee eingezogen?“

Ssunbulow wälzte sich vor Lachen; um aber mit dem Polen nicht in Händel zu gerathen, setzte er sich auf das Ge-

länder, schaukelte sich auf demselben hin und her und stellte sich, als lache er darüber, daß das Holz unter seinem schweren Körper krachte.

„Da kommt ja der nämliche Spektakel wieder! Aber Jesus Maria!" rief Pan Pischenko sich die Augen reibend „das ist ja unser Wagen! Wer hat es gewagt ihn anzurühren? Wißt Ihr wohl," fuhr er mit lauter Stimme fort, „daß der Zaar selbst uns diesen Wagen geschenkt hat? wißt Ihr, daß er von dem besten Meister in Polen angefertigt ist? wißt Ihr, daß diese Hütte und Euer ganzes Städtchen nicht so viel werth sind, als unser Wagen?"

Nachdem er dieses gesagt, eilte der Pole so schnell als er konnte, um seinem Kollegen das große Unglück mitzutheilen. Auf Läpunow's Gesicht las man den lebhaftesten Unwillen; er glich einem Menschen, der in der Hoffnung, der Weg, den er eingeschlagen, führe ihn zu einem schönen und reichen Landsitz, sich plötzlich von einem dichten Walde umgeben sieht, in dem nur die Spuren wilder Thiere zu sehn und das Geschrei von Räubern zu hören ist.

„Ist es wirklich wahr," fragte er daß der Wagen den Polen gehört?"

„Ich glaube ja," erwiderte Fürst Telätewski; „früher habe ich nicht darnach gefragt und die Wahrheit zu gestehn, mir hat die Sache Spaß gemacht."

„Mein Himmel," schrie Ssunbulow, „da bleiben sie an der Ecke hängen! Gott sei Dank, es geht glücklich vorüber; aber hätten sie dort umgeworfen, so konnte es um Pschelin und Makarka und den armen Mischa geschehen sein; der Wagen wäre in tausend Stücken zertrümmert worden, und wir hätten arge Händel mit den Polen bekommen."

An der Freitreppe stiegen die heransprengenden hochedlen Reiter von den Pferden, übergaben sie ihren Dienern und blieben stehn, um den Wagen ankommen zu

sehen. Er bewegte sich sehr langsam vorwärts; die vorgespannten Bauernpferde, ermüdet von dem schnellen, ihnen ungewohnten Laufen, konnten kaum die Füße bewegen, verwickelten sich in die Zugleinen und stürzten alle Augenblicke nieder, zur großen Belustigung der zahlreichen Zuschauer.

Als die tief sich verneigenden Bauern an den Bojaren vorbeiritten, warf Fürst Mossalski, der auf der Treppe stand, ihnen kupferne Scheidemünzen zu, die dem Einen an den Kopf, dem Andern in den Bart trafen; nur wenigen gelang es sie mit den Händen aufzufangen und fast Alle riefen dem hinterher laufenden Volk zu, das von ihnen wohlverdiente Geld nicht anzurühren.

„Ja Du hast Recht, Pischenko," sagte ein Pole von mittleren Jahren, der auf die Treppe heraustrat; „es ist unser Wagen."

„Ach, nimm es nicht Uebel, Pan Charlewski," rief Fürst Mossalski, „daß wir uns Deines Eigenthums bedient haben. Du hast uns mit Deiner Nachricht von der baldigen Ankunft des erhabenen Herrschers dermaßen erfreut; Du hast Dich als ein so guter Diener des Zaaren Dimitri erwiesen, daß ich sogleich zu Allen sagte: Hört Brüder, was unser ist, ist das Seinige, und was ihm gehört, gehört auch uns; nicht wahr lieben Freunde?" fügte er hinzu, indem er den Abgesandten umarmte.

„Der Beweis ist schon da, daß es so sein muß," erwiederte Pan Chartewski mit einem Lächeln, aus dem es sich schwer deuten ließ, wie er über eine solche freie Benutzung seines Eigenthums dachte. „Nun bitte ich Dich, stille meine Neugier und sage mir, zu Ehren welcher hohen Person man eine ganze Heerde von Rossen vorspannte, und ob die edlen Reiter sie begleiteten, um ihre Hochachtung zu bezeugen, oder um sie vor Gefahr zu schützen?"

Kaum hatte Pan Charlewski diese Worte gesprochen, als sich im Wagen ein lautes Geschrei hören ließ. Das

aufgezogene Wagenfenster wurde zerschlagen und ein Mensch mit zerwühltem Haar, offener Brust und die linke Hand mit Blut bedeckt, wollte aus dem Wagen springen, ward aber von Jemandem zurückgehalten und hing aus dem Fenster, im Namen aller Heiligen bittend, ihn von einem schmählichen Tode zu retten."

„He! Mischa! willst Du wohl Mischa!" rief Fürst Mossalski, aus vollem Halse lachend. Anstatt aber den Unglücklichen zu befreien, den der Bär am Fuß zurückzog, lehnte der Fürst sich über die Wagenthür.

„Istoma!" rief Läpunow dem Paschkow zu, der nicht fern von Mossalski stand, „willst Du Vieh auf Menschen hetzen lassen? Befrei doch den Narren, der sich dem Vieh gleich stellte, so schnell als möglich!"

Auf's Höchste erstaunt, sah Pan Charlewski sich nach allen Seiten um; endlich gelang es ihm sich mit Läpunow zugleich, bis zum Wagen durchzudrängen.

„Fürst Mossalski," sagte er, „Du bemerktest so eben, daß wir in Gütergemeinschaft leben. Meinen Wagen hast Du bereits benutzt; nun erlaube mir auch, daß ich mich mit Deinem Bären lustig mache."

Er öffnete die Wagenthüre, und ein großes Thier sprang wild brüllend heraus. Alles stob zur Seite; Fürst Mossalski aber packte Mischa im Nacken, setzte sich auf ihn, und der Bär, die Kraft seines Herrn fühlend und seine Stimme erkennend, ward sogleich ruhig. Läpunow und Paschkow hoben Pschelin empor; der arme Schreiber den man völlig betrunken in den Wagen gesetzt hatte, war so nüchtern geworden, daß er schon ausgerechnet hatte, wieviel Fürst Mossalski ihm für diese, nicht sehr glücklich ausgefallene Spazierfahrt werde bezahlen müssen, und er schien sehr zufrieden, daß ihm die blutenden Wunden einige Groschen mehr einbringen würden.

Pan Pischenko steckte den Kopf in den Wagen und schlug die Hände zusammen, als er den karmaisinrothen Atlas, mit dem der Wagen ausgeschlagen war, ganz in Stücken zerrissen sah.

„Nur Moskowiten können sich auf solche Weise belustigen,“ rief er; sieh nur, Pan Charlewski, wie unser Wagen zugerichtet ist! Was sollen wir jetzt mit ihm anfangen?“

„Ihn in die Remise stellen,“ war die kaltblütige Antwort Charlewski's, der sich dann in das Zimmer begab, wohin Fürst Telätewski Alle zum Mittagsmahl eingeladen hatte.

Die Tafel war in einem großen Eckzimmer gedeckt, das an einer Seite drei und an der andern zwei Fenster hatte; sie waren aber nur eine Arschine hoch und ihre kleinen Scheiben vom schlechtesten Glase waren von Luft und Zeit so trübe geworden, daß, obgleich es noch nicht Mittag war und auf der Straße die Sonne schien, man im Speisesaal glauben konnte, die Dämmerung sei schon eingetreten. Die dicken Querbalken, welche die Decke trugen, waren überall geborsten, und wenn man sie aufmerksam betrachtete, konnte man fürchten, wenn das Mittagsmahl lange dauern sollte, keinen von den Gästen nach Hause kehren zu sehn.

Auf dem sogenannten Ehrenplatze standen drei Lehnstühle mit hohen, grob ausgeschnitzten Rücklehnen. Sie nahmen fast noch mehr Raum ein, als ein halbes Dutzend unserer heutigen Stühle und waren für den Hausherrn und für besonders von ihm ausgezeichnete Gäste bestimmt. Alle übrigen mußten auf gewöhnlichen langen Bänken Platz nehmen, deren unzweckmäßige Form es nöthig machte, daß Alle auf einmal sich setzen und wieder aufstehen mußten, weil man sonst leicht zu Boden fallen und sich ernsthaft beschädigen konnte. Fürst Mossalski liebte dergleichen Späße sehr, und wenn er zugegen war, lief man immer Gefahr daß er

irgend Jemanden zum Opfer seiner Liebhaberei ausersah, sich an fremder Verlegenheit zu weiden.

Von bitteren Erinnerungen gepeinigt, konnte der Mörder des Zaaten Feodor nur mitten unter Blutvergießen oder in liederlicher und lärmender Gesellschaft den Gedanken an eine einstige furchtbare Vergeltung auf einige Augenblicke unterdrücken. Nachdem er den Wagen Charlewski's verdorben hatte, wollte er mit diesem Polen, der den zaarischen Abgesandten würdig genug repräsentirte, keinen Scherz mehr treiben; während denselben indessen Fürst Telätewski neben sich hatte Platz nehmen lassen, bat Mossalski, nachdem er seinen Freunden einen Wink gegeben, den andren Polen Pischenko, mit tiefen Verbeugungen, den Platz über ihm einzunehmen. Ueberzeugt daß es der Russen Schuldigkeit sei, ihm diese Achtung zu erzeigen, setzte sich der Pole ohne viele Komplimente auf den angebotenen Platz, aber in dem nämlichen Augenblicke fiel die Bank um, und er unter den Tisch. Alle lachten laut auf, selbst Charlewski mußte unwillkürlich lächeln. Der feiste Pischenko lag am Boden und rührte sich nicht; sein Stöhnen und Klagen erhöhte nur noch die Lust Mossalski's; er versuchte es einigemal ihn aufzuheben, konnte es aber vor Lachen nicht ausführen, bis endlich Läpunow, der in Charlewski's Zügen Mißfallen bemerkte, zu Pischenko ging und ihm die Hand reichte.

Der erzürnte Pole schüttelte sich lange auf allen Seiten; sein Gefühl brannte wie eine glühende Bratpfanne.

„Nur die Moskowiten ....," rief er mit bebender Stimme, hielt aber sogleich inne.

Man hätte glauben können, daß er nicht wußte, auf welche Weise er seinen Unwillen aussprechen sollte, aber Fürst Mossalski bemerkte sogleich, daß Pischenko beim Anblick einer Menge Gefäße mit verschiedenen Weinen vor Entzücken verstummt war.

„Siehst Du, Bruder,“ sagte Mossalski, ihm auf die Schulter klopfend, „wir Russen lieben es, freundschaftlich mit einander zu leben; auf dem Schlachtfelde wie an der Tafel, überall halten wir zusammen; Du wolltest Dich allein hinsetzen und hast einen kleinen Schreck gehabt. Doch, das thut nichts! Jetzt höre, Pan, wenn Du Dich mit uns vertragen willst, so bleibe nicht zurück, wenn wir auf das Wohl des Zaaren Dimitri Iwanowitsch trinken.“

„Ich bin ein ergebener Diener Sr. Hoheit!“ rief Pischenko vor Freude zitternd.

Nachdem er sich mit großer Vorsicht niedergesetzt hatte, goß er aus einem vor ihm stehenden silbernen Gefäß einen großen Krug voll starken Weines, trank ihn auf einen Zug aus und wurde dann so munter und gesprächig, daß Niemand Ursache hatte, zu befürchten, die Reise unter den Tisch könne seiner Konstitution Schaden gethan haben.

Die, in Folge der angestrengten Morgen-Promenade hungrig gewordenen Gäste, nahmen einige Zeit lang die ihnen dargereichten Speisen schweigend zu sich, und man hörte nur, wie Einige von den Dienern Brod verlangten, oder Andere die Nachbarn baten, ihnen das Salz zu reichen, jedoch nicht zu vergessen, dabei zu lachen; aber nach und nach, als die verschiedenen Weine die Runde gemacht hatten, ward es überall lauter. Während der größere Theil der Anwesenden sich seiner sogenannten Heldenthaten, die am Ende nichts als Raubzüge waren, rühmte, erkundigte sich Läpunow, der neben dem Pan Charlewski saß, nach Dimitri, nach der Zeit seiner Ankunft, und was Rußland nach den überstandenen Leiden von ihm zu hoffen habe.

Wie sehr er sich auch bemühte, die Zweifel zu verbergen, die ihn den ganzen Morgen gequält hatten, so ließ die leichte kaum bemerkbare Veränderung seiner Stimme den erfahrenen Polen dennoch errathen, daß der neben ihm sitzende, lebhafte junge Mann niemals ein Diener des falschen Dimitri werden würde.

„Ich lernte Dimitri nach dem Aufstande in Moskwa kennen," erwiederte Pan Charlewski; „ich war zugegen, als er in Ssambor ankam, wo die Verwandten und Freunde seiner Schwiegermutter auf die empfangene Nachricht seiner Vermälung mit Marina zu einem prachtvollen Feste eingeladen waren. Du kannst es Dir denken, Pan Läpunow, wie erstaunt Alle waren, Dimitri plötzlich als einen Vertriebenen hereintreten zu sehen, der alles verloren hatte, und seine Rettung nur dem Gerücht verdankte, daß er gleich zu Anfange des Ausbruchs der Verschwörung getödtet worden sei. In diesem verzweiflungsvollem Augenblicke sah ich den Sohn des berühmten Joann zum erstenmal; sollte ich aber noch hundert Jahre leben, so würde die freudige Hingebung nicht geschwächt werden können, mit der ich damals gelobte, mein Leben dem Zaar Dimitri zu weihen. Sein Blick, seine Rede, sein Gefühl und sein Edelmuth, Alles spricht dafür, daß er ein großer Herrscher sein und durch unsterbliche Thaten sich und seinem Volke hohen Ruhm erwerben und wahres Glück bereiten werde."

Läpunow warf einen durchdringenden Blick auf Charlewski; von Herzen wünschte er, Worten glauben zu dürfen, die sein eigenes Betragen rechtfertigten, indem sie eine freudige Aussicht für sein Vaterland versprachen; er hörte sie aber nur wie Töne eines von Allen gelobten Instrumentes, die aber auf das Gemüth eines wahren Kenners keinen angenehmen Eindruck machen. Er selbst wunderte sich, daß des Fürsten Skopin Schreiben ihn so tief erschüttert hatte, und dagegen die beruhigenden, anscheinend unparteiischen Versicherungen Charlewski's ihm seine Seelenruhe nicht wiedergaben.

„Den Feinden Dimitri's, sagte Läpunow endlich, „wäre es nie gelungen, ihn vom Throne zu stürzen, und was noch entsetzlicher ist, ihn glauben zu machen, er sei ein Usurpator, wenn er, getreu den Gebräuchen unseres Landes, die einfachen russischen Sitten nicht verachtet hätte. Beson-

dem aber begreife ich nicht, warum er mit seinem lebhaften, durchdringenden Geiste keinen Eifer für unsere rechtgläubige Kirche bezeigte."

Der schlaue Diplomat hielt es nicht für nöthig, die Vorzüge der römisch - katholischen Religion auseinander zu setzen.

„Du vergißt," sagte er, „daß Dimitri nicht viel über zwanzig Jahre alt ist und daß er, in Rußland zum Tode verurtheilt, in Polen Schuß und ergebene Freunde fand. Jetzt da er sein Vaterland kennen gelernt hat, bekennt er sich aufrichtig zur griechischen Kirche, und ungeachtet des erfahrenen Verrathes ist ihm alles Russische werth und heilig. Glaube mir, Pan Läpunow, Du würdest Dimitri nicht wieder erkennen. Der sonst so heitere und sorglose Jüngling ist jetzt ein erfahrener weiser Mann geworden. Die Zukunft steht eben so klar vor ihm wie die Gegenwart", fügte Pan Charlewski mit gemäßigterer Stimme hinzu; „ich habe das Glück sein Vertrauen zu besitzen, und er verhehlte mir nicht, daß er noch einige Zeit auf den Thron verzichten müsse, und um in dieser unruhigen Zeit sein dem Wohle Rußlands geweihtes Leben zu schützen, sein Schlafgemach täglich verändere — —"

„Es lebe der große Zaar Dimitri Iwanowitsch!" rief mit lauter Stimme Fürst Telätewski, indem er sich erhob und einen großen, stark vergoldeten Pokal empor hielt, der mit Muscateller-Wein angefüllt war.

Dem Beispiel des Hausherrn folgend, leerte ein Gast nach dem andern, unter rauschendem Beifall den Pokal bis auf den Grund. Selbst Läpunow der anfangs nicht trinken wollte, ließ nur einige Tropfen darin. Dies bemerkend, schüttelte der dicke, rothbäckige Haushofmeister des Fürsten den Kopf, denn dem alten Glauben nach, hielt er es für ein übles Zeichen, und von diesem Augenblick an erkaltete sein Eifer für den jungen Bojaren.

Einige Gäste, die früher nicht an sich gehalten hatten, fingen an, mit den Häuptern zu wanken, andre legten sich auf

die Tafel und ein Paar wären fast unter den Tisch gefallen, wenn sie nicht von hülfreichen Dienern aufgehalten worden wären, worauf sie bald in festen Schlaf versanken.

Uebrigens war nicht Allen der Wein zu Kopf gestiegen; dieses wunderbare Getränk, das die Neigungen und die Denkart den Menschen verändert, hatte den größten Theil der rebellischen Gesellschaft zu ungezähmter Verwegenheit entflammt. Einigen kam es vor, als zögen sie in die alte, reiche Residenz ein; ihre gierigen Blicke verschlangen die Schätze derselben; ihre gemeinen Seelen freuten sich über das Verderben ihrer Mitbürger. Andre in dem Wahn, sie kämpften mit dem Feinde, warfen in dem Eifer die silbernen Trinkgefäße um, und verkündeten, als sie den Wein auf der Tafel fließen sahen, laut ihre Siege; die welche noch nicht alles Bewußtsein verloren hatten, klagten, daß es ihnen langweilig sei, auf einer Stelle zu sitzen und meinten, daß Zögerung und Vorsicht nur furchtsamen Menschen gefallen könnten. Unvernünftige Vorschläge wurden von albernen Scherzen oder unanständigen Gesängen übertäubt. Alle schrieen in verschiedenen Tonarten durcheinander. Vergebens bemühte sich Läpunow einigemale daran zu erinnern, daß es vor Allem nöthig sei, das Schreiben des Zaaren vorzulesen; sogar Charlewski wußte nicht, wo er es hingethan hatte und die Uebrigen kümmerten sich nicht im Mindesten darum; es war ein solcher Lärm im Spiesesaal, daß man kaum eine Kanonensalve würde gehört haben. Da Da schlug plötzlich ein stämmiger, dem Hausherrn zur rechten Hand sitzender Kriegsmann in violett-sammetnem Kaftan, der während der ganzen Mahlzeit ein tiefes Stillschweigen beobachtet hatte, mit seinem Messer auf den Tisch. In dem Augenblick ward Alles ruhig, und mit Ausnahme Läpunow's und Paschkow's, erwarteten Alle, die neugierigen Blicke auf einen Punkt gerichtet, mit Ungeduld, was der Mann sagen würde, dessen erhitztes Gesicht einen kräftigen und unbeugsamen Willen ausdrückte.

„Heute ist Donnerstag," sprach er, seine breite Hand

emporhebend, die eine vernarbte tiefe Wunde zeigte; „Sonnabend muß Kolomna unser sein und dann gerade auf Moskwa los!"

„Du willst uns also nicht einmal das Fest beendigen lassen, Iwan Issaitsch?" sagte Fürst Telätewski, seinen Nachbar verwundert ansehend; „wie Vögel können wir doch nicht nach Kolomna fliegen, es sind ja beinahe hundert Werst bis dahin. Setze den Termin weiter hinaus, Bruder, lasse den werthen Gästen heute noch Zeit sich zu belustigen."

„Wer sich belustigen will, mag bei Dir bleiben!" rief Bolotnikow, der schon mehr als einmal seinem früheren Gebieter hatte ins Wort fallen wollen, „mir ist es nicht in den Sinn gekommen, Dich zum ruhmvollen Kampfe aufzufordern. Zu Pferde Kameraden!" fügte er hinzu, und stieß, als er vom Tisch aufsprang, so heftig an den Sessel des Fürsten Telätewski, daß wenn Charlewski ihn nicht mit beiden Händen aufgefangen hätte, der gastfreie Wirth gleich Pan Pischenko unter den Tisch gerathen wäre. „Zu Pferde! Ich will nicht Iwan Bolotnikow, des Zaaren Wojewod heißen, wenn ich nicht Sonntag in der Frühmesse in Kolomna für ein langes Leben des Zaaren Dimitri Iwanowitsch beten lasse!"

Seine mächtige Stimme war in den Vorzimmern und auf der Straße zu hören, und die mit seiner Eile zufriedenen Diener; weil sie auf die Erlaubniß zur Plünderung der Einwohner rechneten, liefen fort um Alles zur Abreise fertig zu machen. Fürst Telätewski begab sich mit Hülfe seines Haushofmeisters in die innern Gemächer; einige Gäste verfügten sich in ihre Wohnungen; andere leerten noch jeder einen Krug Alicante-Wein und umarmten sich mit toller Freude, indem sie nicht den mindesten Zweifel hegten, alle ihre Hoffnungen und Wünsche bald erfüllt zu sehen.

Fünftes Kapitel.

In einiger Entfernung von der Moscowischen Landstraße, zwischen Kaschira und Podolsk, wurde ein Dorf erbaut. Das neue herrschaftliche Gebäude und die aus glatt behauenen Fichtenstämmen aufgeführten Bauerhäuser mitten in einem dunklen Walde gewährten einen gefälligen Anblick. Felder und Gemüsegärten waren noch nicht angelegt; nur ein dichtes Gehege an einer Seite hatte man theilweise ausgehauen; die auf der Erde liegenden Bäume waren völlig ausgetrocknet und wenn man sie angezündet hätte, so würden sie herrlich gebrannt und den Grund und Boden auf viele Jahre verbessert haben. Wie es aber schien, dachte hier Niemand an Landwirthschaft, und obgleich die auf der Straße sich drängenden Menschen russisch sprachen, so sahen sie dennoch ehrlichen russischen Bauern durchaus nicht ähnlich; ihre unverschämten Reden, ihr seltsamer Anzug und ihre wilden Gesichter ließen keinen Zweifel übrig, daß es Soldaten des falschen Dimitri waren, die das Dorf in Besitz genommen hatten.

Auf Balken sitzend, die zum Aufbau eines Viehofes bereit lagen, schimpften einige Männer auf ihren Anführer, den Fürsten Mossalski, daß er sie in diese Wüstenei geführt habe, wo sie in einem verzweifelten Gefecht viele tapfere Kameraden verloren, und nachdem sie die Gegner zur Flucht gezwungen, nichts vorgefunden hatten, als einen kleinen Vorrath an Lebensmitteln.

„Habt Ihr wohl gehört,“ sprach einer dieser Leute, „daß der Fürst ein schönes Frauenzimmer bei sich hat, über welches er, wie seine Diener sagen, völlig den Verstand verloren hat?“

„Ja wahrhaftig,“ erwiederte ein Anderer, „das hat er

dadurch bewiesen, daß er uns hierher schleppte; er hätte daran denken sollen, daß ein trockener Löffel das Maul zerreißt."

„Willst Du Dich um Deinen Hals reden?" rief ein Dritter; „siehst Du nicht, daß der Fürst auf der Treppe steht?"

„Hol' ihn der Teufel, wir kennen ihn schon lange, er ist zweimal schlimmer als sein Bär. Den haben, dem Himmel sei Dank, die hiesigen Hunde dergestalt zugerichtet, daß es wohl aus mit ihm sein wird, und mit dem Fürsten wird die Hölle auch wohl noch fertig werden."

Alle lachten laut auf, verließen ihre Sitze und begaben sich in ihre, vom herrschaftlichen Hause ohngefähr hundert Klafter entfernten Quartiere.

Der Fürst beschaute seine Pferde; eines derselben schien ihm nicht gehörig gereinigt zu sein; er rieb es mit einem weißen Tuch ab, welches er zu diesem Zwecke immer bei sich führte, und da er einen kleinen Flecken auf dem Tuch bemerkte, gerieth er dergestalt in Wuth, als hätte man ihm sein halbes Vermögen genommen. Der unglückliche Stallknecht erblaßte und wankte auf seinen Füßen; jedoch faßte er sich, ließ das Pferd los und lief was er konnte dem Walde zu.

„Ihm nach! ihm nach! fangt ihn! schlagt ihn! schießt nach ihm!" schrie der Fürst, vor Wuth außer sich.

Einige Leute setzten dem Knechte nach, aber dieser entkam im Walde und seine Verfolger kehrten mit zerkratzten Gesichtern und zerfetzten Kleidern zurück, und versicherten, der Wald sei so dicht und dunkel, daß sich leicht wohl hundert Menschen darin verbergen könnten ohne entdeckt zu werden. Diese Versicherung würde die armen Leute jedoch nicht vor dem Zorn ihres Herrn geschützt haben, denn es nie einfiel, daß sich nicht alle Aufträge ausführen ließen, wenn diese lärmende Scene nicht die Aufmerksamkeit der jungen Person erregt hätte, von der sich die Soldaten vorher unterhalten hatten. In der Meinung ihre Befreier wären angekommen,

hatte sie ein Fenster geöffnet, es aber sogleich wieder geschlossen, als sie sich in ihrer Hoffnung getäuscht sah. Mossalski bemerkte ihre Neugierde und wurde ruhig. Auf seine Diener blickend, deren Gesichter die bange Erwartung schwerer Züchtigungen deutlich aussprachen, brach der Unmensch in ein lautes Gelächter aus, spie einem ihm zunächst stehenden jungen Menschen in's Gesicht und ging dann in's Haus.

Im ersten Zimmer war Niemand und nur ein Frauentuch lag auf der Bank; Mossalski nahm es auf und öffnete die Thür eines zweiten geräumigen Zimmers, in welchem sich ein großer Ofen mit einer Leshanka*) befand. In einer Ecke saß in Nachdenken versunken ein junges Mädchen in einem Feres von himmelblauem Seidenstoff mit goldenen Knöpfen. Sie war bleich und hager; aber obgleich in damaliger Zeit nur volle und rothe Gesichter für schön galten, lag doch in ihren Zügen, ihrem Blicke und ihrer Stimme ein unaussprechlicher Reiz, der unwillkührlich auch das roheste Gemüth anzog. Als sie die Thüre öffnen hörte, fuhr sie zusammen, erhob den Blick aber nicht, um zu sehen wer eingetreten war. Fürst Mossalski nahm von der Leshanka einen kostbaren Teppich, deckte ihn über die Bank und bat das junge Mädchen, sich darauf niederzulassen. Sie that es um den Mann, in dessen Gewalt sie war, nicht ohne Noth zu erzürnen.

„Warum sprichst Du nicht mit mir, bittest nichts von mir?“ fragte Mossalski. „Ist Dir etwa mein Anblick unerträglich, oder hast Du vergessen, Alexandra Wassiljewna, daß Du ohne mich die Sklavin eines gemeinen Bauern wärest?“

„Es ist ganz gleich,“ antwortete Alexandra in mildem

*) Ein, vielleicht zwei bis drei Fuß hoher Vorsprung des Ofens, lang und breit genug, daß eine Person auf demselben ausgestreckt liegen kann.



Tone, „ob man die Sklavin eines Bauern oder eines Fürsten ist.“

„Du wagst es mich mit diesem niedrigen Menschen zu vergleichen? Glaubst Du etwa, er werde ewig mein Kamerad sein? Nein, nein, nur so lange wird Wanka (Bolotnikow) mit mir an einem Tische sitzen, bis Kühnheit und Blut die Sache entscheiden. Wenn in Moskwa Alles ruhig ist, wird kein Fürst in den zaarischen Gemächern mit dem Leibeigenen eines Bojaren zusammentreffen wollen.

„Kühnheit und Blut also sollen die Sache zur Entscheidung bringen? Du gestehst selbst ein, Fürst Wassili Michailowitsch, daß Du mit Deinen verhaßten Leuten nicht für das Recht streitest. O, möchtest Du doch daran denken, daß Fürsten und Bojaren, in Besitz aller möglichen Vorzüge und besser unterrichtet, viel strafbarer sind, als das dumme Volk, wenn sie sich mit diesem gegen die gesetzliche Gewalt auflehnen!“

Mossalski lächelte; „Deine Sache ist es nicht,“ sagte er, „über die Bojaren ein Urtheil zu fällen; denke an das Sprichwort: Die Weiber haben langes Haar, aber kurzen Verstand. Du scheinst zu fürchten, daß Schuiski uns besiegen wird und glaubst ich thäte besser, mich je eher je lieber zu unterwerfen. Ich will ganz offen gegen Dich sein: vor einer Woche ungefähr wäre ich geneigt gewesen, wenn Schuiski mich damals zum Wojewoden von Nowgorod gemacht und mir ein schönes Gut geschenkt hätte, den Dimitri zu allen Teufeln laufen zu lassen; jetzt aber habe ich frischen Muth und nichts kann mich überreden, einem Fürsten zu gehorchen, dem ich an Geburt gleich bin. Höre Alexandra,“ fuhr der Fürst fort, sie mit flammenden Blicken betrachtend, „ich habe Dir sogleich, als ich Dich das erstemal sah, gesagt, daß Du mir gefällst, und täglich wiederhole ich es Dir, daß ich Dich liebe; es wird Zeit der Sache ein Ende zu machen: morgen werde ich einen Priester kommen lassen, damit er uns verbinde! Mögen meine Verwandten darüber

schreien, daß ich mir eine Frau von der Landstraße nehme; ich bin nicht der Mann, der nach Anderer Pfeife tanzt! Du bist eines Edelmannes Tochter und wirst nicht schlechter bei mir haushalten, als eine Bojaren-Tochter. Daß Du nicht reich bist, schadet auch nichts, denn hier in meiner Tasche habe ich eine Schrift von Dimitri, mit der ich mir drei Güter um Moskwa nach Gefallen auswählen kann."

Einen kostbaren Ring vom Finger ziehend, warf Mossalski ihn auf den Tisch; er fiel auf Alexandra's Schooß, aber sie rührte ihn nicht an. In ihren Augen sprach sich ein schmerzliches Erstaunen aus; sie konnte nicht begreifen, wie Worte, die ihr von Vaterlandsliebe eingeflößt worden waren, einem Manne, gegen den sie den größten Abscheu hegte, als Beweis ihrer zärtlichen Besorgniß erscheinen konnten.

Noch nie war Mossalski's Gesicht ihr so widerlich vorgekommen; noch nie hatte sie auf demselben so deutlich die Spuren der Verderbtheit und des Verbrechens gelesen. Sie bebte, als sähe sie eine Schlange vor sich, die sich schmiegte und umherspielte, um sie in ihren giftigen Umarmungen desto sicherer zu erdrücken. Der Gedanke, daß Mossalski ihr durch seinen Antrag eine Ehre habe erzeigen wollen, ja daß er dadurch seinerseits ein großes Opfer zu bringen vermeine, erniedrigte sie in ihren eigenen Augen: ihre Geistesgegenwart war dahin; sie vergaß die zeither beobachtete Vorsicht und dachte nicht an ihre hülflose Lage.

„Du liebst mich, sagst Du, und willst Alles mit mir theilen," rief Alexandra mit einer Stimme, die von innerem heftigen Unwillen zitterte, „und doch begreifst Du nicht was ich fühle. Lieber will ich ohne Obdach umherirren, als das Weib eines Mannes werden, der seinen Zaaren und sein Vaterland verrieth!"

„Du hassest mich also!" rief Mossalski wie rasend emporspringend. „Es ist mir lieb, daß ich es weiß; ob Du

einen Werth auf meine Liebe setzest, oder nicht, ist mir jetzt gleichgültig, ich will Dich lehren meinen Willen zu befolgen."

Alexandra erbleichte; die Blässe ihres Gesichts theilte sich ihren Lippen mit und ihre reizenden Züge hatten sich völlig verändert.

„Du willst mich tödten?" rief sie aus; „ich werde es wie eine Gnade aufnehmen . . ."

„Xenia Godunowa lebt noch!" unterbrach sie der Fürst mit fürchterlicher Stimme.

Alexandra blickte im Zimmer umher; kein Heiligenbild war zu sehn, und das enge Fenster zeigte nur einen dunkeln Fichtenwald, der den Himmel verbarg. Kein Auge von ihr lassend, bemerkte Mossalski mit roher Freude, daß der in der Nähe ertönende Gesang seiner Soldaten ihr Entsetzen vermehrte; diese wilden Töne konnten ihr weder Hülfe noch Mitleid versprechen und die Unglückliche glaubte sich an einem, von bösen Dämonen beherrschten Orte zu befinden. Aber die Hand an's Herz drückend, fühlte sie ein kleines Heiligenbild, mit welchem ihr Vater sie auf seinem Sterbelager gesegnet hatte. Thränen entströmten ihren Augen und eine leichte Röthe überflog ihre erstorbenen Wangen.

„Bojar!" rief sie, „einst wirst Du vor dem Richterstuhl Christi stehn, und mit Dir die unschuldig leidende Zaarentochter, mit deren Schicksal Du mich bedrohst!"

Mossalski's rothes Antlitz ging plötzlich in ein häßliches Blau über. Er erinnerte sich, wie der junge, des Thrones würdige Feodor seinen ihn umgebenden Mördern prophezeihte, daß sie der Gnade des Allmächtigen niemals theilhaftig werden würden! Er glaubte die sterbenden Blicke des Zaaren auf sich gerichtet zu sehen, die Klagetöne der Zaarewna zu hören!

Er wagte es nicht, Alexandra anzusehn; der Ausdruck ihres Gesichtes erinnerte ihn lebhaft an Xenia, in dem Augenblick ihrer höchsten namenlosen Verzweiflung, als

man sie den Umarmungen ihrer Mutter und ihres Bruders entriß und ihr mit teuflischer Grausamkeit verkündete, welches Loos sie zu erwarten habe.

„Lebe wohl, morgen entscheidet sich Dein Schicksal!" Nach diesen mit heiserer Stimme ausgestoßenen Worten verließ Mossalski eilig das Zimmer.

Alexandra ging sogleich zur Thüre und hakte sie zu; als sie aber diese nothwendige Vorsicht beobachtet, waren ihre Kräfte erschöpft. Das Bewußtsein verlor sie nicht, auch vergaß sie nicht einen Augenblick die ihr drohende Gefahr; aber sie besaß nicht Kraft genug, auch nur einen einzigen Schritt zu thun. Dicht neben der Thüre zu Boden sinkend, suchte sie ihrem unwillkürlichen Weinen Einhalt zu thun. „Nur Gott allein," dachte sie, „kann mich von dem gehässigen Bündniß mit dem Zaarenmörder und von seiner unglückseligen Liebe erretten!" und mit dem innigsten Vertrauen zu dem Allerhöchsten empfahl sie sich seiner Barmherzigkeit. Da hörte sie plötzlich einen Streit auf der Straße und es schien ihr, als vernehme sie die Stimme des Lieblingsdieners ihres Vaters. Begierig zu wissen, ob wirklich Fedor, auf dessen Redlichkeit und Eifer sie sich verlassen konnte, sich ihr so nahe befände, nahm sie den Teppich von der Bank, hing ihn an einen über dem Fenster befindlichen Nagel und blickte auf die Straße hinaus, ohne befürchten zu dürfen, gesehn zu werden. Dem Hause gegenüber stand eine Gruppe betrunkener Menschen und Alexandra wollte ihren Augen nicht trauen, als sie mitten unter ihnen auch Fedor erblickte, der nicht nüchterner zu sein schien, als die Uebrigen. Obgleich an ihm das rohe gemeine Wesen nicht bemerkbar war, das sich in allen Zügen und Bewegungen seiner Gefährten aussprach, so ließ doch sein vertrauliches Benehmen gegen sie, keinen Zweifel übrig, daß er zu den ruchlosen Soldaten des falschen Dimitri gehöre. Alexandra seufzte schwer auf; zu ihrem großen Kummer gesellte sich noch der niederschlagende Gedanke, daß sie in einer Zeit lebe, in welcher man auf Niemandes

Treue bauen, sondern im Gegentheil erwarten müsse, daß selbst Leute, die viele Jahre lang, ehrlich und gottesfürchtig gewesen waren, gleich Bösewichtern ihr Streben auf verbrecherische Handlungen richteten.

„Wer von uns, Bruder, wird das schöne Mädchen hüten?" fragte Fedor, einen Saparoger mit bleichem, rohen Gesichte auf die Schulter klopfend.

„Nun, Du willst wohl gar, ich soll die ganze Nacht aufsitzen, wenn weder Feind noch Beute da ist?" antwortete der Saporoger mit heiserer Stimme. „Ich bin nicht hierher gekommen um den Mädchen hüter zu machen, sondern um Dimitri zu dienen und mir ein Haus zusammen zu scharren, damit ich, wenn ich in die Heimath zurückkehre, lustig leben kann und nicht nöthig habe umher zu maulaffen."

„Hast Du denn den Befehl des Wojewoden vergessen, daß Keiner von uns diese Mauer verlassen soll?"

„Ich bin kein Knecht Deines Wojewoden," unterbrach ihn der Saporoger. „In der Schlacht kenne ich meinen Jessaul (Offizier); aber außerhalb des Feldes bin ich ein freier Kosak!"

Alexandra, die Nämliche, welche Fürst Michailo Skopin in Moskwa aus den Händen der Polen rettete, überließ sich unterdessen den quälendsten Besorgnissen, als mehrere rohe Stimmen ihr zuschrieen, sie solle sich sogleich sehen lassen. Sie konnte sich dazu nicht entschließen, und ein Pole, der so sehr betrunken war, daß er an keine Folgen dachte, ergriff einen Stein und warf ihn gerade in's Fenster, daß die zersplitterte Glasscheibe mit dem Teppich zugleich in's Zimmer flog. Fest überzeugt, daß die ganze Horde Bösewichter zu ihr hereinstürmen würde, stürzte Alexandra der Thüre zu, aber zugleich bedachte sie, daß sie sich nirgends verbergen konnte, und sie blieb daher, die Hand an die Thürhaken gelegt und verzweifelnd nach dem Fenster blickend, unbeweglich stehen.

Der Pole, dem seine Kameraden unterdessen Furcht vor der Rache des Fürsten Mossalski eingejagt hatten, suchte zu entwischen, wurde aber von dem Saporoger zurückgehalten, damit er den Fürsten abwarten und seinen Lohn empfangen sollte.

„Aber wißt Ihr wohl," rief Fedor, „ich habe selbst Lust, das Vögelchen zu sehen, denn es wäre doch eine Schande, wenn ich nicht wissen sollte, für welches rothe Gesichtchen ich die ganze Nacht nicht schlafen soll."

„Ach, was ist an Der zu sehen!" erwiederte ein derber, schmutziger Kerl, „nichts als Haut und Knochen und nur gut zum begraben. Sie muß eine Hexe sein, daß sie den Wojewoden so bezaubert hat. Gute Nacht Kameraden, bis Morgen."

„Es ist Zeit zur Ruhe zu gehen," sagten mehrere Andere und gingen in's Dorf.

Mit Fedor blieben nur der Saporoger und zwei junge Soldaten; sie rollten einen dicken Kloß bis unter das Fenster und legten so viel Steine auf denselben, daß man ohne Mühe an das Fenster gelangen konnte.

„Steige hinauf, Fedor Mosseitsch," riefen ihm seine Kameraden zu; „der Bojar ist weit von hier."

„Nach welcher Seite ritt er denn hin?" fragte Fedor, einen Fuß auf den Kloß setzend.

„Hast Du es denn nicht gesehen," erwiederte der Saporoger, „wie er, ohne sich umzublicken, auf die Landstraße hinsprengte? Terentitsch begegnete ihn drei Werst von hier und in vollem Jagen schrie der Bojar ihm zu, man solle ihn vor morgen nicht erwarten. Wahrscheinlich ritt er zum Wojewod von Tschernigow; dem Haushofmeister befahl er, drei Eimer Wein und zwei Fäßchen Meth hinzusenden, und er wird nun wohl die ganze Nacht durchschwärmen."

„Nun, dann wollen wir auch trinken und lustig sein!" rief Fedor mit seltsamen, fast krampfhaften Lachen, kletterte dann rasch auf die Steine und steckte den Kopf durch das zer-

schlagene Fenster. Sich nach allen Seiten umsehend, erblickte er das geängstete Mädchen, dicht an die Thür geschmiegt und so bleich und abgezehrt, daß, wenn er nicht fest überzeugt gewesen wäre, daß seine ehemalige Herrin sich hier befinden müsse, er sie für ihren Schatten gehalten haben würde.

„Nun, Bruder, Du schweigst? sage doch, wie sieht sie aus?" fragte einer der Soldaten.

„Sie verbirgt sich in einer Ecke," war die Antwort, „und zeigt ihr Gesicht nicht, ich mag sagen, was ich will."

„Also nur Fürsten und Bojaren bekommen sie zu sehen," schrie der Saporoger und leerte ein großes Gefäß mit Branntwein bis auf den Grund. „Aber nimm Dich in Acht, mein Täubchen, daß Dir der Eigensinn gegen meinen Kameraden nicht leid thut."

Rasch ging Alexandra auf das Fenster zu und sagte, ihre großen blauen Augen scharf auf Fedor gerichtet: „Es ist Dir also nicht genug, Unschuldige in's Verderben zu stürzen? Du willst noch mit Deiner Ruchlosigkeit prahlen und meiner Qualen spotten?"

Fedor bekreuzigte sich; in seinen Augen glänzten Thränen. „Ich bin nur deshalb hier, um Dich zu retten, Bojarin, oder für Dich zu sterben," erwiederte er mit kaumhörbarer Stimme und fügte dann laut hinzu: „Wenn ich gewußt hätte, was ich sehen würde, hätte ich mir wahrhaftig nicht die Mühe genommen, so hoch zu klettern."

Die ehrlichen Worte Fedor's, seine bebende Stimme alle seine Gesichtszüge sprachen für seine Aufrichtigkeit; Alles schien von Alexandra zu fordern, daß sie sein redliches Gemüth nicht durch Argwohn kränkte.

„Bereite Alles zur Flucht vor," sagte sie zu ihm; „ich muß fort von hier, ehe es Tag wird! Ich will zu Fuß gehen, und jede Beschwerde ertragen!"

Alexandra las in Fedor's Augen seine Zustimmung und die Hoffnung auf glücklichen Erfolg, und in der

Besorgniß, daß jedes unnöthige, ihre seltsame Unterhaltung verlängernde Wort Verdacht erregen konne, zog sie sich in eine Ecke des Zimmers zurück.

Der beruhigte, durch ihr Vertrauen beglückte treue Diener wußte seine Unzufriedenheit mit der vergeblichen Mühe, die er sich gegeben, geschickt darzustellen und indem er wieder auf die Erde sprang, warf er den großen Steinhaufen um.

Nicht im geringsten an der Wahrheit seiner Aeußerungen zweifelnd, lachten seine Gefährten ihn aus, und gingen, ihn allein zurücklassend, fort, um in des Bojaren Küche eine Schlafstelle zu suchen.

An die Thüre klopfend, fragte der Haushofmeister des Fürsten Mossalski, ob die Bojarin befehle, das Abendessen zu bringen. Von süßer Hoffnung belebt, wies Alexandra diesen Vorschlag nicht zurück, und als der Haushofmeister ihr die Speisen brachte, erkundigte sie sich freundlich nach seinem Herrn. Er bestätigte, was sie bereits wußte, daß Mossalski zum Fürsten Telätewski geritten sei, und natürlich nicht so bald zurückkehren werde.

Kaum konnte Alexandra ihre Freude verbergen, und als der Haushofmeister sah, daß sie nicht wie sonst nur einige Bissen aß, sondern jeder Schüssel mit dem besten Appetit zusprach, glaubte er, sie sei endlich anderes Sinnes geworden und habe eingesehen, wie schmeichelhaft es für sie sei, von seinem Herrn geliebt zu werden. Er ersuchte sie, mit der Bemerkung, daß man nicht in der Stadt und morgen vielleicht nichts zu haben sei, einen Theil der Speisen aufzubewahren.

Alexandra, an den weiten, unbekannten Weg denkend, den sie zurückzulegen haben würde, sah es als ein Zeichen des göttlichen Segens zu ihrem Unternehmen an, daß sie so unerwartet mit Lebensmittel versehen wurde, und sie erwiederte mit einer Lebhaftigkeit, die sie in Gegenwart eines scharfsinnigeren Zeugen hätte verrathen können, daß es in solcher wilden Gegend allerdings nöthig sei, sich mit Vorräthen zu versehen.

Stolz über seinen Einfall, legte der Haushofmeister ein gebratenes Huhn, einen trockenen Kuchen und noch einige andere Speisen in eine tiefe zinnerne Schüssel, bedeckte sie mit einer Serviette, und entfernte sich. Alexandra verschloß die Thür, warf sich dann auf die Knie und sprach mit inbrünstiger Andacht ein langes Gebet. Gestärkt erhob sie sich wieder, trat an's Fenster und bat Fedor, er möchte ihr ein Zeichen geben, sobald die Zeit gekommen sei.

Fedor erwiederte, daß der Haushofmeister, als er dem Fürsten Mossalski Meth und Wein gesendet, nicht vergessen hätte, für sich etwas zurückzubehalten, und er habe nach dem Abendessen den süßen Getränken dergestalt zugesprochen, daß er fest eingeschlafen sei. Die übrigen fürstlichen Diener hätten sich in das getheilt, was der Haushofmeister übrig gelassen, und wenn sie auch davon nicht gerade betrunken geworden wären, so ließe sich hoffen, daß sie dem, was auf der Straße vorginge, eben keine große Aufmerksamkeit schenken würden. Nachdem er ihr dieses mitgetheilt, machte Fedor die Runde in der ganzen Nachbarschaft und kam mit der Nachricht zurück, daß nirgends mehr Licht zu sehen sei, daß aber im Vorhause, welches von innen verschlossen sei, sich Leute befinden müßten.

„Hast Du etwa Furcht?" fragte Alexandra.

„Nur für Dich, Bojarin."

„Ich kenne nur die Furcht, hier zu bleiben. Ich komme — zuvor aber schwöre mir, mich nicht auszuliefern, wenn uns ein Unglück begegnen sollte."

„Die Mutter Gottes möge Dir Bürge sein, Alexandra Wassiljewna, daß ich bereit bin, durch Feuer und Wasser für Dich zu gehen!"

„Erwarte mich auf der Freitreppe, und hält mich Jemand an, so eile sogleich herzu und tödte mich. Thust Du es nicht, so komme die Strafe des Himmels für Alles über Dich, was ich von den Bösewichtern erdulden müßte!"

Betroffen über ein solches Verlangen, blickte Fedor gen Himmel und näherte sich der Treppe, ohne mit sich einig zu sein, ob er im Stande sein würde, den letzten Willen seiner Herrin zu erfüllen, wiewohl er selbst fühlte, daß, im Fall ihr Vorhaben nicht gelänge, der Tod ihr lieber sein müsse, als das Leben. Alles war still; nur ein Paar im Hofe liegende Hunde spitzten die Ohren und fingen an zu knurren. Fedor rief ihnen zu, und stimmte, mit der Kraft treuer Ergebenheit seine tödtliche Furcht überwindend, ein Lied an, um die Aufmerksamkeit von dem leichten, aber doch vernehmlichen Geräusch des zu öffnenden Schlosses abzulenken.

Die Thür vorsichtig öffnend, stutzte Alexandra über die tiefe sie umgebende Dunkelheit; man konnte nichts unterscheiden, nur ein heftiges Schnarchen war zu hören, und in der Besorgniß, an irgend einen Schläfer zu stoßen, wäre sie fast umgekehrt, um zu versuchen, sich aus dem Fenster hinabzulassen, vor dem leider der Steinhaufen umgestürzt war. Der laute Gesang Fedor's machte ihr wieder Muth; den Athem an sich haltend, schlich sie vorsichtig und von einem schwachen Lichtschein, der durch eine Spalte in der Thür hereindrang, begünstigt, eine beträchtliche Strecke längs der Seitenwand hin, wie ein durch finstere Gewölbe ziehendes Gespenst. Schwere Seufzer und einzelne Bewegungen der Schlafenden hemmten mehremal ihre Schritte; sie glaubte schon, man ergreife und binde sie wie eine Entlaufene, und sie könne in dem Augenblick, wo sie einer schweren Sclaverei zu entfliehen hoffe, noch hundertmal unglücklicher werden als sie bisher war. Das Blut starrte ihr in den Adern, und als sie die Thür vor sich sah, die sie zur Freiheit führen sollte, war sie nicht im Stande, sich von der Stelle zu bewegen. Endlich schritt sie zögernd vorwärts, faßte mit leichter Hand den Riegel und schob ihn leise zurück; aber ihre Hand zitterte, und fast wäre sie bewußtlos hingesunken, als die Thür knarrte und die Hunde zu bellen anfingen.

Einer der im Vorhause schlafenden Diener erwachte,

und rief seinen Kameraden zu, wer hinausgegangen sei? Alle sprangen auf; aber schlaftrunken, wie sie waren, stießen sie aneinander und konnten so schnell nicht begreifen, wovon eigentlich die Rede sei. Inzwischen war Alles still geworden, und als zwei der Diener vor die Thür traten, konnten sie nichts hören, als das Geräusch der umherschwirrenden Nachtvögel und den Wind, der durch den Wald saus'te. Einige waren überzeugt, der Haus-Kobold war bei ihnen vorübergezogen; Andere schalten ihren Kameraden, daß er sie ohne Noth aufweckte, da ihm wahrscheinlich nur von den gestern erhaltenen Faustschlägen noch die Ohren geklungen hätten. Alle zusammen schimpften auf ihren Herrn, daß er sie keine Nacht ruhig schlafen lasse, und des Tages über mit Arbeiten zu Tode quäle.

Sechstes Kapitel.

Der Zaar Joann Wassiljewitsch, den der Tod seiner von ihm vergötterten Gemalin mit tiefem Gram erfüllt hatte, schien zu glauben, der Erlöser der Welt gleiche den heidnischen Gottheiten, denen ihre Verehrer zu gefallen glaubten, wenn sie ihre Altäre mit Blut tränkten. Nachdem er alle religiösen Gebräuche erfüllt hatte, besuchte er die Kirchen und betete mit großer Inbrunst; aber in Folge einer seltsamen Geistesverirrung stimmten seine Gebete ihn nicht zu Werken der Barmherzigkeit. Wegen einer Aeußerung des Bedauerns über die Sinnesänderung des Zaars, wegen eines niedergeschlagenen Blicks, wegen der gerechtesten, einem gewissenlosen Schmeichler gemachten Vorwürfe, führte man die besten, durch Tugenden und dem Staate geleistete Dienste ausgezeichneten Bürger zum Tode.

Besonders heftig wurden, wie schon früher erwähnt, die Angehörigen Adaschew's verfolgt und anstatt der tiefen und anscheinend aufrichtigen Hochachtung, die man viele Jahre lang dem Namen des zaarischen Günstlings zollte, fand man ihn auf einmal gefährlich. Alexander Adaschew, Vetter von Alexei Fedorowitsch, der mit letzterem an dem liefländischen Feldzug Theil nahm, ward bei der Einnahme von Fellin getödtet. Seine trauernde Wittwe begab sich mit ihrem minderjährigen Sohne nach Kiew um dort ihre Gebete zu verrichten, und erfuhr daselbst, daß Joann, vom Zorn entbrannt, gegen die Verwandten und Freunde seines ehemaligen Lieblings, dieselben, ohne Frauen und Kinder zu schonen hinrichten ließ. Diese entsetzliche Nachricht brachte die Wittwe zu einem großen Entschlusse. In der Ueberzeugung, daß ihrem Sohne ein gleiches Schicksal bevorstand und daß jeden Augenblick ein Mörder erscheinen könne, gab sie sich, ohne Jemanden um Rath zu fragen, für die Schwe-

ster ihres treuen Dieners aus und wanderte drei Jahre lang in Pilgertracht von einem Kloster zum andern. Als sie endlich überzeugt zu sein glaubte, daß man sie vergessen habe, beschloß sie ein kleines Landgut zu beziehen, das an dem Wolchow ungefähr fünfzig Werst vom Ladoga-See gelegen, ein Erbtheil von ihrer verstorbenen Mutter war. Dieses von Wald und Morästen umgebene Gütchen lag in einsamer Gegend, fern von andern Wohnungen, und selten nur sah man dort einen verirrten Reisenden, oder einen umherziehenden Fischer. Ein kleines Herrenhaus, welches gleichsam über dem breiten Strome hing, war von allen Seiten von Tannen- und Fichtenwäldern umgeben, deren unvergängliches Grün nicht an die frische, freudige Jugend erinnert, sondern an das Ende aller Hoffnungen und Wünsche. Das Rauschen des Windes in ihren Wipfeln, das Getöse der Wellen und das Geheul wilder Thiere, unterbrach allein das Schweigen der Wildniß, und die zärtliche Mutter, die Alles aufgeopfert hatte, um ihrem Sohne einen gefahrlosen Zufluchtsort zu sichern, betete unwillkührlich, wenn sie Töne vernahm, die ihr seit langer Zeit ungewohnt waren. Aber der in der Residenz geborne Knabe schlief ruhig im stärksten Unwetter und setzte, als er heranwuchs, Alles in Erstaunen durch seine Körperkraft und seinen Muth. Noch bevor ihm der Bart gekeimt war, trug er schon einen Pelz aus dem Felle von Bären, die er selbst erlegt, und hatte mehreren Menschen, die außerdem unfehlbar ertrunken wären, das Leben gerettet. Die Großthaten seiner Vorfahren waren ihm bekannt, und da er keine Möglichkeit vor sich sah, ihnen gleich kommen zu können, so versank er oft in Nachdenken und Schwermuth. Hätte ihn nicht die zärtlichste Liebe zu seiner Mutter, deren einzige Freude er war, zurückgehalten, so würde er sich furchtlos vor den grausamen Joann gestellt und seinen Namen nennend, ihm seine treuen und eifrigen Dienste angeboten haben.

Nach Joann's Tode forderte die Wittwe Alexander Adaschew's ihren Sohn aus eigenem Antriebe auf, nach

Moskau zu reiten. Im Laufe vieler Jahre hatte sie, außer ihren ehrlichen und treuen Bauern fast keinen Menschen gesehen, sie dachte kaum mehr an die Veranlassung zu dem Verderben ihrer Verwandten und konnte nicht glauben, daß ein eifriges Streben seinem Vaterlande nützlich zu werden, ein Hinderniß zur Erreichung eines ruhmvollen Zweckes sein könne. Wassili Adaschew konnte und wollte seinen Charakter und seine Gefühle nicht verbergen; seine Lebhaftigkeit und Uneigennützigkeit erregten Besorgnisse bei den hohen Beamten des Zaaren Fedor Jwanowitsch; sie erklärten ihn für wahnsinnig, und sogar Boris Godunow beschloß, einen mit so seltenen Gaben ausgestatteten jungen Mann dem Zaar nicht vorzustellen, weil er befürchtete, daß er leicht eben so bei demselben in Gnaden kommen könne, wie sein Oheim Alexei Fedorowitsch einst bei Joann, und daß er vielleicht auch verlangen könne, daß persönlicher Vortheil dem allgemeinen Interesse untergeordnet sein müsse. Habgier, Leichtsinn und Neid, die unter den Großen herrschten, betrübten tief den gefühlvollen Jüngling und brachten ihn zu dem Entschluß, zu seiner Mutter zurückzukehren und nie die Gegend wieder zu verlassen, wo die rauhe Natur ihn aufforderte, alle seine Gedanken und Wünsche dem Schöpfer des Weltalls zuzuwenden, der allein die Herzen nach ihrem wahren Werthe schätzt und die gute Absicht eben so als die gute That belohnt.

Als Adaschew von seiner ihn innig liebenden Base Abschied nahm, lernte er bei ihr die Wittwe des Okolnitsch Golowin kennen, eine Tochter des berühmten Fürsten Michailo Jwanowitsch Worotinski, dessen beklagenswerthes Loos noch jetzt allgemein betrauert wird. Nachdem der Zaar Joann Wassiljewitsch dem Ruhme und der Tugend entsagt hatte, war er auf alle ausgezeichneten Männer eifersüchtig und schenkte ihren Verläumdern williges Gehör, indem er glaubte, alle Menschen seien zum Bösen geneigt. Der Held, der seine Regierung durch die Eroberung von Kasan und die Errettung Rußlands von dem wilden Dewlet-Girei

berühmt gemacht hatte, wurde auf die Anklage eines überwiesenen Diebes und in Gegenwart des Zaaren wegen angeblicher Verbindung mit Hexen auf das grausamste gemartert. Seine unerschütterliche Seelengröße setzte seine Peiniger in Verlegenheit und ließ sie nicht zu dem Entschlusse kommen, sein Todesurtheil zu vollziehen; sie sandten den verstümmelten Greis nach Bjelo-Osero und erlaubten ihm seine Tochter mitzunehmen, die kurz vorher an Golowin vermählt worden war. Er starb in ihren Armen und sein blutiger Schatten erschien der Tochter oft um sie aufzufordern, den sündhaften Freuden der Welt zu entsagen. Golowin, der seine Gattin zärtlich liebte, suchte ihre tiefe Melancholie zu zerstreuen, starb aber in der Blüthe seiner Jahre, und ließ die junge Wittwe völlig verwaist im Kreise ihrer Verwandten zurück. Diese hatten keinen Sinn für die Gefühle ihres Herzens. Sie trennten ihren Sohn unter dem Vorwande, sie werde mit ihrem Tiefsinn der Einbildungskraft des Knaben eine falsche Richtung geben. Sie weinte nicht und klagte nicht, sondern lebte in dem weitläufigen Moskwa wie eine Einsiedlerin und wenn man sie darauf aufmerksam machte, daß ihre Schönheit bald vergehen würde, umspielte ein Lächelu ihre bleichen Lippen.

Fürst Worotinski war ein inniger Freund von Adaschew gewesen und seine ganze Familie war gewohnt mit Verehrung den Namen des ehemaligen zaarischen Günstlings auszusprechen, der selbst nur einsichtsvolle und tugendhafte Männer liebte, mit denen er den Thron zu umgeben suchte. Als die Tochter des Fürsten Worotinski mit dem Neffen dieses hochverehrten Mannes zusammentraf, fühlte sie seit dem Tode ihres Vaters zum erstenmale keine Verlegenheit in Gegenwart eines fremden Mannes, und auch der Jüngling fühlte sich lebhaft zu ihr hingezogen. Er verschob seine Abreise aus Moskwa, besuchte die reiche Wittwe Golowin oft und wagte es endlich sie um ihre Hand zu bitten. Schon hatten sich Fürsten und Männer von hohem Stande um sie beworben,

aber sie hatte anstatt der Antwort nur ihr Erstaunen ausgedrückt, daß man glauben könnte, sie würde sich zu einer zweiten Vermählung entschließen. Adaschew's Antrag dagegen machte einen tiefen, wohlthuenden Eindruck auf sie; es machte ihr Freude, daß er glaubte, sie könne ihm den Verlust lange genährter süßer Hoffnungen ersetzen, und überzeugt, er werde ein zärtlicher Vater und verständiger Erzieher ihres Sohnes sein, zögerte sie nicht, ihm ihre Einwilligung zu geben. Als sie jedoch diesen Entschluß den Verwandten ihres verstorbenen Gemahls mittheilte, erwiederten diese zornig, sie würde sich hüten, die Erziehung des Knaben einer unverständigen Frau anzuvertrauen, welche durch ihre Liebe zu einem armen Müssiggänger einen ruhmvollen Namen beschimpfen wollte.

Tief gekränkt von einer solchen Sprache schloß Natalia Michailowna ihren Sohn in die zitternden Arme und glaubte einen Augenblick, sie werde sich von ihm nicht trennen können. Aber der Gedanke, wie schmerzlich es Adaschew sein würde, wenn er erführe, daß sie in seinem leidenden Gemüth nur deßhalb freudige Hoffnungen geweckt habe, um es ihm desto mehr fühlen zu lassen, daß Niemand in der Welt sein Schicksal theilen, Niemand aus Liebe zu ihm eigene Vortheile aufopfern wollte, brachte sie zu dem Entschlusse, sich dem Verlangen ihrer Verwandten zu fügen und heiße Thränen vergießend, führte sie den Knaben zu ihrem erzürnten Schwiegervater.

„Du hast mir," sagte sie weinend zu ihm, „oft den Vorwurf gemacht, daß ich es nicht verstehe, Deinen Erben zu erziehen und daß er unter meinen Händen menschenscheu und verzärtelt werde. Ich übergebe ihn Dir; bilde ihn zu einem muthigen Krieger und treuen Diener des Vaterlandes; aber ich bitte Dich, ersticke in ihm nicht die Liebe zu seiner Mutter und die Theilnahme für Unglückliche. Mein Kummer ist hier Allen zur Last gefallen; es ist Zeit, daß ich Euch diese Bürde

abnehme. Ich habe einen Freund gefunden, der meinen Gram nicht fürchtet und der meinen Reichthum nicht braucht; ich will nur das letzte Geschenk meines verstorbenen Vaters mit mir nehmen, ein von ihm geschriebenes Evangelium und ein Paar Perlen-Ohrgehänge meiner Mutter. Alles Uebrige verbleibt meinem Sohne."

Der stolze Bojar umarmte seine Schwiegertochter mit großer Zärtlichkeit und gab ihr das feierliche Versprechen, daß ihr Kind unausgesetzt der Gegenstand seiner liebenden Vorsorge sein solle. Auch konnte sie sich überzeugt halten, daß er sein Versprechen erfüllen werde. Golowin liebte seinen Enkel herzlich und obgleich er nicht so erhabener Gefühle fähig war, als Adaschew, so war er doch auch nicht fähig, den Knaben anders als gut zu erziehen. Damit seine Familie nicht ein Gegenstand des Stadtgesprächs werde, richtete der angesehene Bojar eine prachtvolle Hochzeit aus, und entließ das junge Ehepaar auf das freundlichste.

Die Jahre des Lebens vergehen schnell, aber das herannahende Alter beunruhigt Diejenigen nicht, welche die Zeit in treuer, inniger Liebe und unter Erfüllung ihrer Pflichten als Menschen und Christen dahinfließen sehen; der Verlust der Schönheit und Kraft macht ihnen keinen Kummer und die Hoffnung auf die Gnade des Allerhöchsten läßt sie der einstigen unvermeidlichen Trennung mit Ruhe und Ergebenheit entgegen sehn. Einsam und traurig unter Menschen, die nur nach Ehrenstellen und Vergnügungen strebten, fühlte Natalia sich glücklich in der Umgebung der Mutter Natur und dankte ihrem Schöpfer innig für diese Veränderung ihrer Lage. Adaschew's ehrwürdige Mutter, die sich über ihres Sohnes freudeloses Leben so lange gegrämt hatte, erbaute zum Zeichen ihrer Dankbarkeit eine Kirche auf der Stelle, wo sie zum erstenmal der Gattin begegnete, die aus Liebe zu ihm den Vergnügungen und dem Glanze der Residenz entsagt hatte, und gab jedes Jahr an dem Tage ihrer Ankunft den Bauern ein Fest.

Viele Jahre lang blieb das glückliche Ehepaar fast ohne alle Verbindungen mit ihren Nachbarn; als aber ihre einzige Tochter heranwuchs, glaubten sie, daß diese vielleicht die Einsamkeit nicht so lieben dürfte als sie selbst, und wenn sie früh eine Waise werden sollte, den Beistand und den Rath Anderer nöthig haben würde. Sie hielten es deshalb für ihre Pflicht, eine andere Lebensweise anzunehmen und ihrer Tochter, um sie nach und nach für die Gesellschaft zu bilden, Achtung für tugendhafte Menschen, Nachsicht mit fremden Schwächen und Leutseligkeit einzuflößen; ohne welche auch ein hoher Stand und persönliche Talente sich keine Achtung und Liebe erwerben können.

Das kleine Landgut bekam bald ein anderes Ansehen. Auf einem schönen Platze wurde ein großes Haus gebaut; durch den Wald wurden breite Wege gehauen und ein bequemer Wagen aus Moskwa verschrieben. Erstaunt über diese Umwandlungen zweifelten die benachbarten Edelleute nicht, Adaschew möchte einen Schatz gefunden, oder eine reiche Erbschaft gethan haben, und sie begannen häufige Besuche bei ihm abzustatten. Väter und Mütter bemühten sich nach Kräften, die Freundschaft der Familie zu gewinnen, in der Hoffnung ihren Söhnen zu einer schönen, wohlerzogenen Gattin zu verhelfen, die zugleich einst Erbin des besten Landgutes in der Umgegend wurde. Eines nur gefiel ihnen nicht, daß nämlich Alexandra, die nach der Ansicht der Nachbarn dazu bestimmt war, am Ufer des Wolchow zu leben und zu sterben, von ihren Eltern nach Godunow's Beispiel im Lesen und Schreiben unterrichtet wurde, obgleich sie bei längerem Umgange mit dem jungen Mädchen eingestehen mußten, daß es doch nicht so übel sei, durch nützliche Kenntnisse das Leben verschönern zu können.

Die häufigen Heirathsanträge veranlaßten Adaschew und seine Gattin zu der Erklärung, daß sie sich vor dem achtzehnten Jahre ihrer Tochter nicht von ihr trennen wür-

den. Alexandra erfuhr davon nichts; zufrieden mit ihrem Loose und ihre Eltern und ihre Großmutter zärtlich liebend, dachte sie an keine Veränderung ihrer Lage, und beschäftigte sich mit keinem Gedanken an die Zukunft; nur das beklagte sie unwillkürlich, daß die Tage so schnell verflossen, als fühlte sie es voraus, daß ihr nicht auf lange Zeit ein dauerndes Glück beschieden sei. Adaschew's Mutter, die sich bis zum spätesten Alter einer festen Gesundheit erfreute, starb nach einer kurzen Krankheit in den Armen ihres Sohnes, und mit ihrem letzten Athemzuge veränderte sich das Schicksal der Familie.

Natalia Michailowna erkrankte in Folge einer Erkältung am Beerdigungstage ihrer Schwiegermutter und folgte ihr bald in's Grab. Die Stätte bescheidenen Frohsinnes wurde der Wohnsitz eines tiefen Kummers; unbeschreiblich war die Trauer Adaschew's und seiner Tochter, und sie sprach sich unverkennbar in ihren Zügen, ihren Reden und in ihrer ganzen Lebensweise aus. Der verständige Vater, obgleich bis in's Innerste seiner Seele erschüttert, ergab sich bald mit christlicher Frömmigkeit in den Willen Gottes und betete zu ihm mit Inbrunst, sein der geliebten Tochter so nöthiges Leben zu erhalten. Diese hatte von ihrer Mutter eine hinreißende Schönheit und ein tiefes Gefühl, von ihrem Vater Liebe für Vaterland und Ruhm geerbt. Ihre Bescheidenheit kannte keinen Stolz auf ihre vornehme Abkunft; aber es gewährte ihr eine große Genugthuung daß ihr Großvater und ihre Verwandten sich durch ihre Heldenthaten so vielfache Ansprüche auf die Liebe und Dankbarkeit der Nachwelt erworben hatten. Mit solchen Eigenschaften ist man entweder vollkommen glücklich, oder man hat viele Kränkungen und Seelenleiden zu erdulden; das Eine wie das Andere hängt nicht immer von den Zeitverhältnissen, sondern auch von den Menschen ab, mit denen man sein Leben zubringen muß.

Durch den beständigdn und ungestörten Umgang mit seiner Tochter überzeugte Adaschew sich bald, daß unter den

jungen Männern ihrer Bekanntschaft sich keiner befände, dem sie gern ihre Hand reichen würde, und daß ihr an erhabenen und zarten Begriffen so reiches Gemüth nicht leicht zu befriedigen sein dürfte.

Als der junge Golowin, Alexandra's Stiefbruder, volljährig geworden war, sandte er seiner Mutter und Schwester jährlich reiche Geschenke, und bat sie unabläßig, nach Moskwa zu kommen, indem er ihnen versicherte, daß er auch den Stiefvater mit kindlicher Hochachtung bei sich aufnehmen werde. Obgleich herzlich erfreut über seine Briefe, hatte Natalia Michailowna sich nie entschließen können, ohne ihren Gatten nach der Residenz zu reisen, oder ihre Schwiegermutter ganz allein zu lassen. Nach ihrem Tode folgte ein trauriges Ereigniß dem andern. Boris Godunow, dessen argwöhnischer Ehrgeiz Adaschew das Glück raubte, seinem Vaterlande nützlich zu werden, und der nach seiner Thronbesteigung es gewiß oft bedauerte, daß er würdige Männer von sich entfernt hatte und sich nur von unfähigen Bojaren umgeben sah, starb plötzlich, nachdem er die Nachricht erhalten, daß ein gemeiner Landstreicher unter dem Namen des Zaarewitsch Dimitri sein gesetzwidriges Unternehmen mit Erfolg gekrönt sah und an vielen Orten mit offenen Armen vom Volke aufgenommen wurde.

Adaschew vergaß die ihm von Godunow zugefügten Kränkungen und betrauerte aufrichtig den Zaaren, dessen Erfahrung und Festigkeit die dem Lande drohenden Gefahren hätten abwenden können. Durch die vielen schmerzlichen Eindrücke aber wurden seine Kräfte geschwächt, und sein Unternehmungsgeist getödtet, und er beschloß daher die Entwickelung der beispiellosen Ereignisse in seiner Einsamkeit abzuwarten. Bald erfuhr er die schmähliche Ermordung des jungen Feodor und daß Rußland sich dem falschen Dimitri unterworfen habe. Diese Nachricht erniedrigte in seinen Augen die Russen und die ganze Menschheit, und wie früher

zog er sich wieder ganz aus der Welt zurück; da er aber voraussah, daß die augenblickliche Ruhe nicht lange dauern könne, suchte er seiner Tochter völlige Hingebung in den Willen des Höchsten einzuflößen und sie an Ertragung von Entbehrungen und Mühseligkeit zu gewöhnen.

So vergingen einige Monate; Adaschew verbarg seinen Kummer, da er aber seine Kräfte rasch dahinschwinden fühlte, wollte er seine Reise nach Moskwa nicht länger verschieben, indem er sehnlich wünschte, seinen Stiefsohn kennen zu lernen und zu erfahren, ob er ihm die Schwester anvertrauen könne, die von Jugend auf an zarte Liebe und Vorsorge gewöhnt war. Er langte glücklich in der Residenz an, zwei Tage vor dem feierlichen Einzuge Marinas Mnischek. Die ganze Stadt war in Bewegung. Nachdem er mit Mühe ein Unterkommen gefunden, sandte er Boten aus, um sich nach der Wohnung seines Schwagers, des Fürsten Iwan Michailowitsch Worotinski, und seines Stiefsohnes, des Stolnik *) Golowin zu erkundigen, die er von seiner Ankunft vorher nicht hatte unterrichten können.

Der gottesfürchtige Mann begab sich, um der Vesper beizuwohnen, in's Slato-Ustowsche Kloster, das er aus den Fenstern des Gasthofes sehen konnte, das aber viel weiter entfernt war, als man, beim Anblick seiner 5 Kuppeln hätte glauben sollen. Ihren Vater begleitend, war Alexandra entzückt über die majestätischen Gebäude und über ihre reizende Lage; ein lauer Zephyr wehte ihr entgegen und frohe Hoffnungen belebten ihr Herz. Plötzlich begegneten sie bewaffneten Polen, die, als sie das reizende Mädchen erblickten, sie dem Vater entreißen wollten. Sie ergriff die Flucht; der Vater ließ sie nicht aus den Augen und so gelang es ihnen, eine Hüte zu erreichen, in der sie aber zum Unglück Nieman-

---

*) Würdenträger am ehemaligen Zaarischen Hofe, der die Speisen auf die Tafel des Zaars setzte.

den als eine Frau fanden. Die sie verfolgenden Bösewichter stießen auf keinen Widerstand; sie streckten Alexandra's Vater besinnungslos zu Boden, banden die Wirthin und wollten das junge Mädchen davon schleppen.

In diesem Augenblicke kehrte Fürst Skopin-Schuiski von seiner Unterredung mit dem Pseudo-Zaaren, der für ihn um Octavia Ratomska angehalten hatte, in großer Aufregung nach Hause zurück. Unsere Leser haben es wahrscheinlich nicht vergessen, wie er in eine unbekannte öde Gasse gerieth, Laute der Verzweiflung hörte und das junge Mädchen rettete. Kaum war er fortgegangen, als der Besitzer der Wohnung mit zwei Knechten zurückkam. Außer sich vor Freude als sie seine Stimme hörte, sagte die Frau zu Alexandra: „Jetzt sei ruhig mein Kind, Niemand soll Dir mehr etwas zu Leide thun; mein Ilja Antonowitsch allein nimmt es mit einem halben Dutzend solcher verdammten Spitzbuben auf!"

Sie eilte ihrem Mann entgegen, erzählte ihm Alles und übergab ihm die von den Polen zurückgelassenen Säbel. Der große breitschultrige Theerhändler wurde nachdenkend. „Frau," sagte er, „das sind schlimme Geschichten; ich wollte es immer nicht glauben, daß es Zeit sei, mein Gewerbe aufzugeben; jetzt aber, da in meiner Stube christliches Blut vergossen worden ist, sehe ich es ein, daß ich mich lange genug mit dem Theer besudelt habe."

Erstaunt blickte die Frau ihren Mann an und konnte sich seine Worte nicht erklären; die Knechte winkten froh einander zu, und Alle traten in die Stube, wo Alexandra neben dem sterbendeu Greise saß. Nachdem der Wirth einen brennenden Holzspahn in eine Spalte gesteckt, betete er andächtig zu den Heiligen, verneigte sich darauf vor seinen hohen Gästen und versicherte ihnen, er nehme den herzlichsten Antheil an ihrem Unglück und sei bereit, ihnen nach besten Kräften zu dienen. Alexandra konnte weder das Haus

noch die Straße angeben, wo sie mit ihrem Vater abgestiegen war, sie bat aber, man möchte ihren Bruder aufsuchen und versprach dafür eine reiche Belohnung. Der Wirth erwiederte, daß sich dies in der Nacht auf keinen Fall thun ließe, und machte ihr, um seine abschlägige Antwort zu beweisen, eine lebhafte Schilderung von den Gräuelthaten der Polen. Ohne zu bedenken, daß sie selbst ein Opfer derselben geworden war, schonte er ihr Gefühl so wenig, daß sie, die entsetzlichen Details hörend, nicht daran zweifelte, ihr edelmüthiger Unbekannter, dessen Rückkehr sie vergeblich erwartete, müsse in die Hände von Mördern gefallen sein, und ihr Vater werde sterben, ohne zur Besinnung zu kommen, ohne sie gesegnet und ihr seinen letzten Willen mitgetheilt zu haben. Das Blut wollte ihr das Herz zersprengen und ängstlich um sich blickend, fragte sie weinend, wann diese Unglücksnacht endlich aufhören werde.

Die Wirthin, welche vom Fürsten Michailo freigebig beschenkt worden war, hielt es für ihre Pflicht, dem unglücklichen Mädchen nach Kräften beizustehen; sie verließ sie fast keinen Augenblick und weckte von Zeit zu Zeit die Knechte, um auf der Straße nachzusehen, ob sich nicht Menschen zeigten. Endlich brach der Morgen an, die Frau öffnete die Fensterläden und erklärte, man könne nun einen Boten nach Alexandra's Bruder senden.

Die dumpfe Stube ward von der Sonne erhellt, die Glocken riefen zur Frühmesse und Alles belebte sich in der großen Stadt, die mehrere Stunden lang unbewohnt geschienen hatte. Bei dem leisesten Geräusch lief Alexandra an die Thür, in der Hoffnung, ihren Bruder, den sie noch nicht kannte, oder ihren muthgen Befreier, oder den Geistlichen mit den Sakramenten, nach dem sie geschickt hatte, ankommen zu sehen. Es erschien jedoch Niemand und der zurückkehrende Knecht sagte unwillig, er hätte sich ein Paar neue Stiefel abgelaufen, ohue den Stolnik Golowin zu finden. Auf die Knie sinkend, erhob Alexandra die Hände gen

Himmel. Jede irdische Hoffnung war in ihrem Herzen erloschen; es bedrohte sie eine baldige freudenlose Verwaisung, und weder Freunde noch Verwandte befanden sich in ihrer Nähe: Alles schien sie verlassen zu haben! Ihr Gemüth war zerrissen, aber sie murrte nicht gegen Gott, sondern fand Trost in heißen Gebeten zu ihm. Adaschew hatte sich allmählig so weit erholt, daß er die Sakramente empfangen konnte und der in Thränen schwimmenden Tochter seinen väterlichen Segen ertheilen konnte. Nach einer kurzen Pause sagte er, wo man seine Leute finden könne, und was Alexandra thun solle, wenn sie allein bliebe. Dann aber stockte seine Stimme und Todesschweiß überzog alle seine Glieder. Trostlos wollte das junge Mädchen den geliebten Vater umarmen, aber der Geistliche hinderte sie daran, mit dem feierlichen Bedeuten, daß sie keine christliche Seele von den Thoren der Ewigkeit zurückhalten solle.

„Störe ihn nicht, liebes, gutes Kind,“ fügte die Wirthin hinzu, sich die Augen trocknend.

Der unglücklichen Alexandra wurde es dunkel vor den Augen; sie schwankte und sank bewußtlos in die Arme der Wirthin.

Siebentes Kapitel.

Als Alexandra die Augen aufschlug, befand sie sich an einem ihr unbekannten Orte. Sie lag auf einem Bett in einem kleinen freundlichen Zimmer; eine Nonne war beschäftigt, ein Betttuch vor das Fenster zu hängen, um die Mittagssonne abzuhalten. Neben dem Bett auf einem kleinen Tische standen Essig und Wasser und dabei lag ein blutiges Handtuch; die Nonne, welche Gesicht und Hände des jungen Mädchens damit gewaschen, hatte vergessen, es zu entfernen. und als Alexandra es erblickte, erinnerte sie sich an den schrecklichen Tod ihres angebeteten Vaters und brach in heiße Thränen aus.

„Dein Schutzengel ist mit Dir, meine Tochter," sagte die Nonne, ihre Beschäftigung unterbrechend; „fürchte nichts, hier kommen die Polen nicht her; Du befindest Dich in einem heiligen Kloster. Der Vater Gurii brachte Dich hieher, die Äbtissin befahl selbst, Dich in dieses Zimmer zu bringen und verließ Dich nicht eher, als bis sie bemerkte, daß Du wieder auflebtest. Gleich nach Dir brachte man ein anderes junges Frauenzimmer, die man völlig ausgeplündert und auf's entsetzlichste verstümmelt hatte. Ach Gott! es ist jetzt eine Zeit, wie man sie nie erlebt hat!"

Schwer aufseufzend hüllte die wortreiche Nonne sorgsam die Kranke in ihre Decke, beseitigte das Handtuch und gab Alexandra einen Rosenkranz mit der Mahnung, recht fleißig zu Gott zu beten, daß er sich ihrer erbarme. Als sie die Thür zur benachbarten Zelle öffnete, erblickte Alexandra einen alten Mönch, der am Fenster saß. Er schien in tiefes Nachdenken versunken und blickte, den Kopf in beide Hände gestützt, gottesfürchtig zum Himmel empor. Sein Silberhaar glänzte in den Sonnenstrahlen und in seinen ehrwürdigen

Zügen las man deutlich die christlichen Tugenden: Liebe, Glaube und Hoffnung.

Nachdem er erfahren, daß Adaschew's Tochter erwacht war, begab er sich zu ihr, ertheilte ihr seinen frommen Segen und sprach ihr lindernden Trost zu. Alexandra preßte seine magere Hand an ihre Lippen und dankte ihm mit thränenden Augen für seinen Schutz.

Der Mönch setzte sich neben ihr Lager und theilte ihr mit, daß sowohl ihr Bruder, als ihr Oheim Moskwa verlassen hätten und man nicht wisse, wann sie zurückkehren würden; er selbst aber, als ihr naher Verwandter, werde sich bemühen, ihr einen sicheren Zufluchtsort auszumitteln.

Unseren Lesern ist es bekannt, daß der Priestermönch des Troitzkischen Klosters, Gurji, ein Bruder Iwan Schischkin's war, der mit seiner ganzen Familie unter dem Zaar Iwan Wassiljewitsch hingerichtet wurde. Als ein Freund Abram Palitzin's hatte er an allen Handlungen und Maßregeln dieses berühmten Mönchs Theil genommen, und später durch ausgezeichnete Klugheit und Entschlossenheit die durch Verrath eingeleitete Uebergabe des genannten Klosters an die Polen, von denen es belagert wurde, verhindert. Die Geschichte hat diese rühmliche Handlung aufbewahrt; er aber, dem es nicht in den Sinn kam, daß sein Name auf die Nachwelt kommen werde, strebte nur darnach, überall das Unglück aufzusuchen, und mit Rath und That zu helfen, wo er konnte. Als Gurji sich einst in Moskwa befand, wohin der Archimandrit ihn oft mit wichtigen Aufträgen sandte, war er nach der Frühmesse auf dem Wege, eine fromme alte Frau zu besuchen. Als er sich ihrer Hütte näherte, begegnete er einen bekannten Geistlichen, der ihm voll Entsetzen erzählte, daß die Polen auf eine unmenschliche Weise einen kurz zuvor nach Moskwa gekommenen Edelmann ermordet hätten, und daß dessen Tochter, deren Schönheit die unschuldige Veranlassung seines Todes gewesen, in der beklagens-

werthesten Lage zurückgeblieben sei. Der mitleidige Mönch eilte in die Wohnung, wo die Unthat begangen worden war, und erblickte zu seinem schmerzlichen Erstaunen den Leichnam seines Vetters, bei welchem er mehrere Jahre früher einen ganzen Sommer auf dem Lande zugebracht hatte. Alexandra war damals noch ein Kind und er würde sie nicht erkannt haben; aber die weinenden Diener, die Tugenden des Verstorbenen erzählend, zeigten dem Mönch ihre junge Herrin. Eine Frau, die früher ihre Wärterin gewesen war, unterstützte ihren Kopf; aber ohne etwas zu thun, um sie in's Leben zurückzurufen, sagte sie in Thränen schwimmend, daß es besser sein würde, sie läge bei ihrer Mutter im Grabe, als daß sie sich hier in einer reichen und bevölkerten Residenz befände, wo man am hellen Tage Räubern begegne und Niemanden fände, der eine arme Waise beschütze.

Gurji gab sich als einen Verwandten Adaschew's zu erkennen und befahl, ohne Alexandra's Erwachen aus ihrer Ohnmacht abzuwarten, daß man sie in das nahe Roschdestwenskische Nonnen-Kloster (zu Christi Geburt) brachte. Er übergab sie dort der Abtissin und eilte dann zu einer seiner Beichttöchter, die im Begriff war, auf's Land zu reisen. Der Mönch brachte sie dahin, ihre Reise aufzuschieben und seine Nichte mit sich zu nehmen. Er hoffte mit Recht, daß Alexandra in ihrer traurigen Lage den besten Trost in der Ruhe des Landlebens und im Umgange mit einer redlichen, gefühlvollen Frau finden werde, die nach dem Verlust aller ihrer Kinder schon längst gewünscht hatte, eine Waise von guter Herkunft zu sich zu nehmen.

Voll Liebe und Achtung für Gurji, hatte Adaschew mit seiner Tochter oft von dessen erhabenen Tugenden gesprochen, und sie war von Jugend auf gewohnt, solche Muster eines heiligen Lebens hoch zu schätzen. Das unverhoffte Zusammentreffen mit dem Mönch erschien ihr daher wie eine besondere Gnade Gottes; er rettete sie von Verzweiflung, und

mit seinem Beistande wurde ihr Vater, zwar nicht prächtig, aber seinem Stande gemäß zur Erde bestattet.

Ueberzeugt, daß der Mönch Alles zu ihrem Besten einrichten werde, legte Alexandra ihr Schicksal ganz in seine Hände, und nahm gern seinen Vorschlag an, sich mit der Fürstin Ssitzkoi auf's Land zu begeben. Ihre schmerzlichen Erfahrungen von der Veränderlichkeit des Glückes und der Nichtigkeit menschlicher Hoffnungen, erschwerte ihr die Trennung von der tugendhaften Abtissin und von den Nonnen, die ihr in ihren Leiden so theilnehmend beigestanden hatten.

Aber noch mehr betrübte sie der Abschied von dem Vater Gurji, dessen Unterhaltung, dessen Sorgsamkeit für Andere und sogar dessen Aeußeres sie lebhaft an ihren geliebten Vater erinnerten. Sie war nicht im Stande ihrer innigen Dankbarkeit Worte zu geben, aber sie war überzeugt, daß der Mönch ihre Gefühle begriff und daß er überhaupt die Menschen nicht allein nach ihren Schmeichelreden beurtheilte. Ihr Antlitz war in Thränen gebadet und ihr Herz mit Trauer belastet, als sie um seinen Segen zu ihrem neuen unbekannten Lebenspfade bat. Er bemühte sich ihr Muth einzusprechen; er machte ihr Hoffnung ihren Bruder bald zu sehn und in ihm einen wahren Freund zu finden, und er forderte sie auf, jederzeit auf den Schutz des Allmächtigen zu bauen. Gurji war tief gerührt; er segnete sie zum letztenmal, küßte ihr die Stirn und blickte auf sie mit einem unwillkürlichen schmerzlichen Gefühl, als ahnte er, daß er sie niemals wiedersehen, oder daß sie niemals glücklich werden sollte.

Die wehmüthige Stimmung ihres Beichtvaters bemerkend, umarmte die Fürstin die trostbedürftige Alexandra und gab ihr die Versicherung daß sie sie auf den ersten Blick lieb gewonnen habe und sie wie ihre eigene Tochter halten werde.

„Ich übergebe Dir eine junge Waise, die noch nie un-

ter fremden Menschen lebte," sagte der Mönch; „ich habe es Dir bewiesen, Fürstin Anna Alexejewna, daß ich von Deiner Herzensgüte und Deinem Verstande vollkommen überzeugt bin. Ihr Vater war ein weiser und gottgefälliger Mann, konnte sich aber vor dem Druck der schweren Zeiten nicht schützen. Ihr wißt Beide," fuhr er nach einer Pause fort, „daß morgen des Zaaren Hochzeit ist; betet inbrünstig zum Geber alles Guten, daß Maria Mnischek, welche diese Nacht das Wosnesenskische Kloster verläßt, in den Kreml einziehen möge mit wahrem Eifer für die rechtgläubige Religion und mit Gefühlen, würdig einer Zaarin von Rußland, und daß uns bald Ruhe und Glück zu Theil werden mögen. Ihr könnt den Hochzeitsfeierlichkeiten nicht beiwohnen und deshalb freue ich mich zum erstenmal, euch von Freunden zu trennen! Wenn Ihr aber Morgen um diese Zeit einer Kirche vorbeifahret, so besuchet sie; befindet Ihr Euch im Walde oder auf dem Felde, so haltet an; werfet Euch zur Erde nieder und betet zu Christus dem Erlöser, daß diese Stunde Rußland nicht zum Verderben gereiche!"

Der Mönch erhob die Augen zum Himmel und auf seinem bleichen Antlitz las man eine unbedingte Ergebung in den Willen Gottes; aber er war überzeugt, daß nur ein Wunder der Gnade das Vaterland retten könne, und er wagte nicht zu hoffen, daß der Allmächtige gegen ein Volk barmherzig sein werde, das seine Hände mit Zaarenblut besudelt und sich durch den, dem falschen Dimitri geleisteten Eid entehrt hatte. Der gottesfürchtige Mönch hatte an der Verschwörung gegen letzteren nicht Theil genommen; er kannte aber die Stimmung der Bürger, die Absichten der Bojaren, und wußte, daß nur Marina's ungeheuchelter Eifer für die Religion und für das Wohl Rußlands das unter der Asche glimmende Feuer dämpfen und Blutvergießen verhüten könne.

Nachdem er die Fürstin und Alexandra bis zum Klosterthor begleitet hatte, sah Gurji ihnen noch lange

nach, wie ihr Wagen sich zwischen dem Gewühl von Equipagen und Fuhrwerk aller Art, von Reitern und Fußgängern langsam fortbewegte. Menschen jedes Standes, Alters und Geschlechtes strömten in allen Richtungen der Hauptstadt zu. Einige wollten die Vermählung des Zaaren mit ansehn und Theil an den dabei Statt findenden Festlichkeiten nehmen; Andere hofften bei dieser Gelegenheit ihre Waaren theuer zu verkaufen; wieder Andere, und zwar eine bedeutende Anzahl, waren heimlich von den Bojaren namentlich vom Fürsten Wassili Iwanowitsch Schuiski eingeladen worden, um Zeuge zu sein, wie der falsche Dimitri den Zaarischen Schatz vergeudete und wie auf seinen Befehl unverschämte Ausländer in Moskwa die Oberhand hatten. Auf den Gesichtern junger Frauen spiegelte sich Neugier und der Wunsch sich durch ihren Putz auszuzeichnen, während sie anscheinend sorglos über die bevorstehenden Feierlichkeiten plauderten; die Männer aber hatten ohne Ausnahme ein gedankenvolles, finsteres Aussehn, und selten nur lächelten sie, wenn sie auf die Polen blickten, die mit frecher Anmaßung verlangten, daß man ihnen Platz mache. Hohe und Niedere beeilten sich ihnen auszuweichen, und wer ihre spöttischen Bemerkungen über den Sklavensinn der Russen hörte, erwartete mit desto größerer Ungeduld den Augenblick, wo man den schamlosen Ausländern beweisen werde, daß Russen eine schimpfliche Behandlung nur in der Hoffnung zu ertragen vermögen, ihr Vaterland zu rächen.

Ein außerordentliches Gedränge nöthigte die Reisenden eine halbe Stunde am Stadtthore zu halten. Die Fürstin beobachtete alle Vorübergehenden und wurde unwillkürlich von dem Gedanken ergriffen, daß Vater Gurji bei Gelegenheit der Vermählung des Zaaren traurige Ereignisse erwartete; Alexandra dagegen, um nicht die Polen zu sehen, an die sie nicht ohne Entsetzen denken konnte, hatte sich in einen schwarzen Schleier gehüllt und saß unbeweglich, sich dem niederschlagenden Gedanken überlassend, daß sie eine

glückliche Jugend mit langer, immerwährender Trauer bezahlen müsse.

Bald nach ihrer Ankunft auf dem Lande, erhielten die Fürstin und Alexandra die Nachricht von dem Tode des falschen Dimitri und von der Thronbesteigung des Fürsten Schuiski. Nicht lange trösteten sie sich mit der Hoffnung, daß Alles sich zum Besten gewendet habe und daß die Russen aus allen Kräften dahin streben würden, die verderblichen Folgen ihrer Leichtgläubigkeit und ihres Vertrauens zu Ausländern, die nur ihres eigenen Vortheils wegen Zwietracht und Empörung über Rußland gebracht hatten, wieder auszugleichen.

Während sie sich mit den erfreulichsten Aussichten beruhigten, und mit Wiederaufbauen des in Folge der Unruhen fast ganz abgebrannten Gutes beschäftigten, hatten sich die Gerüchte über die Rettung Dimitri's verbreitet. Sie waren augenscheinlich Erfindungen bösgesinnter Menschen und nach Allem was Rußland von einem Manne gelitten, den es in einem Augenblick unbegreiflicher Verblendung zum Zaaren erwählt hatte, hätte man glauben sollen, sein Name müsse nur Entsetzen und Abscheu hervorbringen; aber der Geist der Anarchie hatte sich der Gemüther bemächtigt, und eine in den Sewerskischen Landen entsponnene Verschwörung breitete sich rasch in den benachbarten Provinzen aus.

Die Fürstin, welche sich in der Mitte ihrer Bauern, die sie mit Wohlthaten überhäuft hatte, ganz sicher glaubte, beeilte sich nicht, nach Moskwa zurückzukehren, wo, wie sie wußte, der furchtlose Zaar nur mit Mühe die immer steigende aufrührerische Stimmung dämpfen konnte. Als die Rebellen aber Tula einnahmen und einzelne Haufen derselben auf dem platten Lande umherzogen und das Volk theils durch Drohungen mit schweren Martern, theils durch glänzende Versprechungen zum Verrath aufzuwiegeln suchten, sah sie es leider zu spät ein, daß es in unruhigen Zeiten nicht vernünf-

tig ist, andere Menschen nach sich selbst zu beurtheilen, und daß man es namentlich vermeiden muß, von Leuten abzuhängen, für deren Zuverlässigkeit man keine hinlängliche Bürgschaft hat. Zur Leichtgläubigkeit geneigt, und nicht im Stande über die Folgen seiner Handlungen nachzudenken, ist das gemeine Volk immer bereit, den augenblicklichen Eindrücken zu folgen und ein wirkliches Wohlsein gegen unerfüllbare Träumereien zu vertauschen. Die Bauern der Fürstin Ssitzkoi, welche plötzlich von Eifer für den falschen Dimitri entflammt wurden, verweigerten, um ihm ihre Ergebenheit zu beweisen, ihrer Herrin den Gehorsam, umringten ihre Wohnung und forderten stürmisch die Auslieferung zweier Offiziere des Zaaren. Der Fürstin Vorstellungen und Bitten waren vergebens. Die Bauern zweifelten nicht, daß die Herrschaft des falschen Dimitri sie auf immer von Noth und Mühe befreien werde, und sie wurden daher die bittersten Feinde der Vertheidiger des gesetzlichen Zaaren, unter welchem sich ihnen keine Hoffnung darbot, ihr Leben in Müßiggang und Straflosigkeit zuzubringen. Da sie wußten, daß die beiden Edelleute sich in der Kirche verborgen hielten, schleppten sie sie aus diesem Zufluchtsorte hinaus, der bisher für unantastbar gehalten worden war, und ermordeten sie auf eine schmähliche Weise. Die Fürstin selbst, welche dabei fast ein Opfer ihres Edelmuths geworden wäre, mußte heimlich mit Alexandra fliehen, deren ehemalige Wärterin, eine alte, aber rüstige und entschlossene Frau, ohne Aufsehen zu erregen, schon alles Nöthige dazu vorbereitet hatte. Ihr Gehülfe war ein junger, treuer und ehrlicher, aber höchst beschränkter Mensch, welcher jeden Augenblick den erkrankten Diener Alexandra's, Fedor, vermissen ließ, dessen Verstand, Ergebenheit und Gewandtheit vielen Verlegenheiten und Beschwerden vorgebeugt haben würde.

Die Gesundheit der Fürstin Ssitzkoi war schon seit langer Zeit untergraben; Schrecken und Kummer hatten mächtig auf sie eingewirkt, und wie sehr sie auch ihre Leiden

zu beherrschen suchte, so sank sie dennoch, nachdem sie gegen 30 Werste auf einer Telegge ohne Federn und mit ungeschmierten kreischenden Rädern gefahren war, erschöpft und fast ohnmächtig in die Arme ihrer Reisegefährtin. Man legte sie auf das weiche Gras und verweilte einige Stunden im Walde. Als sie sich einigermaßen erholt hatte, bat sie Alexandra inständig, sich ihretwegen keiner Gefahr auszusetzen. Sie versicherte, sie werde, wenn sie allein bliebe, bald völlig wieder zu Kräften kommen und gesund werden, was sie aber durchaus nicht hoffen könne, so lange der Gedanke sie quäle, daß sie eine junge, ihrem Schutz anvertraute Waise in eine Lage gebracht habe, in der jeden Augenblick sie mit dem größten Unglück bedrohe. Lebhaft gerührt erwiederte Alexandra, sie sei fest entschlossen, sich von ihrer edelmüthigen Beschützerin nicht zu trennen, was überdies ihr eigener Vortheil erheische, indem es eben so gefahrvoll für sie sein würde in unbekannten Gegenden allein umher zu irren, als sich völlig fremden Leuten anzuvertrauen. Die Fürstin konnte nichts dagegen einwenden, und als der Kutscher in der Nähe ein kleines Dorf aufgefunden hatte, wo noch keine Rebellen erschienen waren, willigte sie gern ein, dahin zu fahren und beschloß sogar, einige Tage dort zu bleiben, um sich wieder zu erholen.

Die Bewohner des Dörfchens waren ruhige fromme Menschen und die Abgeschiedenheit, in welcher sie lebten, schien sie vor den Ueberfällen der Räuber zu sichern. Nachdem Alexandra für die Ruhe der Fürstin gesorgt hatte, legte sie sich, an Geist und Körper ermüdet auf eine Bank, die mit einem Stück zerrissenen Filz bedeckt war und schlief fest ein. Sie träumte, sie befinde sich in der Hütte, in welcher ihr Vater endigte; die Polen, die ihn ermordet hatteen, brächten den Mönch Gurji dahin, warfen ihm eine Schlinge um den Hals und verlangten, sie solle sie zuziehn. Zitternd erwachte sie, und als sie bewaffnete Männer vor sich sah, deren wilde mit Blut bespritzte Gesichter von den in allen Ecken brennenden

Kieferspänen hell beleuchtet wurden, glaubte sie, der schreckliche Traum dauere noch fort. Sie bekreuzigte sich, sah sich nach allen Seiten um, und betete in Gedanken zur Mutter Gottes, sie möge sie von einem Traume befreien, der wie ein schwerer Stein auf ihrem Herzen lastete; ihre Hände und Füße waren kalt wie Eis; ihr Ohr vernahm rauhe schneidende Stimmen; sie verstand nicht, was gesprochen ward, oder vielmehr, sie wollte nicht glauben, daß das, was sie sah und hörte, kein Traum sondern Wirklichkeit sei und daß sie sich in der Gewalt Bolotnikow's befinde, der eben so berüchtigt war wegen seiner viehischen Rohheit als wegen seiner wilden, bisher noch unbesiegten Tapferkeit.

Die Stubenthür war offen und es gingen fortwährend Menschen aus und ein; einige wurden von Bolotnikow mit Aufträgen abgefertigt, Andere statteten Berichte ab. Da Alexandra weder die Fürstin noch ihre Wärterin bemerkte, und sich endlich ihrer schrecklichen Lage bewußt wurde, wollte sie sich nach ihnen umsehen; aber der Wojewod des falschen Dimitri schrie ihr zu, sie solle nicht wagen, sich von der Stelle zu rühren.

„Du glaubst wohl, mein Täubchen," fügte er mit rauher Stimme hinzu, daß Du hier eine wichtige Person bist? Hast Du vielleicht gestern ein Paar Eimer starkes Bier zu Dir genommen und bist noch schlaftrunken davon?"

„Es läßt sich nichts dagegen sagen, Iwan Issaitsch", unterbrach ihn ein anderer Krieger, dessen gemeine Manieren um so auffallender erschienen, weil er sehr reich gekleidet war, „ihr Schlaf war viel werth; man könnte sie fürstlich belohnen, wenn sie ihn auf den unbärtigen Neffen Schuiski's übertragen wollte, der wie es heißt vor Begierde brennt uns zu vernichten."

Der hochmüthige Befehlshaber der Räuber machte eine verächtliche Miene und sagte unter furchtbaren Schimpfworten, daß er den eingebildeten Stolz des hirnlosen Knaben bald

demüthigen werde. Darauf erklärte er, Alexandra mit Aufmerksamkeit betrachtend, daß er sie mit sich nehmen wolle, und daß man die beiden Alten, damit sie nicht Hungers stürben, in den Fluß werfen solle.

Alexandra warf sich ihm zu seinen Füßen, sie sprach kein Wort für sich, sondern flehte nur um Schonung für ihre Freundinnen. Er sah sie lächelnd an und weidete sich an ihren Thränen und ihrer Erniedrigung, wiederholte aber seinen Befehl nicht, und die Soldaten, die sich der unglücklichen beiden Frauen bemächtigt hatten, ließen sie los. Die Nacht war dunkel, es wehte ein kalter Wind und der Fluß war entfernt.

„Man macht viel Wesens von Dir," sagte Bolotnikow zu Alexandra; „sprich die Wahrheit, aus welcher Familie bist Du und wie heißt Du?"

„Ich bin die Enkelin des Fürsten Worotinski, der Kasan eroberte, und die Tochter des Edelmanns Adaschew," antwortete das junge Mädchen mit heldenmüthiger Festigkeit.

„Dein Glück ist es, daß Du mich nicht hintergehen wolltest," sagte Bolotnikow mit finsterer Miene; „Niemand ist im Stande mich zu betrügen und ein solcher Versuch wäre Dir theuer zu stehen gekommen. Weil Du aber die Wahrheit sprachst, so sollst Du sie auch von mir hören: ich kann Euch Adelige nicht ausstehen; man sollte Euch Allen das Lebenslicht ausblasen!"

Die Augen des Wüthrichs rollten in ihren Höhlen und seine Stimme bebte vor Wuth; indessen wußte er sich zu beherrschen und in der Besorgniß, sich seine besten Kriegsgefährten zu Feinden zu machen, eilte er, sich zu überzeugen, ob Jemand seine unmenschlichen Aeußerungen gehört hatte. Das ihn umgebende Gesindel, das ihm Reichthum und Zügellosigkeit verdankte, bestätigte mit wildem Gelächter seine Worte, und einer von ihnen sagte, die Adeligen glichen den Geiern,

indem sie nur den Schwächeren die Eingeweide auszureißen suchten.

„Du lügst, Taugenichts!" rief außerhalb des Fensters eine Baßstimme. „Wären die Adeligen nicht großmüthig und barmherzig, so würde der Leibeigene des Fürsten Telätewski sich nicht zum Wojewoden erhoben haben und Ihr Alle wäret todtgeschlagen worden, wie gemeine Hunde! Vorwürfe verdienen sie dafür, daß sie solches Raubgesindel aufkommen ließen! Hätten sie alles nach Eurer Manier verbrannt und verwüstet, so wäre es Euch nicht gelungen, das heilige Rußland ins Verderben zu stürzen. Jetzt möchtet Ihr allen Edelleuten die Köpfe abschlagen, und was würde dann geschehen? Ihr wollt doch wohl nicht allein mit den Polen und Tataren fertig werden? Sie würden Euch lebendig begraben und unsere Städte und Dörfer würden in Trümmer und Asche verwandelt werden!"

Bolotnikow stürzte wüthend auf das Fenster los und wollte durchaus wissen, wer es wagte, Worte auszusprechen, welche seine Gefährten so eingeschreckt hatten, als ob ihnen ein unvermeidliches Verderben bevorstände. Sowohl dieser Eindruck auf seine Leute, als der ihm persönlich angethane Schimpf hatten seinen heftigen Zorn erregt, aber vergebens war sein Bemühen, Jemanden aufzufinden, an dem er seine Rachlust hätte auslassen können. Er konnte seinen dicken Kopf nicht durch das enge Fenster bringen und sah nur den Schatten eines großen Mannes zu Pferde, der auf der Straße wie ein Pfeil dahin sprengte.

Die Fürstin saß auf der Diele, und schien, von Krankheit und Kummer entkräftet, an dem, was um sie her vorging, nicht den mindesten Antheil zu nehmen. Sie blieb unbeweglich, obgleich das rohe Gesindel sie stieß und schlug; endlich aber trat ihr ein Mann auf das Knie, daß sie laut aufschrie. Zugleich erhob sie den Kopf und erblickte ihren Verwandten, den Fürsten Mossalski, den sie seit einigen Jahren nicht gesehen hatte. Sie rief ihm zu, aber er hörte sie entweder

nicht, oder er verstand sie nicht, denn sein ganzes Augenmerk war auf Alexandra gerichtet, obgleich man es aus seiner Miene nicht errathen konnte, wie sehr er von ihrer Schönheit ergriffen war. Neben Mossalski stand der einzige Sohn eines reichen Bojaren, den er durch die Versicherung an sich gezogen hatte, daß der angebliche Dimitri wirklich der rechtmäßige Zaar sei. Der verblendete Jüngling hatte noch nicht sein angebornes besseres Gefühl verloren; der wortlose Kummer Alexandra's drang ihm bis in das Innerste der Seele und er machte daher Bolotnikow mit einiger Verwirrung den Vorschlag, ihm an die Stelle der Beute, die man sich in Kolomna versprach, die gefangenen Frauen zu überlassen.

Bolotnikow lächelte höhnisch.

„Sie ist die Nichte des erbärmlichen Worotinski," erwiederte er, „und nicht würdig Dir zu dienen, verehrter Fürst. Morgen aber bitte ich Dich bei mir zu speisen; die Bojarin soll den Wein kredenzen und dabei wird sie Dir gewiß besser gefallen, auch stelle ich es Dir, so wie jedem meiner Gäste frei, meine Leibeigene nach Herzenslust zu küssen."

Niemand hörte das leise Seufzen Alexandra's als der junge Fürst, den es tief ergriff. Unwillig auf seinen unmenschlichen Anführer blickend, wollte er den Fürsten Mossalski bitten zur Befreiung des unglücklichen Mädchens mitzuwirken; dieser befand sich aber schon nicht mehr in der Stube, und auf der Straße sagte man dem jungen Bojaren, er sei vorausgeritten. Bald darauf folgten Alle nach. Alexandra setzte man auf ein Pferd, ohne ihr zu erlauben von der Fürstin und von ihrer Wärterin Abschied zu nehmen, und die Räuber, um in der Nacht lustiger dahin ziehen zu können, zündeten ihrer Gewohnheit nach, das ausgeplünderte Dorf an beiden Enden an, so daß es wie eine gräßliche Morgenröthe den Horizont bis zum Aufgange der Sonne erleuchtete.

Achtes Kapitel.

Von wilden Kriegern umringt, konnte Alexandra nicht einmal durch Thränen über ihr unglückliches Loos ihr Herz erleichtern. Da ihr alle Hoffnung auf menschliche Hilfe geschwunden war, flehte sie den Beistand Gottes und der Heiligen an, und ihre frommen Gedanken verhinderten sie, die rohen Scherze ihrer Begleiter zu hören. Sie ritten sehr schnell und waren bei Sonnenaufgang in Kaschira, das bereits von einer Abtheilung Rebellen besetzt war. Alexandra wurde in ein kleines Erkerzimmer einquartirt, in dem besten hölzernen Hause der Stadt, in welchem Bolotnikow seine Wohnung aufgeschlagen hatte; sie wurde der Aufsicht zweier Bürgerweiber übergeben, deren Männer durch die größten Frevelthaten ihre Ergebenheit für den falschen Dimitri an den Tag gelegt hatten. Stolz auf das ihnen dadurch bewiesene Vertrauen des furchtbaren Wojewoden quälten diese beiden Weiber das junge Mädchen mit ihren Erzählungen, ohne daß sie ihr übrigens etwas Böses wünschten oder es ihnen auch nur in den Sinn gekommen wäre, sie könnten ihr feines Gefühl beleidigen.

Ohngefähr zwei Stunden vor dem Mittagsessen brachte ein breitschulteriger großer Saporoger (Kosak) ein Gefäß mit Alikanti-Wein und zwei große Trinkschalen. Er war fast über und über mit Waffen bedeckt, und auf seinem Gesichte las man etwas von der unerschütterlichen Frechheit, durch welche Bolotnikow sich auszeichnete. Er sagte, der Wojewod habe ihn gesendet, um Alexandra zu unterrichten, wie sie den Gästen den Wein kredenzen solle; darauf füllte er eine Schale, brachte sie den beiden Bürgerfrauen und versicherte ihnen, es sei fürstlicher Wein, den die Bojaren sonst nur ihren nächsten Freunden vorgesetzt hätten und der den gemeinen Leuten nicht einmal zu trinken erlaubt gewesen sei.

Jetzt aber beliebt es dem glücklich regierenden, gnädigen Zaar Dimitri Iwanowitsch, daß die niedern Stände das Vermögen der höhern unter sich theilen sollten, und wenn der Wein ihnen behage, so würde er sie, so lange er in Kaschira bliebe, fortwährend damit bewirthen, da sie ihm sogleich vom ersten Augenblick an gefallen hätten.

Die beiden Frauen, welche keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit des Saporoger's setzten, ließen sich nicht lange nöthigen, das ihnen angebothene köstliche Getränk anzunehmen.

Als sie die Schalen geleert hatten, rötheten sich ihre Wangen, das Blut strömmte rascher durch ihre Adern und sie wurden heiter und froh gestimmt. Der Saporoger füllte die Schalen von neuem und die Weiber schlürften den Inhalt auf das Wohl des großen Zaaren, dem sie dieses köstliche Getränk verdanken. Dann forderte der Saporoger Alexandra auf, nach seinem Beispiele das Mundschenkamt zu übernehmen. Der finstere, drohende Blick ihres Lehrers zwang das junge Mädchen, zu gehorchen; aber ihre Hände zitterten, und da die ältere der beiden Weiber sah, daß sie den Wein vergoß, ergriff sie das Gefäß, füllte die Schale wieder und leerte sie abermals mit ihrer Freundin. Jetzt that das feurige Getränk seine Wirkung; die beiden Frauen wurden ausgelassen lustig und tanzten mit schwankenden Füßen in der Stube herum. Bald aber wurden die Köpfe schwer, sie konnten sich nicht mehr aufrecht erhalten, fielen auf eine Bank und lagen schon in der nächsten Minute in tiefem Schlafe, ohne daran zu denken, daß ihrer strengen Obhut ein Mädchen anvertraut war, an welcher Bolotnikow seinen tödtlichen Haß gegen den Adelstand kühlen wollte.

„Wenn Du Dein Leben erhalten und der Schande entgehen willst, so folge mir, Bojarin," sagte jetzt der Saporoger zu Alexandra; „ich werde Dich den Händen des gemeinen Knechtes entreißen, und Dich einem freigebigen und reichen Fürsten zuführen."

Höchst überrascht durch diesen Vorschlag, überlegte Alexandra, welche die Gabe hatte, die Lage der Dinge schnell zu übersehen, daß, wenn sie auch getäuscht würde, sie doch nicht noch unglücklicher werden könne, als sie es schon war, daß sie aber durch Zurückweisung des Antrags sich wahrscheinlich das letzte Mittel zu ihrer Befreiung entgehen lassen würde. Als sie dem Saporoger erklärte, ihm folgen zu wollen, löste er, augenscheinlich sehr erfreut darüber, seinen Gürtel, zog unter seinem Kaftan einen Bauernkittel hervor, und forderte Alexandra auf, sich schnell umzukleiden. Dann nahm er von einem der schlafenden Weiber eine lange seidene Fata (eine Art Schleier bei Frauenzimmern aus dem Volke) und nachdem Alexandra sich damit völlig unkenntlich gemacht hatte, ging er hinaus, um zu sehen, ob der Weg sicher sei.

Bald darauf kehrte der sonderbare Retter, der sich überzeugt hatte, daß er ungehindert den Hinter-Hof passiren und von da unbemerkt aus der Stadt kommen konnte, zu Alexandra zurück, die ihn mit tödtlicher Unruhe erwartete. Als sie auf den Hof hinaustraten, wo vorher Niemand zu sehen gewesen war, fanden sie zwei Männer, welche ein schönes Pferd betrachteten. Alexandra war in Todesangst, welche noch vermehrt wurde, als sie hörte, daß einer der Soldaten von dem Saporoger verlangte, er soll ihm das Frauenzimmer zeigen, die wie eine Türkin verschleiert war; aber ihr Begleiter flüsterte ihm etwas in's Ohr, schwang sich dann auf sein Pferd, setzte das zitternde Mädchen vor sich auf den Sattel und jagte mit ihr davon.

Als sie die Stadt aus dem Gesicht verloren hatten, sagte der Saporoger zu Alexandra, er habe es übernommen, sie dem Fürsten Mossalski zuzuführen, und sie möge sich bestreben, durch Freundlichkeit und Gefälligkeit dessen Liebe zu erwerben. Alexandra wußte, daß ein Fürst Mossalski unter der Zahl der Mörder des Zaaren Fedor Borissowitsch war; es gab aber Viele dieses Namens, und

sie zweifelte nicht daran, daß der junge Mann, welcher Bolotnikow gebeten hatte, ihm die gefangenen Weiber zu überlassen, ihr wirklicher Befreier sei. Er war ihr gütig und theilnehmend erschienen, und da sie die Reden des Saporoger's von der heißen Liebe des Fürsten zu ihr für dessen eigene Erfindung hielt, so überließ sie sich den freudigsten Hoffnungen. Sie glaubte gewiß, der edle junge Mann habe auch für die Fürstin und für ihre Dienerin gesorgt, sie aus dem brennenden Dorfe gerettet und für Alle eine sichere Zufluchtsstätte ausgemittelt. Sie nahm sich vor, sich sogleich mit ihren beiden theuern Gefährtinnen in's Troitzkische Kloster zu begeben, und alle diese Gedanken erfüllten ihr Herz mit Freude und inniger Dankbarkeit.

So verflossen einige Stunden, und Alexandra erschrack nicht, als sie bei einem großen, am Ufer der Oka liegenden Landhause eine Anzahl bewaffneter, dem Fürsten Mossalski untergebener Leute erblickte. Sie kamen dem Saporoger mit wildem Geschrei entgegen, und einer von ihnen, der nach seiner Kleidung und Sprache ein Pole zu sein schien, wollte das junge Mädchen auf seinen Armen zu dem sie mit Ungeduld erwartenden Wojewoden tragen. Allein der Saporoger sprang vom Pferde, gab dem Polen, welcher Miene machte, seinen Willen mit Gewalt durchzusetzen, einen tüchtigen Stoß, der ihn fast zu Boden warf, und führte Alexandra, nachdem er dem Fürsten ihre Ankunft hatte melden lassen, in ein Zimmer, zu welchem Niemanden der Zutritt erlaubt wurde. Die Diener sprachen leise unter einander und ihre bleichen Gesichter, sowohl als ihre verzagten Mienen bezeugten die Strenge ihres Herrn. Alexandra, die es mit Erstaunen und Bekümmerniß bemerkte, zitterte unwillkürlich. Gerne hätte sie eine Zusammenkunft aufgeschoben, die sie noch vor wenigen Minuten mit Ungeduld herbeigewünscht hatte; aber im nächsten Augenblicke wurde die Thür aufgerissen und der Wojewod des falschen Dimitri trat ein. Alexandra sah einen ihr völlig unbekannten Mann vor sich, von wildem

abstoßendem Ansehen, und kaum vermochte sie, einen Ausruf des Schreckens zurückzuhalten; alle ihre Hoffnungen waren vernichtet, und der Magnat erschien ihr eben so furchtbar, als früher der blutgierige Leibeigene.

Unsere Leser wissen bereits, was ferner zwischen dem Fürsten Mossalski und Alexandra vorging, und daß es der Letzteren gelang, ihm in dem Augenblicke zu entfliehen, als sie, von der ganzen Welt sich verlassen glaubend, nur von Gott Barmherzigkeit und Hilfe zu erwarten wagte. Als sie mit Fedor glücklich die Straße erreicht hatte, ging sie, zwar freudigen Muthes, aber noch immer Verfolgung fürchtend, schweigend und ohne sich umzublicken auf dem eingeschlagenen Wege fort, und erst als sie fünf Werst zurückgelegt hatten, blieb sie stehen, fiel auf die Knie und sandte ein heißes Dankgebet zum Himmel. Zugleich that sie das Gelübde, wenn sie glücklich nach Hause käme, Fedor und seiner ganzen Familie zum Lohn für ihre Rettung die Freiheit zu schenken und für seinen reichlichen Lebensunterhalt zu sorgen. Der treue Diener warf sich ihr zu Füßen, küßte ihre Hände und betheuerte, daß er bei dem glücklichen Leben, welches er immer geführt, sich schon längst für frei gehalten und sein Dasein nicht aus persönlichem Eigennutz und um seine theure Gebieterin zu verlassen, auf's Spiel gesetzt habe.

Mossalski hatte, von Alexandra's Schönheit gefesselt und von ihrem Reichthum und dem Einflusse ihrer Familie am Hofe des Zaars angezogen, den Plan gefaßt, sie zu seiner Gattin zu machen und dies auch seinen Gefährten erklärt, um sie den Verfolgungen derselben zu entziehen. Er hatte sie mit reichen Anzügen versehen und sie war genöthigt gewesen, bei ihrer Flucht von einem dieser Anzüge Gebrauch zu machen. Obgleich sie den einfachsten ausgewählt hatte, so war er doch viel zu schön, daß es nicht auffallend erschienen, wenn ein Mädchen, das zu Fuß auf der Landstraße wanderte, in einer solchen Kleidung von Jemanden gesehen worden wäre; auch fand sie die Bemerkung, welche ihr Fedor in

dieser Hinsicht machte, sehr richtig. Allein der Diener hatte auch dafür gesorgt; er zog ein schwarzes Nonnengewand aus seinem Bündel, das er in Kaschira für sie hatte anfertigen lassen und das Alexandra mit innigem Dank für diese neue Vorsorge des treuen Dieners annahm. Er erzählte ihr hierauf, wie er ihre Rettung bewerkstelligt hatte.

„Ich würde es wahrscheinlich nie erfahren haben, daß Du geraubt worden warest, wäre mir nicht, als die Bösewichter Kaschira in Besitz nahmen, ein junger Mensch von dem Gute der Fürstin begegnet, der mir erzählte, Du befändest Dich in der Gewalt Bolotnikow's. Ich sagte ihm, ich habe schon längst gewünscht, in die Dienste des Zaaren Dimitri zu treten, und wir gingen deshalb zu Wanka Issajewitsch. Während ich hier auf seine Zurückkunft wartete, brachte der Saporoger Dich in den Hof; ich wollte rufen, man solle ihn anhalten, aber er flüsterte meinem Kameraden zu, er sei beauftragt, Dich znm Fürsten Mossalski zu führen und sogleich stieg der Gedanke in mir auf, daß ich Dich dort leichter würde befreien können. Ich verschaffte mir ein Pferd und erschien am andern Tage vor dem Fürsten, der mich in seiner auserwählten Schaar aufnahm. Während einer ganzen Woche konnte ich keine Gelegenheit finden, es Dir wissen zu lassen, daß ich in Deiner Nähe war; endlich gelang es mir, und ich danke dem Himmel, daß er mich des Glückes gewürdigt hat, noch zur rechten Zeit Dein Retter zu werden."

Gerührt versicherte ihn Alexandra nochmals ihrer ewigen Dankbarkeit, und nachdem sie sich im Gebüsch umgekleidet, übergab sie ihm den abgelegten reichen Anzug mit der Weisung, ihn so tief als möglich im Walde zu verbergen; Fedor aber, der unterdessen seine Soldatentracht mit einem gemeinen Bauerkittel vertauscht hatte, bemerkte ihr, daß sie die werthvollen Kleidungsstücke vielleicht schon bald werde brauchen können und daß man sich immer einen Pfennig für die Tage der Noth aufbewahren müsse.

„Sollten wir wirklich gezwungen werden können, dieses Kleid zu verkaufen, um uns zu ernähren?“ unterbrach ihn Alexandra.

„Es wäre wohl möglich, indessen wollen wir hoffen, daß der Himmel uns beistehen wird. Wenn uns nur keine bösen Menschen begegnen, so haben wir wenig zu fürchten. Für die ersten Tage reichen unsere Lebensmittel und im Nothfall finden wir überall gastfreie Aufnahme.“

Die Wanderer begegneten auf ihrem Wege nur einigen Bauern, die, von dem Anrücken der Rebellen benachrichtigt, nur an diese dachten, und sich um die Vorübergehenden nicht bekümmerten. Sie wurden daher allmählig dreister und entschlossen sich endlich, um ihren Weg abzukürzen, die Nebenpfade zu verlassen und die große Landstraße einzuschlagen. Als sie sich derselben näherten, hörten sie von lauten Stimmen ein Lieblingslied des verstorbenen Wassili Adaschew singen. Alexandra's Herz klopfte heftig bei diesen wohlbekannten Tönen; sie vergaß, daß die mindeste Unvorsichtigkeit ihr verderblich werden könnte, und es schien ihr, als müßte der Gesang, der die trüben Stunden ihres Vaters erheiterte, ihr Freude verkündigen. Sie wollte auf die Sänger zugehen, überzeugt, bekannte Gesichter zu sehen, und tapfere und treue Beschützer in ihnen zu finden. Fedor hielt sie jedoch zurück und bat sie dringend, sich unbekannten Leuten nicht früher zu zeigen, als bis sie wisse, was von ihnen zu erwarten sei. Alexandra mußte ihm Recht geben und Beide warteten still unter den Bäumen.

Der Gesang verstummte, aber im nächsten Augenblicke ertönten Flintenschüsse durch den Wald. Erschrocken fiel Alexandra auf die Knie und hob betend die Hände zum Himmel empor, während ihr einziger Beschützer aufmerksam auf den Wiederhall des von wildem Geschrei begleiteten Gewehrfeuers horchte. Plötzlich stürzte er auf Alexandra zu, nahm sie auf seine Arme, und hob sie bis in die dicht belaubten

Zweige einer alten Eiche empor, wo sie einen sichern Sitz fand; er selbst verbarg sich in einem Haufen Reisig. Kaum war er damit zu Stande, so erblickte Alexandra zwei bewaffnete Männer, von denen der eine über ein Hinderniß strauchelte und zu Boden fiel, worüber der andere fluchte und seine Gefährten, sowie Diejenigen, die sie zur Flucht genöthigt hatten, verwünschte. Ohne jedoch auf die ihnen nacheilenden Verfolger zu achten, bückte er sich zu dem liegen Gebliebenen nieder, um zu sehen, ob er noch lebe.

„Habe keine Sorge um mich, ich sterbe nicht so leicht,“ sagte aufstehend ein großer Mann in blauem Kaftan mit rothem Gürtel; „nur ihr Polen fallt auf die erste Kugel. Obgleich mir die Schulter durchgeschossen ist, würde ich doch noch nicht hingestürzt sein, wäre mir nicht ein Baumast zwischen die Beine gekommen. Der Teufel selbst hat mir diese Kleidung angezogen; seitdem der Vater sie mir gab, habe ich nur schlechte Tage gesehen.“

„Ja, Bruder,“ erwiederte in schlechtem Russisch der Pole, „sie haben uns tüchtig heimgeschickt. Wo sollen wir nun hin? Daran bist Du schuld Terentjitsch, weil Du die Sänger auseinanderjagen wolltest; hätten wir bis morgen gewartet, so würden wir mit den Nowgoroden leichteres Spiel gehabt haben; jetzt aber haben sie erfahren, daß unser Wojewod auf dem Anmarsch ist und daß wir nicht schwer zu schlagen sind. — Ich möchte nur wissen, was für Blut mir auf den Kleidern klebt,“ fügte der Pole nach einer kleinen Pause hinzu.

„Polnisches!“ rief mit wilder Stimme der durch die ihm gemachten Vorwürfe erbitterte Russe; „ein ganzes Dutzend Polen fielen von einer russischen Salve; sie gingen einem gewissen Siege entgegen, theilten bereits ihre reiche Beute und liegen nun todt auf der Landstraße, wo sie von fremden Pferden zertreten werden! — — — Doch ich fühle, daß ich mich erholen muß — — — sage, was Du willst Tadei ich bleibe hier.“

Terentjiitsch setzte sich auf einen Stein, wobei er sich mit einer Hand an den Baum hielt auf welchem Alexandra saß. Diese konnte sein Gesicht nicht sehen; als aber der Pole näher trat, erkannte er sie nach seiner Aussprache in ihm den Bösewicht, der ihren jungen Beschützer in Moskwa getödtet hatte. Sie glaubte, man verfolge sie, und die Gegend sei von Mossalski's Leuten besetzt. Ihr Herz erstaarte, es wurde ihr dunkel vor den Augen und sie zitterte so heftig, daß ein leises Geräusch in den Zweigen entstand. Der Russe, der nur mit sich selbst beschäftigt war, bemerkte es nicht, aber der Pole sagte:

„Ich glaube es sitzt ein Wild auf dieser Eiche; wir brauchen ein Abendessen“, und zugleich griff er nach seinem Gewehr und legte an.

Kalter Schweiß überlief Fedor; er wollte hervorspringen und würde wahrscheinlich, anstatt seine Herrin zu retten, sie ins Verderben gestürzt haben, hätten ihn nicht die folgenden Worte zurückgehalten:

„Hast Du den Verstand verloren?“ rief der Russe; „Du schießest vielleicht eine Eule oder ein Eichkätzchen und führst uns die Feinde auf den Hals!“

Der Pole ließ das Gewehr sinken und schwieg einige Augenblicke. Dann forderte er seinen Kameraden auf, weiter zu gehen und blieb trotz aller Widerrede dabei, seine Kompagnie aufsuchen zu wollen. Terentjiitsch, der ihm seiner Wunden wegen nicht folgen konnte, gerieth in Wuth und rief zähneknirschend:

„Verdammter Pole! zwei Monate lang aßest Du mein Brod; Deinen Reden trauend, bestahl ich meinen Vater und mordete meine Glaubensbrüder; Du führtest mich aus dem schönen Moskwa in diese Wüste; Du brachtest mich um meine Seelenruhe und willst mich jetzt allein und krank zurücklassen? Reize mich nicht, Tadei ich bin heute schlimmer als ein Wolf und wenn Du mich verläßest, dann zittere!“

Ohne auf diese Worte zu hören, wendete sich der Pole ab, um fortzugehen. Der Russe stand auf, ergriff sein Gewehr, sah nach ob es gut geladen, trat dann einige Schritte vor, und Tadei sank mit zerschmettertem Schädel auf den Reisighaufen unter welchem Fedor verborgen lag. Alexandra erbebte und ein tiefer Seufzer entwand sich ihrer Brust. Dadurch aufmerksam gemacht, stürzte der Mörder auf die Eiche zu; seine schwere Wunde erlaubte ihm zwar nicht, sie zu erklettern, aber er stieg auf einen Stein, bog die unteren Zweige auseinander und erfaßte den Saum eines schwarzen Gewandes.

„Das also ist das Wildpret," sagte er mit rohem Gelächter, mit welchem sich Tadei traktiren wollte? Nun wir würden davon schon satt geworden sein! Hör' einmal, wenn Du kein Spitzbube bist, der sich in ein heiliges Gewand gehüllt hat, sondern ein wirklicher Mönch, so fürchte nichts; steige schnell herunter und gieb mir Deinen Segen."

Fedor konnte nicht schnell genug, den auf dem Reisighaufen liegenden Körper des Polen hinabwälzen, und Alexandra, die ihn nicht sah, glaubte nicht anders, als daß Fedor erschossen sei, und gen Himmel blickend, bereitete sie sich selbst zum Tode vor. Ohne jedoch ihre Geistesgegenwart zu verlieren, erfaßte sie mit beiden Händen einen starken Ast und fand einigen Trost in dem Gedanken, daß die göttliche Vorsehung sie aus dieser großen Gefahr erretten könne. Plötzlich fühlte sie, daß die Hand, welche ihr Gewand ergriffen und daran gezogen hatte, es los ließ, und sie wagte es, dem Räuber ins Gesicht zu sehen. Er stand unbeweglich, sein Haar sträubte sich empor nnd auf seinem todtenbleichen Antlitz malte sich Entsetzen und Bosheit.

„Hexe!" rief er, „Du forderst mich vor Gericht; komm' und führe mich selbst hin!"

Mit diesen Worten lief Terentjitsch der Richtung zu, wo ihm der Gegenstand erschienen war, der ihm den Ver-

stand verwirrt zu haben schien; sein langer Kaftan blieb jedoch wieder an einem Baumzweige hängen und er stürzte abermals nieder. Sein Schmerzensschrei ertönte durch den Wald und diesem folgte ein lautes Gelächter, das dem sterbenden Sünder wie Beifallsjubel der Hölle erschien.

Nachdem Fedor sich endlich von der auf ihm liegenden Last befreit hatte, half er seiner Herrin von der Eiche herunter, entzog sie dem Anblick des unter entsetzlichen Convulsionen am Boden sich windenden Russen und schlug mit ihr einen schmalen, zur Landstraße führenden Fußpfad ein. Vor ihnen schien sich etwas zu bewegen, wie ein Schatten, und eine wohltönende, angenehme Stimme versprach in Worten der heiligen Schrift dem jungen Mädchen eine nahe bevorstehende Freude.

Neuntes Kapitel.

Im Anfange des Septembers nach einem heiteren und warmen Tage, ging die Sonne jenseits des Waldes unter; und ihre Strahlen beleuchteten die schmalen Fenster dreier großer Bauerhäuser, die an dem hohen Ufer des Pachra-Flusses standen, so daß es schien, als wären im Innern derselben ganze Massen von Kieferspänen wegen irgend eines Festes angezündet. Aber es war nirgends die geringste Bewegung zu bemerken. In der nicht weit davon liegenden Mühle waren Fenster und Thüren vernagelt; die ganze Umgegend schien völlig unbewohnt zu sein und nur zuweilen führte der Wind leises Geläute von weidendem Vieh durch die Lüfte, das die überall herrschende Todesstille auf melancholische Weise unterbrach. An einigen Stellen lagen zwischen Haufen von Bruch- und Kalksteinen Geräthschaften, mit denen man sie an dem Flußufer brach und zwei zurückgelassene Kittel deuteten an, daß dort noch unlängst Arbeiter beschäftigt gewesen waren und daß irgend ein außerordentliches Ereigniß sie genöthigt hatte, sich mit den Bewohnern des kleinen Gutes plötzlich zu entfernen. Auf den anstoßenden Feldern war nicht ein einziger Getreidehaufen zu sehen, obgleich man nach den dichten Stoppeln vermuthen konnte, daß die Ernte sehr gut und daß lange Zeit erforderlich gewesen war um sie zu vernichten oder davon zu führen. Auf den Wiesen aber, die sich längs dem rechten Flußufer erstreckten, standen große, sorgfältig aufgeführte und bedeckte Heuschober.

Plötzlich hörte man im Walde Getöse und Hufschläge und die letzten Sonnenstrahlen beleuchteten einen Haufen siegesfroher Krieger, die sich auf der Straße nach Kaschira zeigten. Voran ritten zwei Männer, von denen der eine kaum zwanzig Jahre alt zu sein schien, während der andre ohnge-

fähr dreißig zählte; der Letztere hörte mit Aufmerksamkeit seinem jungen Gefährten zu und verneigte sich, als jener schwieg, mit einer Miene, die seine vollkommene Bereitwilligkeit aussprach die erhaltenen Befehle zu vollziehen.

„Ich kann mich also ganz auf Dich verlassen Ssemen Wassiljewitsch?“ sagte der junge Mann einen durchdringenden Blick auf den männlichen Krieger heftend.

„Ich habe Dir vor dem Bildniß des heiligen Alexei geschworen, Fürst Michailo Wassiljewitsch dem Zaar Wassili Iwanowitsch treu und ehrlich zu dienen. Der Himmel soll mich vor dem bitteren Vorwurfe bewahren, bei den Siegen meines Vaterlandes gleichgültiger Zuschauer geblieben zu sein! Ich bin kein Schönredner und war kein schmeichelnder Höfling; aber morgen wird die That Dich überzeugen, ob Ssemen Golowin es verdient, daß Du Dich mit ihm beriethest.“

„Wir lernten uns in schweren Zeiten kennen,“ sagte der Fürst seinem Gefährten die Hand reichend; „Deine Unterhaltung linderte meinen Kummer und ich habe viel von Dir gelernt. Verlasse mich nicht; bleibe mein unzertrennlicher Begleiter und mein Freund!“

„Mit ganzer Seele will ich es,“ antwortete Golowin die Hand des jungen Wojewoden an sein Herz drückend. „Ich setze keinen Werth darauf, Fürst Michailo, daß Du des Zaaren Neffe bist; ich kenne Deinen Verstand, Deine Umsicht und Dein vortreffliches Herz und ich bin überzeugt, der Allmächtige selbst erwählte Dich dazu, das heilige Rußland zu retten.“

„Wenn er mir beisteht, die günstige Meinung des Kaisers zu rechtfertigen,“ erwiederte der Fürst, die Augen fromm zum Himmel erhebend, „so wollen wir mit der Hoffnung auf seine Barmherzigkeit freudig sterben! — Es scheint mir,“ fuhr er dann fort, indem er die Umgegend betrachtete, „es würde hier ein gutes Nachtlager für uns sein; nach allen ern-

gezogenen Nachrichten, befinden wir uns jetzt ohngefähr zehn Werst von den Rebellen, und wenn sie zögern uns morgen entgegen zu kommen, so wird es uns nicht schwer werden, sie aufzusuchen. Jetzt müssen wir ausruhen und das Fußvolk erwarten."

Sein Roß wendend, befahl der Fürst seinen Leuten abzusitzen, er selbst aber stieg nicht eher ab, als bis er sich überzeugt hatte, daß sein schwacher Kriegerhaufen keinen plötzlicher Ueberfall zu befürchten hatte. Die Soldaten zündeten Feuer an, stellten ihre Kessel darauf und machten Anstalten, die mitgebrachten Hafergrütze zu kochen, während Andere Heu herbei holten und es den Pferden vorwarfen; aber auf den ausdrücklichen Befehl des Fürsten durfte nur das unumgänglich Nöthige gesprochen werden. Bald traf das Fußvolk ein; die ermüdeten Krieger nahmen auf der Wiese Platz, und blickten, sich den Schweiß trocknend, mit heiterer Miene auf den jungen sorgsamen Wojewoden, der immmer selbst darauf sah, daß sie an nichts Mangel litten.

Zum Abendbrod rührte ein ergrauter Dessätnik (Befehlshaber von zehn Mann) in einer hölzernen Schaale Hafermehl mit Wasser ein, that Salz hinzu, versuchte es und reichte es dann dem Fürsten, mit der Bitte es zu essen, weil es ihm gut thun würde.

Der Fürst rühmte die Speise und befahl darauf den ihm folgenden Pawel Petrowitsch Tischin, man solle den Soldaten Alles geben, was für seine Tafel zubereitet worden war. „Diesen Morgen" sagte er, „haben die Verschwörer einen großen, von Moskwa kommenden Transport aufgefangen. Wenn es uns gelingt sie zu schlagen, so fällt Alles in unsere Hände, sollten sie uns aber besiegen, so will ich eine lange Zeit nichts als Brod und Wasser genießen."

Tischin blickte den Fürsten an und lächelte unwillkürlich als er ihn tief in Nachdenken versunken sah.

„Ich weiß nicht," sagte er, „welcher Heerführer seine Schiffe verbrannte, um seine Soldaten zu verzweifeltem Kampfe zu nöthigen, und Du, Fürst Michailo, theilst Deinen Vorrath mit ihnen, damit sie den Hungertod nicht fürchten. Erlaube mir, sie auch meinerseits zu ermuthigen; wir führen auf zwölf Wagen Käse, Salzfleisch und Fische mit und an Brandwein und Meth fehlt es auch nicht; wozu sollen wir dies Alles aufbewahren, da wir nicht wissen, ob wir es morgen brauchen konnen!"

„Du hast Recht", fiel Golowin und alle Offiziere ein; „wenn wir, was Gott verhüten wolle, vor den Rebellen fliehen müßten, so kämen uns die Leckerbissen nicht zu Gut. Mögen die Soldaten heute ihr Commisbrod ruhen lassen, da sie sich auf andre Weise sättigen können."

„Die ermüdeten Leute müssen durch ein kräftiges Abendessen gestärkt werden," sagte der Fürst; „aber es ziemt sich keine Schwelgerei am Vorabende einer todtbringenden Schlacht das ist Sitte der Polen, denen wir sie lassen wollen."

Alle sahen die Richtigkeit dieser Bemerkung ein und auf Befehl des Fürsten wurde eine ansehnliche Quantität Fleisch, Fische, Käse und Branntwein unter die zwar nicht zahlreichen, aber gut bewaffneten und mit Eifer und Muth erfüllten Krieger vertheilt. Mit dem noch bleibenden Vorrath traf der Fürst so che Anstalten, daß derselbe auf keinen Fall in Feindeshände gerathen konnte.

Nachdem Fürst Michailo in einem der nächsten Bauerhäuser sein Nachtquartier aufgeschlagen hatte; vermochte er lange nicht einzuschlafen. Der Gedanke, daß er sein Schwert, das er zum erstenmale führte, mit russischem Blut beflecken sollte, schmerzte ihn tief; mehrere Male verließ er sein Lager, setzte sich auf die Bank, öffnete das Fenster und horchte, ob vielleicht fernes Geräusch zu hören sei. Alles war still: ein leiser Wind spielte mit der blauseidenen Fahne, in deren Mitte sich das Bildniß des heiligen Nicolai befand; der Wiederschein des benachbarten Wachfeuers beleuchtete den Heiligen, der

die schlafenden Krieger unverwandt zu bewachen schien. Diese hatten ihr ganzes Vertrauen auf Gott und ihren Wojewoden gesetzt, und weder die wiederholten Zurufe der Wachen, noch das Getrappel der Pferde konnte ihren tiefen Schlaf stören.

Da glaubte der Fürst plötzlich zu hören, daß man seinen Namen rief. Er warf seine Blicke in der Stube umher; Alles schlief fest und es schien, als theile Niemand seine trüben Gedanken; aber ein unterdrückter Seufzer und ein Klageton überzeugten ihn bald, daß auch seine Gefährten nicht ohne Sorgen die Augen geschlossen hatten. Abermals sprach eine leise Stimme seinen Namen aus; er vermochte sie nicht zu erkennen, und er konnte nicht einmal sehn, ob es eine junge oder ältere Frauengestalt war, welche an der Thür andächtig für ihn betete. Er sah sie nur wie durch einen dünnen Flor und war so sehr über diese Erscheinung erstaunt, daß er nicht im Stande war, zu fragen, wie sie unbemerkt in die Stube hätte kommen können. Seine Gedanken verwirrten sich, Phantasiebilder verdrängten die Wahrheit, der ermüdete Körper siegte über den schwachen Geist. Unwillkürlich vergaß der Fürst selbst den bevorstehenden Kampf und die sein Vaterland zerreißende Zwietracht.

Ein stärkender Schlaf belebte die Kräfte des jungen Wojewoden, konnte ihm aber die lange verlorene Seelenheiterkeit nicht wiedergeben. Mit tiefer Betrübniß sah er, wie auf der weiten Ebene die verschiedenartigen Schatten allmälig schwanden, und wie die erwachten Soldaten, nachdem sie ihre Gewehre untersucht, sich den Fahnen zuwendeten und andächtig beteten. Er eilte nicht sich ihnen zu zeigen und bemerkte es nicht einmal, daß ihm Thränen über die Wangen herabflossen.

„So also, Fürst Michailo Wassiljewitsch“, sagte Golowin zu ihm, „begrüßest Du den Tag, an welchem Du dem Zaar und dem Vaterlande zeigen sollst, daß sie noch eifrige und tapfere Vertheidiger besitzen?“

„Es thut meinem Herzen wehe, Semen Wassiljewitsch," erwiederte der Fürst, „daß ich das Schlachtenhandwerk nicht gegen auswärtige Feinde erlernen muß."

„Alles hängt von dem Willen Gottes ab," sagte Golowin.

„Ach!" unterbrach ihn Tischin, „wir werden weder mit Russen noch mit Rechtgläubigen fechten! Erinnere Dich, Fürst Michailo Wassiljewitsch, aller Unthaten dieser Räuber: sie fielen von Gott ab und von dem Lande ihrer Geburt; Du kannst, Du darfst diese Menschen nicht schonen, oder Du liebst den Freund nicht, dem sie den Vater erschlugen!"

„Wie?" rief der Fürst, „Du könntest grausame Rache wünschen und nach dem Maaßstabe derselben meine Freundschaft für Dich beurtheilen wollen? Ich erfülle meine Pflicht, bezwinge mein Herz, biete alle Mittel auf, um meine verblendeten Landsleute zu ihrer Pflicht zurückzuführen; Gott bewahre mich aber davor, ihnen nachzuahmen! Wir müssen uns bemühen, sie zur Vernunft zu bringen und sie zu retten, nicht aber sie blind zu hassen. Uns selbst würde dann die Strafe des Himmels treffen und wir würden dem Vaterlande nicht wahrhaft nützlich werden. Vergiß nicht, Pawel, daß Du ein Christ bist und daß Dein Vater ein Rechtgläubiger war."

Tischin fühlte die Wahrheit dieser Worte und konnte der edlen Gesinnung des Fürsten seine Anerkennung nicht versagen; aber Erbarmen gegen Mörder zu versprechen, von deren wilder Verworfenheit er ein Zeuge und Opfer geworden war, dazu war er nicht stark genug. Golowin verließ das Haus. Mit schwerem Seufzer drückte der Fürst seinen Freund Tischin an die Brust und wollte sich ebenfalls entfernen, blieb aber voll Erstaunen stehen, als er sah, daß an einer in der Nähe der Thür stehenden Schlafbank das obere Brett sich erhob und ein menschlicher Kopf sichtbar wurde. Alle

waren überrascht; Tischin schritt vorwärts, die Uebrigen umringten den Fürsten, um ihn gegen einen plötzlichen Ueberfall zu schützen. Aber anstatt gefährlicher Feinde trat aus der Bank ein altes Weib in abgenutzter Kleidung hervor, blickte aufmerksam um sich und warf sich endlich vor dem Fürsten Skopin nieder.

„Dascha!“ rief Jacob aus. „Fürst Michailo Wassiljewitsch, es ist Dascha, die Dein theures Leben erhalten hat!“

„Wie kommst Du hierher, gute Dascha? fragte der Fürst, die Alte aufhebend. „Wie willst Du Dich retten, wenn die Verräther uns besiegen?“

Die Prophetin lachte laut auf, stimmte einen hochzeitlichen Gesang an, und begann um den Fürsten herum zu tanzen. Alle blickten mit geheimer Freude auf sie, in der Hoffnung, sie prophezeihe Sieg.

„Ach!“ rief Dascha plötzlich innehaltend, „ich vergaß weßhalb ich hergekommen bin. Ich habe Gesellschaft mit mir, Väterchen; ein junges Mädchen hat die ganze Nacht für Dich gebetet und ihr Diener seinen Säbel so scharf geschliffen, daß er selbst Iwaschka (Dim. von Iwan; hier Bolotnikow), wenn er ihm begegnete, den Kopf vor die Füße legen würde. Nimm sie freundlich auf, Lieber; sie werden Dir treu dienen. Tritt näher, Bojarin,“ fügte die Alte mit verstärkter Stimme hinzu; „der Diener mit Dir und laß das vor dem Heilande brennende Licht nicht verlöschen.“

Da erschien ein junges Mädchen, gefolgt von einem großen, kräftigen und wohlbewaffneten Manne.

„Welche Aehnlichkeit!“ rief Fürst Michailo aus. „Heißest Du nicht Alexandra? wurde Dein Vater nicht in Moskwa schwer verwundet?

Das junge Mädchen konnte einige Augenblicke kein Wort hervorbringen. In der Voraussetzung, ihr Befreier be-

fände sich längst nicht mehr unter den Lebenden, blickte sie ihm mit freudigem Erstaunen an.

„Ich bin die Nämliche," sagte sie endlich mit tiefem Gefühl, „die Du vom Untergange gerettet hast. und seit jener Zeit haben mich noch schwere Leiden getroffen. Verlaß eine hülflose Waise nicht! Der Himmel selbst führte mich mit Dir zusammen, es scheint des Allmächtigen Wille zu sein, daß Du immer mein Beschützer werden sollst!"

Der Fürst wurde nachdenkend; in Alexandra's Zügen sah er die Spuren schwerer Leiden und er wünschte nichts sehnlicher, als sie zu beruhigen; aber im Augenblick der Schlacht setzte ihn die Beschützung der lieblichen Jungfrau in Verlegenheit.

„Es ist Zeit, daß Du aufbrichst, Bojar," sagte Dascha, als hätte sie in der Seele des Fürsten gelesen; „aber vergieß uns nicht, wenn der Tanz aus ist!"

Alexandra an der Hand nehmend, stieg die Alte wieder mit ihr in den Keller hinab und warf die Fallthür über sich zu. Fedor wollte sie wieder öffnen, aber sie war fest verschlossen. Noch jetzt findet man in Bauernstuben oft breite Bänke, unter denen man in einen Keller hinabsteigt; jetzt hat man es nicht mehr nöthig, die hinunterführende Stiege zu verbergen, aber während der in Rußland herrschenden Bürgerkriege brachten sorgsame Wirthe von innen starke Riegel an der Fallthür an, und wenn diese vorgeschoben waren, glaubte man nur gewöhnliche Bänke zu sehen, welche die Bestimmung hatten, kranken oder alten Leuten als Lagerstätten zu dienen.

Fürst Michailo sah ein, wie unzulänglich die von ihm bisher getroffenen Vorsichtsmaßregeln gewesen waren und dachte nicht ohne Unruhe daran, wie leicht zwei verwegene Bösewichter den Hauptanführer des zaarischen Heeres in der Nacht hätten ermorden, und in Folge des dadurch entstande-

nen Schreckens die Truppen vielleicht verleiten können, zu den Rebellen überzugehen. Er dankte dem Allmächtigen, daß er ihn aus solcher Gefahr errettet hatte, und richtete dann an Fedor die Frage, ob er ihm folgen wolle; mit Freuden zeigte sich dieser dazu bereit.

„Laß' uns aufbrechen, Fürst Michailo Wassiljewitsch," rief von der Straße herauf Golowin; „Dein Roß durchwühlt schon unruhig den Boden; ich denke, es werden viele Feinde um Deinen Gaul herum ihren Tod finden."

Mit einem schweren Seufzer verließ der Fürst die Stube, noch einen Blick auf den Keller werfend, wo zwei Weiber in festem Vertrauen auf Gott das Nahen von Räubern nicht fürchteten, die Alles, was sie nicht mit sich nehmen konnten, mit Feuer und Schwert verwüsteten.

Dem Befehl des Fürsten gemäß war das ganze Heer zum Gebet bereit. Auf den Knieen liegend, hörten die Truppen in tiefer, andächtiger Stille das von dem Geistlichen des Heeres gesprochene Gebet um den Beistand Gottes gegen die Feinde an. Die aufgehende Sonne bestrahlte das goldene, vom Geistlichen hoch empor gehaltene Kreuz, und als nach geendigtem Gebet die Trommeln gerührt wurden, erhob sich die bewaffnete Masse. Rüstig schwangen die Reiter sich auf ihre Rosse und zogen in leichtem Trab der Straße nach Kaschira zu. Der Fürst hatte Schützen voraus gesendet, um den Feind zu recognosciren: aber noch hatte man das Dorf nicht aus dem Gesicht verloren, als man einen eilig heransprengenden, unbekannten Reiter erblickte, welcher dem Fürsten zurief: „Die Bösewichter wollen uns umgehen; folge mir, Fürst Michailo Wassiljewitsch, oder Du kommst mit Allen den Unserigen um und Niemand wird es je erfahren, daß Du Dein Vaterland geliebt und gewünscht hast, es zu retten."

Ein ernster Blick des Wojewoden nöthigte Tischin, der dem Unbekannten folgen wollte, welcher in gestrecktem

Galopp links von der Straße ab fortjagte, seinen Gaul anzuhalten.

„Keiner von uns kennt diesen Reiter," sagte er, „es ist vielleicht ein Verräther, den man abgesendet hat, um uns in eine Falle zu locken!"

Der Fürst richtete sich hoch in den Bügeln empor und blickte nach der Seite hin, wo der blitzschnell dahin fliegende Bote verschwunden war, um zu erspähen, ob wirklich von dorther sich Truppen näherten.

„Wie es scheint, hat uns der Reiter nicht getäuscht," sagte er, höre nur, Semen Wassiljewitsch, ob es jenseits des Waldes nicht summt wie Bienen, und wie von dort her die aufgescheuchten Vögel heerdenweise davonfliegen."

„Ja", erwiederte Golowin, „ich glaube nicht, daß ein Geier sie aufgejagt hat."

„Kinder," fragte der Fürst, „wer von Euch kennt die hiesige Gegend?"

„Ich bin hier geboren", antwortete ein junger Lanzenträger, „und da ich mit meinem Vater oft auf die Fuchsjagd gegangen bin, so kenne ich jeden Fleck so genau wie meine Tasche."

„Wie ist dieser Wald beschaffen?"

„Er springt hier nur hervor und hinter ihm liegen sehr große Felder; die Bauern von den Dörfern haben sie eine lange Zeit bearbeitet, jetzt aber liegen sie brach."

Auf Befehl des Wojewoden folgten die Truppen der Spur des unbekannten Reiters, entfernten sich dadurch von der großen Straße und erblickten ihn bald selbst auf einer kleinen Anhöhe haltend. Dichte, bis zur Erde herabhängende Zweige einer Weide verbargen ihn von der entgegengesetzten Seite; aber die zaarischen Truppen konnten ihn deutlich betrachten. Sein ganzer Körper war nach vorn geneigt und es schien, daß Gehör und Gesicht in gleichem Maaß bei ihm in Thätigkeit

waren. Die Enden seiner schwarzen, über die Schulter herabhängenden Schärpe zeichneten sich auf seinem weißen Rosse ab, welches eben so unbeweglich war, als sein Reiter.

Tischin warf einen bittenden Blick auf den Fürsten Skopin, und da dieser fühlte, daß es Zeit war zu erfahren, ob man mit einem Verräther oder mit einem Freunde zu thun habe, hielt er den ungestümen jungen Mann nicht länger zurück, und befahl daß drei kühne Reiter ihn begleiten sollten. Der Unbekannte macht ein Zeichen, daß sie halten möchten; als er aber sah, daß sie es nicht thaten, war er auf einem flüchtigen Pferde in einem Nu bei ihnen.

„Ich hoffe," sagte er mit leiser Stimme, „daß der Himmel sie ins Verderben führen wird, „sie sind zwar stärker als wir, denken aber nicht daran, daß sie uns hier finden werden."

Die vorausgesandten Schützen kehrten jetzt mit der Nachricht zurück, daß wenn der Wojewod sich nicht seitwärts gewendet hätte, er von den Rebellen umzingelt worden wäre. Dem Unbekannten von Herzen dankend, beeilte sich der Fürst, Alles zum Kampfe vorzubereiten. Im tiefsten Stillschweigen stellte sich das Zaarische Heer zwischen dem Flusse und der Anhöhe auf, die man mit zwei Kanonen besetzte, und ein junger Lanzenträger erkletterte den Gipfel eines hohen Baumes, um sogleich ein Zeichen zu geben, wenn der Staub das Herannahen der Rebellen verkündete.

„Du hast uns einen wichtigen Dienst geleistet," sagte der Fürst auf den Krieger mit der schwarzen Schärpe zureitend. „Rechne auf eine entsprechende Belohnung, aber sage mir, ist es wahr, daß Du Fürst Bachtinrow, Sohn des Wojewoden von Putiwl bist?"

„Wer hat meinen Namen errathen? Mich dünkt, ich sah bis jetzt noch Niemanden von Euch."

„Ich habe im Frühjahr den verstorbenen Fürsten Bu-

nen gelernt", erwiederte Tischin; und Du siehst ihm sehr ähnlich; auch sagte man mir, daß Du eine schwarze Schärpe trägst."

„Warst Du im Frühjahr in Putiwl?"

„Während meines Dortseins brach dort die Meuterei aus, und mein Vater, Peter Wassiljewitsch Tischin, wurde das erste Opfer derselben."

„So sind wir Brüder," rief Fürst Bachtiarow aus, „und in uns Beiden fließt das nämliche getreue Märtyrer-Blut! Aber der Tod meines Vaters zertrümmerte nicht allein das Glück meiner Jugend, auch meine geliebte Schwester befindet sich in den Händen des Räubers Iljeika. Retten konnte ich sie nicht, aber so Gott will werde ich Gelegenheit haben, sie zu rächen! Diese Waffe schenkten mir die Polen," fuhr er fort, seinen kostbaren Säbel ergreifend, „und ruhig werde ich sterben, wenn es mir gelingt, sie in ihr Blut zu tauchen."

Rede, Stimme, ausdruckvolles Gesicht, Alles verrieth, daß Fürst Bachtiarow ein edles, gefühlvolles Herz besaß, und sein ganzes Benehmen erweckte Vertrauen und Achtung. Seine uneigennützige Liebe zum Vaterlande machte einen tiefen Eindruck auf den Fürsten Michailo. Fürst Bachtiarow seinerseits versicherte ihm, er danke Gott von ganzer Seele, daß er ihn gesehen und seine Aufmerksamkeit erregt hatte,

„Nein," rief er aus, „das heilige Rußland ist nicht verloren; es besitzt einen treuen Vertheidiger, eine feste Stütze! Erlaube mir, Fürst Michailo Wassiljewitsch, Dich nicht zu verlassen. Ich bin kräftig genug Deine Gefahren zu theilen und hoffe Zeuge Deines Sieges zu sein."

Die Rebellen, die in vielen Gefechten die zaarischen Truppen geschlagen hatten, waren überzeugt, daß Niemand ihnen widerstehen könne, und als sie den schwachen Haufen unter der

Anführung eines jungen, ihrer Meinung nach unerfahrenen Wojewoden bemerkten, stießen sie ein lautes Jubelgeschrei aus. Die Befehlshaber galloppirten auf flüchtigen polnischen Pferden zwischen den Truppen einher und versprachen ihnen, mit den Säbeln in der Luft umherfechtend, daß sie bald in Besitz der Schätze sein würden, die ihrer Versicherung nach der kleinmüthige, üppige Neffe Schuiski's mit sich führte.

Plötzlich donnerte eine Salve und auf der Seite der Rebellen ergriffen eine Menge Pferde die Flucht, einige leer, andere die verwundeten oder getödteten, in den Steigbügeln hängenden Reiter mit sich schleppend. Alle stürzten sich in den nicht sehr tiefen Fluß, durchschwammen ihn und zerstreuten sich jenseits nach allen Richtungen. Die über den unerwarteten plötzlichen Ueberfall betroffenen Rebellen machten Halt; eine abermalige, ebenso mörderische Salve gab ihnen ihren wilden Muth wieder und sie sprengten in dichten Massen auf die Anhöhe zu. Die zaarischen Truppen rückten vorwärts und es entspann sich auf der weiten Ebene ein heißer Kampf. Als Fürst Michailo bemerkte, daß der Feind sich auf seinen rechten Flügel warf, eilte er zum Beistande dahin; noch hatte er von seinen Waffen keinen Gebrauch gemacht, noch hoffte er sie unbefleckt von russischem Blute zu erhalten, aber der wüthende Angriff der Rebellen zwang ihn, sich mitten unter sie zu werfen. Er blickte zum Himmel empor, rief Gott zum Beistand an, und von tiefem Schmerz wurde sein Herz ergriffen, als er besiegte Landsleute um sich her zu Boden fallen sah. Bestürzung und Schrecken eröffneten ihm eine breite Bahn durch die feindlichen Massen.

„Ihr Memmen!“ schrie ein riesengroßer Saporoger Kosak; „was fürchtet Ihr einen einzelnen Mann?“ Es ist Schuiski's Neffe selbst, unser Verderber; wir müssen ihn durchaus tödten oder fangen, dann finden wir keinen Widerstand mehr bis Moskwa!“

Mit diesen Worten stürzte er sich dem Pferde des Fürsten entgegen und stieß demselben mit aller Kraft seine Helle-

barde bis an das Heft in die Brust. Das kräftige Roß machte hochaufschnaubend einen Satz nach vorn und erdrückte niederstürzend seinen Mörder. Der junge Wojewod war schnell wieder auf den Füßen, hatte aber seinen Helm verloren und die kühner gewordenen Räuber versuchten auf's Neue ihn zu umzingeln. Zwei von ihnen legten ihre Flinten auf ihn an, aber ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, schoß der Fürst den einen mit seinem Pistol nieder. Im nächsten Augenblicke schoß der Andere und rief dann mit wilder Freude seinen Gefährten zu, es solle Niemand den Leichnam anrühren, da ihm allein die Beute gehöre. Doch kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als Tischin ihm den Kopf bis auf die Augen spaltete und er neben dem Helden mit der schwarzen Schärpe hinstürzte, der Skopin mit Aufopferung seines eigenen das Leben gerettet hatte.

Fürst Michailo sprang selbst hinzu, um seinen Retter aufzuheben und befahl, da er noch Leben in ihm verspürte, den herbeigeeilten Soldaten, ihn nach einer sichern Stelle zu tragen. Dann bestieg er das Pferd seines zwar nur augenblicklichen, aber dennoch unvergeßlichen Freundes und sprengte davon. Kaum vermochten Tischin und Golowin ihm zu folgen; es war als flöge ein Würgengel durch die Reihen der erschreckten Feinde, und bald flohen die Ueberlebenden auf derselben Straße, auf der sie selbst Alles verwüstet hatten und wo sie daher weder Nahrung noch Obdach finden konnten.

Dies war der erste entscheidende Sieg über die Rebellen; ihre Wuth hatte der Tapferkeit und den geschickten Dispositionen des kaum volljährigen Fürsten Skopin-Schuiski weichen müssen. Sein Name ertönte aus dem Munde eines jeden seiner Soldaten; Alle waren seines Lobes voll. Die Offiziere drängten sich um den Helden, einige verglichen ihn mit Alexander Newski, andere mit Dimitri Donskoi; Alle prophezeihten ihm unsterblichen Ruhm, Alle baten ihn, sie nie wieder zu verlassen. Der bescheidene Fürst schrieb den glücklichen Ausgang des Kampfes der göttlichen Vorse-

hung zu, aber indem er mit tiefer Trauer auf das mit Leichnamen bedeckte Schlachtfeld blickte, fühlte er, daß er sich nicht eher eines wahrhaft erhebenden Genusses werde erfreuen können, als bis er das Vaterland ruhig und die Russen mit Gott und ihrem Gewissen ausgesöhnt sehen würde.

Zehntes Kapitel.

Fürst Michailo kehrte mit ängstlicher Besorgniß in das Dorf zurück, wohin die Verwundeten gebracht worden waren, denn er fürchtete, den Fürsten Bachtiarow nicht mehr unter den Lebenden zu finden, ihm nicht mehr seinen Dank aussprechen und die Versicherung geben zu können, daß er alle Verfügungen, die er etwa noch zu treffen hätte, mit der größten Pünktlichkeit ausführen werde. Auch an das junge Mädchen dachte er, die ihm jedesmal in den Augenblicken seiner schwersten Sorgen erschien, und da er wußte, wer sie war, erinnerte er sich mit unwillkürlicher Wehmuth daran, daß sie ein Nonnenkleid trug.

Während der falsche Dimitri seinen Thron und sein Leben verlor, hatte Fürst Michailo in Folge der erhaltenen Wunden in einem hitzigen Fieber gelegen. Nach seiner Genesung erzählte er seiner Mutter sein Zusammentreffen mit Alexandra und ihrem Vater, und trug Jacow auf, die Wohnung des Theerhändlers aufzusuchen, wo er Beide im beklagenswerthesten Zustande zurückgelassen hatte. Jacow durchstrich alle Gassen in der Nähe des Ortes, wo der Fürst bewußtlos am Boden liegend gefunden worden war, und fragte in mehreren Hütten, welche der ihm von seinem Herrn beschriebenen ähnlich schienen, aber überall versicherten ihm

die Bewohner, daß sich das Ereigniß, welches er erzählte, in ihrem Hause nicht zugetragen hatte, so daß er endlich auf den Gedanken kam, es sei Alles nur ein Spiel der Einbildungskraft des Fürsten während seiner Krankheit gewesen. Auch die Fürstin war geneigt an der Wahrheit dieser Begebenheit zu zweifeln, und die Wunden, welche ihr Sohn erhalten, schrieb sie nur allein der Raubgier zu. Der junge Fürst beschloß endlich, die Wohnung selbst aufzusuchen, die er einige Wochen zuvor mit dem Versprechen verlassen hatte, sogleich mit Hülfe zurückzukehren; er erinnerte sich aller nähern Umstände ganz genau, und es schien ihm durchaus nicht möglich, daß Alles nur Wirkung einer kranken Phantasie gewesen sein sollte. Durch Jacow, den er mit sich genommen hatte, erfuhr er sehr bald, daß dieser gar nicht in der Gasse gewesen war, wo der Theerhändler wohnte; er fand dessen Häuschen sogleich, aber es war von andern Leuten, einem alten Bürger aus Kolomensk und seinem Sohne, bewohnt, die ihm sagten, der Theerhändler sei am Todestage des falschen Dimitri erschlagen worden und seine Frau nach Rostow gegangen, um den Schleier zu nehmen. Daß in dieser Hütte ein fremder Edelmann von Polen ermordet worden sei, hatten sie zwar gehört, aber alle näheren Umstände waren ihnen unbekannt geblieben. Fürst Michailo verlor durch diese Erklärung alle Aussicht, dem Alten und seiner Tochter nützlich werden zu können; indessen konnte er sie nie ganz vergessen und wenn er in der Dämmerung zufällig in eine enge Gasse gerieth, schien es ihm, als höre er die Stimme des jammernden, von ihrem sterbenden Vater Abschied nehmenden Mädchens, oder als sähe er den Schatten der reizenden Alexandra, wie sie für ihn zu Gott betete.

Als der vom Schlachtfelde zurückkehrende Fürst bei einem kleinen Landsitze angekommen war, begegnete ihm Dascha, die ihn mit schallendem Gelächter begrüßte.

„Du bist doch ein ganzer Mann,“ rief sie ihm zu, nicht

von seinem Pferde weichend, „ausgeritten bist Du auf einem schwarzen Gaul und zurück kommst Du auf einem weißen!"

„Gott gebe nur, daß sein Herr noch lebt! Weißt Du nicht, was der verwundete Fürst macht?"

„Er wartet auf Dich; er war schon ganz reisefertig, ich erinnerte ihn jedoch, daß er von Dir noch Abschied nehmen müsse. Du bist für ihn ein großer Mann geworden, und nicht allein für ihn, nicht allein für einen Tag," sagte Dascha und sprang dabei herum wie eine Verrückte.

Der Fürst hörte nur ihre ersten Worte. Rasch vom Pferde springend, eilte er die Treppe hinauf und öffnete leise die Thür der Bauernstube. In einer Ecke unter den Heiligenbildern lag auf einem Heulager Fürst Bachtiarow und hörte aufmerksam den Gebeten zu, welche die neben ihm stehende Alexandra laut hersagte. Sie hatte ihr Nonnengewand abgelegt und trug einen Feres von Seidenstoff mit Gold ausgenäht und einen reich mit Perlen besetzten Gürtel.

„O, mein Freund, mein Erretter!" rief, vor den Verwundeten hinknieend, Fürst Michailo aus, „Gott ist barmherzig, Du wirst am Leben bleiben; ich werde mich nicht mit dem Gedanken zu quälen haben, daß für mich ein Mann sich opferte, der seinem Vaterland nützlicher werden kann als ich!"

„Ergieb Dich dem Willen des Herrn," sagte mit Resignation der Leidende, „und beklage mich nicht; mir war das Leben bitter und süß ist mir das Ende! Nur Eines macht mir Sorge, aber ich bin überzeugt, daß Du meine letzte Bitte erfüllen wirst. Nimm Dich meiner armen Schwester an, und bringe sie in einem Kloster unter.

„Ganz gewiß werde ich sie aufsuchen, und für sie wie für meine leibliche Schwester sorgen," antworte Fürst Michailo, die kalte Hand des jungen Mannes an seine Lippen drückend.

„Unser ganzes Vermögen," sagte Letzterer mit schwacher

Stimme, „ist dahin; mir blieben nur mein Roß und meine Waffen; Gott gebe, daß sie Dir lange dienen mögen! ..... Denke an mich mit Liebe .... glaube nicht, daß ich unvorbereitet sterbe; schon längst erwartete ich den Tod und gestern habe ich bereits das heilige Abendmahl genommen.“

Die ganze Größe des bevorstehenden Verlustes fühlend, betete Fürst Michailo inbrünstig zu Gott, ihn vor diesem zu bewahren oder ihm wenigstens Kraft zu verleihen, sich in seinen geheiligten Willen zu fügen. In der Stube wie auf der Straße herrschte tiefe Stille; nur zuweilen hörte man das Wiehern des Pferdes, das nach seinem frühern Herrn zu fragen schien, der es noch nie einem andern anvertraut hatte. Da erhob sich der Sterbende aus eigener Kraft; es schien, als sei sein schweres Leiden plötzlich gewichen und als habe eine heilende Wunderkraft ihm neues Leben eingehaucht.

„Du wirst die wortbrüchigen Polen züchtigen,“ sprach er, den Fürsten Michailo scharf anblickend, mit fester Stimme, „und Deinen Landsleuten eine Welt des Ruhmes eröffnen! Einst ..... noch ehe unsere Namen vergessen sein werden, wird das heilige Rußland alle seine Feinde vernichten und das mächtige Polen zu den Füßen unseres siegreichen, ruhmbekränzten und glücklichen Vaterlandes liegen!“

Mit diesen Worten entfloh sein Geist, aber innige Zufriedenheit sprach in ausdrucksvollen Zügen aus seinem erbleichten Antlitz.

Aller Blicke richteten sich, wie nach einer stillschweigenden Uebereinkunft, gen Himmel; Thränen rollten über die verbrannten Gesichter der Krieger, Bestürzung und Trauer schlossen ihre Lippen. Der Fürst Bachtiarow erschien ihnen wie ein wohlthätiger Genius; er hatte viel zu ihrem Siege beigetragen und ihn mit seinem Leben bezahlt. Nur eine Stunde hatte er den Fürsten Michailo gekannt und ihn zu schützen gesucht, nicht aus persönlicher Anhänglichkeit, sondern

zum Besten des Vaterlandes, und nachdem ihm dies gelungen, war er, sein Loos segnend, verschieden. Der Tod eines so hochgesinnten Helden in der Minute seines ersten Sieges erschien fast Allen als ein beklagenswerthes Vorzeichen; fast Alle glaubten, es werde noch viel Blut vergossen werden, noch manches große Opfer erforderlich sein, ehe die Prophezeihnng des entschlafenen Rechtgläubigen in Erfüllung ginge. Auch Alexandra theilte dieses niederschlagende Gefühl; in unwillkürlichen Trübsinn versunken bemerkte sie es lange nicht, daß sie sich in der Stube allein unter Kriegsmännern befand, bis sie endlich sich umhersehend nach Dascha fragte, und Fedor Leute nach dieser aussandte.

Fürst Michailo übertrug dem bei seinen Truppen befindlichen Geistlichen die Vorbereitungen zur Bestattung des Fürsten Bachtiarow, bat darauf Alexandra ihm zu folgen und trat mit ihr auf die Freitreppe. Diese war ziemlich geräumig und unter der mit Stroh gedeckten Bedachnng konnte man Alles sehen, was auf der Straße und in der Umgebung des nicht sehr großen Dorfes vorging, das sich ohnehin wegen seiner von allen Seiten offenen Lage nicht sehr zu Verstecken eignete. Als Alexandra das Erstaunen des Fürsten über ihre veränderte Kleidung bemerkte, beeilte sie sich ihm zu sagen, daß sie sich nur aus Vorsicht des Nonnengewandes bedient und es wieder abgelegt habe, um ihre Retterin Dascha zufrieden zu stellen, die es verlangt hatte, weil sie der Meinung war, daß es sündlich und unziemend sei, sich für eine Nonne auszugeben, wenn man nicht wirklich eingekleidet ist.

„Bist Du schon lange von Deinem Vater getrennt?" fragte mit vieler Theilnahme der Fürst.

„Seit demselben Tage, an welchem Du uns zu Hülfe kamst, Fürst Michailo Wassiljewitsch," antwortete Alexandra, „mein Vater starb nach einigen Stunden. Dein Name war ihm unbekannt, aber inbrünstig flehte er zu Gott, Dich für die Rettung seiner Tochter mit allen seinen Seg-

nungen zu belohnen. Hätte man mich von ihm getrennt, so würde sein Ende schrecklich gewesen; hätte er mich nicht gesegnet, dann wäre ....." Thränen unterbrachen ihre Rede.

„Denke nicht an vergangene Leiden und Gefahren, erneuere nicht Deinen Kummer," bat sie der Fürst mit tröstender Milde, „sage mir lieber, wie Du hierher kamst und wie ich Dir dienen kann."

„Nein, Fürst Michailo Wassiljewitsch, es hat nichts Niederschlagendes für mich, daran zu denken, wie ich Dich zum erstenmal sah. Deutlich zeigte sich mir damals die Barmherzigkeit Gottes. Seit jener Zeit verlor ich, trotz aller Gefahren, die mich umringten, niemals die Hoffnung auf den Schutz des Allmächtigen. Noch vor einem halben Jahr wußte ich nicht was Leiden waren, und ohne an ihre Erduldung gewöhnt zu sein, würde ich, allein in der Welt geblieben, vielleicht über mein Schicksal gemurrt haben; aber Deine unvermuthete Erscheinung in dem Augenblicke der höchsten Noth überzeugte mich, daß der Herr diejenigen nie verläßt; die sich mit wahrem Glauben an ihn wenden."

Alexandra sprach diese Worte mit dem Ausdruck eines tiefen, innigen Gefühls aus, ohne zu bemerken, daß die Blicke des jungen Fürsten mit zärtlicher Theilnahme auf sie gerichtet waren. Sie dachte in diesem Augenblick nicht an die Zukunft; ihr Geist schwebte in höheren Regionen und alles Irdische war ihr fremd. Ihr frommes Entzücken verschwand jedoch bald und sie erinnerte sich daran, daß sie keinen Zufluchtsort, keine Beschützer hatte. Sie fürchtete sich, allein mit Fedor ihren Weg fortzusetzen, denn sie konnte nicht hoffen, daß Dascha sie ferner vor jeder Gefahr werde schützen können. Nachdem sie dem Fürsten mitgetheilt, daß ihr Vater sie deßhalb nach Moskwa gebracht hatte, um sie mit ihren Verwandten bekannt zu machen, bat sie ihn, sich nach dem Aufenthaltsorte ihres Bruders erkundigen zu lassen.

„Er hat mich nie gesehen," fügte Alexandra hinzu,

mir aber oft sehr freundlich geschrieben, und will es gewiß nicht, daß ich hülflos und verlassen umherziehe."

„Mein Gott, wie heißt Du?" rief Golowin, der schon längst kein Auge von dem jungen Mädchen verwendet hatte. Bisher hatte sie ihm noch keine Aufmerksamkeit geschenkt, ja seine Anwesenheit nicht einmal bemerkt, aber seine Stimme fiel ihr auf, sie kam ihr bekannt, sogar wie etwas Verwandtes vor. Sie betrachtete seine Gesichtszüge aber vergebens suchte sie darin eine Aehnlichkeit mit ihrer Mutter. Golowin war groß von Wuchs aber nicht schön, und von seinem Großvater väterlicher Seite hatte er den stolzen Blick und das unfreundliche Lächeln geerbt. Alexandra seufzte tief und blickte zu Boden.

„Warum schweigst Du?" fragte Golowin wieder, „quäle mich nicht, ich bitte Dich um des Himmels Willen! Du fürchtest mich doch nicht etwa? oder willst Du vielleicht nur dem Fürsten Michailo den Namen Deines Bruders nennen? Sage mir wenigstens, wer Deine Mutter war?"

„Die Fürstin Natalia Michailowna Worotinska ..."

Von seinem Sitze aufspringend, drückte Golowin die bestürzte Jungfrau an seine Brust und nannte sie seine liebe, seine unglückliche Schwester. Seit langer Zeit hielt er jedes zartere Gefühl für eine Eigenschaft schwacher, verweichlichter Seelen; aber jetzt war er tief gerührt, während er auf Alexandra blickte, welche in den herrschenden unruhigen Zeiten gewiß viel gelitten haben mußte, und Thränen flossen ihm über die gebräunten Wangen herab. In den gewöhnlichen Lagen des Lebens legte Golowin wenig Werth darauf, Vertrauen bei Anderen zu erwecken und seine strenge Rechtlichkeit erschien oft wie kalte Gleichgültigkeit; je seltener er aber zuvorkommend und leutselig war, um so schneller gewann er sich dann die Herzen. Alexandra zögerte nicht, ihrem Bruder Alles mitzutheilen, was sie erlebt hatte. Als sie ihm erzählte, daß Fürst Michailo sie aus den Händen

der Polen gerettet, und daß sein Edelmuth ihm fast das Leben gekostet hatte, rief Golowin mit freudiger Begeisterung:

„Gelobt sei Gott, daß ich, ohne zu wissen was meine Schwester Dir schuldig ist, aus reiner Liebe zum Vaterlande mich entschloß, bis unser Unglück sich wendet, Dich, Michailo Wassiljewitsch, nicht zu verlassen! Von nun an sei überzeugt, daß ich bis zum Grabe Dein treuer Diener sein werde. Wo ich mich auch befinden möge, rufe mich, wenn Du meiner bedarfst, und sei versichert, daß ich zu Dir eilen und Vermögen und Leben für Dich hinzugeben bereit sein werde!"

Der Fürst umarmte Golowin und bat ihn, keinen Werth auf eine Handlung zu legen, die jeder brave Mann für eine Pflicht halten mußte. Dann hörte er mit gespannter Aufmerksamkeit der Fortsetzung von Alexandra's Erzählung zu und wußte selbst nicht, was ihn mehr hinriß: ihr lebhafter Wunsch, Nachricht über das Schicksal ihrer Wärterin und der Fürstin Loitzka zu erhalten, oder die Nachsicht, mit der sie von Bolotnikow's Wuth und von Mossalski's frechem Betragen sprach, oder ihr richtiger Verstand und ihr festes Vertrauen auf die Vorsehung. Obgleich nur erst 17 Jahre alt und von sehr zarter Konstitution, war sie doch vor den größten Gefahren nicht zurückgeschreckt und hatte es verstanden sie zu besiegen, während die meisten Frauen bei der geringsten Veränderung ihrer Verhältnisse die Fassung verlieren und sich fast freiwillig ihren Untergang bereiten. Innigst bedauerte es der Fürst, daß er Adaschew, der den Verstand und das Herz seiner Tochter so vorzüglich ausgebildet hatte, erst auf seinem Sterbelager kennen gelernt, und um so schmerzlicher war ihm der Gedanke, daß so oft die Sorglosigkeit oder Unfähigkeit der Eltern die mit den herrlichsten Gaben ausgestatteten Kinder dem Verderben entgegen führt. Noch heut zu Tage benutzen die, in den ausgedehnten nördlichen Provinzen, oft 150 Werst und weiter von Städten entfernt wohnenden unbemittelten Gutsbesitzer selten die Brief-

posten, sondern sie erwarten irgend einen Zufall, um Nachrichten von ihren nächsten Freunden zu erhalten. Als Golowin die Nachricht von dem Tode seiner Mutter empfing, sandte er einen zuverlässigen Diener ab, um sich nach seinem Stiefvater und seiner Schwester zu erkundigen, und sie zugleich dringend einzuladen, zu ihm nach Moskwa zu kommen. Wie schon erwähnt, hatte Adaschew es vorgezogen, in der Einsamkeit den Gang der Dinge abzuwarten, jedoch nach einigen Monaten wegen seiner schwachen Gesundheit diesen Entschluß geändert. Als er mit seiner Tochter nach Moskwa kam, befand sich Golowin, dem er nichts hatte wissen lassen, zum Besuch bei seinem Oheim, dem Fürsten Iwan Michailowitsch Worotinski, auf dessen gegen 500 Werst von Moskwa entferntem Gute. Von dort kehrte er in die Hauptstadt zurück, als bereits Gerüchte über das Auftreten eines zweiten falschen Dimitri im Umlauf waren. Empört über das Ende seines Stiefvaters, das er durch den Mönch Gurje erfuhr, war er sehr zufrieden damit, seine Schwester unter dem Schutz der Fürstin Ssitzka zu wissen, und er zog ruhig mit seinem Oheim gegen die Rebellen, nachdem er dem Mönche den Auftrag ertheilt, Alexandra einen Brief von ihm zukommen zu lassen, in welchem er ihr die Versicherung gab, er werde sich nach allen Kräften bemühen, ihr die Stelle ihrer Eltern zu ersetzen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Kroma, in Folge welcher alle benachbarten Provinzen bis nach Kaschira hin dem falschen Dimitri zufielen, wurde Alexandra's Wärterin von Bauern nach dem Troitski-Sergjew'schen Kloster gebracht, wo sie voll Verzweiflung erzählte, daß die Fürstin Ssitzka und Alexandra in die Hände Bolotnikow's gefallen, daß die Erstere in dem von den Räubern angezündeten Dorfe umgekommen und es der Letzteren gelungen sei zu entfliehen, ohne daß man wisse wohin.

Die schimpfliche Flucht der zaarischen Wojewoden zerriß Golowin das Herz; auf die Festigkeit und Seelengröße

seines Oheims, des Fürsten Worotinski, konnte er nur wenig bauen, und so wußte er nicht an wen er sich wenden sollte um seiner Schwester auf die Spur zu kommen, oder sie wenigstens zu rächen. Fürst Michailo, mit dem er zusammentraf, ward durch seinen Kummer lebhaft gerührt und machte ihm mit aufrichtigem Wohlwollen den Vorschlag, Dienste in seinem Heere zu nehmen, in welchem jeder Soldat bis auf den letzten Mann fest entschlossen war zu siegen oder zu sterben. Diese Auffoderung brachte neues Leben in Golowin's Dasein; er wünschte sehnlich, mit seinem Blute die Schmach zu tilgen, an der er ohne seinen Willen Theil genommen hatte, und überzeugte sich sehr bald, daß der Neffe des Zaaren, ohngeachtet seiner Jugend zuverlässiger als alle anderen schon längst mit dem Kriegeshandwerk bekannten Bojaren den Thron und das Vaterland von den ihnen drohenden Gefahren retten könne.

Als Golowin nach dem unerwarteten Zusammentreffen mit seiner Schwester zu seinem Entsetzen erfuhr, was sie zu erdulden gehabt, machte er sich bittere Vorwürfe darüber, daß er sich zu wenig um sie bekümmert hatte, und seine nächste und größte Sorge war, auf welche Weise er ihr künftiges Schicksal sicher stellen sollte. Fürst Michailo befreite ihn davon; er erinnerte ihn daran, daß ihre Mütter in ihrer Jugend Freundinnen gewesen waren, und schlug ihm vor, Alexandra nach Moskwa zu der Fürstin Aleona Petrowna zu senden, die oft von Natalia Michailowna gesprochen hatte und ihre verwaiste Tochter gewiß gern bei sich aufnehmen würde.

Eine leichte Röthe überzog die blassen Wangen Alexandra's; ängstlich blickte sie auf ihren Bruder und Freudenthränen entflossen ihren Augen, als dieser dem Fürsten seinen heißen Dank für sein Anerbieten abstattete. Golowin führte seine Schwester in ein kleines, jenseits der Straße gelegenes Vorraths-Magazin, wohin Fedor einen

Tisch und eine Bank trug und dann für ein den Umständen angemessenes aber hinreichendes Abendessen sorgte.

Michailo hatte den Rebellen den von ihnen aufgefangenen Transport von Lebensmitteln wieder abgenommen, und das zaarische Heer war dadurch auf lange Zeit reichlich mit Proviant versehen worden. Gołowin blieb gegen zwei Stunden bei seiner Schwester; er wünschte sehr, Dascha zu sprechen um sie zu bitten, Alexandra nicht zu verlassen, und sie zugleich über die Pläne der Rebellen sowie über die Stimmung der benachbarten Bauern zu befragen, was sie wahrscheinlich leicht erfahren konnte, da sie bei Niemandem Argwohn erregte, sondern im Gegentheil überall Vertrauen und Achtung genoß. Aber vergebens bemühte er sich, sie aufzufinden; Niemand wußte was aus ihr geworden, und Alexandra fürchtete schon, sie werde sie nicht wiedersehen und dadurch der Möglichkeit beraubt werden, sie zu belohnen, da sie doch nur ihr das glückliche Zusammentreffen mit ihrem Bruder und mit ihrem Befreier zu danken hatte.

Als Alexandra allein war, legte sie sich auf ein für sie bereitetes Lager, um sich der Ruhe zu überlassen. Aber obgleich sie sich zum erstenmal seit vielen Tagen vor Gefahr gesichert wußte, und trotz ihrer großen Ermüdung, ließen die Gedanken an Alles was sie erfahren hatte und was ihr bevorstand sie erst gegen Tagesanbruch einschlummern; aber auch aus diesem so nöthigen Schlummer wurde sie bald wieder durch Klagetöne geweckt. Sie konnte sich im ersten Augenblick nicht besinnen wo sie war und wagte es daher nicht, sich von der Stelle zu rühren. Bald aber vernahm sie einen heiligen Gesang und durch eine kleine Oeffnung in der Thür drang der Duft von Weihrauch bis zu ihrer Lagerstätte. Sie näherte sich daher einem Fensterchen und sah, wie ihr Bruder und Fürst Michailo einen Sarg in ein Grab versenkten; sie dachte an den Tod des Fürsten Bachtiarow, und als der Geistliche das letzte Sterbelied anstimmte, fiel Alexandra

auf die Knie und betete mit ganzer Seele für das ewige Wohl des Verschiedenen.

Kaum hatte Alexandra sich angekleidet, so kam Golowin, um ihr anzuzeigen, daß die Truppen marschfertig seien und daß er sie bis zu einem Dorfe begleiten wolle, aber der Weg vielleicht nicht ganz frei von marodirenden Rebellen sein werde. Da er ihr jedoch zugleich versicherte, er werde Fedor und drei Nowgoroder-Soldaten mit sich nehmen, deren Unerschrockenheit er schon erprobt hatte, so war Alexandra in dieser Beziehung beruhigt. Ueberdies waren die Nowgoroder aus der Gegend, wo sie geboren und erzogen worden, und es ließ sich erwarten, daß sie mit besonderem Eifer bereit sein würden, einer jungen, von Allen geliebten Bojarin zu dienen.

Fürst Michailo erschien, um Abschied von Alexandra zu nehmen und ihr das Schreiben an seine Mutter zu übergeben.

„Möge der gütige Himmel alle Deine Wünsche erfüllen, Fürst Michailo Wassiljewitsch!" sagte Alexandra mit Thränen in den Augen zu ihm. „Sei versichert, daß ich die Wohlthaten, die Du mir erzeigt hast, nach ihrem ganzen Werthe schätze, aber ich finde keine Worte um Dir meinen Dank auszudrücken!"

„Bewahre ihn in Deinem Herzen," entgegnete der Fürst; „wenn es Gottes Wille ist, daß wir uns wiedersehen, wirst Du mir Beweise davon geben können!"

Er wünschte ihr eine glückliche Ankunft in Moskwa und schwang sich dann auf sein Roß. Der kleine Heerhaufen folgte seinem Wojewoden, während Alexandra inbrünstig zum Himmel für ihren Bruder und für ihren großmüthigen Wohlthäter betete. Michailo machte auf der seit gestern bekannten Anhöhe mit der Weide Halt und überblickte von hier aus sein merklich vermindertes Corps und das mit

Leichen bedeckte Schlachtfeld, auf dem die Wölfe schon in voller Arbeit waren. Ein schwerer Seufzer entstieg seiner Brust und er blickte mit Schaudern auf seine Waffen, fast überzeugt, daß er sie von den Flecken russischen Blutes nie werde reinigen können.

Tischin, welcher einige Minuten bei Golowin geblieben war, drang in ihn so bald als möglich zurückzukehren.

„Wie kannst Du daran zweifeln, Pawel Petrowitsch", gab ihm Golowin zur Antwort, „daß ich mich in einer so gefahrvollen Zeit beeilen werde, zu meinem theuren Fürsten Michailo zurückzukehren, dem ich das heilige Versprechen gegeben haue, daß mich, so lange der falsche Dimitri nicht vernichtet ist, nur das Grab von ihm trennen soll? Gott ist mein Zeuge, daß ich meine Schwester herzlich liebe, aber auch auf ihr kann der Seegen Gottes nicht ruhn, wenn ich ihrem Befreier nicht Treue und Ergebenheit bewahrte."

Tischin umarmte Golowin, nahm Abschied von Alexandra und eilte den Fürsten Michailo einzuholen, der einen andern Weg eingeschlagen hatte, um sich seinem Oheim, dem Fürsten Dimitri-Schuiski, zu nähren, der in Begleitung der ausgezeichnetsten Bojaren und mit einem zahlreichen Heere den Rebellen, welche Kolomna in Besitz hatten, entgegen gezogen war.

Eilftes Kapitel.

Der vom Fürsten Michailo erfochtene Sieg hatte nicht allein den Erfolg, daß man die ausgezeichneten militärischen Talente des jungen Anführers kennen lernte, sondern schützte auch den Zaar und das Volk vor völliger Entmuthigung, denn mit dieser erfreulichen Botschaft lief zugleich die schlimme Nachricht ein, daß die Rebellen das ihnen entgegengesandte zaarische Hauptheer ohngefähr fünfzig Werst von Moskwa total geschlagen hatten. Voll Schmerz und Unwillen über dieses, seiner Meinung nach kaum mögliche schimpfliche Ereigniß kam Michailo mit dem kleinen Corps, dem er eine heiße Liebe zum Vaterlande und unerschütterliche Tapferkeit einzuflößen gewußt hatte, zu der nämlichen Zeit nach Moskwa, als die Anhänger des falschen Dimitri, nachdem sie auf ihrem Zuge Alles ausgeplündert und verwüstet, in Kolomensk Halt gemacht hatten. Die Aussicht auf ungehinderte Befriedigung wilder Leidenschaften und auf reiche Beute hatte eine Menge von Landstreichern und Gesindel aller Art in ihr Lager geführt, und auf dem friedlichen Landsitz, wo jetzt frohe Gäste aus der Stadt Zederzweige abbrechen und sie als Andenken an den Zaar Alexei Michailowitsch, an Peter den Großen und an Alexander den Gesegneten mit sich nehmen, hörte man zu Ende des Herbstes 1606 Tag und Nacht nichts als wildes Geschrei und freche Gesänge ruchloser Räuber. Ihre Anführer entflammten die Tollkühnheit dieser rohen Menschen auf alle mögliche Weise und wer sie sah, mußte fürchten, daß wenn es ihnen gelänge, sich zu Herren von Moskwa zu machen, in der Zaarenstadt kein Stein auf dem andern bleiben würde.

Nachdem der dichte Nebel sich verzogen, der während des ganzen Morgens nicht allein die sieben Werst entfernte Residenz, sondern auch die nächsten Gegenstände verhüllt hatte, be-

genn im Lomnenskischen Lager die lebhafteste Thätigkeit. Eine Menge Soldaten arbeiteten an Schanzen und Befestigungen, und obgleich es, da die Erde etwas gefroren war, an den nöthigen Werkzeugen fehlte, so wurde dadurch der Eifer und Fleiß der beutegierigen Rebellen doch nicht vermindert; sie gruben mit Beilen und Hellebarden, trugen die Erde in den Händen fort und hofften durch eine solche Thätigkeit den Moscowern zu beweisen, daß weder der feste Sinn des Zaaren, noch die Anstalten seiner Wojewoden zu einem kräftigen Angriff, und eben so wenig die Ankunft neuer Truppen die Absicht der Rebellen und ihre Hoffnung, sich in den Besitz von Moskwa zu setzen, erschüttern konnten.

Auf der Straße von Moschaisk kam im vollen Galopp ein Reiter hergesprengt, der als er die St. Georgenkirche erreicht hatte, sein Roß anhielt: aus seiner verlegenen Miene konnte man jedoch abnehmen, daß er nicht deshalb angehalten hatte, um einen auf der Treppe sitzenden Greis zu fragen, wo Bolotnikow zu finden sei, sondern um die Unterredung mit dem rauhen Heerführer, dem er unangenehme Nachrichten brachte, noch etwas zu verzögern. Der Alte stellte sich, als hätte er die an ihn gerichtete Frage nicht gehört und blickte unverwandt nach der Stadt. Unwillig darüber erhob der Reiter schon seine Peitsche, aber er besann sich eines Besseren und bat den Alten freundlich ihn zum Wojewoden Iwan Issajitsch zu führen.

Der Greis erhob sich, zeigte mit seiner Hand auf mehrere sich nahende Krieger und sagte, daß der Wojewod sich unter ihnen befinde; er könne ihm entgegenreiten, oder ihn auch erwarten, da er bei ihnen vorbei kommen müsse. Als der Reiter ihn hierauf fragte, ob der finstere Mann auf dem braunen Pferde Bolotnikow sei, fiel ihm der Alte ärgerlich in die Rede und sagte, dies sei sein Herr, der Bojar Prokofi Petrowitsch Läpunow, und man müsse blind sein, um nicht zu sehen, daß er ein junger, hübscher Mann sei; der mit dem aufgedunsenen ungewaschenen Gesicht und dem schwar-

zen Sammet-Kaftan, der neben Jenem ritt, sei der Gesuchte. Als der Greis sich hierauf entfernen wollte, schrie ihm eine zornige Stimme an, wie er sich unterstehen könne, so müßig umher zu schlendern?"

„Es ist mein Diener," sagte Läpunow; er ist alt und kränklich und ich habe ihm alle Arbeit erlassen."

„Du bist hier nicht zu Hause, Prokofi Petrowitsch", antwortete mit finsterer Miene Bolotnikow, „und es handelt sich hier nicht um Deine Einfälle! Du selbst mußt älteren Leuten gehorchen, und sollst Deine Knechte nicht zum Müßiggange gewöhnen. Da habt ihr einen Arbeiter," sagte er zu den ihm folgenden Kosacken; „sorgt dafür, daß sein Genick wieder gerade wird, das ihm durch Stillsitzen krumm geworden ist."

„Wagt es nicht, ihn anzurühren!" rief Läpunow heftig. „Iwan Issajitsch, schicke Deine Leute fort und hüte Dich, mich zu reizen! Ich bin nicht der Mann, der sich Alles sagen läßt; es ist Zeit, daß Du es erfährst und daß Du daran erinnert wirst, wie ich schon längst Deiner Anmaßungen überdrüssig bin."

Bolotnikow's braune Augenbrauen zogen sich zusammen; sein finsteres Gesicht wurde kirschbraun vor Zorn und sprach einen tiefen Haß aus, den zu verbergen er sich schon keine Mühe mehr gab.

„Ich habe dem Fürsten Schuiski, dem Nachkommen des heiligen Wlademir, der von ganz Moskwa zum Zaaren erwählt worden, nicht dienen wollen," fuhr Läpunow fort, „weil man mir versicherte, der Sohn des Zaaren Iwan Wassiljewitsch lebe noch. Sobald er hier eintrifft und mir selbst befiehlt, Dir in Allem zu gehorchen, werde ich es Dir erlauben, Dich um meine Leute zu bekümmern, nicht aber früher. Mir kann nur der Zaar befehlen, den ich aufrichtig hochachte."

Betroffen von der stolzen, imponirenden Miene mit welcher Läpunow diese Worte aussprach, fühlte Bolotnikow das Uebergewicht eines alten Geschlechtes, und daß man es kein Vorurtheil nennen könne, wenn es von einem Manne geltend gemacht wird, der im Stande ist, den durch seine Vorfahren berühmt gewordenen Namen würdig zu behaupten. Er antwortete nichts, aber von diesem Augenblicke an hatte er sein ganzes Leben lang keinen größeren Wunsch, als eine Gelegenheit zu finden, einen Edelmann, der ihn mit solcher Geringschätzung behandelt hatte, in's Unglück zu stürzen.

Läpunow hatte sich indessen einem Gespräch Paschkow's mit dem angekommenen Reiter angeschlossen und von diesem erfahren, daß die Zaar'schen Truppen nach Befreiung vieler Städte die Anhänger des falschen Dimitri überall geschlagen hatten. Von dieser Nachricht auf das lebhafteste ergriffen, beschloß er das unziemliche Benehmen des aufgeblasenen Bolotnikow zu vergessen, und er wandte sich daher mit der Frage an ihn, was der Bote aus Moschaisk mitgebracht habe.

„Weder ist die Straße der Ort dazu, noch werde ich auf Deinen Befehl von Geschäften mit Dir sprechen," erwiderte ihm Bolotnikow vor Wuth bebend. „Ich weiß wohl was Du beabsichtigst: Du willst den großen Herrn gegen uns spielen; aber das laß Dir vergehen. Kommt nur der Zaar . . ."

„Ich erwarte ihn schon längst," unterbrach ihn Läpunow, „und ertrage Deine Beleidigungen nur aus Rücksicht auf ihn. Am Ende klagst Du mich wohl bei ihm an, daß ich Dich hindere, ihm mit Nutzen zu dienen; damit aber Du und Deine Kollegen dies nicht sagen können, werde ich von jetzt an keiner Berathung mehr beiwohnen, als bis der Zaar selbst es verlangt."

Läpunow befahl seinem alten Diener nach Hause zu gehen und folgte ihm ruhig nach. Einige der Begleiter Wolotnikows machten diesem Vorwürfe, daß er den eigenmächtigen jungen Mann nicht habe verhaften lassen; andere dagegen, die von den Städten ernannten Wojewoden, beschwerten sich darüber, daß man einen Bojaren, der dem Dimitri Alles aufgeopfert hatte, wie einen Knaben behandelte. Ihre Bemerkungen und ihre finstern Mienen deuteten Wolotnikow an, daß auch sie nicht sehr geneigt waren, sich allen seinen Forderungen unbedingt zu unterwerfen.

Als Läpunow sich seiner Wohnung näherte, erblickte er eine alte Frau, die von einem Haufen Soldaten die Ursache alles ihres Unglücks genannt und mit Schimpfreden und Drohungen überhäuft wurde. Er gebot ihnen Ruhe und spornte sein Pferd, um zu erfahren, wer die anscheinend sehr arme Frau war, und wodurch sie Veranlassung zu dem Hasse der Soldaten gegeben hatte.

Die Alte stand unbeweglich und schien kein Wort hervorbringen zu können. Sie glich fast einem Abscheu und Grauen erregenden Gespenst, und als sie ihre trüben Blicke von ihr mit dem Tode drohenden Kriegern zuwandte, wichen diese zurück.

„Schlagt mich todt . . ., je eher je lieber . . . schon längst hätte ich sterben sollen . . . schon längst war mein Leben mir und andern zum Ekel!“ sagte sie mit dumpfer, seltsamer Stimme, die ein heftiges Seelenleiden oder einen quälenden innern Schmerz verrieth.

„Du wärst im Sommer in Räsan, Du heißest Warwara?“ rief Läpunow aus, indem er rasch vom Pferde sprang und den Arm der Alten ergriff.

Seine Stimme zitterte, Todtenblässe bedeckte sein Gesicht, aber seine Augen rollten wild umher, und es schien

als wolle er mit seinem durchdringenden Blick der Alten, trotz ihrer Schlauheit, bis in das Innerste ihrer Seele blicken. Die über die plötzliche Veränderung ihres sonst so unerschrockenen Anführers erstaunten Krieger, erwarteten mit gespannter Neugier, was die Alte, deren Anblick allein einen so heftigen Eindruck auf ihn gemacht hatte ihm sagen würde.

„Ich war in Räsan, als Deine Truppen von dort abmarschirten, und heiße Warwara" antwortete die Frau.

„Sie ist eine Hexe, sie haßt unsern Zaar und gibt sich für seine Mutter aus!" rief einer der Krieger und bat den Bojar, sie der Rache der Soldaten zu überlassen.

Läpunow, den dieser Ausruf ergriff, als käme er ihm ganz unerwartet, bedeckte mit den Händen sein Gesicht, um sich, wie es schien, von dem Anblick der Bettlerin zu befreien, deren nicht zu verkennende Aehnlichkeit mit dem falschen Dimitri ihn nicht zum erstenmal mit Entsetzen erfüllt hatte.

„Wenn ich nicht ganz taub und blind bin," rief Gaurilitsch der alte Diener Läpunow's" „so ist es Warwara Jurjewna Otrepjew. „Wahrhaftig sie ist es, nur anders angezogen! Sage mir doch, Mütterchen," fügte er hinzu, indem er näher zur Alten trat, „ist es wahr, daß ein betrunkener Lithaauer Deinen Mann ermordete, und daß in Folge dieses schrecklichen Ereignisses Dein Sohn Jurje Bogdanowitsch Mönch wurde?"

„Ja, das ist wahr," erwiderte Warwara,

„Sah der Sohn der Mutter ähnlich?" fragte Läpunow seinen Diener, der die Otrepjew'sche Familie früher gekannt hatte.

„Wie ein Tropfen Wasser dem andern," war die Antwort.

Gaurilitsch wendete sich hierauf wieder an die Alte mit der Frage, wie sie dazu gekommen sei, ihren Sohn, der von Jugend auf ein wilder Junge gewesen, in ein Kloster

gehen zu lassen, da er sich doch viel besser dazu geeignet hätte, als Soldat dem Zaar zu dienen.

„Weil er selbst hat Zaar werden wollen!“ gab ihm Warwara mit einer convulsivischen Bewegung zur Antwort.

„Also der in Moskwa erschlagene sogenannte Dimitri war ...“

„Mein Sohn, mein Jurje,“ unterbrach Warwara im Tone der Verzweiflung die Frage des alten Gawrilitsch.

Die Soldaten stürzten auf sie zu, warfen sie zu Boden, und würden sie auf die unmenschlichste Weise ermordet haben, hätte nicht Läpunow die verwundete Alte ihren Händen entrissen und sie mit Hilfe seines Dieners in seine Wohnung gebracht. Nachdem er sie in einem Nebengemach allein gelassen hatte, damit sie sich erholen könnte, ließ er sich von Gawrilitsch die Person Otrepjew's beschreiben und der Argwohn den dessen Mittheilung in ihm erweckte, machte einen so entsetzlichen Eindruck auf ihn, daß er voll Verzweiflung sein Leben verfluchte.

„Ich bitte Dich, lieber Herr,“ sagte der Diener. „quäle Dich doch nicht so sehr! Du weißt, daß der Zaar Wassili Iwanowitsch schon längst den Rechtgläubigen verkündigte, ein verlaufener Mönch habe sich für den Caarewitsch Dimitri ausgegeben, und jetzt hast Du von Warwara gehört, daß ihr Sohn deshalb erschlagen worden ist, weil er sich den zaarischen Thron angemaßt hatte. Was brauchst Du noch mehr zu wissen? Zerbrich Dir den Kopf nicht darüber, lieber Herr; bete zu Gott und zur heiligen Maria und gehe nach Moskwa.“

„Gehe nach Moskwa!“ wiederholte eine dumpfe Stimme.

Die Thüre des Nebengemachs öffnete sich und Warwara trat herein, sich vor Mattigkeit an der Wand anhaltend.

„Du bist eine Betrügerin!“ rief Läpunow; „Du bist vom Fürsten Schuiski erkauft!“

Warwara konnte sich nicht länger auf den Füßen erhalten und setzte sich daher neben der Thüre auf den Fußboden; auf ihren erstorbenen Lippen zeigte sich ein mattes Lächeln.

„Der falsche Dimitri," erwiderte sie, dessen Schatten Du verfluchest, hat dem Zaaren Wassili keinen großen Schatz hinterlassen, und dieser ist nicht reich genug, um Menschen und Seelen zu kaufen. Du siehst wie man mich dafür belohnt, daß ich nicht im Stande bin, einen Sohn zu verläugnen, der mich einkerkern ließ!

„Ich beschwöre Dich bei Allem was Dir heilig ist, rief Läpunow, „betrüge mich nicht! Ich bin jung, heftig und unerfahren; habe Mitleid mit mir, und sage, daß Du nur gescherzt hast, daß Du die Soldaten nur necken wolltest!"

„Im Namen Christi des Erlösers, der für uns gelitten hat und für uns gestorben ist," sprach Warwara, „schwöre ich, daß der Mensch, der sich für den Zaarewitsch Dimitri ausgab, der unter diesem Namen in Moskwa als Zaar regierte und dort erschlagen wurde, mein leiblicher Sohn Jurje Otrepjew war, der als Mönch Grigori hieß. Ich verkünde überall die Wahrheit über ihn und freue mich, dafür Verfolgung zu erleiden, vielleicht war es hauptsächlich meine zu große Nachsicht, welche die Seele des Unglücklichen in's Verderben führte! O möchte der Himmel für seinen schrecklichen Tod und für alle meine Leiden, ihm sein Verbrechen verzeihen! . . . Aber wie läßt sich das hoffen? . . . Der gerechte Gott erbarmt sich nur der reuigen Sünder!"

Ueber die Wangen der alten Otrepjew rollten Thränen und ihre Augen waren gen Himmel gerichtet; sie wagte es nicht auf Verzeihung für ihren Sohn zu hoffen, aber sie betete für ihn mit heißer Mutterliebe. Nichts in ihrem ganzen Wesen verrieth Heuchelei oder Bosheit, und es war unmöglich an der Wahrheit ihrer Worte zu zweifeln.

Der redliche Gawrilitsch hoffte, sein Herr würde keinen Augenblick länger zögern, sich dem Zaaren zu unterwerfen, und er blickte ihn mit einem Ausdruck inniger Freude an, aber er erschrak über seine finstere Miene und die Todtenblässe seines Gesichts. Er konnte nicht daran zweifeln, daß Läpunow seine Verirrung einsah; aber er kannte auch seinen Stolz und seinen Starrsinn, und er dachte mit Entsetzen daran, daß er vielleicht den Beschluß fassen könne, sich lieber unwiederbringlich in's Verderben zu stürzen, als die Gnade des Zaaren anzuflehen. Er wagte es nicht, das düstere Stillschweigen zu unterbrechen, und stieß nur von Zeit zu Zeit einen schweren Seufzer aus. Läpunow bemerkte es nicht; in sorgenschweren Gedanken vertieft, wußte er nicht was um ihn her vorging. Der Ehrgeiz hatte nur erst angefangen, sich in seine Seele einzuschleichen; er fühlte seine Macht noch nicht, und es war kein Einfluß von Leidenschaften, sondern eine innere, volle Ueberzeugung, die ihn zur Theilnahme an dem Aufruhr veranlaßt hatte. Der Gedanke, durch das Bestreben die gesetzliche Macht wieder herzustellen, sein Vaterland aus der Anarchie zu retten, von der es heimgesucht wurde, seitdem jeder Bojar sich als Zaar denken konnte, verminderte seinen Kummer und erhob seinen Geist. Er ertrug die Rohheiten seiner Gefährten, indem er sie als Vertheidiger geheiligter Rechte betrachtete, und der vorgebliche Zweck ihrer Handlungen entschuldigte in seinen Augen ihre Ruchlosigkeit. Aber jetzt war der Zauber verschwunden; er sah sich als Theilnehmer aller Räubereien und Mordthaten, als Mitschuldiger aller Rußland entehrenden Verbrechen an. Sein Herz erstarrte, es wurde ihm dunkel vor den Augen; es schien ihm, als sei die ganze Welt nichts als Täuschung und Traum, als könne Niemand dem Bösen entgehn. Seine Blicke wurden plötzlich wild; er sprang von seinem Platz auf, drückte Warwara an die Wand und machte ihr Vorwürfe, daß sie in Räsan ihm entlaufen war. Die Stimme versagte ihm, er war völlig außer sich.

„Um des Himmels Willen, Prokoff Petrowitsch!“ rief Gawrilitsch. „laße die unglückliche Alte in Frieden, Du wirst sie umbringen und nachher es selbst bereuen.“

„Sie vergiftete mein Leben, beschimpfte mein Andenken!“ sagte Läpunow mit keuchender Stimme. „Ich bin ein Verräther, ein Feind des Vaterlandes! Fühlst Du das Entsetzliche dieser Worte? Hast Du einen Begriff davon, was Fürst Michailo Wassiljewisch von mir denken muß?“ fügte er schwer seufzend hinzu, sank dann auf die nebenstehende Bank und weinte laut. Seine Liebe zum Fürsten Skopin stand mit der Liebe zum Vaterlande, ja fast mit dem Glauben an Gott auf gleicher Stufe; es war ihm als sähe er voraus, daß sein Ruhm, sein Glück, sein Leben, daß Alles von dem Schicksal des ausgezeichneten jungen Mannes abhing, der heldenmüthig sich bestrebt hatte, ihn vor Reue zu bewahren, und da ihm dieses nicht gelungen war, ihn natürlich als einen verstockten Bösewicht verabscheuen mußte. Bald verwünschte er seine hinterlistigen Freunde, die seine Urtheilskraft verblendet hatten; bald wünschte er sich zu überreden, daß Wawara abgesendet sei, um ihn zu betrügen. Doch kaum warf er einen Blick auf sie, so entstieg ein Laut der Verzweiflung seiner Brust; er begegnete dem düstern Blick des falschen Dimitri, er hörte die nämliche Stimme deren Befehle er lange Zeit mit Ehrfurcht vollzogen hatte.

„Beruhige Dich Bojar,“ sagte Otrepjewa; „der Herr verzeiht den Verführten!“ und zugleich flossen auf's Neue große Thränen, auf die ärmliche Kleidung der Witwe herab.

„Aber warum treibst Du Dich den überall umher und lebst nicht bei Deinem Sohne?“ fragte Läpunow. Wie es heißt hat er Ssambor verlassen und wird bald hier sein; ein starker Heerhaufen folgt ihm ....“

„Ich hab' es Dir schon gesagt,“ unterbrach ihn War-

wara, „daß mein Sohn ermordet ist; ich sag' es noch einmal, daß ich seinen erstarrten Leichnam an meine Brust gedrückt habe; ich war dabei als man seine Asche in die Lüfte streute; ich kenne den Bösewicht, der seinem Beispiel folgt, er ist viel verabscheungswürdiger als mein Sohn, und ihr werdet Alle noch mehr von ihm zu leiden haben! Glaube mir oder glaube mir nicht, mir ist Alles gleich. Du thust mir schon nicht mehr leid; Du hast ein Herz von Stein, meine Qualen machen Dir Freude; bringe Deine Seele in's Verderben wenn Du willst, bereite Dir einen frühzeitigen Tod!"

Läpunow's Gesicht erglühte.

„Lebe wohl," sagte er, „ich gehe nach Moskwa zum Zaaren, der auf mich zürnt! Nikita, Du kannst gehen wohin Du willst."

„Liebster Herr!" rief der Alte voll Freude, „ich habe unter Räubern nicht von Dir gelassen, wie sollte ich jetzt von Dir weichen, wo Du entschlossen bist dem großen Zaar zu dienen?"

Nachdem Läpunow noch andächtig vor dem Bilde des Erlösers gebetet hatte, dessen mildes Antlitz von der Lampe beleuchtet wurde, ging er auf die Thür zu, erinnerte sich aber daran, daß Warwara, wenn er sie allein zurückließ, unfehlbar verloren sein würde, und machte ihr daher den Vorschlag, sie nach Moskwa mitzunehmen. Sie bewegte die Lippen, aber es war kein Laut zu hören, ihre Augen blickten starr vor sich hin und als sie die Hand erheben wollte, fiel sie wie leblos hin. Läpunow sprang hinzu um ihr Hülfe zu leisten. In diesem Augenblick jedoch ließen sich unter dem Fenster Stimmen hören, die ihn aufforderten, den Befehl über eine nach der Residenz bestimmten Truppenabtheilung zu übernehmen.

Warwara schüttelte sich und eine leichte Röthe überflog ihr Gesicht.

„Der falsche Dimitri war mein Sohn!" sagte sie mit

lauter, ausdrucksvoller Stimme, und sank dann entseelt in Läpunow's Arme.

„Prokofi Petrowitsch", rief der in die Stube tretende Ssunbulow, dem Paschkow und zwei Räsaner folgten, „Iwan Issaitsch bedauert es sehr, daß er Dich gekränkt hat, und seine Schuld auszugleichen, will er Dich diese Nacht mit einer starken Truppenabtheilung nach Moskwa senden. Schuiski's Neffe hat sich dort auf das hohe Pferd gesetzt; es ist Zeit ihn etwas zu demüthigen! Da hast Du doch Jemanden, mit dem Du Dich herumschlagen kannst; der Schuiski ist zwar ein tüchtiger Kerl, aber gegen Dich kommt er gewiß nicht auf, und hast Du Glück, so erwirbst Du Dir die Gnade des Zaaren und eine reiche Beute."

Mit verächtlichem Lächeln wendete Läpunow den auf seinen Armen ruhenden Kopf Warwara's den Anwesenden zu, welche bei dem Anblick der entstellten Gesichtszüge unwillkürlich zurücktraten.

„Man hat uns schändlich betrogen; die entsetzlichen Folgen unserer Leichtgläubigkeit müssen wieder ausgeglichen werden!" sagte Läpunow, legte dann den Leichnam auf die Bank und schickte Gawrilitsch fort, um Leute zu rufen, die ihn sogleich beerdigen sollten.

Ssunbulow und Paschkow fragten Läpunow über Alles was sich zugetragen und über das, was er zu thun beabsichtigte.

„Mein Loos ist entschieden", erwiederte er nach langem Stillschweigen; „ich will kein gemeiner Sklave des Usurpators sein! Ich hätte gern lange und glücklich gelebt, aber jetzt bin ich auf Alles gefaßt und bin bereit in den Tod zu gehen!"

Nach diesen Worten schwieg er, setzte sich ans Fenster und wartete mit Ungeduld darauf, daß man den Leichnam zur Erde bestatte. Die über das Vorgefallene bestürzten Räsaner besprachen sich darüber und als Läpunow beim Ein-

tritt der Soldaten mit der Tragbahre seine Gefährten anblickte, blieb ihm kein Zweifel übrig, daß ihr Eifer für den falschen Dimitri von dem Erfolg abhing, der ihm in Moskwa bevorstand.

Zwölftes Kapitel.

Die rohe Tapferkeit und die Grausamkeit der in der Nähe von Moskwa stehenden Rebellen war der einzige Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Unterhaltung der zahlreichen Bewohner der Residenz und in vielen bisher einig gewesenen Familien entspannen sich heftige Zwiste. Vater und Kinder, Oheime und Neffen und leibliche Brüder bereiteten sich darauf vor, bald als Feinde einander gegenüber zu stehen. Einige waren fest entschlossen ihre Treue dem Zaaren Iwan Wassiliewitsch zu bewahren; Andere wünschten es koste was es wolle, sich den drohenden Gefahren zu entziehen. Auch die Natur so schien es, nahm Theil an dieser Erschütterung der Gesetze, Pflichten und aller gesellschaftlichen Einrichtungen. Niemand konnte sich eines so regnerischen und stürmischen Herbstes erinnern; die Straßen glichen tiefen Morästen, auf denen zu Fuß das Fortkommen fast unmöglich war. Besonders des Nachts entschloß sich nicht leicht Jemand aus dem Hause zu gehen, und gottesfürchtige alte Leute, die sich über die Unmöglichkeit betrübten, jeder Messe in den Kirchen beizuwohnen, meinten, dieses Unwetter, welches sie verhinderte, in den Tempeln zu beten, sei ein Werk des Satans, der die ruchlosen Verräther beschütze. Die Gemüther befanden sich

in solcher Aufregung, daß jedes fremde Gesicht Argwohn erregte, albernes Geschwätz als Wahrheit galt und höchst unbedeutende Veranlassungen oft ernsthafte Volksbewegungen herbeiführten.

Die Geistlichkeit, deren Hochsinn und Festigkeit in den außerordentlichen Ereignissen des Jahres 1812 Jedermann mit Hochachtung für die Heiligkeit der herrschenden Religion erfüllte, strebte auch 200 Jahre früher mit gleichem Eifer und mit allen Kräften dahin, das durch eine lange Reihe von Unglücksfällen fast zur Verzweiflung gebrachte Volk zu ermuthigen, die Geistlichen und Mönche besuchten fleißig die Bewohner der Stadt, unterhielten sich mit ihnen über die kurze Dauer des Lebens und über die Freuden, welche jenseits ihrer warteten und ermahnten sie, die von einem Bürgerkriege unzertrennlichen Verluste und Unglücksfälle ohne Murren zu ertragen und fleißig zu Gott und zum Erlöser zu beten. Allen Folgen unverständiger Trauer und allen Eindrücken der wiederholten Schreckensscenen konnten sie natürlich nicht zuvorkommen; sie kämpften aber mit Erfolg gegen den völligen Untergang ihrer leidenden Mitbrüder.

Einst weckte ein heftiges nächtliches Unwetter die Fürstin Aleona Petrowna Skopin-Schuiski und die mit ihr im nämlichen Zimmer schlafende Alexandra Wassiljewna Adaschewa aus dem Schlafe. Als der Sturm einige Augenblicke schwieg, hörten sie auf dem Hofe Waffengeklirr, Pferdegetrappel und lautes Sprechen. Noch nie hatten sich in der Nacht und in diesem Theile der Stadt Kriegesvölker versammelt; die Fürstin wurde daher um so mehr beunruhigt, als sie im Laufe des Tages von vielen Personen die entsetzliche Nachricht erfahren hatte, daß die Rebellen beabsichtigten Moskwa in Brand zu stecken, und daß sie unter den Bewohnern Moskwa's viele Anhänger hätten, die nur auf ihr Erscheinen warteten, um mit ihnen vereint Jeden auszuplündern und zu ermorden, der sich nicht entschließen wollte, seine Sicherheit durch Anerkennung des falschen Dimitri

zu erkaufen. Man hatte noch hinzugefügt, Bolotnikow und die übrigen Wojewoden des Usurpators hätten erklärt, es sei nicht genug denselben als Zaar anzuerkennen, sondern man müsse seinen Eifer für ihn durch unbedingte Vertilgung seiner Gegner an den Tag legen. Dergleichen Reden verbreiteten überall Angst und Schrecken; die Fürstin Skopina aber und die junge Adaschewa, welche Beide mit einem hohen Grade von Festigkeit und Verstand begabt waren, überließen sich keinen niederschlagenden Befürchtungen, und ihr Beispiel flößte auch ihrer Umgebung festes Vertrauen auf Gott ein und auf die Vertheidigung des Thrones und des Vaterlandes. Nichtsdestoweniger ward die größte Vorsicht beobachtet, und diejenigen Dienstleute, die ihres Alters oder ihrer schwachen Gesundheit wegen nicht zu den Waffen greifen konnten, bewachten Tag und Nacht das Haus gegen Diebe und Mordbrenner, die man sehr fürchtete, weil man überzeugt war, daß Bolotnikow's Gesindel sich überall mit verbrecherischen Plänen umhertrieb.

Die Fürstin stand auf und befahl dem im Nebenzimmer schlafenden Stubenmädchen sich zu erkundigen, warum der Hof mit bewaffneten Leuten besetzt sei. Die Dienerin, welche sich allein nicht hinauswagte, weckte einige andere Dienstleute, um sie zu begleiten; inzwischen suchte Alexandra, die an's Fenster getreten war, durch eine kleine, im Laden angebrachte Oeffnung zu sehen, was draußen vorging, und bot der Fürstin, als diese wieder zurückkehrte, ihren Platz an.

„Es scheint", sagte sie, „daß Fürst Michailo wegen irgend einer wichtigen Veranlassung ausreiten will; man sieht ihn hier gerade dem Fenster gegenüber zu Pferde sitzen und um ihn sind mehrere Bojaren, die ich noch nie gesehen habe."

Die Fürstin blickte hinaus und ihrem Auge bot sich ein höchst malerisches Schauspiel dar. Trotz der Anstrengungen der Diener, verlöschte der Wind beständig die angezündeten Fackeln, und die auf dem großen Hofe sich durcheinander drängenden Krieger zu Fuß und zu Pferde verschwanden bald im

der Dunkelheit, bald erschienen sie von den flackernden Flammen beleuchtet, bald zeigten sie, wenn leuchtende Feuerfunken den über ihre Häupter sich hinziehenden Fackeldampf durchzuckten, nachdenkende und niedergeschlagene Gesichter, welche ermüdeten Kriegern anzugehören schienen, die unfähig waren, einem heftigen Unwetter oder verzweifelnd kämpfenden Feinden Widerstand zu leisten. Plötzlich warf Jemand eine brennende Fackel in die Zweige einer Eiche, die noch ein Zeuge der Volkstrauer bei dem Tode des Don'schen Helden*) gewesen war: der verdorrte Wipfel gerieth in Flammen, und das ganze Bild erschien nun in heller, munterer Beleuchtung. Vollständig gerüstete Krieger umgaben den hoch auf einem weißen Rosse sitzenden Fürsten Skopin; keinem einzigen sah man Furcht an, und alle schienen von Liebe und Ergebenheit für ihren Anführer erfüllt. Der junge Fürst legte eine Hand auf die Brust und zeigte mit der andern nach dem Kreml, in dessen Kirchen Lichter durch die Scheiben flimmerten.

„Wir fechten für das Vaterland", sprach er, „und in jenen heiligen Mauern haben wir zum Allmächtigen um glücklichen Erfolg gebetet. Wenn wir in unserem Eifer nicht erkalten, wenn unsere Herzen rein vor dem Angesichte Gottes sind, so werden wir mit unsrem Leben der guten Sache nützen und durch unseren Tod die ewige Seligkeit erwerben."

Die Fürstin und Alexandra konnten diese Worte nicht hören, aber die lauten Beifallsbezeugungen bewiesen ihnen, daß der junge Wojewod die Gabe besaß, seinen Untergebenen unbegränzte Liebe und Vertrauen zu sich einzuflößen. Thränen benetzten das Gesicht der Fürstin; sie warf einen Blick auf das Heiligenbild und betete mit inniger Andacht und mit aller Zärtlichkeit einer Mutter für das Leben und die

---

*) Dimitri mit dem Beinamen Donskoi (der Donsche) den er nach einem entscheidendem Siege am Don gegen die Feinde Rußlands erhalten hatte.

Gesundheit ihres Sohnes und für den erwünschten Ausgang seiner Unternehmungen.

Die Krieger begannen sich zu entfernen. Die Fürstin verließ das Fenster und setzte sich ans Bett, auf Alexandra blickend, deren Wangen ohngeachtet der unvermutheten Unruhe von einem leichten Roth belebt waren, denn seitdem sie unter dem Schutz der Fürstin Skopina lebte und sich die Braut des Fürsten Michailo nannte, hatte sie ihr früheres gesundes und volles Ansehen wieder gewonnen. Der Aufruhr mit seinen verderblichen Folgen setzte sie nicht mehr so sehr in Schrecken wie sonst; sie war überzeugt, daß der junge Fürst sein Vaterland retten und mit Ruhm krönen werde, und daß der Zaar unter den obwaltenden außerordentlichen Umständen einen Arm nicht zurückweisen könne, der dazu geschaffen zu sein schien, Rußlands Wohlfahrt zu befestigen.

„Alexascha", sagte die Fürstin, „bete fleißig für Deinen Bräutigam! Gestern entschlüpfte dem Zaar ein hartes, alle Russen beschimpfendes Bekenntniß, daß nämlich Michailo der Einzige sei, auf den er sich verlassen könne!"

„Mütterchen, sprich davon nicht im Beisein des Fürsten Dimitri Iwanowitsch", rief Alexandra, aber sogleich schlug sie beschämt die Augen nieder, daß sie es gewagt hatte, der Fürstin, die so reich an Verstand und Erfahrung war, eine Lehre geben zu wollen.

„Von wem hast Du es denn gehört, daß mein Sohn nicht von allen seinen Verwandten in gleichem Maaße geliebt wird?" fragte nachdenkend die Fürstin. Du thust nicht wohl, dergleichen Dinge zu glauben."

„Ich habe es von Niemand gehört und ich brauche mit Niemandem darüber zu sprechen," erwiederte Alexandra im Tone der Ueberzeugung; „mein Herz weiß es selbst, wie Jeder über Michailo Wassiljewitsch denkt. Ich möchte nur immer von ihm sprechen, aber in Gegenwart des Fürsten

Dimitri Iwanowitsch und besonders der Fürstin Jekaterina Grigorjewna vermag ich kein Wort von Michailo über die Lippen zu bringen."

Es befremdete die Fürstin nicht, daß Alexandra den Neid des Fürsten Schuiski und seiner Gemalin fürchtete: aber aus Liebe zu ihr suchte sie es zu verbergen, daß sie selbst die bösen Gesinnungen dieser Verwandten schon längst bemerkt hatte. Plötzlich fuhr Alexandra zusammen und ihre Augen glänzten vor Freude: sie hörte die Stimme Michailo's fragen, ob er seine Mutter sprechen könne. Nach damaliger Sitte durfte sich Alexandra in der Nacht und in nicht vollständiger Kleidung ihrem Geliebten nicht zeigen; die Fürstin aber, ehe sie sie verließ, flüsterte ihr lächend zu, sie werde die Thür nicht völlig schließen und sie möchte horchen, welche Nachrichten Michailo bringe

Dem tapfern Vertheidiger von Moskwa konnte man es ansehen, daß er die Nacht nicht im stillen Gemach zugebracht und daß er, wenn es nöthig sein sollte, jeden Augenblick bereit sei, zu seinem schweren Tagewerk zurückzukehren. Aus Furcht das leiseste Wort zu verlieren oder die geringste Bewegung nicht zu bemerken, wagte Alexandra kaum zu athmen. In dem süßen Gedanken schwelgend, daß die Geliebte ihm nahe war, daß sie an allen seinen Leiden und Freuden den lebhaftesten Antheil nahm, alle seine Besorgnisse und Hoffnungen mit ihm theilte, sprach der Fürst lauter als gewöhnlich, und seine flammenden, auf die Thür gerichteten Blicke drangen durch die enge Spalte derselben in die Seele des jungen Mädchens. Sie war versichert, daß mitten in Gefahren, daß selbst auf dem Sterbelager diese Stimme, diese Blicke ihr Freiheit Glück und Leben wiedergeben müßten. Zugleich dachte sie mit tiefer Rührung an die glückliche Veränderung ihres Schicksals, und freudetrunken ruhte ihr Blick auf dem jungen ihr verlobten Helden, der mit anspruchsloser Bescheidenheit seinen Sieg über Bolotnikow schilderte, dessen Absicht es gewesen war, die Stadt während der Nacht

mit einer starken Heeresmacht zu überfallen. Dieser Sieg machte dem Fürsten um so größere Freude, als im entgegengesetzten Falle die aus Twer und Smolensk frisch angekommenen Truppen eine zu hohe Meinung von der Tapferkeit der Rebellen erhalten haben würden, wogegen jetzt alle voll Hoffnung waren, in Kurzem die verbrecherischen Pläne derselben zu vereiteln.

Die Fürstin unterbrach ihres Sohnes Schilderung nicht und als er geendet, fuhr sie fort mit stummem Entzücken den herrlichen Jüngling zu betrachten, der, obgleich schon durch seltene, unsterbliche Thaten ausgezeichnet, seiner Mutter noch eben so gehorsam und ergeben war, als in jüngern Jahren, wo sie in ihrem Bestreben, seinen Geist und sein Herz zu bilden, die strenge Erfüllung aller Pflichten seines Standes von ihm forderte. Reichlich belohnt für ihre Liebe und Vorsorge, suchte die Fürstin durch eifriges Gebet und ununterbrochene wohlthätige Handlungen sich die Gnade Gottes zu erhalten. Nachdem sie ihren Sohn zärtlich an ihre Brust gedrückt hatte, schlug sie mit vor Freude bebender Hand das Kreuz über ihn und verließ ihn dann auf seine wiederholte Bitte, sich nicht länger der Nachtruhe zu entziehen, aber mit dem Vorsatze am nächsten Tage alle Wittwen und Waisen aufsuchen zu lassen, welche durch die letzten hartnäckigen Gefechte arm und hülflos geworden waren.

Als Michailo in sein Zimmer kam, fand er Tischin, der sich umgekleidet hatte und beschäftigt war, Papiere auf einem Tische zu ordnen. Im Ofen brannte ein helles Feuer, an welchem Kleidungsstücke des Fürsten gewärmt wurden. Sein Lieblingshund sprang ihm mit Freudengebell entgegen, leckte ihm die Hände und schmiegte sich an ihn an, um sich von ihm liebkosen zu lassen. Einige Blutstropfen an der Hand des Fürsten drückten sich auf das weiße Fell des Hundes ab, welcher mit den Zähnen an dem Panzer zerrte, als wollte er seinem Herrn beim Auskleiden behülflich sein.

„Gütiger Gott! rief Jacow, während er dem Fürsten

die Waffen abnahm und ihn von seinen nassen Kleidungsstücken befreite, „die Bösewichter haben Dich wohl gar verwundet, Bojar?"

„Halte mir zu Morgen früh," sagte der Fürst mit einem Seufzer, „einen andern Panzer und einen andern Säbel bereit und wenn Du die heutige Rüstung reinigst, so bitte Gott, daß er Allen im Kampfe Gefallenen ihre freiwilligen und unfreiwilligen Sünden vergeben möge."

Voll Erstaunen sah Jacow den Fürsten an.

„Für wen willst Du, daß ich bete? Doch nicht für die Räuber, die Du in Vertheidiguug des Zaaren, Deiner Mitbürger und Deiner selbst getödtet hast? Nimm es mir nicht übel Fürst Michailo Wassiljewitsch, aber mir würde die Zunge vertrocknen, wenn ich dem Bösewicht die himmlische Seeligkeit wünschen sollte, der die Absicht gehabt hat, Dir das Leben zu nehmen."

„Ich habe nicht Zeit es Dir auseinander zu setzen, was unser heiliger Glaube von uns fordert," erwiderte der Fürst; „aber was thust Du in der Kirche, wenn Du nicht weißt, daß unser Erlöser am Kreuz für seine Mörder betete? Du hast es gesehen, daß ich keine Schonung für bartnäckige Bösewichter habe, aber der Zaar ist nur Richter der Lebendigen, die Todten richtet Gott allein."

Der Fürst setzte sich an den Tisch, um einige eingegangene Briefe zu lesen. In einem derselben wurde ihm eine Nachricht mitgetheilt, in deren Folge er sogleich eine Veränderung in seinen Plänen machen mußte, und schon lange hatte man zur Frühmesse geläutet, als er endlich sein Lager aufsuchte, um eine kurze Ruhe zu genießen. Er mußte sich dann zum Zaaren begeben, den der Bericht über die wichtigen Ereignisse der verflossenen Nacht mit der lebhaftesten Freude erfüllt hatte. Mit väterlicher Liebe hatte er seinen Neffen umarmt und ihm versichert, er werde seit dem Erscheinen der Rebellen

in der Umgebung von Moskwa zum erstenmal ruhig einschlafen. Er hatte hinzugefügt, er wünsche am nächsten Tage zuerst den jungen Sieger zu erblicken, weil er darin glückliches Vorzeichen sehen würde.

Tischin wollte den Fürsten allein lassen, aber in diesem Augenblick sprang der Hund, der bisher fest geschlafen hatte, plötzlich auf, lief von einem Fenster zum andern und schien mit gespannter Aufmerksamkeit zu hören, was auf der Straße vorging. Anfangs bellte er, bald aber wedelte er freundlich mit dem Schwanze, sprang auf die Thüre zu und kratzte daran.

„Du Narr,“ sagte Tischin, „wer sollte jetzt noch kommen? Gewiß hast Du im Traum einen angenehmen Gast gesehen und suchst ihn nun in allen Winkeln. Lauf wohin Du willst, ich werde selbst nachkommen und sehen, wen Du angemeldet hast. Du aber Fürst Michailo“, fuhr Tischin fort, indem er den Hund hinausließ, „lege Dich zur Ruhe, denn wenn Du jetzt nicht schläfst, so kommst Du später gar nicht dazu. Du bist in der letzten Zeit Tag und Nacht fast immer auf den Beinen gewesen.“

„Sogleich werde ich es thun,“ erwiederte der Fürst; „vorher aber muß ich wissen, wodurch die Hunde so unruhig geworden sind. Der meinige allein ist nicht zu hören; wahrscheinlich ist er einem alten Bekannten begegnet.“

Tischin öffnete die Thür und erblickte Sergeitsch der ihn schon seit einiger Zeit zu erwarten schien. Das Gesicht des treuen Dieners versprach keine angenehme Nachricht, und Tischin, der den Fürsten nicht beunruhigen wollte, durchschritt schweigend zwei Zimmer.

„Weshalb bellten die Hunde?“ fragte er, als sie im Speisezimmer angekommen waren, den Alten, der ihm mit leisen Tritten gefolgt war, um vom Fürsten nicht gehört zu werden.

„Es ist ein Fremder draußen," antwortete Sergeitsch; „Gott weiß, wer er ist; gekleidet ist er wie unsereins, spricht aber vornehm und trägt kostbare Waffen im Gürtel. Sprich mit ihm, Pawel Petrowitsch; vielleicht senden ihn die Polen oder die verdammten Rebellen; er wollte durchaus sogleich zum Bojaren gelassen werden."

„Wo ist er?"

„Er steht im Vorhause; ich habe Wasska und Grischka befohlen, ihn nicht aus den Augen zu lassen."

„Rufe ihn her."

Sergeitsch ging, und trat nach einigen Augenblicken mit dem Fremden ein. In dem weiten Speisesaale brannten nur zwei Lichter, bei deren schwachen Scheine es schwer war, die Gesichtszüge des Unbekannten zu erkennen. Er trug einen rohen Schaafpelz; eine schwarze Mütze von Schaaffell mit langen Ohrklappen bedeckte zur Hälfte sein Gesicht, und ein kleiner schwarzer Bart vermehrte die Blässe seiner eingefallenen Wangen. Von Figur war er groß und wohl gebaut und in seinem ganzen Wesen lag etwas Ausgezeichnetes, so daß man ihn seiner Kleidung ohngeachtet unmöglich für einen Bauer oder für einen Herumtreiber halten konnte, der Böses im Schilde führte. Nachdem er sich im Saal umgesehen hatte, nahm er seufzend seine Waffen ab und legte sie auf den Tisch. Tischin folgte allen seinen Bewegungen; es war ihm, als sähe er ihn nicht zum ersten Male, als kenne er die flüchtig auf ihn gerichteten scharfen Blicke.

„Sprich," sagte Sergeitsch zu ihm, „was führt Dich her? Pawel Petrowitsch Tischin empfängt Dich anstatt des Fürsten Michailo und wird ihm Wort für Wort wiedersagen, was Du ihm mittheilst. Er ist ein Herzensfreund meines Bojaren und wie sein Bruder zu betrachten."

„Ich weiß es," erwiederte der Fremde, „auch bin ich überzeugt, daß Du ihm nichts von meiner Rede verheimlichen

wirst, Pawel Petrowitsch; ich muß aber den Fürsten Michailo selbst sprechen, und je schneller Du mich zu ihm führst, desto dankbarer werde ich Dir sein. Sei versichert, daß Du Dir dadurch keine Vorwürfe zuziehst; entweder werden wir Alle froh, oder mich allein treffen schlimme Folgen."

Tischin konnte nicht länger zweifeln, daß er diesen Mann schon gesehen und seine Stimme gehört hatte, nur mußte es lange her sein, oder Krankheit und Kummer den Fremden sehr verändert haben.

„Wenn Dir so sehr daran gelegen ist, den Fürsten Michailo jetzt zu sprechen," sagte Tischin, „warum zögerst Du Dich zu nennen?"

„Berichte dem Fürsten, ich sei ein Unglücklicher, den er allein nur trösten könne; — — —, füge hinzu, daß ich ihm einen Anführer der Rebellen ausliefern kann, dessen Macht und Stärke dem Zaaren bisher furchtbar war."

Tischin ging mit schnellen Schritten zum Fürsten und stattete seinen Bericht über den Fremden ab, ohne jedoch zu sagen, daß er ihn erkannt zu haben glaubte, indem es ihm noch unmöglich schien, daß er mit dem zuverläßigsten Verbündeten des falschen Dimitri gesprochen hatte. Er machte dem Fürsten den Vorschlag, ihn in seinem Zimmer zu empfangen und sobald der Fremde eingetreten war, zog er die Thüre hinter ihm zu.

Der Unbekannte richtete den Blick mit inniger Andacht auf das Heiligenbild; aber gegen Gewohnheit bekreuzigte er sich nicht, sondern blieb, die Hände auf der Brust gefaltet, an der Schwelle stehn. Ein freudiges Erstaunen malte sich in Michailo's Zügen und er sprang hastig auf, um den Ankömmling freundlich zu empfangen; aber plötzlich besann er sich, indem er daran dachte, daß ihm die Vertheidigung der Hauptstadt anvertraut war und daß die allgemeine Sicherheit die größte Vorsicht von ihm erheischte. Sein halbgeöffneter

Mund schloß sich, die lebhafte Röthe verschwand; und seine Miene verrieth Mißtrauen und Argwohn. Ein Fieberschauer fuhr dem Fremden durch alle Glieder; er unterdrückte einen schweren Seufzer der ihm aber wie ein spitzer Pfeil die Brust durchbohrte; schon gab er die Hoffnung auf, die Folgen seiner schweren Vergehen wieder gut machen und sich die verlorne Achtung tugendhafter Menschen wieder erwerben zu können.

„Wen sehe ich vor mir?" rief endlich der Fürst; „einen ergebenen Sohn des Vaterlandes, oder einen Unterthan des polnischen Juden?"

„Ich wurde betrogen," antwortete der Fremde; „gestern habe ich die Wahrheit erfahren und jetzt schwöre ich, für den Zaar Wassili Iwanowitsch zu leben und zu sterben!"

Seine Stimme stockte und er trat wieder an die Thür zurück, von der er sich einige Schritte entfernt hatte.

„Du schwörst, für den Zaar Wassili Iwanowitsch zu leben und zu sterben?" wiederholte feierlich Michailo; Prokofi Läpunow; der allmächtige Schöpfer hört Deinen Schwur; bekräftige ihn an meiner Brust!"

Weinend stürzte Läpunow sich in die Arme des Fürsten und ihre Thränen vermischten sich.

„Jetzt sterbe ich ruhig," sagte Läpunow; „Du wirst meinem Andenken nicht fluchen, Du wirst für mich zu Gott beten, Fürst Michailo Wassiljewitsch!"

„Ich hoffe, der gnädige Zaar wird Dir Deine Schuld verzeihen," erwiederte der Fürst, „und ich werde wie vormals Dein inniger Freund sein!"

„Nie werde ich Deinen Edelmuth vergessen, Fürst Michailo, und jederzeit Deinem Rath folgen," sagte Läpunow mit Wärme.

Nachdem er etwas ruhiger geworden war, nahm er neben dem Fürsten Platz, und schilderte ihm die Lage der Rebellen, den Zwiespalt unter ihren Anführern und den Argwohn, der hinsichtlich des falschen Dimitri sich erhoben hatte. Er hielt den Augenblick für günstig, einen großen Theil seiner Anhänger von ihm abwendig zu machen; zweifelte aber, daß Bolotnikow sich entschließen würde, ihn zu verlassen. Uebrigens gestand er ein, ohne seine feindselige Gesinnung gegen ihn zu verhehlen, daß dieser Mann, obgleich als Leibeigner geboren, ungewöhnliche Eigenschaften besaß und daß es für die Sache des Zaaren von großem Nutzen sein würde, ihn zu gewinnen.

Tischin blickte nachdenkend auf den Fürsten und seinen unvermuthet erschienenen ehemaligen Gefährten. Sie waren nicht mehr die sorglosen Jünglinge, die in früheren Jahren ihre Zeit zusammen verlebt und nur immer auf neue Belustigungen für den folgenden Tag gesonnen hatten; jetzt unterhielten sie sich wie erfahrene Krieger und wie scharfsichtige Politiker. Während jedoch das reine Gewissen des Fürsten Skopin auf seinem schönen Antlitz zufriedene Heiterkeit verbreitete, verdunkelten furchtbare Erinnerungen an die Greuelthaten, deren Theilnehmer er gewesen, die Züge Läpunow's; sie klärten sich nur auf, wenn der Fürst ihn ansah. Michailo war ein Mann geworden, aber seine Heldenthaten hatten ihn nicht stolz gemacht, keine heftigen Leidenschaften hatten den hellen Blick getrübt; in seinem Lächeln und seiner Stimme lag etwas Beruhigendes und Tröstendes. Er hörte Läpunow mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Tischin seufzte tief; Neid und Eifersucht waren seinem edlen Herzen fremd, und er war fest überzeugt, daß Niemand ihm die Liebe und das Vertrauen des Fürsten Michailo entziehen könne; aber die Anwesenheit Läpunow's machte ihn traurig, er glaubte in seinem bleichen und finsteren Gesicht die Andeutung unglücklicher Ereignisse zu lesen. An Läpunow's Ergebenheit für den Fürsten Schuiski zweifelte er

nicht, konnte sich aber des Gedankens nicht erwehren, daß sogar sein Eifer verderblich werden könne.' Der Tod seines von Läpunow's Gefährten ermordeten Vaters trat mit allen Schrecken vor Tischin's Phantasie; es war ihm als sähe er in ihm einen bösen Geist, der durch sein Mitwirken den Ruhm des jungen Fürsten verdunkeln und die erwarteten guten Erfolge hintertreiben wolle. Vergebens bemühte er sich, diese quälenden Bilder zu verscheuchen; sie hatten ihn gleichsam gefesselt, so daß er nicht im Stande war, sich von der Stelle zu rühren, und nicht einmal seine Blicke von dem ihn peinigenden Gegenstande abzuwenden vermochte. Endlich entwand sich ein Klageton seiner Brust. Erschrocken wendete sich Läpunow nach ihm um und wurde auffallend verlegen, als er den von ihm unbeachteten Zeugen erblickte.

„Es ist mein Freund, mein unzertrennlicher Gefährte; er kennt Alles was ich im Herzen trage," sprach der Fürst.

„Glaubst Du etwa, Fürst Michailo Wassiljewitsch", erwiederte Läpunow, „daß es mir leid thue, so offenherzig gewesen zu sein? Ich kenne Pawel Petrowitsch schon längst und erinnere mich sehr wohl, daß er mich früher zu seinen Freunden zählte. Ich habe vor ihm nichts zu verheimlichen; ich wünschte, die ganze Welt könnte es sogleich erfahren, daß der Herr mir vergönnt hat, Dir zu bekennen, daß ich meine Sünden, oder vielmehr meinen Unverstand bereue. Aber der Tod der alten Otrepjewa hat mich so tief erschüttert, daß ich ich auf dem Wege aus dem Lager bei Kolomensk bis hierher fortwährend mit Entsetzen daran dachte, daß wenn man mich unterwegs erschlüge, ich von Geschlecht zu Geschlecht als Verräther bezeichnet werden würde. Noch bis zu diesem Augenblick tobt es mir im Kopfe und Alles erscheint mir so seltsam; ich erkannte Tischin's Stimme nicht, — — — es kam mir vor, als riefe mich ein Sterbender!"

Läpunow lächelte, aber dieses erzwungene Lächeln konnte Tischin nicht aufheitern, und um durch seine unwill-

führliche Verstimmung den Fürsten nicht zu beunruhigen, ging er, unter dem Vorwande, er bedürfe der Ruhe, in sein Zimmer.

Der Fürst konnte an keine Ruhe mehr denken. Nach einer kleinen Pause erwähnte er, daß Rschewski unlängst bei ihm gewesen sei.

„Nicolai Andrejewitsch?" rief Läpunow.

„Er selbst."

„Wenn Du den gesprochen hast, Fürst Michailo, dann hältst Du mich gewiß für einen Bösewicht! Nicolai Rschewski haßt mich und ist stets bereit mich anzuschwärzen, besonders bei denen, auf deren Meinung ich Werth lege."

„Ich pflege nicht auf böse Nachreden zu hören," erwiederte in sanftem Tone der Fürst, „und mit Unrecht hältst Du Deinen Schwager für einen Verläumder. Er liebt Dich nicht, das ist wahr; aber während er über Deine Handlungen aufgebracht ist, gesteht er Dir ausgezeichnete Geistes-Eigenschaften zu, und beklagt es aufrichtig, daß heftige Leidenschaften Dich verhindern, Deinem Vaterlande nützlich zu werden. Ich gestehe, daß ich selbst glaube, Deine Uneinigkeit mit Deiner Gattin — — —"

„Um Gotteswillen erinnere mich nicht an meine Frau! Ich habe Alles was mir nahe steht beschworen, mir ihren Namen nicht zu nennen; ich werde es zu vergessen suchen, daß ich so völlig den Verstand verlieren konnte, eine so unselige Ehe einzugehen."

„Du erfülltest den letzten Willen Deines Vaters."

„Der mein Glück gegen reiche Besitzthümer austauschte!" rief Läpunow in heftigem Tone.

„Ich habe nie gehört, daß Dein Vater so habgierig gewesen sei," entgegnete der Fürst mit einem verweisenden Blick; „aber von Vielen erhielt ich die Versicherung, daß Dein sorgsamer Vater, indem er Dir die Tochter seines Freundes zum Weibe bestimmte, die Hoffnung hatte, die



Rathschläge und das Beispiel Deines Schwagers würden Deine Heftigkeit mäßigen."

„Wenn mein Vater es wirklich für nöthig hielt, mich unter fremde Leitung zu stellen, warum wählte er Dich nich zu meinem Führer? Ach! ich versündige mich wohl an ihm gewiß wünschte er mir nichts Böses, sondern nur Gutes aber sein letzter Wille stürzte mich in's Verderben."

„Rschewski's Schwester soll, wie man sagt, gu und schön sein."

„Sie ist weiß, rund und roth; sie liebt das Schelten nicht, aber sie versteht nicht zu fühlen. Sie begreift weder was mich freut, noch was mir Kummer macht; Alles sieht sie, Alles hört sie mit Lächeln an; bei mir schweigt sie und langweilt sich, ist sie aber mit Narren und Närrinnen zusammen, so scherzt sie unanfhörlich. Ach! sie gleicht nicht der Enkelin des Fürsten Worotinski; Mossalski hätte sich nicht gefürchtet, sie zu beleidigen. Ich beneide Dich nicht, Fürst Michailo; der Himmel möge Dich mit allen seinen Segnungen beglücken. Mich aber beklage; mein junges Herz lerne früh den Kummer kennen und wurde früh der Liebe entfremdet! Ich wage es nicht den Ring vom Finger zu ziehen, den ich in Gottes Tempel anlegen mußte; aber er drückt mich wie eine schwere Last, er ist es, der mein Blut in Gährung bringt! Vielleicht würde ich es nicht so schnell geglaubt haben, daß Dimitri lebt; ich wollte aber meine Fesseln zerbrechen und flog dahin, wo Ruhm und Gefahren meiner warteten. Ich sah mich in allen meinen Hoffnungen betrogen, überall verfolgte mich das Schicksal. Ein albernes Weib beklagt sich, daß ich sie verließ, die Gefährten meiner Siege nennen mich einen Verräther, der Zaar und seine Freunde einen Feind des Vaterlandes! Glaube hierin Niemandem Michailo Wassiljewitsch," fuhr Läpunow mit rollenden Augen fort, „ja glaube Dir selbst nicht; eher würde ich mich in's Wasser stürzen . . . eher könnte ich den leibliche-

Bruder erwürgen . . . aber nie werde ich aufhören mein Vaterland zu lieben!“

Der junge Fürst erbebte unwillkürlich.

„Ich weiß,“ sprach er, „daß Du ein gefühlvolles, gutes Herz hast, aber Du bist zu heftig, Du verlangst zu viel. Alles Irdische ist unvollkommen, und im Bewußtsein unserer eigenen Schwächen müssen wir gegen Andere nachsichtig sein; am wenigsten aber ziemt es sich, gegen Gott zu murren, wenn unser Loos kein glückliches ist. Nur immerwährende Ergebung in seinen heiligen Willen und das Bestreben unser Leben dem Wohle unseres Nächsten zu widmen, geben uns Frieden der Seele und die Fähigkeit, ein unbefangenes Urtheil zu fällen. Unser eigenes Urtheil oder unsere eigenen Ansichten dürfen nie allein unsere Handlungen bestimmen, sonst gereicht, wie es die Geschichte beweist und wie wir es selbst erlebt haben, der glänzendste Verstand, das seltenste Talent nur zum eigenen und zu Anderer Verderben, wie ein kräftiger Baum verdorrt, wenn er zu viele Blüthen und Früchte trägt.“

„Du bist fünf Jahre jünger als ich, Michailo, aber hätte ich mich nicht von Dir getrennt, so würdest Du mich nicht stolz und eigensinnig nennen. Du lobst mich nicht in Allem, aber demungeachtet könntest Du mich zu Allem überreden.“

„Und dennoch trautest Du meinem Schreiben nicht.“

„Geschriebenes ist kein Gesprochenes; was ist der todte Buchstabe? Kann man errathen in welcher Stimmung der Empfänger ihn liest? kann man Alles voraussehen, was einen Eigensinnigen, einen Halbwahnsinnigen zu überzeugen vermöchte? Hättest Du mir selbst Alles gesagt, was Du mir damals schriebst, ich würde mit thränendem Auge Dir geglaubt haben. Wenn ich bei Dir bin, wenn ich Dich höre, dann sehe, dann fühle ich, daß Du die Wahrheit sprichst und daß ich, wenn ich Deinem Beispiel gefolgt wäre, vollkommen glücklich und der Menschheit von Nutzen sein würde.“

Der Fürst blickte nach der Uhr und bemerkte, es sei Zeit

auf's Schloß zu gehen. Zugleich bot er Läpunow einen Kaftan an, um ihn gegen seinen Pelz zu vertauschen.

„In der Besorgniß, von Wolotnikow zurückgehalten zu werden," erwiderte Läpunow nach kurzem Nachdenken, verkleidete ich mich, und entfernte mich heimlich aus dem Lager. Ich glaube es wäre unpassend, wenn ich mich jetzt herausputzen wollte; möge der Zaar selbst mir befehlen, diesen Sklavenkittel abzulegen. Ich lege aus freiem Antriebe mein Schicksal in seine Hände; mein Leben oder mein Tod stehen jetzt in seiner Willkür. Zugleich will ich Jedermann die Versicherung geben, daß mich weder Furcht, noch Sucht nach Belohnung hierher führten, sondern daß die Bekenntniß meiner Verirrungen und die Hoffnung, der Zaar Wassili Iwanowitsch werde eifrig dahin streben, die Wunden des Vaterlandes zu heilen, mich wieder auf die rechte Bahn geführt haben."

Der Fürst war tief gerührt von Läpunow's Absicht, vor dem Zaar nicht wie ein mächtiger Gegner zu erscheinen, um seine Dienste zu verhandeln, sondern wie ein Verbrecher, der seine Verzeihung nur von der Gnade des Zaaren erwartet. Sie machten sich zusammen auf den Weg und als sie im Schloß angekommen waren, wurde Läpunow vom Fürsten in ein kleines Seitenzimmerchen geführt, wo er ziemlich lange allein blieb. Eine Menge Gegenstände erinnerten ihn an Alles, was sich seit dem Tode des Zaarewitsch Dimitri zugetragen. Aber so furchtbar und ungewöhnlich als die damaligen Ereignisse gewesen waren, eben so seltsam erschien ihm sein eigenes Schicksal; sein, noch vor wenig Monaten unbekannter Name stand jetzt schon auf der Tafel der Geschichte verzeichnet und jede seiner Handlungen unterlag dem Urtheil der Nachwelt. Sein tiefes Nachdenken wurde durch den Postelnik (der Bettmeister des Zaaren) unterbrochen, der ihn zum Monarchen berief. Als Läpunow bei den jungen Hofleuten vorüberging, bemerkte er, daß sie sich heimlich über ihn lustig machten; aber sein stolzer Gang und ein Blick kal-

ter Verachtung machten augenblicklich den Spöttereien ein Ende.

Als Läpunow in das Arbeitszimmer des Zaaren getreten war, blieb er an der Thüre stehen, und verneigte sich bis zur Erde.

„Steh' auf, Prokofi," sagte der Zaar, auf dessen Antlitz sich die lebhafteste Zufriedenheit aussprach; „das Haupt des Reuigen trifft das Schwert nicht. Mein Neffe, Fürst Michailo Wassiljewitsch, hat für Dich gebeten; er bürgt dafür, daß Du mir treu dienen wirst. Damit aber Alle sehen mögen, wie sehr ich mich auf sein Wort verlasse und wie hoch ich seine Dienste schätze, ernenne ich Dich, Prokofi Läpunow, zum Dumnoi Dworanin. (Jüngeres Mitglied im Zaarischen Rath).

Läpunow trat näher, verneigte sich nochmals bis zur Erde und küßte die ausgestreckte Hand des Zaaren. Doch kaum hatte er ihm den Eid ewiger Treue abgelegt, so wurde sein Herz beklommen und seine Blicke verfinsterten sich wie früher. Er sah Bojaren in des Zaaren Umgebung, die er für unwürdig oder wenigstens für unfähig hielt, seine Räthe zu sein; ihr Kleinmuth, ihre Kurzsichtigkeit und ihr gegenseitiger niedriger Neid hatten dem Vaterlande schon unendlich geschadet, und es war nicht zu erwarten, daß sie noch Eigenschaften an den Tag legen würden, die das Vergangene ausgleichen könnten. Läpunow sah nichts als Gleichgiltigkeit für das Wohl des Vaterlandes und war schon geneigt, seinen mit aufrichtigem Eifer abgelegten Eid zu bereuen, als er einen Blick auf den, hinter seinem Oheim stehenden Michailo warf. Die offene Stirn des jungen Verwandten des Zaars trug den Stempel hohen Heldensinnes; ohne auf seine, über die Gnade des Zaaren gegen den ehemaligen Wojewoden des falschen Dimitri erstaunten Kollegen zu achten, lächelte er, denn sein Herz erfreute sich an der Hoffnung, daß der ihm wiedergegebene Freund ein thätiger Theilnehmer an der Ausführung seiner großen Pläne sein würde. Die trüben

Gedanken Läpunow's verschwanden, und mit der aufrichtigsten Ergebenheit schlug er dem Zaar verschiedene Maßregeln vor, die nach seiner Meinung den größten Theil der Rebellen bestimmen würden, den Usurpator zu verlassen. Der Fürst Michailo dagegen theilte seine Ansichten über das mit, was zur Vernichtung des vor Moskwa stehenden Heeres, wie auch dessen Stimmung sein möge, zu thun sein dürfte. Indem der Zaar die beiden, einander an Denkart und Grundsätzen so verschiedenen jungen Männer anhörte, die aber mit gleicher heißen Liebe an ihrem Vaterlande hingen und Kraft in sich fühlten, es zu retten, überließ er sich der Hoffnung, daß alle Gefahr bald vorüber sein, und daß ihm die Nachwelt ihre dankbare Anerkennung nicht versagen werde, daß er sich nicht gescheut, ein mit Blut beflecktes Diadem sich auf's Haupt zu setzen, wodurch zwischen dem Herrscher und dem Volke ein unauflösliches heiliges Bündniß wieder hergestellt worden, dessen Vernichtung für Alle so verderblich gewesen war; daß er dem Zaarentitel die frühere Würde wieder verschafft, den rebellischen Unterthanen wieder Liebe zum Frieden eingeflößt und für Alle die verlorne Wohlfahrt wieder hergestellt hatte. Als er wieder allein war, dachte er lange über die Vorschläge des Fürsten Skopin und Läpunow's nach; der Erfolg schien sicher, die Arbeit unbedeutend, Alles hing von der Einigkeit der Bojaren und von der Festigkeit und Thätigkeit des Zaaren ab.

Ende des zweiten Bandes.

Fürst Skopin Schuiski

oder

Rußland

zur Zeit des falschen Demetrius.

Aus dem Russischen übersetzt.

Dritter Theil.

Pest und Leipzig 1852.

Hartleben's Verlags-Expedition.

Druck von Keck und Pierer in Wien.

Erstes Kapitel.

In den letzten Tagen des Juli 1698 sah man am frühen Morgen auf dem geräumigen Hofe eines steinernen Hauses in Bjelgorod nahe am Strastnoi-Kloster mehrere Reisewagen aller Art stehen, zwischen denen Menschen umherliefen, lärmten und tummelten. An einem verfallenen Zaun gelehnt, sahen einige Männer aus dem gemeinen Volke aufmerksam zu, wie polnisch gekleidete Diener Koffer und Felleisen herbeitrugen, deren Aufpackung zwei Edelleute beaufsichtigten. Lange Zeit sprachen sie nicht mit einander, indessen bewiesen ihre Seufzer und trüben Blicke, daß sie keine gleichgültigen Zeugen dieser eiligen, und wie es schien, freudigen Abreise waren. Auf ihren verbrannten Gesichtern las man tiefe Trauer und ernsten Unwillen.

Unterdessen war auf der andern Seite der Straße in einem neuerbauten hölzernen Hause kein Schatten von einem Menschen zu sehn; fast alle Fensterläden waren geschlossen und man hätte glauben können, daß das Haus ganz unbewohnt sei, hätten nicht die Schornsteine geraucht und mehrere unter dem Thor herausblickende Hunde gebellt, wenn die geschäftigen Polen gar zu laut sprachen.

Ein kräftiger breitschultriger Bauer, ein junger Bürger und ein pausbäckiger, pockennarbiger Kerl, den man nach seinen geschwärzten Händen und dem eben so schwarzen Gesicht für einen Schmidt halten konnte, begannen jetzt ein Gespräch über die Abreise der Polen. Der Eine beklagte sich, daß man es so geduldig mit ansehen müsse, wie die Polen mit russischem Eigenthum davon zögen, um vielleicht mit verstärkten Kräften zurückzukehren und den Russen den letzten Blutstropfen auszusaugen, der andere meinte, der Zaar thue nicht sehr klug daran, sich selbst Hände und Füße zu binden; der dritte schimpfte auf die Polen und prophezeihte, sie würden sobald sie die Stadt verlassen hätten, sogleich zum falschen Dimitri laufen.

„Was steht Ihr hier wie die Müssiggänger?“ ließ sich hinter ihnen eine Stimme hören. „Nicht mit frecher Zunge, sondern mit scharfen Spießen muß man jetzt auftreten; der Herr wird Diejenigen doppelt heimsuchen, die wenn sie Böses ahnen, es nicht verhindern.“

Alle wendeten sich um, und verneigten sich tief, als sie einen Mönch vor sich sahen, und baten um seinen Segen.

„Ich ertheile Euch meinen Segen zum unermüdlichen, eifrigen Dienst des Zaaren, zum festen Entschluß, für das Vaterland Euer Leben zu lassen,“ sagte der Mönch und machte vor jedem Einzelnen das Zeichen des heiligen Kreuzes.

Auf die Frage eines Bauern, ob es wahr sei, daß man in Troitza Anstalten treffe, den Feinden entgegenzuziehen, antwortete der Mönch, nicht alle Russen seien pflichtvergessen und gewissenlos gewesen, und zugleich fragte er die Umstehenden, ob wohl Jemand unter ihnen seine Seele für Gold verkaufen, den heiligen Glauben verrathen um sich und die Seinigen dem Juden und den von ihm in's Land geführten Ausländern zu unterwerfen? Aber einige Stimmen erwiederten ihm darauf, welchen Grund er habe, sie für nichtswürdige Menschen zu halten, da sie doch nichts mehr wünschten, als daß

der Zaar von ihnen verlangte, die ihnen vom Feinde angethane Schmach in Blut abzuwaschen.

Der Mönch beruhigte sie und gab ihnen die Versicherung daß der Zaar sie bisher nur noch habe schonen wollen; zugleich ermahnte er sie, nicht an Blut und Rache, sondern nur an Vertheidigung des Vaterlandes zu denken.

„Führe uns dahin,“ sagte ein Bauer, wo wir es zeigen können, daß wir unser Land mehr lieben als Reichthum und Leben. Nimmer werden wir uns den Rebellen und den Polen ergeben!“

„Mit unserem Leben werden wir die Tempel des Herrn vertheidigen und unserm rechtmäßigen Zaaren dienen!“ riefen einstimmig alle den Mönch umstehenden Bewohner Moskwa's.

„Nimm auch uns mit!“ sagten die am Thor Wache stehenden Strelitzen und wenn uns der Zaar den Bojarenfürsten Michailo Skopin zum Wojewoden (Feldherrn, wörtlich Heerführer) giebt, so nehmen wir es mit einer zehnfach größeren Zahl von Feinden auf!“

Die lauten Stimmen schallten bis in den Hof und erschreckten die sich zur Reise bereitenden Polen. Sie hielten ihre bösen Absichten für entdeckt, ihre ruchlosen Hoffnungen für vernichtet, und glaubten, das große von ihren schändlichen Umtrieben heimgesuchte Rußland stehe auf allen Seiten gegen sie auf. Einige Augenblicke lang beobachteten sie das tiefste Schweigen; die Furchtsamkeit aber, diese Begleiterin des Treubruchs verschwand bei dem Gedanken, daß es schimpflich und lächerlich sei, eine Handvoll gemeiner Menschen zu fürchten, denen ein alter Mönch Muth eingesprochen hatte. Ihr Gelächter zog den jungen Mnischeck herbei, den Bruder der Wittwe des faschen Dimitri, welche die Erlaubniß erhalten hatte, mit ihrem Vater und ihren Verwandten nach Polen zurückzukehren. Nachdem er den Grund der plötzlichen Lustigkeit seiner Diener erfahren, blickte er lange auf die Straße hinaus.

„Ich kenne diesen Mönch", sagte er endlich mit veränderter Stimme; die Beschwerden und Mühseligkeiten seines Standes haben seinen Stolz nicht gebeugt; er hat es nicht vergessen, daß sein Bruder auf Befehl des Zaaren Iwan Wassiljewitsch hingerichtet wurde und er bietet Alles auf, nun dafür Rache an Dimitri zu nehmen, so kraftlos er zu sein scheint, so verbirgt sein grauer Kopf doch noch viel kühne Pläne. Sieh nur Pan Schelbowski, wie er es versteht, die verächtlichen Sklaven ans Feuer zu bringen; sie sind zu Allem bereit was er verlangt, und wenn es ihm einfiele, unsere Abreise zu verhindern, so würde es ihm durch Aufwiegelung des Pöbels gegen uns gewiß gelingen. Er kann uns um so leichter schaden, da er als Edelmann mit den angesehensten Familien in Verbindung steht. Wenn wir nicht unverzüglich aufbrechen wollten, so solltest Du diesem Trotzkopf die Lust benehmen, uns ferner in den Weg zu treten."

Mnischeck hoffte, der von ihm mit Wohlthaten überhäufte arme Pan würde sich erbieten, in Moskwa zurückzubleiben, um den Mönch zu beobachten; aber der schlaue Pole, welcher bedachte, daß ein solches Unternehmen ihm keinen Vortheil bringen könne, strich sich schweigend den Knebelbart und da er sich erinnerte, daß die Soldaten, welche Marina begleiten sollten, bald eintreffen würden, so wollte er wieder an seine Arbeit bei den Equipagen gehen. Mnischeck hielt ihn jedoch mit den Worten zurück:

„Blicke diesen Mönch nicht mit Geringschätzung an; er ist aus dem Troitzkischen Kloster, von dessen Schätzen und starken Mauern Du ohne Zweifel gehört hast; aber Du scheinst nicht zu wissen, daß dort unsere ärgsten Feinde hausen, und daß weder wir Beide, noch selbst die Zaarin sich in Rußland für sicher halten können, wenn es uns nicht gelingt, dieses Kloster zu erobern und seine Bewohner bis auf den letzten Mann nieder zu machen."

Nachdem er dies gesagt hatte, ging der Starost von Ssanotzk in das Haus. Vater Gurji folgte ihm mit den Blik-

ken; er hatte bemerkt, daß er der Gegenstand seines Gesprä-
ches mit Schelbowski gewesen war, daß er die Meuterer
in Furcht gesetzt hatte, und er dankte dem Himmel, daß er
Leute gefunden hatte, deren Eifer Andern zum Muster die-
nen konnte. Er sagte den Umstehenden, wo man ihn am
nächsten Tage finden könne, und fragte dann ob das große
neue Haus an der andern Seite der Straße nicht dem Kauf-
mann Dolsin gehöre? Man bejahte es und bemerkte zu-
gleich, daß wenn es mehrere solche Bürger gebe, wie dieser,
es kein Tuschinscher Rebell gewagt haben würde, Moskwa so
nahe zu kommen. Er sei nicht wie die meisten andern Kauf-
leute und Edelleute, die Güter und Häuser in Verschwendun-
gen und Ausschweifungen durchgebracht hätten, sondern ein
frommer mäßiger Mann und überall bekannt und hochgeach-
tet wegen seines Patriotismus, seiner großen Wohlthätigkeit
und seiner geprüften Erfahrung.

Das Herannahen einer ganzen Heerde von Pferden zog
die Sprechenden in den Hof, um die Abreise der Moscowi-
schen Zaarin genauer mit anzusehen. Vater Gurji ging
über die Straße und klopfte an Dolsins Haus. Es wurde
ihm sogleich geöffnet und eine sauber gekleidete Frauensper-
son kam dem Mönch entgegen, ihn um Entschuldigung bittend,
daß die trägen Dienstboten noch nicht gehörig aufgeräumt
hätten. Zugleich befahl sie einem Diener, sogleich alle Fen-
sterläden zu öffnen, den Staub abzuwischen und dann dem
Nachbar zu sagen, Andrei Jerassimowitsch (so hieß der
Hausherr) könne jetzt nicht zu ihm kommen, weil er einen
sehr werthen Gast bei sich habe. Hierauf bat die geschäftige
Haushälterin den Mönch näher zu treten, und erzählte ihm,
wie lange und wie sehnlich ihr Herr ihn erwartet, wie sehr
seine Gesundheit gelitten habe und daß seine Frau mit den
beiden kleinen Söhnen sich ins Sergei-Kloster begeben habe,
um für ihren Gatten zu beten. Gurji bedauerte es, daß
sie ihn nicht erwartet hatte, und folgte dann seiner redseligen
Führerin durch geräumige Gemächer in das im obern Stock

befindliche Erkerzimmer, wo Dolfin seine vertrautesten Freunde empfing.

Als der Mönch, ein lautes Gebet sprechend, in's Zimmer trat, erblickte er einen alten abgezehrten Greis, der in einem reichen Lehnsessel vor einem Tische saß, auf welchem ein großer Kasten stand. In diesen legte er Geld und Rechnungen, die er soeben aus Kostrona erhalten hatte, wo er einen bedeutenden Handel mit Getreide und Holz trieb. Als er den Mönch erblickte, stand er rasch auf, und nachdem er dessen Segen empfangen, fragte er ihn, ob er sein Kloster schon längst verlassen habe und ob er nicht seiner Frau mit den Kindern begegnet sei. Der Mönch mußte das letztere verneinen, weil er einen, seitwärts von der Straße wohnenden Gutsbesitzer besucht, und von da auf Nebenwegen nach Moskwa gekommen sei.

„Es wird Dir vielleicht nicht lieb sein, ehrwürdiger Vater," sagte Dolfin, nachdem er seinem Gaste einen Platz am Fenster angewiesen hatte, von wo aus man den Hof übersehen konnte, wo die Polen einquartirt waren, „daß ich auf dieser Stelle ein Haus erbaute, wo, wenn auch nicht ich, doch meine Nachkommen dem nahen Kloster beschwerlich fallen könnten. Von Letzteren wird sich aber gewiß keiner eine solche Sünde zu Schulden kommen lassen; mir dagegen ist es sehr lieb, daß ich mich hier angebaut habe. Ich bin in der Nähe der Kirche und habe nicht nöthig, mir ein Pferd satteln zu lassen, um meine Andacht zu verrichten; auch ist diese Straße belebter als die früher von mir bewohnte, wo ich unsere gewesene Zaarin nebst ihren Verwandten nie zu sehen bekam, während ich mich hier schon übersatt an ihr gesehen habe. Wären Deine Augen so gut, als die meinigen, so könntest Du von hier aus die Tochter des Wojewoden von Sendomir sehen, wie sie gleich einem Pfau in ihrem Zimmer umherstolzirt. Warum sollte sie auch nicht groß thun? Sie hat Schrecken und Kummer genug erlebt und glaubte schon, sie werde ewig als Gefangene zurückbleiben müssen; jetzt aber hofft sie

mit Hülfe der Bojaren den Moskowischen Thron wieder zu besteigen."

„Glaubst Du denn wirklich, daß sie sich nach Tuschino begeben will?" fragte der Mönch, welcher nachdenkend geworden war.

„Wie soll ich es nicht glauben, ehrwürdiger Vater? Es ist eine bekannte Sache, daß Marinas Mutter zuerst das Gerücht verbreitete, Dimitri sei aus Moskwa entkommen und lebe bei ihr auf dem Gute. Warum sollten sie wohl einen neuen Prätendenten aufstellen, wenn sie nicht wieder Absichten auf Moskwa's Thron hätten? Mir thut der Zaar Iwan Wassiljewitsch leid; früher sah er, wie man zu sagen pflegt, Alles durch und durch, jetzt aber gibt er Menschen Gehör, die, Gott verzeih' es mir! weniger Gehirn im Kopfe haben, als er im kleinen Finger. Der Himmel weiß, was mit ihm vorgegangen ist; man muß glauben, er sei Altersschwach geworden, denn sonst hätte er uns gewiß schon längst von dem verfluchten neuen Dimitri befreit!"

Der Mönch seufzte tief. Je länger er den Hausherrn anblickte, desto mehr bemerkte er, daß dieser sich in sechs Wochen so sehr verändert hatte, als wären es sechs Jahre gewesen. Dies fiel ihm indessen noch weniger auf, als der Haushälterin und den übrigen Hausleuten, die es nicht begreifen konnten, wie man im Besitz eines so großen Vermögens und ohne persönlichen Kränkungen ausgesetzt zu sein, so mager werden könne. Vater Gurji selbst litt in tiefster Seele, da er sah, wie der falsche Dimitri mit verstärkten Kräften Moskwa täglich enger einschloß, und durch das zügellose Betragen seiner Vertrauten ein ungleich gefährlicherer Feind war, als Bolotnikow.

„Was spricht man unter Deines Gleichen über Alles, was jetzt vorgeht?" fragte er Dolsin.

„Es ist schrecklich anzuhören und anzusehen, was man

spricht und thut; selten versteht Einer zu lesen und zu schreiben; selten weigert sich Einer, für hohe Preise dem Juden Lebensmittel zu verkaufen, die wir Rechtgläubigen selbst sehr nöthig brauchen; Alle aber machen sich zu Richtern über des Zaaren Handlungen, und werfen ihm es vor, daß Mnischek mit seiner Tochter davon zieht, daß der falsche Dimitri in Tuschin steht und daß der Räuber Sapieha ihm 700 Mann zuführte."

Der Mönch erhob die Augen zum Himmel, Thränen benetzten sein bleiches Gesicht.

„Ich weiß," sagte er nach einer Pause, „daß Du oft zuverlässige Nachrichten von dem hast, was im zaarischen Rath verhandelt wird. Sollte es denn nicht einen einzigen Bojaren geben, der es dem Zaar vorstellte, daß Mnischek und Marina unschätzbare Bürgen für ihn wären, und daß man den Polen schon deshalb nicht trauen müsse, weil man dadurch die Russen aufbringt?"

„Ach, theurer Gurji! weißt Du denn nicht, daß es der Wunsch der Bojaren ist, das Volk gegen den Zaaren aufzubringen, denn jeder von ihnen trachtet darnach, sich an seine Stelle zu setzen!"

„Daran kann nur ein Wahnsinniger denken! Wenn wir dem Zaar nicht gehorsam sind, wer wird uns dann gehorchen, und wie lange will man im Besitz einer Macht bleiben, nach der Tausende streben?"

„Du hast Recht, aber dennoch denken die Bojaren, anstatt sich mit der Vertheidigung des Vaterlandes zu beschäftigen, nur an ihren persönlichen Vortheil. Das Talent und das Glück des Fürsten Michailo Wassiljewitsch sind ihnen Dornen im Auge. Am meisten zeigt sein Oheim Dimitri ihm die Zähne. Kaum hatte Fürst Michailo das Wort ausgesprochen, daß es gefährlich und unklug sein würde, Marina fortzulassen, und daß man einen Mann, der Be-

weise seiner Schlechtigkeit gegeben, nur mit Waffengewalt zwingen müsse, sein Wort zu halten, so begann Fürst Dimitri wie ein Wolf zu heulen und übertäubte, da er nichts Vernünftiges entgegnen konnte, mit seinem Geschrei und seinen Schmähungen die Stimme seines Neffen. Prokost Läpunow nahm mit Wärme seine Partei und, solltest Du es wohl glauben, fast wäre es zu Thätlichkeiten zwischen ihnen gekommen. Fürst Dimitri warf es Läpunow vor, daß er dem falschen Dimitri gedient habe, und Läpunow erwiederte, der Bruder des Zaaren habe aus Neid gegen seinen Neffen, den er nachahmen sollte aber nicht könne, sich den Oberbefehl über das Heer angemaßt, und werde dadurch Rußland und mit der Zeit auch sich selbst in's Verderben führen. Die älteren Bojaren waren alle auf des Fürsten Dimitri Seite und überredeten den Zaar, Alles zuzugeben, was die Polen verlangten. Da heißt es nun unter dem Volk, der Zaar halte es selbst mit den Polen und wolle das Reich mit ihnen theilen."

„Diese albernen Gerüchte gelangten auch bis in unser Kloster, und wundern darf man sich nicht darüber unter den obwaltenden Umständen, wo die Abgaben drückend sind und die den Zaar umgebenden Bojaren ihn betrügen. Ich kam gestern Abend an und habe nur mit meinem Wirth, dem Archimandriten von Bogojawlensk, gesprochen, der mir sagte, Läpunow wolle des Zaaren Dienste wieder verlassen und ohne Jemanden zu fragen mit Freiwilligen den Polen und dem Usurpator entgegenziehen."

„Dieser Prokost Petrowitsch ist ein ganz eigener Mensch," erwiederte Dolfin; „was er sagt, das thut er auch, und wenn er ein eigenes Corps zusammen bringt, so wird er eben so viel zu schaffen machen, als der Tuschin'sche Verräther! Das ist eben unser Unglück, daß es die Rathgeber des Zaaren nur mit ihres Gleichen halten und die kleinern Edelleute und gemeinen Bürger für nichts achten!"

„Gott erhalte nur den Fürsten Michailo, dann kann Alles noch gut gehen! Nach der Versicherung des Archimandriten hat er Läpunow einen neuen Eid abgenommen, daß er der von ihm selbst erwählten Partei in keinem Fall wieder abtrünnig werden soll.“

In diesem Augenblick steckte die Haushälterin den Kopf durch die halbgeöffnete Thür und fragte, ob es dem frommen Vater nicht gefällig sei, etwas zu genießen. Es kämen soeben Piroggen mit Eiern aus dem Ofen und dann sollten Pilze mit frisch gesäuertem Rahm gebraten werden. Die sorgenschwere Miene Dolfin's heiterte sich auf und er befahl sogleich der Haushälterin, Alles aufzutragen, was zum Mittagstisch bestimmt sei, auch den Meth und den Wein nicht zu vergessen, die er unlängst von Lieferanten des zaarischen Kellers gekauft habe. Der Alte wußte, daß Gurji kein Freund großer Gastereien war und gewöhnlich strenge Fasten hielt, aber er wunderte sich, daß der gottesfürchtige Mann in Zeiten der Trübsal sich durch Hunger peinigte, und er hielt es daher für seine Pflicht auf alle Weise für die Stärkung seiner Gesundheit zu sorgen. Je schwerer es ihm um's Herz war, desto schmackhafter ließ er seine Speisen bereiten, desto länger saß er bei Tische. Gurji nannte dies einen irdischen Trost, hatte aber aus Achtung für Dolfin und für seine vielen guten Eigenschaften Nachsicht mit einer Schwäche, die sein Herz nicht verhärtete, und er freute sich, daß die reichlich genossenen Speisen dem Alten nicht nur als Nahrung, sondern auch als Arzenei dienten.

Die Haushälterin rief zwei Knaben mit rund beschnittenem Haar herein, befahl ihnen einen eichenen Tisch mit Klappen mitten in das Zimmer zu stellen, breitete dann ein gemustertes schneeweißes Tischtuch darüber aus, und untersuchte sorgfältig, ob auch alle vier Ecken desselben gleichmäßig herabhingen. Sie nahm dann aus einem Schranke silberne Becher, Krüge, Salzfässer und Löffel, ordnete das Gedeck

und trieb endlich die beiden Knaben an, die Speisen so schnell als möglich aufzutragen.

Bald erschienen zwei große verdeckte zinnerne Schüsseln mit Suppe. Dolsin bat den Mönch ein Gebet herzusagen; aber in diesem Augenblicke hörte man laut sprechen, Pferde wiehern und Räder rasseln. Gurji, der schon vor den Heiligenbildern stand, eilte zum Fenster, und sogar Dolsin vergaß, daß kalte Gerichte nicht schmackhaft sind.

Die zur Begleitung Marina's bestimmte Reiterei hielt auf der Straße; ihr Anführer aber, Fürst Dolgorucki ritt in den Hof und begab sich dann auf persönliche Einladung des Wojewoden von Sendomir in's Haus. Der Mönch wünschte die Reisenden näher zu betrachten, deren Abreise entweder Rußland beruhigen oder durch Marina's Ränke den Aufruhr noch vergrößern konnte, und machte daher seinem Wirth den Vorschlag, zu den Reisewagen hinunter zu gehen, die fast zum Abfahren bereit waren. Dolsin warf einen Blick auf den Tisch, schüttelte den Kopf und griff nach seiner Mütze. Die murrende Haushälterin hatte die Deckel von den Schüsseln abgenommen und der einladende Duft welcher von der Sterlet- und der Kohlsuppe emporstieg, preßte Dolsin einen schweren Seufzer aus. Um sein Herz einigermaßen zu erleichtern, machte er der Haushälterin Vorwürfe, daß sie nicht zu rechter Zeit gedeckt habe, und entzog sich, da er allen Streit und besonders mit Frauenleuten haßte, den Erwiderungen der Dame, indem er dem vorausgegangenen Mönch mit schnellen Schritten nacheilte.

Die Strelitzen gaben sich die größte Mühe, das von allen Seiten hinzu drängende Volk zurückzuhalten, von dem Einige sehen wollten, ob Marina noch so weiß und roth und so reich gekleidet sei, wie bei ihrer ersten Ankunft in Moskwa, während die Meisten dem Strome folgten, ohne zu wissen warum und wohin man sich drängte. Einige Weiber und Kinder kamen zwischen die Pferde, und ihre männlichen

Begleiter, anstatt sie der Gefahr zu entreißen, überhäuften die unschuldigen Kinder mit Schimpfworten und begannen schon mit Fäusten und Stöcken auf die Pferde loszuschlagen. Die gereizten Soldaten griffen zu den Waffen, worauf einige Männer nach dem Strastnoi Kloster liefen um Sturm zu läuten, während andere laut schrien, daß der Wojewod des Zaaren mit den Polen schwelge, während die Russen ermordet und von Pferden zertreten würden. Der Aufstand nahm immer zu und konnte schlimme Folgen haben, hätte man nicht plötzlich zwei ganz verschiedene, aber gleich laute und ausdrucksvolle Stimmen gehört. Aller Blicke richteten sich auf einen bejahrten Mönch uud auf einen Kaufmann der ihm mit einer alten in Lumpen gehüllten Frau folgte. In jener unglücklichen Zeit, wo der Russe mit Verläugnung seiner angebornen Gefühle stets bereit war, sich wegen des unbedeutendsten Wortes herumzuschlagen und wo jeder Taugenichts seine Leidenschaften aufregen konnte, hörte er demungeachtet gerne auf Leute, die er achtete und liebte.

„Der fromme Mönch aus Troitzk!" riefen Einige. „es ist Dascha!" sagten Andere; „unser guter Andrei Jeraßimowitsch (Dolßin)!" schrien noch Andere. Alle erbaten sich von dem Mönch seinen Segen, von der Alten, daß sie für sie bete, von Dolsin, daß er in seinem Wohlthum nicht ermüden möge; vergessen war der Streit zwischen Volk und Soldaten und man fragte einander nur noch was der Mönch und die Alte gesagt hätten?

Einer der Strelitzen ergoß sich in Lobeserhebungen der alten Dascha und erzählte, er sei in Tuschin von dem üppigen Leben des falschen Dimitri dergestalt hingerissen worden, daß er seine Seele fast in's Verderben gestürzt hätte, wäre er nicht durch einige Worte Dascha's zur Besinnung gebracht und dadurch veranlaßt worden, den ärgsten Feind seines Vaterlandes zu hassen. Alle Umstehenden hörten ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu und die Erinnerung an seine

Reden hielten bei der spätern Hungersnoth in Moskwa Viele ab, zum falschen Dimitri überzugehen.

Der von den Polen hochbewirthete und geschmeichelte Wojewod Fürst Dolgurucki, welcher zeigen wollte, daß es den Russen nicht an Lebensart fehle, geleitete Marina bis zur Freitreppe; als er sie aber in den Wagen heben wollte, ergriff Dascha sie am Arm. Erzürnt über solche Frechheit wollte der junge Mnischek die Alte zur Seite stoßen, aber Fürst Dolgorucki bat ihn dringend sie nicht anzurühren, weil das Volk sie für eine Heilige hielt, und der Zaar selbst ihn vor der Wuth desselben nicht würde schützen können, wenn er ihr nur das geringste Leid zufügte.

Der Starost von Ssanotzk lächelte spöttisch, wurde aber sichtlich verlegen, als er Gurji erblickte.

„Marina Jurjewna,“ sagte Dascha, die Witwe des falschen Dimitri am Arme festhaltend, „Du bist jung, hübsch, klug und reich; gib dem Feinde des menschlichen Geschlechtes kein Gehör, weise die bösen Pläne von Dir! Ich bitte Dich um Gotteswillen,“ fuhr sie in eindringlichem Tone fort, bringe nicht Verderben über Deine Jugend, wahre Deine Schönheit, sei zufrieden mit dem was Du besitzest!“

Marina erröthete, blickte aber, ihre Bestürzung und ihren Verdruß beherrschend mit majestätischer Miene auf Dascha.

„Laß mich los,“ sagte sie, „und wenn Du mir wirklich Gutes wünschest, so glaube künftig nicht daran daß ich auf Böses sinne; ich liebe Rußland und die Russen, und wünsche von ganzem Herzen beider Wohl. Nimm dieses Geld, es wird Dein Alter auf lange Zeit erquicken —“

„Du irrst Dich,“ fiel ihr Dascha in die Rede, indem sie die Börse zurückwies, wenn Du glaubst, daß ich Dein Almosen brauche. Du bist jetzt ärmer als ich; all' Dein Geld kann Dich weder vor der Flucht, noch vor Schimpf und Schande, noch vor einem frühzeitigen, bittern Tode schützen!“

Spöttereien, Verwünschungen und Freudenrufe ertönten von verschiedenen Seiten. Marina's Begleiterinnen eilten zu den Wagen; der Wojewod von Sandomir, sein Sohn und die übrigen Polen verlangten mit Heftigkeit, man solle die wahnsinnige Alte fortjagen und für ihre Frechheit bestrafen. Ohne darauf zu achten, legte Dascha ihre Hand auf des Fürsten Dolgorucki Schulter, und als dieser ihrem scharfen, sprechenden Blick begegnete, ließ er unwillkürlich den Kopf auf die Brust sinken.

„Zaghafter Wojewod, der jetzt demüthig vor den Feinden seines Vaterlandes kriecht," sagte sie mit leiser aber vernehmlicher Stimme zu ihm, „Du führst Seele und Leib Deiner gewesenen Zaarin in's Verderben und wirst dafür auf immer dem Himmel verantwortlich bleiben!"

Nach diesen Worten kreuzte Dascha die Hände über der Brust, schloß die Augen und stand wie erstarrt. Man hätte sie für eine auf Geheiß des Himmels entstiegene Todte halten können, die wieder regungslos geworden war und sich nur deshalb aufrecht hielt, weil sich von allen Seiten Menschen an sie drängten. Octavia Ratomska bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, aber die stolze furchtlose Marina blickte Dascha dreist an und lächelte. Die ihr gegenüber sitzende Panna Gambitzka beobachtete jede ihrer Bewegungen. Seit dem Tode des falschen Dimitri genoß sie das besondere Vertrauen der gewesenen Zaarin und Octavia, die sich an Alles erinnerte, was sie ihr nach der ersten Zusammenkunft mit dem Fürsten Skopin gesagt hatte, wagte es nicht mehr, sich über ihre Verwandte lustig zu machen, die, indem sie es Andern glauben machen wollte, zuletzt selbst davon überzeugt war, sie könne die entfernteste Zukunft voraussehen. Wie schon erwähnt, sah ihr neidisches Gemüth niemals erfreuliche Dinge voraus, die Umstände begünstigten ihre Gefühle, und nach dem Untergange der Polen in Moskwa hielt man Hedwig für eine Person, ohne deren Rath

man nichts Bedeutendes unternehmen dürfe. Die Wichtigkeit die man ihr beilegte, milderte ihre hämische Gesinnung nicht; sie freute sich über die Thränen der jungen Octavia und bemühte sich nicht, die, augenscheinlich von einem geheimen, aber tiefen Kummer gedrückte hochmüthige Marina zu beruhigen, sondern beklagte sich unaufhörlich darüber, daß sie genöthigt sei, ihre Sklaverei zu theilen, und daß der Leichtsinn mit dem man ihre Prophezeihungen aufgenommen, am allgemeinen Verderben Schuld sei. Um ihren Einfluß auf die Gemüther zu verstärken, suchte Panna Gambitzka sich von Allem zu unterrichten, was in Rußland vorging, und gab oft für ihre Ahnungen aus, was sie in Folge ihrer Erkundigungen über die Absichten des Zaaren und der Bojaren, und über die Stimmung des Volkes geschickt zusammen zu stellen wußte. Nach dem, was sie von Dascha erfahren, hatte sie gewünscht, sie persönlich kennen zu lernen, in der Hoffnung zu erforschen, durch welche Mittel sie die Zukunft so glücklich voraussagte; als sie aber mit der Prophetin zusammentraf, fühlte sie ein so unüberwindliches Entsetzen, daß sie, ihre Neugier bereuend, sich eilig wieder entfernte. Die Heiterkeit Marina's erschien ihr wie ein Vorwurf ihres eigenen Kleinmuths; selbst lebhaft ergriffen, vergaß sie, daß ihr eigenes Schicksal von dem der Witwe des falschen Dimitri abhing, und wünschte von ganzer Seele die Erfüllung der traurigen Prophezeihungen Dascha's.

Die militärische Begleitung theilte sich in zwei Abtheilungen von denen die eine voraus ritt, während die andere wartete, um dem Wagen zu folgen. Marina strahlend vor Schönheit und reichem Schmuck grüßte nach allen Seiten, aber vergebens erwartete sie Beifallsbezeugungen; alle Blicke sprachen nichts als Neugier aus und nicht eine einzige Stimme wünschte ihr eine glückliche Reise. Das milde Lächeln schwand von ihren Lippen, und der Zorn verfinsterte ihre Züge, indessen suchte sie sich mit dem Gedanken zu trösten, daß das Volk nur deßhalb schwieg, um den Zaar nicht

zu erzürnen, und daß man sie vielleicht bald durch Waffengewalt gezwungen, auf's Neue als Zaarin anerkennen und ihre Schönheit, ihren Verstand und ihre Charakterfestigkeit bis in den Himmel erheben werde.

Zweites Kapitel.

Nachdem Marina bei Tagesanbruch den in die Dunä sich ergießenden Obscha-Fluß an der Stelle passirt hatte, wo jetzt die Stadt Belaja liegt, fühlte sie sich durch das langsame Reisen und die schlechten Wirthshäuser auf's Höchste angegegriffen. Sie bat daher den Fürsten Dolgorucki um die Erlaubniß, auf einer großen neben der Landstraße gelegenen Wiese ein wenig auszuruhen. Diese Bitte fiel dem Fürsten nicht auf, denn er sah wohl ein, daß es der von Jugend auf an alle Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnten Tochter des Wojewoden von Sendomir schwer fallen mußte, sich in unsauberen dumpfigen Stuben aufzuhalten, deren Bewohner durch die beständigen Truppendurchzüge völlig verarmt waren. und daß sie um so mehr leiden mußte, da sie vor noch kaum zwei Jahren, wo sie als Braut des Zaaren reiste, in den armseligsten Dörfern reich bewirthet worden war.

Die erheuchelte Milde Marina's, nach der man schließen konnte, sie würde ihren unglücklichen Gemahl nie vergessen, die Liebenswürdigkeit ihrer schönen Begleiterinnen. die Achtung, die dem Fürsten Dolgorucki vom Wojewoden von Sendomir und überhaupt von allen Polen bewiesen

wurde, ließen ihn alle Vorsicht bei Seite setzen, die ihm Fürst Michailo, Läpunow und andere scharfsichtige Männer empfohlen hatten. Er erlaubte den seiner Aufsicht anvertrauten Ausländern nicht nur, sich am Ende der Wiese, dicht an einem dunklen Walde zu lagern, sondern äußerte den Wunsch, nachdem er einige Becher köstlichen Tokayers auf ihr Wohl geleert hatte, ebenfalls in der kühlen Morgenluft ein wenig auszuruhen. Der junge Mnischeck holte selbst Kissen aus dem Wagen, auf die sich Dolgorucki unter einer schattigen Birke ausstreckte und sogleich einschlief, ohne einmal seinen Leuten befohlen zu haben, Wachen auszustellen. Vergessen hatte er es nicht, aber er schämte sich durch ein beständiges Mißtrauen seine vornehmen Reisenden zu kränken und zu beunruhigen.

Ein kleines Zelt wurde für Marina und ihre Damen aufgeschlagen. Als es fertig war, hätte ein in der Nähe Stehender wohl hören können, daß im Innern desselben eifrig geflüstert wurde; aber selbst das schärfste Ohr würde kaum das zehnte Wort verstanden haben. Nach einer Weile öffnete Marina mit eigner Hand den vorderen Vorhang und bemerkte mit großer Freude, daß die Soldaten ihre Waffen abgelegt und sich sorglos auf der Wiese zerstreut hatten. Einige waren dem Beispiele ihres Anführers gefolgt und ruhten gemächlich aus; Andere suchten Himbeeren im Gebüsch und nur fünf oder sechs gediente Soldaten sprachen, ihre Pferde an den Zügeln haltend, unter sich über den Leichtsinn ihres Anführers, der sich zu allen Einfällen der listigen und übelwollenden Feinden hergab.

Ein leichter Wind lüftete den Schleier Marina's und man sah, daß ihre Wangen von einer lebhaften Röthe gefärbt waren. Sie war reizend schön, herrlich gebaut und von edler Haltung, demohngeachtet würde aber nicht jede Frau sich ihre Schönheit gewünscht haben. Außer ihrem immerwährenden Bestreben zu gefallen, verscheuchten ihre scharfen, forschenden Blicke alles Vertrauen und erweckten Argwohn; sie schien Allem fremd, was zarte Gemüther rührt und erfreut;

es war, als sei ihr Geist stets mit einem ihr selbst Gefahr bringenden und Allen verderblichen Plane beschäftigt. Wenn sie zerstreut war und ihre beständige Verstellung sie auf einen Augenblick verlassen hatte, dann sprach sich ihr thörichter Hang zum Herrschen in allen ihren Zügen, in ihrer Stimme und in ihren Bewegungen aus. Ein Ehrsüchtiger hätte sich ihr als einer zuverlässigen Stütze anschließen können, aber ein Leidender konnte sich ihr nur nähern, wenn er jede andere Hoffnung verloren hatte.

Marina's Blicke waren unverwandt auf den Wald gerichtet, indem sie einige Male blitzende Waffen und menschliche Gestalten zwischen den dicht verwachsenen Bäumen zu erblicken glaubte. Sie fühlte, daß der Augenblick gekommen war, der ihr Schicksal entscheiden und ihr Größe, Macht, Alles wiedergeben sollte, was ihr theuer war; aber die willkommenen Erscheinungen verschwanden und mit Entsetzen dachte sie, daß vielleicht ein unvorhergesehenes Hinderniß einen Plan vereitelt hatte, der seit ihrer Abreise aus Moskwa der alleinige Gegenstand ihres Nachdenkens gewesen war. Ihre Unruhe steigerte sich immer mehr und sie nahm sich schon vor, dem Fürsten Dolgorucki zu erklären, daß sie gefährlich krank und nicht im Stande sei, die Reise fortzusetzen; sie wollte ihn überreden einen Tag, einige Tage, einen ganzen Monat lang auf dieser Wiese zu bleiben.

„Und wenn dies vergebens sein sollte", sprach sie zu sich selbst, „wenn meine Erwartungen nicht in Erfüllung gingen, wenn ich nach Polen zurückkehren müßte; dann gehe ich von hier aus zu Fuß, verschließe mich unter fremden Namen in ein Kloster und verberge mich für immer vor dem bittern Schmerze meiner Verwandten, vor den kränkenden Reden und Spöttereien der Welt!"

Ein lauter Ausruf veranlaßte Marina sich umzuwenden; sie erblickte Octavia, und fragte sie in befehlendem Ton, was die Ursache ihrer unziemlichen lauten Freude sei.

Octavia zeigte auf den dichtesten Theil des Waldes hin; Marina, die früher ihre Aufmerksamkeit noch nicht dahin gerichtet hatte, drückte ihrer Freundinn mit Heftigkeit die Hand, kehrte dann in das Zelt zurück und ließ den geöffneten Vorhang niederfallen. Panna Gembitzka lag auf den Knieen vor einem aus Elfenbein geschnitzten Crucifix. Die Wittwe des falschen Dimitri, welche durch den Gedanken nicht aus der Fassung gebracht wurde, daß ihre Landsleute sich vorbereiteten, die auf die Heiligkeit geschlossener Verträge vertrauenden und keinen Verrath befürchtenden Russen zu überfallen, fuhr unwillkürlich zusammen, als sie ein weibliches Wesen erblickte, das ihr niemals etwas Gutes verkündet hatte. Es fiel ihr plötzlich Alles ein, was sie von ihrem Vater über die glänzende Jugend Hedwig's gehört hatte; wie sie von unzähligen vornehmen Anbetern umringt gewesen war; in welche furchtbare Häßlichkeit sich ihre bezaubernde Schönheit verwandelt hatte, wie in einem Augenblick alle ihre stolzen Hoffnungen zerstört worden und unbezähmbare Bosheit in ihr verzweifelndes Herz eingezogen war.

Zum erstenmal erschien ihr das Schicksal ihrer Reisegefährtin bemitleidenswerth und sie wollte daher ihre frohen Hoffnungen freundschaftlich mit ihr theilen. Aber die letzten Worte Dascha's hatten auf Hedwig einen tiefen Eindruck gemacht; die Stimmung der gestürzten Zaarin war ihr gleichgültig und sie schenkte ihren Liebkosungen so wenig Aufmerksamkeit als sie ihre Kälte achtete. Ihre Augen waren auf das Bild des Heilandes geheftet, dem sie die Arme entgegenstreckte; aber anstatt mit Liebe und Frömmigkeit um Vergebung ihrer Sünden zu bitten, zählte sie ihre Verdienste her, und erbat sich Belohnung dafür, daß sie alle haßte, die auf andere Weise als sie den Erlöser der Welt anriefen.

Die wenigen munter gebliebenen alten Soldaten wurden über die lange Rast ungeduldig und waren bereits im Begriff ihren Anführer zu wecken, als einer derselben, ein kräftiger, mit Narben bedeckter Strelitze, seine Kameraden darauf aufmerk-

sam machte, daß der ganze Wald lebendig wurde. In der That hatte sich der Forst wie durch einen Zauberschlag in ein Kriegslager verwandelt; es wurde eine bedeutende Anzahl polnischer Reiterei sichtbar und ehe noch die Russen an einen Ueberfall denken konnten, sahen sie starke Haufen wohlbewaffneter Krieger vor sich.

„Rechtgläubige!" rief mit lauter Stimme ein alter Krieger, Namens Stepan, der schon unter Michailo Skopin gedient hatte, „die Polen haben uns betrogen! Wir sind verloren, aber wir wollen nicht sterben, ohne uns blutig gerächt zu haben!"

Er schwang sich auf sein Roß und sprengte gerade auf das Zelt los, in welchem Marina sich noch befand, umgeben von ihren angekommenen Landsleuten, die sich beeilten, der vermeintlichen Zaarin von Moskwa ihren Dienst-Eifer zu bezeigen. Dem furchtlosen Strelitzen folgte eine geringe Anzahl seiner Gefährten, die so wie er, die Waffen nicht niedergelegt hatten. Die übrigen suchten in den Wald zu entkommen, aber die Polen hatten den Zugang zu demselben überall abgeschnitten, außer an einer Stelle, wo sie einen tiefen Bach mit steilen Ufern für ein hinreichendes Hinderniß hielten. Die Verzweiflung und die schwache Hoffnung, das Leben zu retten, ließ viele Soldaten jede andere Gefahr vergessen; sie stürzten sich in die rauschenden Wellen; der vaterländische Strom täuschte ihr Vertrauen nicht, und die verrätherischen Fremden konnten ihren Plan nicht vollständig ausführen.

Die Marina umgebenden Polen fuhren erschrocken über den unvermutheten Ueberfall der russischen Reiter auseinander. Stepans kalter Speer streifte die glühenden Wangen Marina's und leichenblaß, fast besinnungslos ließ sie den Kopf auf die Schulter ihres Vaters sinken. Mnischek, welcher dem Glücke und dem Ruhme seiner Tochter Alles aufzuopfern bereit war, wurde von Entsetzen ergriffen bei dem Gedanken, daß ihr Tod ihn hindern könne, ein Land zu

verderben, das es wagte, die Herrschaft seiner Familie zurückzuweisen.

Als er jedoch Marina's Weinen hörte und zugleich dem furchtbaren Blicke der in ihrem Blute liegenden Hedwig begegnete, glaubte er, diese müsse dem Schicksale seiner Tochter eine günstige Wendung geben, da sie für eine Verwandte starb, deren Name für immer der Geschichte angehörte. Er drückte die zitternde Tochter an seine Brust, während der verwundete Stepan einen Lanzenstoß nach ihr führte, der aber einen jungen Krieger durchbohrte, welcher ihn abgewehrt hatte. Der hartherzige Mnischek schenkte dem Unglücklichen kaum einen gleichgültigen Blick und führte Marina zu ihrem Wagen, dem man eilig die Pferde vorspannte.

Gembitzka erhob sich und sah von zwei Frauen unterstützt, wie die wüthenden Polen unbewaffnete russische Soldaten verfolgten. Wilde Lust brannte in ihren Augen; aber schon im nächsten Augenblick erlosch sie wieder; ihr Gesicht wurde blau und verzerrt und alle ihre Züge drückten ein unaussprechliches Leiden aus. Ihre erschreckten Gefährtinnen waren nicht im Stande ihr zu helfen und wagten vor Entsetzen kaum sie anzublicken.

„Ich wußte es schon längst," sagte Hedwig, die es nicht eingestehen wollte, daß ihre so sehr gerühmte Wissenschaft ihr untreu geworden und ihren Tod nicht vorher verkündet hatte, „daß ich unvermuthet sterben werde; aber ich glaubte nicht, daß meine Gebeine in einem fremden verhaßten Lande bleiben würden!"

Sie ergriff die Hand der neben ihr sitzenden Ratomska, und drückte mit derselben ihre Wunden zusammen. Das junge Mädchen schrie laut auf und sank zu ihren Füßen nieder.

„Worüber erschrickst Du?" sagte Hedwig mit gebrochener Stimme, ohne zu bemerken, daß ihre Verwandte die

Besinnung verloren hatte. „Mein Blut verbrennt Dich nicht — — Octavia, bei Allem was Dir heilig ist — — aber was ist Dir heilig! — — ein Moskowiter hat Dich verachtet und doch seufzest Du noch nach ihm! Verflucht seien alle Polen, welche Liebe für Russen hegen!“

Gequält von fürchterlichen Träumen, die ihm mehrere Stunden lang theils einen brennenden Schweiß aus den Poren trieben, theils unter Zuckungen seine Glieder erstarrten, als wäre er an Eisschollen gefesselt, hatte sich Fürst Dolgorucki vergebens bemüht, die Augen zu öffnen; aber die erfolglose Anstrengung, sich dieser Todesangst zu entreißen, hatte seine Qual nur noch vermehrt. Endlich hörte die Wirkung des mit Opium vermischten Weines auf, und er öffnete die wie von Blei durchdrungenen Augenlieder. Er lag nicht mehr unter der Birke, sondern einige Schritte davon entfernt; die Sonne brannte ihn auf den Kopf und nur das Gekrächze von Raben und das Rauschen des Baches unterbrachen die ihn umgebende Grabesstille. Erstaunt blickte er um sich und sprang dann empor, als hätte ihn eine Schlange gebissen.

„Großer Gott, erbarme Dich meiner!“ rief er aus; „gib, daß auch dieß Alles nur ein Traum sei!“

Er drückte die blutigen Hände fest an die Brust, als wollte er dadurch sein Herz zur Ruhe bringen, das ihm beim Anblick des unerhörten, beispiellosen Unglücks zu zerspringen drohte.

Marina und die Polen waren verschwunden, nur russische Leichname waren auf der Wiese zu sehen. Der Fürst konnte sich nicht erklären, wie Alles zugegangen war und er begann zu glauben, sein Traum, sein Erwachen und das furchtbare Schauspiel vor seinen Augen seien Bilder eines wirren Verstandes oder Zaubereien eines bösen Geistes. Er griff nach seinem Säbel, den er nicht abgelegt hatte; er fand ihn zwar nicht mehr an seiner Seite, sah ihn aber in einiger Entfernung liegen und errieth, daß er die Kehle eines Polen

durchschnitten hatte, der neben seinem treuen Semen lag. Letzterer hatte ihm in der That das Leben gerettet, aber von starkem Blutverlust erschöpft, ihn vergebens um einige Tropfen Wasser gebeten; seine matte Stimme hatte die Erstarrung des Wojewoden nicht verscheuchen können. Sterbend blickte er gen Himmel und betete für seinen guten Herrn, den er in den Fesseln eines bösen Dämons glaubte.

Ein anhaltendes Gestöhn veranlaßte den Fürsten, der Stelle zuzueilen, wo das von den Polen niedergerissene, mit Blut bespritzte Zelt einen Haufen todter Körper bedeckte. Die bittersten Feinde ruhten hier auf einem engen Raum friedlich beisammen. Der Kopf eines an den wilden Ufern der Kama gebornen Kriegers lag auf der Schulter einer Unglücklichen, die einst die Zierde des Batonischen Hofes war; die hochherzigen Vertheidiger des leidenden Vaterlandes schienen wie ermüdete Wanderer an der Seite ihrer erschlagenen Gegner, der treubrüchigen Anhänger des Usurpators, von ihren Anstrengungen auszuruhen. Nur Stepan war noch am Leben und als er Dolgorucki erblickte, rief er, auf seine getödteten Kameraden zeigend, ihm zu:

„Ihr Blut komme über Dich und über Deine Kinder!“

Er sprach diese Worte mit vernehmlicher, bis in's Innerste der Seele dringender Stimme, nicht aus einem Gefühl der Rache, nicht um den leichtsinnigen Anführer zu schrecken, sondern in der Ueberzeugung, daß die Gerechtigkeit des Himmels seine Schuld nicht unbestraft lassen könne und daß deren Folgen großes Unglück über Rußland bringen müsse. Vor dem Verwundeten auf die Knie sinkend, wollte der Fürst ihn fragen, ob nicht vielleicht noch eine Möglichkeit vorhanden sei, sich an den hinterlistigen Feinden zu rächen; aber auf dem bleichen Antlitz des Kriegers waren schon alle Lebenszeichen erloschen; seine Augen schlossen sich und die erkalteten Arme fielen kraftlos herab. Der Wojewod weinte und beneidete Stepan, der sein Leben geendigt, ohne jemals seine Pflichten verletzt zu haben.

Die Strelitzen, die sich vor den Feinden verborgen hatten, zeigten sich jetzt jenseits des Baches, und mehrere von ihnen wollten, als sie Dolgorucki erblickten, mit Steinen nach ihm werfen, weil sie ihn für einen Verbündeten der Feinde des Vaterlandes hielten. Ein alter Strelitze aber hinderte sie daran und stellte ihnen vor, daß nach dem, was vorgefallen war, der Fürst zwar nicht mehr ihr Anführer sein könne, sie aber auch nicht das Recht hätten, sich zu seinen Richtern aufzuwerfen; man müsse ihn dem Ausspruch des Zaaren und seinem Gewissen überlassen.

Als der Fürst die Strelitzen erblickte, dankte er Gott aus ganzer Seele für ihre Rettung. Sein Blick wurde heiterer, er athmete freier und, eine ungewöhnliche Kraft und Entschlossenheit in sich fühlend, glaubte er, es müsse noch möglich sein, die Polen einzuholen und ihnen Marina wieder abzukämpfen. Als er den Soldaten, die unterdessen den Bach passirt hatten, diesen Plan mittheilte, anworteten sie ihm mit bitteren Spottreden und warfen ihm unumwunden vor, daß er sich durch polnisches Gold habe blenden lassen. Höchst bestürzt über diese Aeußerungen blickte Dolgorucki die Krieger an. Anstatt des Eifers und der Ergebenheit, die sie ihm früher bewiesen hatten, sprach sich auf allen Gesichtern, in allen Blicken Haß und Verachtung aus. Ein furchtbarer Gedanke stieg in dem Fürsten auf, aber ehe ihm derselbe noch völlig klar wurde, tönte das Wort Verräther in seinen Ohren, und die Todesbläße, die plötzlich seine Wangen überzog, erschien als ein sicherer Beweis, daß er wirklich schuldig war und nur deshalb die Verfolgung der Polen, die schon gegen dreißig Werst entfernt sein konnten, vorgeschlagen hatte, damit Niemand mit dem Bericht von dem Vorgefallenen nach Moskwa zurückkehren könne.

Nur mit Mühe konnte der alte Strelitze seine wüthenden Kameraden zurückhalten, die sich abermals anschickten, den Wojewoden zu steinigen; Dolgorucki mußte ihnen jedoch alle seine Waffen ausliefern. Regungslos und vernich-

tet stand er dabei, während sie den erschlagenen Polen alles abnahmen, was ihnen gefiel; als sie aber berathschlagten, wie sie die beklagenswerthen Ueberreste ihrer Gefährten vor den wilden Thieren und den Mißhandlungen der Feinde schützen sollten, raffte er sich auf nnd erbot sich, ihnen dabei zu helfen. Allein die Strelitzen stießen ihn schonnungslos zurück, und da es ihnen an Werkzeugen zum Graben fehlte, trugen sie alle Leichname auf einen Haufen, breiteten Marina's Zelt darüber aus und bedeckten dann das Ganze mit entwurzelten Gesträuchen und großen Fichtenästen. Hirauf beteten sie noch andächtig für die Seelenruhe der so treulos ermordeten Krieger und traten dann zu Fuß den Weg nach Moskwa an.

Als der unglückliche Wojewod allein war, warf er sich vor der furchtbaren Grabstätte nieder und blieb lange in dieser Stellung liegen. Endlich erhob er sich, überblickte noch einmal die verhängnißvolle Wiese, und folgte den Strelitzen, die nicht glaubten, daß er es wagen würde, vor dem Zaar zu erscheinen.

Am nächsten Tage kamen die Bewohner der Nachbarschaft, um die Leichname mit Erde zu bedecken, und späteren Wanderern diente dieser Grabhügel als Wahrzeichen der Treulosigkeit der Polen, die einen mit ihnen abgeschlossenen Friedensvertrag auf so schändliche Weise gebrochen hatten. Er wurde von den Franzosen, die überall nach Schätzen suchten, aufgegraben; ein Haufen von Knochen und halbverwester Lumpen war der einzige Lohn ihrer Arbeit und deutete ihnen das beklagenswerthe Loos an, welches ihrer in Rußland wartete, dessen geheiligte Grenzen noch kein fremder Eroberer ungestraft überschritten hat.

Drittes Kapitel.

Nach Abschluß eines Friedens-Vertrages mit dem Könige von Polen, welchem zu Folge alle bei dem Pseudo-Dimitri befindlichen polnischen Unterthanen seine Dienste verlassen mußten, und alle, die sich in Rußland aufhielten,. so wie auch Mnischek und seine Tochter, die Freiheit erhielten, in ihr Vaterland zurückzukehren, hatte der Zaar Wassili Iwanowitsch den in Tuschin lebenden polnischen Großen die Erlaubniß ertheilt, nach Moskwa zu kommen, um sich mit den königlichen Gesandten zu berathen. Diese Nachgiebigkeit oder vielmehr Schwachheit hatte die verderblichsten Folgen für Rußland; die hinterlistigen Ausländer vermehrten in der Residenz durch Schmeicheleien und Verheißungen die Zahl der Anhänger Dimitri's und während sie im Volke Argwohn und Mißtrauen verbreiten, verabredeten sie mit Marina, daß sie sich nach Tuschino begeben sollte, sobald sich ihr die Möglichkeit dazu darbieten würde. Aber in der Erwartung, an einem bestimmten Ort Truppen anzutreffen, die sie zu Dimitri geleiten sollten, hatte die leichtsinnige Witwe Otrepjew's nicht geahnet, daß sie bei dieser Gelegenheit Zeuge eines furchtbaren Blutbades sein, und noch weniger, daß sie mit genauer Noth dem Tode entgehen werde. Obgleich es ihr keineswegs in den Sinn kam, daß die Vorsehung sie in Lebensgefahr geführt haben konnte, um sie von ihren verbrecherischen Plänen abzuleiten, bemächtigte sich in Folge jenes Ereignisses ihrer sonst so furchtlosen Seele eine unwillkürliche Verzagtheit.

Lange schwebte der riesige Strelitze mit seiner auf sie gerichteten Lanze vor ihren Blicken und das Gewinsel und Gestöhne der Sterbenden tönte lange noch in ihren Ohren. Der dunkle dichte Forst, den sie, von acht schönen Pferden gezogen, mit außerordentlicher Schnelligkeit durchfuhr, dünkte ihr mit

Räubern angefüllt; bald drückte sie das Gesicht in die Wagenkissen, um sie nicht herankommen zu sehen, bald hörte sie ängstlich den Reden der Soldaten und der Bedienung zu. Mnischek, der Gembitzka's Platz im Wagen eingenommen hatte, betrachtete seine Tochter mit sorgenvoller Aufmerksamkeit. Er hatte von seinem, die Escorte kommandirenden Verwandten Stadnitzki bereits erfahren, wie der Geist, die Sitten und das Aeußere des neuen von den Polen erwählten und beschützten Prätendenten beschaffen waren, und ohngeachtet seines schnöden Ehrgeizes verglich er unwillkürlich das reizende, frische Gesicht Marina's mit einer schönen Blume, der sich eine häßliche Kröte nähert. Er schwieg, aus Furcht, seine Stimme möchte seine Aufregung verrathen; aber bald gelang es ihm, sie zu beherrschen, und der erfahrenste Beobachter hätte aus seiner Miene kaum errathen, wie sehr er seine Tochter bemitleidete, die schon hinlänglich die Unzuverläßigkeit einer widergesetzlich angemaßten Größe kennen gelernt hatte.

„Fasse Muth, liebe Marina," sagte Mnischek endlich; „die Gemalin eines Zaaren, welche durch die Gewalt der Waffen gezwungen worden, sich ihren Thron wieder zu erobern, muß gefaßt und hochherzig sein; sie muß durch ihr Beispiel die Krieger ermuthigen, die für sie ihr Leben opfern sollen."

Wie aus tiefem Schlaf erwachend, dankte Marina mit einem sanften Lächeln ihrem Vater, daß er sie ihren quälenden Gedanken entrissen hatte. Der Tod Hedwigs, die Ermordung der Russen, die Gefahren der Reise, Alles verschwand ihrem inneren Blicke wie flüchtige Schatten vor dem zauberischen Worte: Zaarin, und ihre drückendsten Sorgen wichen der freudigsten Thätigkeit des Geistes. Kühne Reiter tummelten sich auf muthigen Pferden und rühmten sich laut jubelnd ihrer Unerschrockenheit, die dem Zaaren Dimitri seine angetraute Gemalin wieder zuführte; eine lustige Musik beantwortete ihr Freudengeschrei und die vor dem Wagen

reitenden Offiziere hieben die Zweige der Bäume ab, um von Marina die geringste Unbequemlichkeit abzuwehren. Da sie sich als den Gegenstand eifrigster Vorsorge erblickte, vergaß sie, daß ihre Person für die Anhänger des Prätendenten nur deshalb einen so großen Werth hatte, weil sie ihnen als Vorwand dienen sollte, Rußland verwüsten und plündern und sich dadurch bereichern zu können. Sie wiegte sich in die Idee einer eingebildeten Größe ein und der Gedanke entzückte sie, daß ihre Landsleute ihr von ganzem Herzen ergeben waren und daß die Russen sie mit Ehrfurcht als ihre Zaarin anerkennen würden.

„So ist es recht,“ sagte Mnischek. „Aber ich habe Eurer Hoheit noch nicht das Schreiben gezeigt, das ich von meinem regierenden Schwiegersohne erhalten habe.“

Mit diesen Worten überreichte er ihr ein mit dem zaarischen Siegel versehenes Papier. Sie betrachtete es lange, als wollte sie jedes einzelne Wort ihrem Gedächtnisse einprägen; als sie es aber zurückgeben wollte, bemerkte sie, daß sie es noch gar nicht gelesen hatte. Sie entfaltete es daher wieder und überlief es mit flüchtigen Blicken. Der Pseudo-Zaar versicherte darin Marinas Vater seiner kindlichen Ergebenheit und lud ihn ein, mit seiner Tochter zu ihm zu kommen, indem er zugleich die Hoffnung aussprach, daß er bald den Gipfel des Glücks und des Ruhmes erreichen werde. Marina suchte aus den Schriftzügen zu errathen, ob er wirklich nicht daran zweifelte, dem Ziele seiner Bestrebungen so nahe zu sein. Aber die Handschrift war fest und sicher; der einfache, bündige Styl sprach für die Wahrheit des Inhalts. Stolz und majestätisch erhob sie das Haupt; aber in diesem Augenblick hielt der Wagen an und der Kutscher rief den Dienern zu, schnell zu Hilfe zu kommen. Mnischek beugte sich aus dem Fenster und fragte, was geschehen sei; aber alles drängte sich um die Pferde und er konnte nicht erfahren, was dort vorging. Endlich sah er, daß einige Leute etwas Schwe-

res in den Wald schleppten und zugleich kam Pawel Mnischek mit verstörter Miene an den Wagen geritten und flüsterte dem Vater zu, das schönste von den Pferden sei gefallen, der Wojewod gerieth außer sich vor Zorn gegen seinen Kutscher; er schwor, daß er und seine Mutter für seine Nachlässigkeit büßen sollen, und betheuerte, es würde ihm lieber sein, wenn der unglückliche Kutscher um's Leben gekommen wäre, als das herrliche Roß, das ein Geschenk des Zaars war.

Mnischek war dermaßen in Wuth gerathen, daß er die Fragen Marina's nicht hörte und es sogar nicht fühlte, als sie seinen Arm ergriff und mit Ungeduld die Ursache des plötzlichen Lärms von ihm zu wissen verlangte. Nachdem der Wojewod endlich befohlen hatte, einen andern Kutscher auf den Bock zu setzen, und den ersten hinter den Wagen gebunden mit fortzuschleppen, beruhigte er sich einigermaßen und erzählte seiner Tochter, das Geschirr sei in Unordnung gerathen und dadurch ein kurzer Aufenthalt entstanden. Von dem Pferde erwähnte er nichts, aus Furcht, sie möchte dessen Verlust als ein übles Zeichen ansehen, ein Gedanke, dessen er sich selbst kaum erwehren konnte, obgleich er sonst ziemlich frei von Vorurtheilen war. Octavia, auf welche das gräßliche Ende und die Verwünschungen Gabitzka's einen tiefen Eindruck gemacht hatten, war in schmerzliche Gedanken versunken und hatte von Allem, was um sie her vorging, nichts bemerkt. Marina bat sie, zu fragen, wann man ankommen würde. Sie blickte aus dem Fenster, fuhr aber sogleich wieder zurück, ohne den ihr gegebenen Auftrag erfüllt zu haben, als wäre sie nicht im Stande, einen höchst widerlichen Gegenstand anzusehen.

„Ein Jude!" rief sie, mit der Hand auf die Landstraße zeigend.

Als Marina in Moskwa einwilligte, nach Tuschino zu reisen, hatte sie zu gleicher Zeit auch den neuen Prätendenten, von dem sie es eben so gut wußte, als man allgemein

davon sprach, daß er ein Jude war, als ihren Gatten anerkannt.

Octavia's Abscheu gegen einen Menschen dieser Nation erschien ihr jetzt als ein absichtlicher beleidigender Scherz. Sie erblaßte, ihre Hände zitterten, aber ihre Augen wandten sich unwillkürlich dem Walde zu, und als sie einen häßlichen, schmutzigen Glaubensgenossen des falschen Dimitri erblickte, überzog eine brennende Röthe ihr Gesicht, und ein Gefühl von Scham und Schmerz ergriff sie. Neben einer kleinen aus Brettern zusammengeschlagenen Telegge, der ein magerer Ochse vorgespannt war, stand ein nicht mehr junger Mann, dessen Tracht und Gesichtszüge den Hebräer nicht verkennen ließen. Es war eine mittelgroße, hagere Gestalt mit vorgestrecktem Kopfe, dessen unteren Theil ein rother verworrener Bart bedeckte, über dem eine lange, spitzige, einem Habichtsschnabel ähnliche Nase hervorragte; seine tief liegenden, blitzenden Augen verriethen Arglist und Verschlagenheit und das schwarze lockige Kopfhaar glich fast der Mähne eines wilden Thieres. Sein langer Kaftan war mit Schmutz und Theer besudelt und sein häßliches Gesicht hatte gewiß kein Wasser gefühlt, seitdem es ihm von polnischen Landjunkern blutig geschlagen worden war. Als Marina ihn ansah, lächelte er demüthig, warf sich aber sogleich auf die Knie und küßte die Erde, als er bemerkte, daß sie unwillig war.

„Ein Jude!" rief Marina, ihren Vater finster anblikkend und in ihrer Stimme und in ihrem Blick lag für diesen ein bitterer höhnischer Vorwurf. —

Gequält von Durst nach Rache und von dem Wunsche zu regieren, wiegte sich die junge Wittwe bald in vermessenen Hoffnungen, bald ängstigte sie der Gedanke Dascha's Prophezeihung könne in Erfüllung gehen und all ihr Streben zu ihrem eigenen Verderben führen. Ihre nächste Umgebung murrte heimlich über ihren täglich zunehmenden Eigensinn, und selbst Mnischek wußte oft nicht, wie er es ihr recht ma-

chen sollte. Als der ohnehin sehr heftige Wojewod den Juden erblickte, gerieth er vor Zorn außer sich; er bildete sich ein, das Erscheinen des armen Israeliten habe alle ihm widerfahrenen Unannehmlichkeiten veranlaßt, das Pferd sei vor Schreck über ihn gefallen und Octavia, welche Marina's Erhebung beneidete, sei die Gelegenheit willkommen gewesen, sie in Verlegenheit zu setzen. Er rief daher einen Soldaten, befahl ihm den unglücklichen Hebräer zu binden und quer über die Straße zu werfen.

„Der verdammte Hund," fügte er wüthend hinzu, „kann sich glücklich schätzen von den Rossen christlicher Helden zertreten zu werden."

Sein Zorn wendete sich dann gegen Octavia, die er in heftigem Tone fragte, weshalb sie sich erboten habe, die Zaarin zu begleiten, wenn sie, anstatt für deren Ruhe zu sorgen, sich befleißige, sie auf alles Widerwärtige aufmerksam zu machen, das ihr in die Augen falle.

„Hast Du es vergessen", fuhr er fort, „daß ihre Hoheit einen angeborenen unüberwindlichen Abscheu gegen alle Juden hat, oder denkst Du nur an Deine eigene werthe Person? Jetzt sehe ich es deutlich, wie richtig die allgemeine Bemerkung ist, daß seidem sich Fürst Skopin-Schuiski verheirathet hat, Panna Ratomska — — —"

„Genug, genug, lieber Vater!" unterbrach ihn Marina, welche befürchtete, daß Octavia, durch solche Reden beleidigt, etwas Beißendes erwidern möchte. „Ich begreife in der That nicht, wie Du dergleichen albernes Geschwätz wiederholen kannst. Man beneidet Octavia nur, weil sie klüger und hübscher ist als Alle und weil ich sie herzlich liebe, aber nichts in der Welt kann mich mit ihr entzweien. Dagegen hoffe ich auch," fügte sie hinzu, „daß Du, liebste Freundin, den Albernheiten keinen Glauben schenken wirst, welche von müssigen und übelwollenden Leuten aus Mißgunst und Lästersucht verbreitet werden dürften."

Von Marina's Milde gerührt, küßte Octavia ihr die Hand und versicherte mit Wärme, daß sie nur deshalb eingewilligt habe, den Fürsten Skopin zu heirathen, um ihre Ergebenheit für die Zaarin und ihren Eifer für das Wohl der in Rußland befindlichen Polen beweisen, indem sie gewünscht hatte, einen Mann für deren Interesse zu gewinnen, dessen Dienste und Freundschaft ihnen von großen Nutzen hätten werden können. Aber indem sie dies sagte, trocknete sie sich die ihre Wangen benetzenden Thränen, denn mit schweren Herzen dachte sie an die Vernichtung ihres sehnlichen Wunsches, die Gattin dieses vor Allen ausgezeichneten Mannes zu werden. Um diese quälenden Erinnerungen zu verscheuchen, begann sie ein Gespräch mit dem zur Seite des Wagens reitenden Pan Sborowski, der schon während der ganzen Reise sich alle Mühe gegeben hatte, seine Liebenswürdigkeit und Gewandtheit zu zeigen. Seine muntere und interessante Unterhaltung heiterte sie auf, und als er unter Anderem erwähnte, er sei der einzige Erbe eines reichen und geizigen achtzigjährigen Oheims stieg der Gedanke in ihr auf, daß sie ihre Gleichgültigkeit gegen den Fürsten Schuiski nicht besser an den Tag legen könne, als durch eine schnelle Vermählung mit einem Polen. Sie beschloß daher, den jungen Sborowski als Werkzeug ihrer Rache zu benutzen.

Die Reise Marina's glich einem schönen Traume; überall wo sie anhielt, überreichte man ihr Geschenke und unterhielt sie mit Musik und Gesang, und nicht allein die ihr zunächst stehenden Personen, sondern auch die sie begleitenden Krieger wurden wie Verwandte, wie lang erwartete Freunde bewirthet. Die ärmsten Dörfer schienen Wohnsitze der Freude und Zufriedenheit zu sein; die Hütten waren mit Blumen bekränzt. Bauern und Bäuerinnen tanzten in Feierkleidern, zahlreiche Heerden weideten überall auf den Wiesen. Menschen, Vieh und Kleidungsstücke waren von allen Seiten herbeigeschafft worden; die eigentlichen Besitzer verwünschten diese sie ruinirenden Feierlichkeiten, aber die Polen freuten sich über die

künstlichen malerischen Ansichten, wie über schöne Gemälde oder theatralische Vorstellungen des Landlebens. Mnischek und Stadnizki versicherten Marina ohne Scheu, daß in allen Provinzen, welche Dimitri aufs Neue beherrsche, die Bewohner völlig zufrieden und glücklich seien, und daß, wenn er erst im ungestörten Besitz des Throns sein, er Rußland bald zum mächtigsten und reichsten Lande der Welt machen werde. Alles was sich ihren Blicken darbot, bestätigte die erfreulichen Schilderungen ihres Vaters und ihres Oheims, und indem sie sich der Vergangenheit erinnerte, belächelte sie innerlich das Vorurtheil, das sie gegen eine Verbindung mit einem Hebräer gehegt hatte. Sie stellte sich den Pseudo-Dimitri als einen Maccabäus, Salomon oder Joseph vor, sprach mit Entzücken von dem bevorstehenden Zusammentreffen mit ihrem Gemahl und versicherte ihrer Umgebung, daß Alle für ihre Anhänglichkeit an einen der Liebe und Achtung der ganzen Welt würdigen Monarchen, über ihre Erwartung belohnt werden würden.

In der Nähe von Tuschino wurde Marina von reich gekleideten Bojaren erwartet; als sie die Zaarin erblickten, stiegen sie von den Pferden, verbeugten sich tief und baten um ihre fortwährende Gnade, indem sie versicherten, daß sie bis zum Ende ihres Lebens ihre und des Zaaren Dimitri gehorsame und treue Diener bleiben würden.

Fürst Mossalski trat vor und fügte hinzu, der große Zaar erwarte sie nicht in Tuschino selbst, sondern er wünsche, nach allen überstandenen Leiden die Zaarin zum erstenmal ohne Zeugen wiederzusehen und ungestört ein Glück zu genießen, das er so lange entbehrt und wieder zu erlangen kaum gehofft habe. Das Gefühl, mit welchem Marina antwortete, ihre Liebenswürdigkeit und Schönheit nahmen die Bojaren völlig für sie ein, und obgleich sie wußten, daß sie einem verwegenen Bösewicht dienten, sagten es später doch Alle und schrieben es auch ihren Freunden, Dimitri müsse in der That der rechtmäßige Zaarewitsch sein, denn außerdem

könne eine so reizende Gemahlin, eine Tochter des angesehensten polnischen Großen, ihn unmöglich so zärtlich und so beständig lieben.

Eine Kanonensalve, von Musik und lautem Jubelgeschrei begleitet, verkündete Marina, daß sie in der Nähe von Tuschino war und daß man in der Stadt ihre Ankunft bereits erfahren hatte. Bald darauf hielt der Wagen einem großen, prächtigen Zelt gegenüber, das auf einer, von allen Seiten freien Ebene aufgeschlagen war; ungefähr dreißig Klaftern um dasselbe herumstanden in tiefem Schweigen bewaffnete Krieger, als wäre es ein geheimnißvoller Tempel, den bei Todesstrafe kein Neugieriger betreten durfte. Marina blickte ihren Vater an, und in diesem Blicke lag theils die Hoffnung, daß der Wunsch, die ihr erzeigte Ehre auch fernerhin zu genießen, den jedem weiblichen Wesen angebornen Widerwillen gegen Rohheit und Häßlichkeit besiegen werde, theils die Furcht, daß ein Augenblick des Kleinmuthes vieljähriges Streben vernichten könnte. Ehe sie aber diesen Gefühlen Worte geben konnte, erschien ein großer rüstiger Mann in polnischer Tracht, deren Glanz alle Pracht der Bojaren verdunkelte. Die Wagenthür öffnend begrüßte er Marina mit einer kurzen Anrede. Seine Stimme hatte etwas Fremdartiges, mit seiner Rede durchaus nicht Uebereinstimmendes, und die Namen Zaar und Zaarin sagte er her, wie eingelernte, bedeutungslose Worte. Erstaunt blickte Marina ihn an. Hätte Mnischek ihr nicht gesagt, daß des Zaaren Hettman vor ihr stand, so würde sie nie geglaubt haben, den Fürsten Roman Roschinski vor sich zu sehen, der noch vor fünf Jahren am Hofe Sigismunds sich durch Schönheit und Liebenswürdigkeit auszeichnete. Er eroberte damals, ohne zu wollen, die Herzen aller Frauen: aber keine vermochte es seine Unbeständigkeit zu fesseln, und die Tochter des Wojewoden von Sendomir hatte vergebens gehofft, daß er ihr seine Hand antragen würde. Die Zuvorkommenheiten ihrer Familie gefielen ihm; gern brachte er mehrere Tage in Ssambor zu und machte Marina

den Hof, aber dieser blieb bald kein Zweifel mehr übrig, daß er ihr Herz geringer schätze als ein gutes Reitpferd oder einen Jagdhund. Ihre gekränkte, das Gefühl ihres Herzens unterdrückende Eigenliebe gab ihr daher schon früher die irrige Ueberzeugung, daß nicht Freundschaft und Liebe, sondern Erwerbung wichtiger Vortheile der Zweck unsers Lebens sein müsse.

Die nächsten Jahre vervollkommneten nur noch Marina's Schönheit; ihre Gestalt und Gesichtszüge wurden majestätischer, sie hatte etwas ganz Besonderes an sich, von dem man sich versprechen konnte, die Zeit würde sie nicht leicht verändern. Sie glich fast einem, wenn auch leblosen Marmorbilde, das nicht häßlich werden und nicht vergehen kann. Dagegen war es dem Fürsten Roschinski jetzt nicht anzusehen, daß er einst schön gewesen; sein angenehmes Lächeln hatte sich in ein hämisches verwandelt, sein kluger Blick in einen frechen, und sein aufgedunsenes Gesicht, seine rothe Nase und seine ganze Gestalt sprachen dafür, daß er ein höchst zügelloses Leben führen müsse.

„Pan Wojewod", sagte Roschinski, „Du kannst Deiner Tochter folgen. Das zaarische Zelt hat mehrere Abtheilungen; begieb Dich in die zur Linken, dort wirst Du einen alten Freund finden, mit dem Dir hoffentlich die Zeit nicht lang werden wird. In seiner Gesellschaft kannst Du verweilen, bis das freudige Entzücken zweier Ehegatten sich ausgesprochen hat, die sich lange — — — so lange nicht sahen daß diese Zusammenkunft ihnen wie erste in ihrem Leben vorkommen könnte. Es kann Dir nicht schwer fallen, Dir ihre Gefühle vorzustellen, und deshalb wird Dir der Wille des Zaaren nicht auffallen, daß Du nicht früher vor ihm erscheinen sollst, als bis er Dich rufen läßt. Und Du Zaarin", fuhr der Fürst fort, erstaunt und etwas betroffen über die Gleichgültigkeit mit welcher Marina seine Anspielungen anhörte, „beliebe den Vorhang von himmelblauem Seidenstoff dem Eingange gegenüber aufzuheben; in der ausdrücklich für Dich bestimmten Abtheilung wirst Du ein goldenes Pfeifchen

finden, und wenn Du einen Ton darauf angiebst, sogleich den Zaaren sehen."

Marina stieg aus dem Wagen, und indem sie einen flüchtigen Blick auf den Hettman warf, dachte sie, der stolze Nachkomme Gedemin's würde sich nicht entschlossen haben, dem Prätendenten zu dienen, wenn dieser nicht auf Liebe und Achtung Anspruch machen könne. Furchtlos trat sie daher in das Zelt.

„Gott stehe Dir bei, geliebte Tochter!" sagte Mnischek leise zu ihr. „In wenigen Minuten siehst Du den russischen Zaar; erblicke in ihm nichts als den Beherrscher eines mächtigen Reichs; denke an nichts, als an Deine Erhebung und an das Beste Deines Vaterlandes und Deiner Religion! Glaube mir, Marina, alles in der Welt ist eitel; nur Triumphe über unsere Feinde und Unterwerfung der Völker bieten einen wahren Genuß dar."

Marina drückte ihm die Hand und der verschmitzte Magnat scheute sich nicht, dem Himmel in Voraus für das Gelingen eines Planes zu danken, der dem großen Reiche neues Unglück und seiner Tochter ewige Schmach bereiten sollte.

Mit fester Hand den ihr beschriebenen Vorhang erhebend, trat Marina in ein kleines mit asiatischem Luxus ausgeschmücktes Gemach. In den Ecken brannten köstliche Wohlgerüche und durch den leichten Nebel, den ihre Dämpfe verbreiteten, erschienen alle Gegenstände in einem zauberischen Reize. Marina setzte sich auf einen, mit schwerem Seidenstoff überzogenen Divan, der auf eine eben so seltsame als großartige Weise mit Gold, Silber und Seide in den schneidendsten Farben veziert war. In weiche Kissen versinkend, zog sie einen kleinen mit Perlmutter verzierten runden Tisch an sich und einige Minuten lang hielt sie Alles um sich her für einen Traum. Als sie endlich wieder zu sich selbst gekommen war, ergriff sie das auf dem Tische liegende Pfeifchen,

und kaum hatte es einen leisen Ton von sich gegeben, so zeigte sich ihr gegenüber eine aus goldenen Spitzen und Sammet hervorragende große, bräunliche Hand und dann ein mit schwarzem, etwas krausem Haar bewachsener Kopf. Kalter Schweiß überzog Marina's Antlitz, sie hatte aber keine Furcht und stand rasch auf um sich über diese unerwartete Erscheinung Aufklärung zu verschaffen.

„Ich will den Zaar sprechen," sagte sie mit majestätischem Anstande zu dem eintretenden Manne; „wenn Du in seinen Diensten stehst, so melde . . ."

„Weißt Du etwa nicht," unterbrach sie der Unbekannte, indem er einen, bis in ihr Innerstes dringenden Blick auf sie heftete, „daß, wer auch nur auf einen Augenblick das Zaarische Gewand anlegen würde, eine solche Verwegenheit mit seinem Leben bezahlen müßte? Vor Dir steht Dimitri, Zaar und Herr von ganz Rußland, Gebieter über viele Fürstenthümer, von Gott erwählt und begnadigt, von Gott beschützt und geehrt!"

Marina erstarrte.

„Hinweg!" rief sie, den Pseudo-Zaar, der sie umarmen wollte, von sich stoßend, und sank halb ohnmächtig auf den Divan, auf dem sie vor wenigen Minuten so süß geruht hatte.

Glühende Blicke folgten ihr von ferne und ihr Herz schlug so heftig, als wollte es ihr die Brust zersprengen. Sie hatte Alles vorausgesehen, sie war auf Alles vorbereitet, nur nicht auf das, was sie jetzt erlebte.

„Der Beherrscher von Moskwa erwartete einen andern Empfang von der Witwe Otrepjew's," sagte näher tretend mit spöttischer Miene der Pseudo-Zaar.

„Elender!" rief Marina, vor Verzweiflung und Zorn fast erstickend, „wie konntest Du so etwas wagen? Wie konntest Du glauben, daß ich Dich nicht erkennen, daß ich nicht im Stande sein würde, öffentlich zu erklären, wer Du bist?"

Der falsche Dimitri lachte laut auf, und dieses rohe

Gelächter erschütterte Marina wie der Wiederhall eines vernichtenden Gewitters, wie das letzte Röcheln eines Sterbenden.

„Du erwartetest also den Sohn Joann's hier zu finden?" sagte er; „wie konntest Du aber glauben, daß Du ihn erkennen würdest, da Du ihn noch nie gesehen hast? Du wußtest es längst, daß der verlaufene Mönch Dich betrog, aber Du glaubtest an das Märchen, daß er der aus den Händen seiner Mörder errettete Zaarewitsch sei; glaube nun auch mir, daß er mein Reich besessen hat und daß ich der wahre Dimitri bin."

„Als ob ich Dich nicht von Jugend auf kennte! Empfingst Du nicht Almosen im Hause meines Vaters? bist Du nicht . . .?"

„Wenn Dir Dein Leben lieb ist," unterbrach sie wüthend der Pseudo-Zaar, „so verbanne die Erinnerungen, die Vergangenheit selbst aus dem Innersten Deiner Seele! Ja; Du sahst mich als verwaisten Knaben, gequält von Mächtigen, gemißhandelt von Niedrigen; aber meine Gefühle, mein innerer Werth waren Deinen Begriffen nicht zugänglich! Ich liebte Dich leidenschaftlich, seit ich Dich zum erstenmal sah! Ich bin für einen Thron geboren!"

Marina wollte fliehen, aber eine eiserne Hand drückte sie an die, mit kostbarem Sammt beschlagene Wand; sie rief ihren Vater zu Hülfe, aber ihre matte Stimme drang kaum durch die vom Dampf des Räucherwerks verdickte Luft.

„Marina Otrepjewna, hüte Dich!" sagte in rauhem Tone der Pseudo-Zaar; „Du kannst mir nicht schaden! Deine Landsleute die Polen, Dein gewesener König, die Moskowischen Bojaren und selbst Dein Vater haben nie daran gezweifelt, daß der Zaarewitsch Dimitri in Uglitsch ermordet worden ist. Es ist ihnen nie in den Sinn gekommen, die gesetzliche Macht wieder herzustellen; Du selbst hast früher nichts dagegen gehabt, daß Dein Gatte ein verlaufener Mönch war; worüber geräthst Du also jetzt so außer

Dich? Der Sohn eines armen Hebräers ist eben so viel werth als ein verlaufener Mönch! Otrepjew erhob Dich auf den Thron, weil er ohne Beistand Deines Vaters ihn nicht besteigen konnte; Du solltest aber nicht vergessen, daß er Xenia und alle hübschen Frauen liebte. Was mich betrifft," fuhr der Pseudo-Zaar fort, indem er unverwandt auf Marina blickte, in welcher jedes bessere Gefühl, jeder edlere Gedanke erstorben war, als stände sie unter dem Einfluß eines bösen Geistes, der ihr zuflüsterte, daß ein Zaaren-Diadem mehr werth sei, als Schönheit und Tugend, daß ein glücklicher Erfolg die ungesetzlichsten Mittel rechtfertige, — „ich brauche die Dienste des Wojewoden von Sendomir nicht. Ich habe ohne seinen Beistand das halbe Rußland erobert und Moskwa wäre schon mein, wenn ich meinen Truppen erlaubt hätte, es mit Sturm zu nehmen. Ich schone es, damit man meine Schätze nicht beraube und meine Residenz nicht verwüste. Unterdessen wirst Du Dich auch in Tuschino nicht langweilen; alle Tage gibt es hier Tänze und Festlichkeiten, und Alles bestrebt sich hier, meinen Wünschen entgegenzukommen. Eure stolzen Großen, die von mir Belohnungen erwarten, schmeicheln mir mehr als ihrem Könige; die Russen, vor Eifer für mich brennend, unterhalten meinen Hof auf das Glänzendste. Ich habe nicht weniger Verstand wie Otrepjew und bin viel vorsichtiger. Er stürzte sich selbst ins Verderben; mir kann dies nicht widerfahren, ich werde glücklich und lange regieren. Aber ohne Dich, Marina, hat das Diadem keinen Werth für mich; Deinetwegen bewarb ich mich um dasselbe, weil ich wohl wußte, Du würdest, wenn Du nach Ssambor zurückkehrtest, vor Kummer sterben! Aber . . . wer heiß liebt, der rächt sich grausam! Der elende Jude verstand es, für Dich einen Thron zu erobern; der elende Jude aber kann Dich auch in Stücken zerreißen, wenn Du es wagst, ihm verächtlich zu begegnen!"

Die letzten Worte hatte der Pseudo-Zaar mit unterbrochener, kaum vernehmbarer Stimme hervorgepreßt; unter

seinen herabhängenden dicken Augenbrauen schoßen Blicke wie Blitzstrahlen aus schwarzen Wolken hervor, und ein teuflisches Lächeln verzog seine blassen Lippen. Kaum sah er einem Menschen ähnlich, und gewiß würden viele Frauen den Tod seiner verabscheuungswürdigen Liebe und seinen falschen Vorspiegelungen vorgezogen haben; aber die ehrgeizige und herrschsüchtige Marina schien den Ausbruch seiner rasenden Leidenschaft mit Vergnügen anzuhören. „Ach!" dachte sie, „welchen lebendigen Geist besitzt er, wie weiß er Verstand und Schönheit zu schätzen!" Und ihren Widerwillen überwindend, den sie früher für unbesiegbar gehalten hatte, reichte sie dem Pseudo-Zaar die Hand. Seine Drohungen machten keinen Eindruck auf sie; sie fürchtete nicht, ja sie dachte nicht daran, daß er es wagen würde, sie zu erfüllen: schon längst darüber mit sich einig, um jeden Preis Zaarin bleiben zu wollen, machte sie sich innerlich Vorwürfe, es bei ihrem Zusammentreffen mit dem ihr schon bekannten verachteten Juden vergessen zu haben, daß er bereits auf dem Throne saß.

Der falsche Dimitri drückte Marina an seine Brust und setzte dann die Pfeife an den Mund. Auf den gellenden Ton derselben eilten der Wojewod von Sendomir und der Jesuit Ssawitzki sogleich herbei, und der erstere, welcher erfahrener und schlauer war als seine Tochter, küßte dem Pseudo-Zaaren ehrerbietig die Hand, als sei er vollkommen überzeugt, den gesetzmäßigen Erben des russischen Thrones vor sich zu sehen. Dann sprach er mit väterlicher Zärtlichkeit seine Freude über die glücklich stattgefundene Vereinigung aus. Während dem segnete Ssawitzki mit stummer Begeisterung die Fügung Gottes, der einen Hebräer, einen mit keiner einzigen gewinnenden Eigenschaft begabten Sklaven dazu bestimmt hatte, der Regent eines großen Reiches zu werden, und in demselben den lateinischen Glauben und die Macht des Pabstes zu befestigen, dem er sein ganzes Dasein gewidmet hatte. Nach diesem Zweck unermüdlich hinstrebend,

nahm er ohne die mindesten Gewissensbisse den thätigsten Antheil an dem Rußland zerreißenden Aufruhr.

Der falsche Dimitri warf einen bedeutungsvollen Blick auf den Jesuiten; dieser verbeugte sich tief vor ihm, und machte, nachdem er mit ergebener und frommer Miene über Marina den Segen ausgesprochen hatte, den Vorschlag, sie Sr. Zaarischen Hoheit sofort anzutrauen, damit der von ihr als Gemahl anerkannte Beherrscher von Moskwa auch von Gott das Recht erlange, ihr mächtiger Beschützer und zärtlicher Freund zu sein. Es war nicht der Augenblick, zu zaudern; Marina fragte ihren Beichtvater nur, ob sie und ihr Vater auch Alles, was ihnen von Otrepjew versprochen worden war, erhalten würden. Ssawitzki bejahte es und theilte ihr mit wenigen Worten die, in Bezug auf seine Vermählung vom Zaaren festgestellten Bedingungen mit. Marina hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu und begab sich dann in die nächste Abtheilung des Zeltes, wo Alles zur Traungs-Feierlichkeit vorbereitet war; der Jesuit beeilte sich, seinen Ornat anzulegen, und der Wojewod von Sendomir war der einzige Zeuge der gesetzlichen Verbindung seiner Tochter mit einem frechen Betrüger. Der hochmüthige Magnat nannte mit triumphirender Miene einen Juden, der einst sein verworfenster Leibeigener gewesen und wegen Diebstahl und Kirchenraub verurtheilt worden war, seinen Schwiegersohn. Hätte man Mnischek vor drei Jahren ein solches Ereigniß vorhergesagt, so würde er seine ganze Familie aufgefordert haben, eine solche Schmach zu rächen; aber ungezügelte Leidenschaften verändern die Denkungsweise und fesseln die Urtheilskraft.

Viertes Kapitel.

Am 12. September, am Tage der Geburt der Jungfrau Maria, wohnte der Zaar Wassili Iwanowitsch hinter dem goldenen Gitter der Kirche zum Erlöser der Vesper bei. In der Mitte des Gottesdienstes trat der Wojewod Wassili Buturlin eilig ein. Der Zaar sah sich verdrüßlich um; als er aber das verstörte Gesicht Buturlin's erblickte, konnte er nicht mehr daran zweifeln, daß nicht unziemliche Dreistigkeit, sondern Unwille und Schmerz die Veranlassung waren, daß er unwillkürlich eine Stille unterbrach, die in Gegenwart des Zaaren überall streng beobachtet werden mußte. Er winkte den Wojewoden zu sich und fragte ihn, ob etwa wieder ein Unglück geschehen sei? Buturlin theilte ihm mit leiser Stimme die so eben erhaltenen Nachrichten mit, welche meldeten, daß viele angesehenen Personen aus verschiedenen Orten zum Prätendenten übergegangen waren, und daß die Soldaten haufenweise nach Tuschino oder nach ihrer Heimath liefen, von der überall verbreiteten Meinung irre geführt, daß Alle, die dem Zaaren Wassili Iwanowitsch treu bleiben würden, sich ihren Untergang bereiteten. Buturlin, welcher sehr heftig und zugleich höchst mißtrauisch war, flehte den Zaar an, sich durch strenge Untersuchungen und erschwerten Zutritt zu seiner Person vor Verrätherei zu schützen. Als Wassili dies hörte, veränderten sich zwar seine Gesichtszüge etwas, aber dennoch erwiederte er mit Milde, man dürfe den Verlust zaghafter Soldaten und verdächtiger Bojaren nicht beklagen.

„Nicht die Zahl, sondern Eifer und männliche Ausdauer sichern den Erfolg", fügte er hinzu; „auch verlasse ich mich nicht auf meine Klugheit, sondern auf die Gnade Gottes."

Nach diesen Worten warf sich der Zaar vor dem Bild-

niß des Erlösers nieder. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte ihn ein Gedanke, und ihn für eine Eingebung des Himmels haltend, wurde er ruhiger. Er rief sogleich seinen Strjaptschi*) herbei und sagte ihm einige Worte, welche dieser mit tiefen Verbeugungen beantwortete.

Als die Vesper beendigt war, bat der Zaar seine Gemahlin, sie möchte allein nach Hause zurückkehren, weil er sich zum Patriarchen begeben wolle.

Durch das unerwartete Erscheinen und die Unheil verkündende Miene Buturlin's auf's Höchste beunruhigt, wünschte die junge Zaarin zu erfahren, welche Nachricht er gebracht habe; aber Wassili, der seine Gemahlin zärtlich liebte, verschwieg ihr seine trüben Gedanken, und sie, seinem Willen gehorsam, quälte ihn nie mit neugierigen Fragen.

„Des Herrn Zorn," sprach der Zaar, „trifft uns nicht bei allen Gelegenheiten; es geht besser mit dem Patriarchen, er wohnte heute schon sitzend der Messe bei und erfreute sich eines ruhigen Schlafes. Ich schäme mich, daß ich so lange nicht bei ihm war; aber Du weißt Maria Petrowna, wie sehr ich bisher mit Arbeiten überhäuft war. Jetzt," fügte er mit gezwungenem Lächeln hinzu, „habe ich etwas Ruhe und vielleicht kehre ich nicht vor Nacht zurück."

Der Strjaptschi meldete, daß der Patriarch von dem Besuch des Zaaren unterrichtet sei und die Hofbeamten den Befehl Seiner Hoheit erwarteten, wer ihn begleiten solle. Wassili, dem unnützes Gepränge stets lästig war, und am

*) Die Strjaptschi's waren ehemals in mehrere Klassen getheilte Beamte am zaarischen Hofe, die den jetzigen Kammerherren, Garderobemeistern u. s. w. sehr nahe kommen. Der erste dieser Beamten, von dem hier die die Rede ist, und der seiner Würde nach über einen Stolnik stand, welcher letzterer die Speisen auf die zaarische Tafel stellte, war, wörtlich übersetzt der Strjaptschi mit dem Schlüssel (etwa ein jetziger Kammerherr); der Garderobemeister hieß Strjaptschi für die Kleidungsstücke u. s. w. D. Ueb.



meisten in dieser stürmischen Zeit, wo ihm nur Leute von geprüfter Treue angenehm waren, wollte schon sagen, daß er, Niemanden brauche; aber er bedachte, daß zu große Einfachheit die ohnehin wankende Achtung des Volks für ihn völlig vernichten oder als ein Beweis verzweifelter Hingebung erscheinen könnte und er befahl daher, daß Alle, die sich in der Kirche befanden ihm folgen sollten. Seine, ihn gewöhnlich begleitenden Verwandten und angesehenen Bojaren hatten der Vesper nicht beigewohnt; der Zaar hatte sie alle nach der Mittagsmesse zum Fürsten Fedor Mstislawski, der seinen Namenstag feierte, entlassen.

Der Patriarch Hermogen, der mehrere Tage gefährlich, ja fast hoffnungslos krank gewesen war, hatte erst am heutigen Morgen das Bett verlassen; da er es jedoch liebte, das Beispiel einer tiefen Verehrung und einer vollkommenen Ergebenheit für den Monarchen zu geben, so war es seine Absicht gewesen, demselben entgegengeführt zu werden, aber, der Zaar hatte ihm sagen lassen, er würde es sehr übel nehmen, wenn er ihn anders empfinge als sitzend in seinem Schlafzimmer. Wassili liebte ihn wie einen aufrichtigen und wahren Freund, und achtete ihn wie einen, mit ausgezeichnetem Verstande und hohen Tugenden begabten Vater. Als Metropolit von Kasan hatte Hermogen nicht gefürchtet, sich den Zorn des falschen Dimitri durch das Begehren zuzuziehen, daß Marina Mnischek vor ihrer Vermählung mit ihm die griechische Religion annehmen solle; er verlor in Folge dessen seine heilige Würde und wurde in's Gefängniß geworfen. Später bewies er in hohem Grade seine Liebe zum Vaterlande und so lange die Welt steht, werden alle Russen mit Verehrung den Namen eines heiligen Mannes aussprechen, der nach seinem unglücklichen Tode ihnen seinen erhabenen Geist, seine christliche Frömmigkeit und den glühenden Eifer hinterlassen hat, begangene Verbrechen durch ruhmwürdige Thaten in Vergessenheit zu bringen. Der verehrungswürdige Hermogen behielt in sein höchstes Alter die Würde sei-

nes Standes und den feurigen ausdrucksvollen Blick, vor welchem oft die größten Bösewichter hatten. Dem achtzigsten Jahre nahe, war er noch kräftig, und seine den Zaar und alle guten Bürger beunruhigende Krankheit war die Folge eines tiefen Kummers, dessen auch die gottesfürchtigsten Menschen nicht immer Herr werden können. In Folge der Ankunft Marina's in Tuschino, wo sie geschickt die zärtliche und glückliche Gattin spielte, verbreitete sich überall das Gerücht, der neue Pseudo-Zaar sei wirklich mit dem früheren identisch. Viele waren fest überzeugt, er sei der rechtmäßige, von der Vorsehung durch ein Wunder gerettete Zaarewitsch; Einige zweifelten nicht daran, daß er ein Betrüger sei, glaubten aber, daß ihm als einem furchtbaren Zauberer alle Unternehmungen gelingen müßten und daß es vergebens sein würde, sich ihm widersetzen zu wollen. Der Patriarch konnte das Unglück, was er voraussah, nicht abwenden, und seit der Abreise Marina's von Moskwa quälte ihn sein Scharfblick, der seine Einbildungskraft unaufhörlich mit unheilvollen Bildern beschäftigte, dergestalt, daß er zuletzt ernstlich erkrankte. Aber nichts konnte seine Ergebung in den Willen Gottes erschüttern.

Als der beim Patriarchen befindliche Bojar seines Hauses, aus dem Fenster den Zaaren kommen sah, theilte er es dem Greise mit. Dieser befahl ihm, dem Zaar entgegen zu gehn, den des Patriarchen übrige geistliche und weltliche Beamten schon von dem Augenblick an, wo der hohe Besuch angekündigt worden war, am Eingange des Hauses erwarteten. Zugleich beauftragte er ihn, dafür zu sorgen, daß während der Zaar sich in seinem Hause befand, alle seine Begleiter, wie es Rang und Alter eines Jeden erheischten, mit der größten Rücksicht und Artigkeit bewirthet würden.

Wassili trat allein in das Schlafgemach des Patriarchen, empfing seinen Segen und setzte sich dann in einen, ausdrücklich für ihn verfertigten vergoldeten Lehnstuhl, der sonst von Niemandem benutzt wurde. Diese Art Stühle hießen

„zaarische" und wurden bis zur Verhaftung des ehrwürdigen Hermogen (der bekanntlich während der Zwischenregierung, von Polen und russischen Verräthern verjagt wurde) mit besonderer Sorgfalt aufbewahrt; nur an festlichen Tagen nahm man die Ueberzüge ab und die Bojaren des Patriarchen wischten selbst den Staub von den weichen Kissen, auf welchen der vom Unglück heimgesuchte Herrscher Rußlands auszuruhen pflegte.

„Gerade eine Woche ist es, daß ich Dich nicht gesehen habe, mein Zaar und Herr", sagte der Patriarch; „diese Zeit ist mir sehr lang geworden und es hat mich außerordentlich geschmerzt, daß Deine Geschäfte Dir nicht erlaubten, mich zu besuchen und daß mich Krankheit an mein Lager fesselte. Dafür erfreue mich, wenn es Dir möglich ist, heute mit einer recht guten Nachricht."

„Ich erwartete eine solche Bitte nicht," antwortete der Zaar mit erzwungener Heiterkeit, „und habe mich daher nicht mit guten Nachrichten versehen. Was verlangst Du noch mehr? Macht es Dir etwa nicht Freude genug, daß ich Dich besuche und die Absicht habe, bis zum späten Abend bei Dir zu bleiben?"

„Dies würde ein großes Fest für mich sein, wenn Dein Auge klar wäre und Deine Stimme nicht Kummer verriethe. Glaube mir, Herr, lieber wollte ich an der äußersten Grenze Rußlands mit der Ueberzeugung leben, daß Du ruhig und glücklich bist, als in Deiner Nähe Zeuge Deiner schweren Sorgen sein."

„Ich glaube es Dir," erwiederte der Zaar; „auch baue ich auf Dich, heiliger Vater, ebenso, wie auf mich selbst — nein, mehr als auf mich selbst: Du hast nie um die Gunst der Mächtigen gebuhlt, fast immer nur Gott gefürchtet, aber ich — — —"

„Herr," unterbrach ihn der Patriarch, „ich entsagte schon in früher Jugend der Welt, und wer weiß, was ich jetzt

sein würde, hätte ich, wie Du, mitten unter Versuchungen gelebt! Du bereuest Deine Sünden; hoffe daher auf Gottes Barmherzigkeit und erzürne ihn nicht durch übermäßige Trauer."

„Schon längst hast Du mir dies gesagt und schon längst habe ich gewünscht, das Vergangene zu vergessen; und wer hätte dies an meiner Stelle nicht gethan? Aber von jener Zeit an, wo sich das Gerücht von dem ersten falschen Dimitri verbreitete, sah ich den jungen Märtyrer mit der gräßlichen Todeswunde und mit Blut bedeckt fortwährend vor meinen Augen! Oft sehe ich auch seine Mutter, und höre ihre Klagen! — Und doch verdanke ich ihr mein Leben, und mir wurde ein Thron zu Theil, den in Folge meines unwürdigen Betragens der Mörder Dimitri's vor mir bestiegen hatte! Für mich hat die Welt kein Glück, keine Freude mehr!"

„Stolz auf Deine Größe darfst Du allerdings nicht sein, Wassili Iwanowitsch; aber der Himmel bewahre Dich dafür, es zu beklagen, daß Du eine Dornenkrone trägst. Freuen mußt Du Dich, daß sie Dich schmerzt, wie sie einst dem geheiligten Haupte des Erlösers Schmerzen verursacht hat. Du bist, großer Zaar, der Beschützer der allgemeinen Wohlfahrt; Du kannst und sollst die Thränen Deiner Unterthanen trocknen, ihren Leiden vorbeugen: Dies sei Deine Freude, Dein Glück!"

„Mit ganzer Seele strebte ich stets darnach und selbst meine eigene Ruhe war mir nicht zu theuer; ich verschwendete meine Schätze nicht für Lustbarkeiten und erbarmte mich sogar meiner Feinde. Wie aber ein morscher Kahn dem stürmenden Meere nicht entgegenarbeiten kann, so waren auch meine Anstrengungen gegen brausende Leidenschaften erfolglos. Durch meine Vertrauten ließ ich Dir Alles mittheilen, was in diesen Tagen geschah. Ich habe gefehlt, daß ich Marina fortziehen ließ; aber Gott ist mein Zeuge, daß ich Gutes wollte, und alle meine Rathgeber stimmten mir bei — — —"

„Nicht Alle," fiel der Patriarch ein, bekreuzigte sich aber gleich darauf andächtig mit den Worten: „Der Herr verzeihe mir meine Sünde! Und Du, Herr, habe Nachsicht mit einem schwachen Greise; des Menschen Herz ist eitel und hochmüthig; zufällig thut es das Gute und denkt unwillkürlich an das Böse!"

„Ja," sagte der Zaar nachdenkend, „nicht Alle stimmten ein; drei suchten mich zu überreden, keinen Frieden mit den Polen zu schließen: Du, Patriarch, mein Neffe und Läpunow. Zu Dir habe ich großes Vertrauen — — aber ich bin Regent und konnte eine Stimme nicht über zehn den Sieg davon tragen lassen."

Schwer aufseufzend erwiederte Hermogen nichts, denn er fürchtete die Verlegenheit des Zaaren zu vergrößern, der sich augenscheinlich vergebens bemühte, sich in seinen eigenen Augen zu rechtfertigen.

„Was meinen Neffen und seinen Freund Läpunow betrifft," fuhr Wassili fort, „so sind sie allerdings tapfere und unternehmende Männer; aber sprich selbst, heiliger Vater, sollte ich zwei Jünglingen mehr Vertrauen schenken, als den alten Dienern mehrerer Zaaren, die Zeugen so vieler Veränderungen waren?"

„Und dennoch nicht lernten, ein gesundes Urtheil zu fällen und unpartheiisch zu handeln," rief mit Wärme der Patriarch, der bereit war, sein Leben dem Zaar zu opfern, aber dessen blindes Vertrauen zu seinen schlauen Bojaren und seinen Brüdern die nicht fähig waren, für das wahre Beste des Vaterlandes zu handeln, nicht billigen konnte. „Du weißt, großer Zaar," fuhr er fort, „daß ich Dich nie hinterging, und oft sagtest Du mir, daß ich nicht leicht zu hintergehen sei; so erkläre ich Dir nun vor dem Angesichte des Erlösers: Dein Neffe, Fürst Michailo, ist von Gott mit einem ausgezeichneten Verstande und mit einem ausgezeichneten Verstande und mit unbesiegbarem Heldenmuthe begabt

worden, von ihm ist die Rettung des Vaterlandes am sichersten zu hoffen. Davon bin ich eben so fest überzeugt, wie von der Unsterblichkeit meiner Seele, wie von der Heiligkeit unserer rechtgläubigen Kirche!"

Die Stimme des Alten stockte; in seinen Blicken und auf seinem blassen Antlitz sprach sich jedoch die freudige Ueberzeugung aus, daß man an einer glücklichen Lösung der bestehenden Wirren nicht verzweifeln dürfe,. obgleich sie auch durch die unglückliche Freilassung Marina's vermehrt worden waren. Auch des Zaaren Gesicht erheiterte sich, aber bald fielen ihm Buturlin's schlechte Nachrichten ein, und die beklagenswerthe Wirklichkeit that seinem Herzen um so weher, als es vorher durch den tröstlichen Gedanken an die mögliche Stillung des Aufruhrs durch seinen jungen Verwandten beruhigt worden war.

„Sei überzeugt, heiliger Vater," sagte Wassili, „daß ich Michailo's vortreffliche Eigenschaften zu schätzen weiß. Er ist ein einsichtsvoller und furchtloser Krieger und wenn das Schicksal des russischen Reiches nur von blutigen Schlachten abhinge, so könnte man hoffen, daß mein Neffe den ruchlosen Räubern nicht lange vergönnen würde, es heimzusuchen. Aber das Schwert allein ist nicht unser Unglück, es kommt auch noch die moralische Verderbniß hinzu; Zwietracht, Sittenlosigkeit, Irreligiösität herrschen allgemein und haben das Volk verdorben. Nicht genug, daß die Bösewichter plündern und sich bereichern wollen; es macht ihnen Vergnügen, ihre Mitbürger zu martern und zu quälen; Ruchlosigkeit ist ihre Freude; sie verabscheuen Alles, was ihnen einst heilig war! Was kann sie zu besserer Ueberzeugung bringen? Welche menschliche Kraft vermag uns zu retten? Auf wen kann man sich noch verlassen, wenn selbst verständige, erfahrene Männer, verführt durch Geld und Ehrenstellen täglich zu Verräthern werden? Du weißt es, ob ich Iwan und Ssemen Sasseikin, ob ich die Fürsten Alexei

Ssitzkoi, Dimitri Trubetzkoi und Dimitri Tscherkoski jemals gekränkt oder ihnen Unrecht gethan habe!"

„Du warst ihnen immer ein gnädiger Herr; zweifelst Du auch an ihrer Treue?"

„Noch gestern schworen sie, daß sie bereit seien, für mich, ihren gesetzmäßigen Zaar, zu sterben, und heute nennen sie und mit ihnen viele Andere mich Fürst Schuiski und erwarten in Tuschino zu den Füßen des Juden Belohnungen dafür, daß sie ihre Ehre und das Heil ihres Vaterlandes verriethen!"

Der Patriarch bedeckte mit beiden Händen sein Gesicht, und durch seine fleischlosen Finger drangen einzelne Thränen hervor. Der stille Schmerz des ehrwürdigen Greises rührte den Zaar bis in das Innerste seiner Seele; er ergriff seine Hand und drückte sie fest an seine brennenden Lippen. Hermogen segnete ihn, warf einen Blick auf die Heiligenbilder und bemühte sich dann, dem Zaaren Muth einzusprechen. Seine würdevollen Worte drangen tief in die Seele des Fürsten, um den sich täglich neue drohende Gefahren erhoben, welche eine unermüdliche Thätigkeit, weise Maßregeln und hauptsächlich das verlangten, was gewöhnliche Menschen Glück, gottesfürchtige Christen aber den Segen Gottes nennen.

„Als der Räuber noch in Orla war," sagte der Kaiser, „und die Polen ihm eine Menge Truppen zuführten, bot der König von Schweden mir sein Bündniß an. Aus Rücksicht auf die guten Bürger unseres Vaterlandes wollte ich den Ausländern nicht das Recht einräumen, den Russen vorzuwerfen, daß sie ohne fremde Hilfe nicht im Stande gewesen wären, ehrlose Nachbarn und gemeine Rebellen zu überwältigen; auch war ich der Ansicht, daß man unter solchen Umständen nicht auf menschliche Klugheit und Hilfe, sondern auf Gottes Beistand bauen müsse. Doch der Herr erfüllte die Hoffnungen seines sündigen Knechtes nicht! — Heute,"

fuhr der Zaar nach einem tiefen Seufzer fort, „als Buturlin während der Vesper erschien, um mir zu melden, daß die Menschen aus Moskwa, wie aus einem verpesteten Orte, schaarenweise zum Usurpator ziehen, fiel ich vor dem Bildnisse des Erlösers nieder, und bat ihn mit heißen Thränen, mir Mittel anzugeben, und das Vaterland zu befreien. Da erhob sich in meiner kummervollen Seele eine geheime Stimme, die mir zurief, das Anerbieten Schwedens nicht zurückzuweisen. Ich beschloß sogleich zu Dir zu gehen, Dir Alles mitzutheilen und mit Dir zu berathen, was zu thun ist."

„Als Petrejus Dir, erhabener Zaar, zum erstenmal erklärte, daß sein König ein Bündniß mit Dir zu schließen wünsche, konnte man noch hoffen, daß wir mit den Bösewichtern allein fertig werden würden, und es wäre kaum rathsam gewesen, fremde Truppen in unser Land zu ziehn. Jetzt aber ist es eine andere Sache; Niemand darf Dir mehr den Vorwurf machen, daß Du durch Dein Mißtrauen die Nation beschimpfest; sie hat sich in den Augen der ganzen Welt selbst beschimpft! Kräftige Maßregeln sind nöthig, um die verzagten Gemüther zu ermuthigen, und die erkaltete Liebe für die Heimath wieder zu erwärmen. Darum, großer Zaar, kein langes Ueberlegen; es muß rasch gehandelt werden, rufe die Schweden herbei. Schwer wird es Dir werden, ihnen Deinen Schatz zu öffnen, aber ich werde Tag und Nacht zu Gott beten, daß er Deinen schweren Kummer lindere; das russische Volk wird es bald fühlen, wie schmachvoll und gefährlich es ist, seine Befreiung von Ausländern zu erwarten. Der König von Schweden, der im Vergleiche mit Dir ein machtloser Fürst ist, würde gewiß nie daran gedacht haben, daß Du seines Beistandes bedürftest, wenn er uns Russen nicht für niedrige Verräther oder verächtliche Feiglinge hielte."

Nachdem der Patriarch dieses gesagt, ließ er den Kopf an die Lehne seines Sessels zurückfallen, und schloß unwillkürlich die Augen. Einige Minuten lang ruhte der Blick des

Zaaren auf ihm; er wagte keine Bewegung zu machen, und in seinem bleichen Gesichte las man deutlich die schmerzliche Besorgniß, daß sein bester Rathgeber, sein zuverlässigster Freund seinen letzten Seufzer aushauchen möchte. Endlich stand er auf, öffnete die massive Thür und rief einen Klosterdiener herbei, der am jenseitigen Ende eines großen Zimmers saß.

„Beunruhige Dich nicht, Herr," sagte mit fester Stimme der Patriarch, „es war nur ein Anfall von Schwäche, der, Gottlob! schon vorüber ist, und wenn Deine Hoheit nichts dagegen hat, so befiehl Deine Begleiter herbeizurufen."

„Ich werde mich freuen, wenn du ihnen Deinen Segen ertheilst; es wird mich überzeugen, daß Deine Kräfte zurückgekehrt sind, und meine Bojaren, so Gott will, abhalten, sich Deiner Gebete unwürdig zu machen."

Als die Hofleute hereintraten, fragte sie der Patriarch in sanftem Tone, ob Jemand von ihnen Verwandte oder Freunde in Tuschino habe. Mit freudiger Miene antworteten Einige, daß es in ihrem Geschlecht keine Verräther gegeben habe; Andere senkten schweigend den Blick zu Boden. Der Wojewod Buturlin trat hervor, schlug sich auf die Brust und sagte mit bebender Stimme, daß sein Name geschändet sei, indem ein Vetter von ihm, Michailo Buturlin zum Usurpator übergegangen sei.

„Aber," fügte er mit steigender Heftigkeit hinzu, „gebe Gott nur, daß ich ihm begegne, und ich werde die Schande die er über unseren Namen gebracht, in seinem Blut abwaschen; ich werde ihn zwingen, den von ihm so hochgepriesenen Juden zu verfluchen!..... oder ich selbst werde mich vor der, mein Haupt so frühe treffenden Schmach in ein finsteres Grab verbergen!"

Der ehrwürdige Patriarch sprach noch einige salbungsvolle, herzergreifende Worte über den Verrath und die Ver-

räther, die der Zaar mit einem feierlichen Amen beschloß. „Amen!“ wiederholten seine Begleiter indem sie sich tief vor dem sitzenden Greise verneigten, der jedem Einzelnen seinen frommen Segen ertheilte.

Als der Zaar ziemlich spät ins Schloß zurückgekehrt war, befahl er seinem Postelnik Besobrasow, ihn am nächsten Morgen früher als gewöhnlich zu wecken und seinen Brüdern sowohl als seinen ältesten Bojaren anzukündigen, daß sie sich eine Stunde vor Beginn der Sitzung in der Duma (geheimes Conseil) bei ihm einfinden sollten. Die sorgenvollen Gedanken, mit denen der Geist des Zaars beschäftigt war, verscheuchten den Schlaf von seinen Lager; er verstand es jedoch, sich zu beherrschen, und als man ihm meldete, daß die Bojaren sich versammelt hatten, trat er mit ruhiger Miene unter sie, erklärte ohne Weiteres, daß der beklagenswerthe Zustand der Dinge ihn nöthige, den König von Schweden um Hülfstruppen zu ersuchen, und fragte, wer einen Anftrag übernehmen wolle. von dessen rascher Ausführung die Rettung des Vaterlandes abhinge?

Nur zwei oder drei Stimmen flüsterten leise, daß sie bereit seien zu thun, was der Zaar befehle, während fast alle übrigen Bojaren einander bestürzt ansahen. Wassili konnte leicht errathen, daß die von ihm und dem Patriarchen als das letzte Mittel, um Rußland vom Usurpator und von den Polen zu befreien, erkannte Maaßregel von seinen Räthen als die Wirkung einer thörichten Verzweiflung betrachtet wurde. Diese Entdeckung war ihm nicht angenehm, besonders aber brachte ihn die Bemerkung auf, daß seine Bojaren keine Lust zu haben schienen, sich neuen Mühen und Beschwerden zu unterziehen, und diese Stimmung verrieth sich durch die dunklere Röthe seines Gesichts und das Zusammenziehen seiner dicken Augenbrauen. Des Herrschers Zorn bemerkend, bat sein Bruder, Fürst Dimitri, den er besonders liebte, um die Erlaubniß, seine Meinung offen darlegen zu dürfen.

„Dazu habe ich Euch herberufen,“ sagte der Zaar, sich niederlassend, „um die Wahrheit zu hören, die nicht nur mir, nicht nur Euch, sondern allen Rechtgläubigen nöthig ist.“

Durch diese Bemerkung noch verlegener gemacht als er schon war, räusperte sich der Fürst Dimitri, strich sich den Bart und sagte, nachdem er mit Mühe seine Fassung wieder erlangt hatte, mit schwankender Stimme, daß unter so beklagenswerthen Umständen es nicht zu verwundern wäre, wenn die Bojaren sich nicht gern aus Moskwa entfernten, wo sie mit Erfolg ihre Ergebenheit beweisen könnten, und daß auf das Geheiß des Zaaren jeder Djak —“

„Glaubst Du etwa, Dimitri,“ unterbrach ihn der Zaar, „daß ich zum Scherz einen Abgesandten an den König sende? als ob er nicht wisse, wem ein Bündniß nöthiger ist, ihm oder mir. Allerdings können auch ihm die Polen gefährlich werden, aber dieses Uebel ist ihm noch nicht so nahe als uns, denen das Messer an der Kehle steht. Wenn man mir Hülfe anbietet, so muß man wohl wissen, was bei uns vorgeht; auch kennt die ganze Welt unsere Aufwiegelungen und Unthaten! Es ist jetzt wahrlich nicht an der Zeit, sich stolz und prahlerisch gegen seine Nachbarn zu beweisen. Nicht ein Djak, wie Du meinst, muß mit den Schweden unterhandeln, sondern ein angesehener Bojar, der ihnen die Versicherung geben kann, daß ich den König achte und seine freundschaftliche Gesinnung zu schätzen wisse; es muß ein verständiger gewandter und thätiger Mann dazu gewählt werden. Wo und wie bald wird aber ein solcher zu finden sein?“ fügte Wassili hinzu, der von den ihn umringenden Großen ein aufrichtiges, uneigennütziges Mitwirken zum Besten des Allgemeinen schon nicht mehr erwartete.

„Du wirst nicht daran zweifeln, erhabener Zaar,“ erwiederte Fürst Dimitri, „daß ich keinen Augenblick Anstand nehmen würde, auf Deinen Befehl bis an’s Ende der Welt zu gehen; aber was Du auch sagen mögest, ich würde

Dir ein schlechter Diener sein, wenn ich unter den obwaltenden Umständen Dich verließe. Meiner Ansicht nach wäre es am besten, Du sendetest unsern Neffen — —"

„Michailo?" unterbrach ihn der erstaunte Fürst.

„Ja, ihn; er ist jung und rüstig."

„Setze hinzu, gewandt und voll Eifer. Man könnte ihm diesen Auftrag anvertrauen," fuhr der Zaar nach einigem Nachdenken fort; „er ist mir aber hier nöthig, denn er allein hat bis jetzt die Verräther immer geschlagen."

„Und dies so vollkommen," erwiederte mit finsterer Miene Fürst Dimitri. „daß sie jetzt 12 Werst von Moskwa in einer festen Stellung herrlich und in Freuden leben und uns alle Zufuhr abschneiden. Erzürne den Himmel nicht, Wassili Iwanowitsch; Du hast noch Wojewoden, die nicht schlechter sind als Michailo Skopin; und die ebenfalls glückliche Erfolge gehabt haben würden, wenn Du ihnen mehr vertraut hättest. Unsere Schuld liegt nur darin, daß wir nicht nach allen Seiten ausposaunen, daß wir Alles thun. Glaube mir, Herr, glaube Deinem Dir aufrichtig ergebenen Bruder. sende unsern Neffen zu den Schweden. Möge das junge Köpfchen andere Luft um sich wehen lassen; Michailo wird in fremden Ländern etwas lernen, und das dumme Volk hier erfahren, daß der Zaar Wassili Iwanowitsch auch ohne den Fürsten Michailo Wassiljewitsch fest auf seinen Thron sitzt."

Wassili's Züge veränderten sich, sein Herz war mit Kummer erfüllt. Hätte ein Anderer ihm gesagt, daß Michailo dahin strebe, ihn in der öffentlichen Meinung herabzusetzen, indem er sich alle glückliche Ereignisse zuschrieb, er würde ihn einen schändlichen Verleumder gescholten haben; daß aber sein eigener Bruder vorsätzlich die Unwahrheit spräche, konnte er sich nicht denken; er glaubte sogar, Dimitri habe ihm noch nicht Alles mitgetheilt, und Michailo,

der von seinen Soldaten geliebt, vom Patriarchen geachtet wurde, gehe vielleicht mit verbrecherischen Plänen um. Er beschloß daher, den Neffen zu entfernen, und in der Freude, sogleich eine Gelegenheit dazu zu haben, konnte er die Eifersucht nicht verbergen, die auf eine so geschickte Weise in ihm rege gemacht worden war.

„Also sollte es wirklich wahr sein," rief er, auf die Bojaren blickend, „daß Michailo Skopin sich einbildet, ich würde ohne ihne verloren sein?"

„Ja, großer Zaar," erwiederte Fürst Golitzin, „es ist nicht zu leugnen, daß der Bojar Michailo Wassiljewitsch, obgleich er noch keinen Bart hat, klüger sein will, als ältere, erfahrenere Leute."

„Gut, daß ich dieß erfahre; ich will beweisen, daß keiner meiner Unterthanen sich rühmen darf, ich lebte von seinem Verstande. Wenn Gott in seiner Gnade mich zur Regierung berufen hat, so geschah es wahrlich nicht deßhalb, daß ich jeden Knaben um Rath fragen soll. Doch," fuhr er nach der Uhr sehend fort, „es ist Zeit, daß Ihr Euch in die Duma begebet; geht, arbeitet, sprechet aber Niemanden von dem, was Ihr von mir gehört habt. Würde meine Absicht vor der Zeit bekannt, so würde sie Schaden anstatt Nutzen bringen, und auf Euch lastet dann die Verantwortung dafür. Lebe wohl, Dimitri, und sage Michailo, daß er sich sogleich zu mir begebe."

Mit einer tiefen Verbeugung küßte Fürst Dimitri die Hand des Zaaren und verließ nebst den übrigen Bojaren das Zimmer. Er hoffte, Michailo werde durch diese Sendung auf lange Zeit, vielleicht auf immer entfernt werden; er werde nach dem Verluste des zaarischen Vertrauens seinen Auftrag verfehlen, das große Ansehen, das er sich erworben, verlieren und allgemeine Verachtung werde an dessen Stelle treten, und man werde sich dann überzeugen, daß nur seine Gegen-

wart den Fürsten Dimitri gehindert habe, sich durch Heldenthaten auszuzeichnen.

Als Michailo in das Zimmer des Zaaren trat, war er über dessen finsteres Aussehen so sehr betroffen, daß er gegen seine Gewohnheit an der Thür stehen blieb.

„Woher diese plötzliche Demuth, Bojar Skopin-Schuiski?“ fragte ihn der Zaar, „seit wann bleibst Du vor mir auf der Schwelle stehen? Tritt näher und höre mir aufmerksam zu.“

Da Michailo nicht zum Sitzen aufgefordert wurde, trat er vor den Zaar, der, in seinem Lehnstuhle sitzend, auf dem Tisch liegende Papiere durchblätterte, und ohne zu ahnen, daß er auf ihn zürnen könne, erwartete er mit großer Unruhe, daß er ihm irgend eine neue unglückliche Nachricht mittheilen würde.

„Ich habe beschlossen,“ sagte Wassili, „mit dem König von Schweden ein Defensiv-Bündniß zu schließen, und Dich zu dem Ende nach Nowgorod zu senden. Mache Dich bereit, morgen abzureisen; hier ist Deine Instruktion, lies sie durch, und solltest Du darin etwas nicht deutlich finden, so sage es mir.“

„Du weißt, hoher Herr,“ erwiederte der Fürst, das ihm gegebene Papier mit Erstaunen betrachtend, „daß ich mich kaum mit dem Kriegswesen bekannt gemacht habe, und noch weniger verstehe ich es, mit Ausländern zu unterhandeln. Dein Vertrauen ehrt mich sehr,“ fuhr er, die unwilligen Blicke des Zaaren bemerkend, in verlegenem Tone fort, „aber ich fürchte, ich werde nicht im Stande sein, es zu rechtfertigen. Erlaube mir daher, theurer Oheim . . .“

„Den Zaar darf man nicht für einen Verwandten ansehen,“ unterbrach ihn mit Heftigkeit Wassili, „Du bist ebenso mein Sklave, wie alle Andere, und in Deinen Jahren

muß man nicht urtheilen wollen, sondern gehorchen! Ich bin höchst unzufrieden mit Dir," fuhr er mit steigendem Zorne fort, „Alle beklagen sich, daß Du keine Achtung für ältere Männer hast; Dein Beispiel hat die Bojaren und Edelleute stolz gemacht, Jeder glaubt, er besitze alle Weisheit allein, und ich, Euer Aller Herr, denke an nichts und mache nichts recht. Wenn auch Dein Vater mein Bruder war, so solltest Du doch ein Beispiel von Gehorsam geben! Glaubst Du etwa, daß man sich wegen Deiner Heldenthaten so tief vor Dir verneigt? wer würde es denn ohne mich wissen, ob es Dir bekannt ist, daß zwei mal zwei Vier ist? Godunow würde Dir keine Truppen anvertraut haben, unter seiner Regierung hättest Du nicht in der Duma gesessen; geschähe es nicht mit Rücksicht auf meine zaarische Gnade, so würde kein Mensch in Rußland die Mütze vor Dir ziehen."

Michailo wollte seinen Ohren nicht glauben, als er diese Vorwürfe hörte. Bisher hatte Wassili ihn behandelt wie einen zärtlich geliebten Sohn, und ohngeachtet der strengen Unterwürfigkeit damaliger Zeit ihm selbst befohlen, wenn sie sich allein befänden, mit ihm umzugehen wie mit einem nahen Freunde, der in seinen Sorgen und Anstrengungen nur an der offenen Unterhaltung mit einem Verwandten Freude finden kann. Da er nicht daran zweifeln konnte, daß Fürst Dimitri ihn angeschwärzt hatte, war er über dessen Bosheit zwar nicht erstaunt, aber es kränkte ihn tief, daß man ihn, der so viele Beweise seiner aufrichtigen Ergebenheit und unerschütterlichen Treue gegeben, so leicht hatte bei dem Monarchen verdächtigten können. Wenn er jedoch an die verzweifelte Lage der Dinge, an den Verrath und die niedrigen Gesinnungen dachte, durch die er selbst hatte leiden müssen, so that es dem edelmüthigen jungen Manne bald wieder leid, sich durch ein Mißtrauen so sehr gekränkt zu fühlen, das ohne Zweifel auch dem Herzen seines Oheims schmerzlich war.

„Wenn Du so sehr auf mich zürnest, Herr," sagte er sich

dem Zaar zu Füßen werfend, „so muß ich schuldig sein; vergieb mir, wenn ich Dich ohne meinen Willen gegen mich aufgebracht habe."

Wassili beeilte sich nicht ihn aufzuheben; es war ihm lieb, zu seinen Füßen einen tapferen Bojaren zu sehen, den das Volk wie man sich bemüht hatte ihm zu versichern, als die einzige Stütze seiner Macht betrachtete. Sein kaltes Schweigen ging Michailo mehr zu Herzen, als es seine ungerechten Vorwürfe gethan hatten; er glaubte, vielleicht auf immer seine Liebe verloren zu haben und daß es ihm kaum gelingen werde, sich den erzürnten Herrscher je wieder geneigt zu machen.

Als der junge Fürst sich erhob, rollten Thränen über sein bleiches Antlitz, welche dem Zaaren auf das Herz fielen. Er erinnerte sich der Worte Hermogen's und begann, sich seiner Undankbarkeit und seiner Leichtgläubigkeit zu schämen. Er befahl seinem Neffen, sich zu setzen, und unterhielt sich freundlich mit ihm über Alles, was er nach seiner Ankunft in Nowgorod thun sollte; er erlaubte ihm mit sich zu nehmen wen er wolle, und trug ihm auf, von dem Könige von Schweden zu verlangen, daß das ganze verbündete Heer unter seinen Befehl gestellt werde.

„Ich muß Dir gestehen," sagte Wassili zuletzt, „daß Du mich durch Deine Weigerung gegen die Reise sehr unangenehm überrascht hast; künftig gehorche ohne Widerspruch und vergiß niemals das Sprüchwort: Gehorsam ist besser als Fasten und Beten. Gott wird Dich nicht verlassen, wenn Du Dich immer thätig und eifrig für das Wohl Deines Vaterlandes zeigst. Komm diesen Abend wieder zu mir, wir wollen dann mehr davon plaudern. Bis dahin besuche den Patriarchen, der Dich sehr liebt, und bitte ihn um seinen Segen und um seinen Rath; mit beiden versehen, kannst Du ruhig Deine Reise antreten. Wenn Du von ihm zurückkommst, sage

Deiner Mutter und Deiner Frau, sie sollen sich keine Sorge machen und mir nicht zürnen, daß ich Dich so weit und auf so lange Zeit entferne. Es thut mir selbst leid, mich von Dir zu trennen, aber es läßt sich nicht ändern; die Sache ist von Wichtigkeit und ich muß Jemanden haben, auf den ich mich verlassen kann. Sei versichert, daß ich auch in Deiner Abwesenheit die Deinigen nicht vergessen werde. Jetzt lebe wohl und gehe mit Gott!" schloß der Zaar, indem er dem jungen Manne die Hand reichte und ihn auf die Stirn küßte.

Fünftes Kapitel.

Einer stürmischen Herbstnacht entstieg zögernd die Morgendämmerung; der mit grauen Wolken bedeckte Himmel versprach keinen schönen Tag und ein dichter Nebel verbarg die Umgegend den den Fürsten Skopin-Schuiski begleitenden Reitern.

In tiefes Nachdenken versunken, theilte der junge Bojar die Ungeduld seiner Gefährten nicht, die sich unaufhörlich über den schlechten und langweiligen Weg beklagten. Er versetzte sich in Gedanken nach Moskwa zurück und erinnerte sich an Alles, was ihm vor seiner Abreise begegnet war; wie der ehrwürdige Hermogen ihn ermahnt hatte, die Trennung von seinen Truppen nicht zu bedauern, nicht daran zu denken, was ihm persönlich angenehm und nützlich sein könnte, sondern alle seine Hoffnungen auf Gott zu richten und sich ganz dem Besten seines Vaterlandes zu widmen. Durch die Unterhaltung mit dem Patriarchen beruhigt und ermuthigt, hatte

Fürst Michailo seiner Mutter und seiner Gattin seine bevorstehende Trennung angekündigt. Bei den raschen Fortschritten des Usurpators bedauerte es die Fürstin Aleona innig, daß der Zaar, welcher so viele Beweise von der Tapferkeit und der Einsicht ihres Sohnes erhalten hatte, anstatt ihm Gelegenheit zu geben, dem Lande fernere nützliche Dienste zu leisten, ihn Männern nachsetzte, deren beschränkte Einsichten und niedrige Denkungsart seine glänzenden Eigenschaften neutralisirten. Da sie wußte, weßhalb der Zaar den Fürsten nach Nowgorod sandte, sich aber nicht in den Sinn kommen ließ, welches der eigentliche Grund war, der ihn veranlaßte, einem Jünglinge ein solches Vertrauen zu schenken, so glaubte die hochsinnige Frau mit inniger Freude, der Zaar habe mit seinem früheren, nur seit einiger Zeit getrübten Scharfblicke den Entschluß gefaßt, alles Mögliche aufzubieten, um das ihn verfolgende Mißgeschick zu überwinden, oder sich wenigstens von dem Vorwurfe zu reinigen, daß er selbst zu Rußlands Verderben beigetragen habe.

Die Selbstverleugnung der Fürstin Aleona und ihre glühende Liebe für ihr Vaterland theilte sich auch dem Herzen der Fürstin Alexandra mit; auch sie überzeugte sich, daß die Erfüllung heiliger Pflichten der erste Gegenstand unserer Wünsche und der Ruhm ihres Gatten ihr das Theuerste auf auf der Welt sein müsse. Als Michailo aber sie zum letztenmal umarmen wollte, verschwand plötzlich ihre Fassung; sie erblaßte, zitterte und heiße Thränen fielen ihr auf die Hand.

„Nimm mich mit Dir,“ sagte sie mit einer Stimme, die es unwiderleglich andeutete, daß seine Gegenwart sie für die härtesten Opfer entschädigen würde. Ich bin aufgewachsen in Nowgorod's Wäldern, bin an Mühseligkeiten und Gefahren gewöhnt,“ fuhr sie fort, als sie bemerkte, daß ihre Reden alle Umstehenden in Erstaunen setzten; „Michailo weiß es, daß ich ihm auf der Reise nicht hinderlich sein werde, und daß

ich mich nicht fürchten würde, mit ihm oder für ihn zu sterben, davon ist er gewiß überzeugt."

Michailo drückte Alexandra an die Brust, konnte aber, bestürzt und tief gerührt durch ihren unerwarteten Vorschlag kein einziges Wort hervorbringen.

„Hast Du mir das versprochen, Alexandra?" fragte die Fürstin Aleona; „warum willst Du mich allein lassen?"

Ein schwerer Seufzer war Alexandra's Antwort; sie wußte selbst nicht, was sie wünschen sollte, und war noch nicht im Stande es auszusprechen, daß sie in die Trennung von ihrem Gatten willige.

„Ich weiß, geliebtes Weib", sagte endlich der Fürst, „daß Du mir nicht hinderlich sein würdest; aber ich bin meiner selbst nicht gewiß; und fürchte, daß ich, wenn Du bei mir wärest, unentschlossen in den Geschäften und dem Feinde gegenüber zaghaft sein würde! Wäre auch noch so wenig Gefahr vorhanden, so würde ich doch immer glauben, daß Bösewichter Dich verfolgen, daß Du wieder in die Hände eines Mossalski fallen könntest. Erleichtere mir die Erfüllung meiner Pflicht, indem Du freiwillig in Moskwa bleibst; sorge für unsere gute Mutter und betrübe Dich und uns nicht durch unnöthige Trauer. Wenn ich", fügte er nur ihr vernehmbar hinzu, „mir auch nur im Mindesten den Unwillen des Zaars und den Tadel des Vaterlandes zuziehen sollte, würde mir das Leben zuwider sein!"

„Reise glücklich," rief Alexandra mit schwankender Stimme „und vergiß meine unverständige Bitte! Ich werde Dich geduldig erwarten und wenn Du es wünschest, auch ruhig und heiter sein."

Nachdem sie ihre heißen Lippen auf die seinigen gedrückt hatte, warf sie sich in die Arme ihrer Mutter. Golowin ergriff rasch die Hand seines Schwagers, um ihn in den Hof

zu führen, wo die zur Reise bestimmten Pferde warteten; er erlaubte ihm nicht einmal noch einen Blick zurückzuwerfen, und als sie fortritten, begleitet von den Segenswünschen des Volks, das sich in großer Anzahl versammelt hatte und von einer Menge fürstlicher Diener, welche da glaubten, ihr Herr ziehe dem falschen Dimitri entgegen, bekreuzigte Golowin sich andächtig und sagte dann, er habe den Nowgoroder Wunderthätern ein schweres Kirchenlicht gelobt, damit nur das ihm überlästige Abschiedsgeleite bald ein Ende nahm.

Während der ganzen Reise war Fürst Michailo fortwährend sehr nachdenkend; als man sich aber Nowgorod näherte, sprach er kein Wort. Er schien es sogar nicht zu bemerken, daß sein Anzug durchnäßt war und sein Pferd anfing müde zu werden.

Während er sich aber so wenig mit sich selbst beschäftigte, mußte ein Jeder es ihm ansehen, daß er die Wichtigkeit der ihm auferlegten Pflichten in ihrem ganzen Umfange einsah, indem von seiner Vorsicht und Thätigkeit das Schicksal seines heiß geliebten Vaterlandes abhängen konnte. Zugleich erinnerte er sich mit tiefem Schmerz, von welchen schlechten Rathgebern der Zaar umgeben war.

Er sprach sich darüber gegen seine Freunde nicht aus, konnte sich aber des quälenden Gedankens nicht erwehren, daß seine Feinde während seiner Abwesenheit ihn völlig um das Vertrauen des Zaaren bringen, daß der Letztere ihren Verleumdungen Glauben schenken und leicht seine treuesten Freunde verlieren könne.

Fürst Michailo hatte die Absicht gehabt, bei einem vor Nowgorod an der Straße gelegenen Kloster anzuhalten, da er jedoch bemerkte, daß sowohl seine Leute, als auch die Pferde außerordentlich ermüdet waren, beschloß er, unmittelbar in die Stadt zu reiten.

„Wir haben das Ziel unserer Reise glücklich erreicht" sagte er zu Golowin, als sie sich dem Thore näherten;

„vor uns liegt der alte Sitz russischer Unabhängigkeit. Verbannte haben hier ruhig gelebt, und von mächtigen Feinden gedrängte Fürsten fanden hier eifrige Vertheidiger. Ich sollte mich freuen, daß ich mich einem Orte nähere, wo mein Vater ein gutes Andenken hinterlassen hat, daß ich von allen Seiten Gotteshäuser sehe, in denen die Reliquien verehrter Heiligen aufbewahrt werden; aber mein Herz bangt und bebet, als hätte es das Vorgefühl eines großen Unglücks. Nicht ohne Besorgniß denke ich daran, daß ich heute in einigen Stunden, zur Ausführung des zaarischen Auftrags schreiten muß: daß ich, ein unerfahrener junger Mann, in einer Zeit des Aufruhrs und der Verwüstung, meine Mitbrüder von dem ewigen schmachvollen Vorwurf erretten soll, daß sie aufgehört haben, Gott zu fürchten, ihr Vaterland zu lieben, sich der Wohlthaten ihres Herrschers zu erinnern und daß sie nicht mehr fähig sind, den Werth eines friedlichen Lebens zu schätzen."

„Nicht nach Monaten, nicht nach Jahren, sondern nach großen Ereignissen muß man die Zeit messen" entgegnete Golowin. Ganze Jahrhunderte, welche friedlich vorübergezogen sind, haben uns nur wenig gelehrt, und jetzt erlebten wir innerhalb vier Jahren bisher noch nie erhörte Umwälzungen. Deine Jugend, theurer Bruder Michailo, muß Dich nicht entmuthigen; sahest Du doch nicht müßig dem schändlichen Treiben zu, das Rußlands Namen befleckt."

„Du bist von einer höhern Hand dazu bestimmt, Deinem Vaterlande Ruhm zu bringen," fügte Tischin hinzu. „In deiner ersten Schlacht ließest Du die ältesten Wojewoden weit hinter Dir; mit Dir fürchteten die Truppen selbst den stärksten Feind nicht, und Alle, bis auf den letzten Mann weinten, als Du den Befehl erhieltest, Dich von ihnen zu trennen."

Thränen glänzten in den Augen des Fürsten bei der Erinnerung an den letzten Abschied von seinen Kriegern, de-

ten vollkommene Ergebenheit ihm immer den Sieg verschaff
und er war nicht im Stande, seinem Freunde den Vorwi
zu machen, daß er die zum allgemeinen Besten wahrscheinl
unumgänglich nöthige Maaßregel des Zaaren mißbilligte.

„Du kannst, Du darfst, nicht an dem glücklichen Erfol
Deiner Wünsche und Unternehmungen zweifeln," fuhr T
schin fort; „der Mund meines als Märtyrer sterbenden V
ters verkündete Dir unsterblichen Ruhm! Es ist, als flüst
mir eine Stimme zu, wenn ich jetzt die große Stadt vor m
sehe, daß es Dir in diesen alten Mauern gelingen werde, d
Rebellen in Schrecken zu setzen; gewiß wird nicht ein einzig
Nowgoroder dem Manne huldigen, der sich den Sohn sein
unbarmherzigen Verderbers nennt.

„Aber darf man wohl" versetzte der Fürst mit eine
schweren Seufzer, „eine aufrichtige Ergebenheit für ein
Zaar von Moskwa von ihnen erwarten, dessen Vorfahren
um Macht und Reichthum brachten? Vielleicht freuen sie s
sogar über unser Unglück. Ich glaube, es würde viellei
nicht übel sein, wenn wir bei unserer Ankunft in der Sta
verschwiegen, wer wie sind, und zuerst die Stimmung der Bü
ger kennen zu lernen suchten."

„Dies wird um so leichter werden," erwiderte Sol
win, „als man uns in unserm Aufzuge bestäubt und e
schöpft von der Reise wohl kaum für die Begleiter eines Ne
fen des Zaaren halten wird."

Tischin machte den Vorschlag, sich als Gutsbesitzer au
der Moldai auszugeben. Der Fürst erwiederte, daß es ih
sehr lieb sein würde, wenn es Einer von ihnen über sich neh
men wollte die Neugier der Wachen oder der Bürger zu b
friedigen, bei denen die Ankunft wohlbewaffneter Krieger leic
Argwohn erregen dürfte. Währenddem betrachtete er d
Festungswerke der Stadt. Auf der sogenannten Handel
seite stand auf einem hohen Erdwalle eine Brustwehr vo

Holz mit vielen Thürmen, die sich bis zum Wolchowstrom erstreckte und sich ziemlich großartig ausnahm. Der junge Wojewod fand sie aber zu schwach, um eine nahe an der schwedischen Grenze belegene Stadt, nach der es den Polen schon langst gelüstet hatte und besonders in den gegenwärtigen unruhigen Zeiten zu vertheidigen. Der Fürst erstaunte wie die Behörden von Nowgorod auf einen solchen Fall so wenig Rücksicht nahmen. Die Wachen an den Stadtthoren waren nicht allein nicht verstärkt, sondern die Thore nicht einmal gehörig geschlossen, und anstatt erwartete Anfragen, kam nur ein Hund, der fremde Leute gewittert hatte, bellend auf sie zu, während zwei Strelitzen sich in ihrem Schlummer unter einem kleinen Wetterdache nicht im Mindesten stören ließen.

Die alte ruhmvolle Sage von Nowgorod war noch nicht ganz erloschen und noch machte die Nennung dieses Namens einen mächtigen Eindruck. Die Reisenden, welche diese ehrwürdige Stadt zum erstenmal sahen, hatten geglaubt, daß nur Moskwa sich in Größe und Schönheit mit ihr messen dürfe. Desto auffallender war es ihnen, in allen Richtungen nur Armuth und Zerstörung zu erblicken. Nur die Menge Kirchen und die Festung erinnerten an die einstige Macht Nowgorod's; die menschenleeren Umgebungen, die öden Straßen, die eingefallenen Häuser zeugten dafür, daß der Zorn Gottes oder die Züchtigung irdischer Mächte diese Gegend heimgesucht haben mußte. Die sich nur sparsam zeigenden Bewohner blickten finster auf die Angekommenen, und ertrugen, wie es schien, die Gegenwart neuer Zeugen ihrer Erniedrigung nur deshalb mit Stillschweigen, weil diese selbst nicht wie frohe und glückliche Menschen aussahen.

Nachdem die Reisenden durch das sogenannte slavische Ende gekommen waren, erblickten sie einen breiten Strom, über den eine schmale, mit verfallenen Geländern versehene Brücke führte. Die trüben Wellen flossen rasch dem Ladogasee zu, und ihr melancholisches Plätschern erweckte traurige

Erinnerungen. Der Fürst hielt sein Roß an und betrachtete die gezahnten Mauern des vor ihm sich erhebenden Kremls mit ihren hohen malerischen Thürmen. Zur Linken desselben sah man am fernen dunklen Horizont die weißen Mauern des alten Klosters zum heiligen Georg, und rechts, diesseits der Wolchow die Trümmer eines großen Gebäudes, welches vor länger als vierzig Jahren der Kaufhof der Hanseatischen Kaufleute gewesen war. An dieser Stelle, wo einst kostbare Güter aufbewahrt wurden und thätige Handelsleute große Provinzen mit allen Annehmlichkeiten des Lebens versahen, weideten zwischen begras'ten Rinnen einige magere Ziegen. Jetzt herrschte hier eine ängstliche Todesstille, wo sonst ein unaufhörliches Gedränge von Menschen war, die sich eifrig von ihren Vorrechten unterhielten und sich ihrer unerschöflichen Reichthümer rühmten.

Jeder, der in Nowgorod gewesen ist, kennt den Umfang des Kremls, und wird es fast unglaublich finden, daß einst in demselben 152 Häuser, 26 Kirchen und 36 Buden Platz finden konnten; aber vor zweihundert Jahren war es wirklich der Fall und obgleich diese Gebäude größtentheils sehr klein waren, so konnten doch in einigen derselben reiche und angesehene Familien bequem wohnen. Dagegen waren allerdings viele Straßen so enge, daß zwei kleine Wagen sich nur mit Mühe vorbeifahren konnten und nicht selten geschah es, daß die Fahrzeuge stundenlang auf einer Stelle stehen blieben und die Straßen sperrten. Wie sehr auch Fürst Michailo und seine Gefährten ein solches Begegnen zu vermeiden suchten, so sahen sie sich dennoch, als sie von der Sophien-Kirche zur jetzigen Pokrowskischen Kirche einlenkten, von schwer beladenen Wagen umringt. Die zu denselben gehörenden Bauern zankten sich, schrien und murrten, während sie ihre ermüdeten Thiere vergebens mit der Peitsche antrieben, laut darüber, daß sie nicht allein gezwungen waren, Alles was den Bojaren und ihren Familien gehörte unentgeltlich zu transportiren, sondern daß diese auch noch beständig Leinewand, Butter, Hüh-

ner und Kälber verlangten; ja ihnen oft sogar Kühe und Pferde wegnähmen, was ihre Väter nicht geduldet haben würden. Einer von ihnen meinte, wenn sie nur mehr Muth hätten, so würden sich die Bojaren die Lust wohl vergehen lassen sie zu plündern; ein Anderer beklagte sich bitter, daß man ihn hierhergejagt hatte, während seine Frau und Kinder daheim nichts zu essen hätten.

Mit einem schweren Seufzer fuhr Michailo mit der Hand an die Brusttasche und dankte Gott, als er eine volle Geldbörse fühlte, daß er das Elend seiner Mitbürger nicht gleichgültig mit ansehen könnte und Mittel besaß, ihr Unglück zu erleichtern.

„Wir selbst haben unser Schicksal verschuldet", sagte einer der Bauern; „wir lassen Alles über uns ergehen und sagen kein Wort dazu. Es wäre wahrhaftig Zeit unser Heil auf eine andere Art zu versuchen und uns dem Dimitri zu unterwerfen — —"

„Was sagst Du da, Unsinniger!" rief Michailo, als er dies hörte. „Wie kannst Du von einem offenbaren Räuber mehr Gutes erwarten als von Deinem gesetzmäßigen Zaar? Der wahre Zaarewitsch Dimitri ist schon längst in Uglitsch ermordet worden; der Mann aber, der sich jetzt Dimitri nennt, ist nichts als ein Betrüger, ein Bösewicht, ein polnischer Jude!"

Laute des Unwillens und des Schreckens ertönten in der Straße. Das majestätische Aeußere des jungen Bojaren und seine zum Herzen gehende Stimme ließen den Bauern keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Worte.

„Vergeßt es nie," fuhr er fort, „daß Ihr dem Zaaren Wassili Iwanowitsch Treue geschworen habt und wenn es Euch schlecht geht, so sei Euer Trost die feste Ueberzeugung aller Rechtgläubigen, daß das Gebet zu Gott, und der treue, dem Zaaren geleistete Dienst nie verloren gehen."

Nach diesen Worten gab der Fürst einem alten Bauer, auf dessen Gesicht sich Redlichkeit und frommer Sinn aussprach, die volle Börse mit dem Auftrage den Inhalt mit seinen Gefährten zu theilen.

Der Greis verneigte sich tief und als er die Schwere des Beutels fühlte, dachte er mit Freuden, daß ihm auf seinen Antheil wohl einige Altin*) zufallen würden. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er den Inhalt in seine Mütze ausgeschüttet hatte und Goldstücke sah. Er blickte den Fürsten an und Thränen stürzten ihm aus den Augen; er dachte an seine in der bittersten Armuth lebende Familie und wagte kaum den Gedanken zu fassen, daß er jetzt im Stande sei, ihnen die nöthigen Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Endlich sagte er sich andächtig bekreuzigend zu seinen Gefährten, daß sie Alle ewig und eifrig für den mitleidigen Bojaren beten müßten, und daß ein Jeder so viel erhalten würde, um sich gute Pferde und eine Kuh zu kaufen.

Alle fielen auf die Knie, dankten Gott und riefen den Segen des Himmels über ihren großmüthigen Wohlthäter herab.

„Dieses Geld gibt Euch der Zaar als eine Unterstützung für die Zeit der Noth," sagte der Fürst. „Er kann nicht Alles wissen, was hinter seinem Rücken geschieht, aber er liebt Euch wie seine Kinder und theilt mit Freuden Alles mit Euch. Darum liebt ihn aber auch vom Herzen, betet für ihn und haltet Euch bereit, ihm zu dienen, wenn er Euch ruft."

„Wir sind bereit, für ihn zu sterben, wenn er sich unser erinnert!" riefen alle Bauern mit Ausnahme des einen, welcher gemeint hatte, es wäre besser, sich dem Usurpator zu unterwerfen.

---

*) Ein Fünfzehn-Kopekenstück. Es darf hier wohl nicht erinnert werden, daß man in der Zeit, von welcher die Rede ist, kein Papiergeld kannte.

Einige Bauern fragten den Fürsten, wie er heiße, von wo er komme und ob er lange in Nowgorod bleiben würde? Michailo war von dieser Scene tief gerührt; da er aber seinen Namen nicht nennen wollte, ehe er den Statthalter gesprochen, lobte er nur den Eifer der Bauern und bat, daß sie ihn zu dem in der Nähe liegenden sogenannten Bojarenhause, der Wohnung des Statthalters, durchlassen möchten. Sogleich wurden die Wagen auf die Seite geschoben und nachdem sich die Reisenden mit Mühe durchgedrängt hatten, ritten sie in einen, von allen Seiten mit Gebäuden umgebenen Hof. Als sie von ihren Pferden gestiegen waren, hörten sie von Dienern, welche Babki spielten (ein Volksspiel mit kleinen Gelenksknochen, die auf die Erde wie Kegel aufgestellt werden, und nach denen man mit einem ähnlichen Knochen wirft, wobei derjenige gewinnt, der die meisten umwirft), daß der Stellvertreter des Zaaren in der Messe, und daß es in seiner Abwesenheit Niemanden erlaubt sei, das Haus zu betreten. Aufgebracht über diese Unhöflichkeit, verlangte Golowin mit gebietherischer Stimme den Haushofmeister zu sprechen. Als dieser den Lärm hörte, kam er auf die Freitreppe, um die Angekommenen fortzujagen, verstummte aber, als er den Neffen des Zaaren erblickte. Fürst Michailo schritt rasch auf ihn zu, befahl ihm, seine Ankunft vor Jedermann zu verschweigen und sich auch nicht zu beeilen, sie seinem Herrn zu melden, und fügte hinzu, daß ihm und seinem Gefährten für den Augenblick nichts nöthiger sei, als Ruhe, daß der Haushofmeister sich also um nichts Anderes bekümmern solle.

Der zitternde Haushofmeister, der von einem so unerwarteten Ereigniß ganz aus der Fassung gebracht worden war und fürchtete, der Fürst sei vielleicht gekommen, um seinen Herrn als Statthalter abzulösen und ihm selbst drohe vielleicht auch ein Unglück, verneigte sich bis zur Erde, und trug den zwei ältesten Dienern auf, die Gäste in's Haus zu geleiten. Seine Verwirrung, seine Eilfertigkeit und seine Dro-

hung, nicht allein die geringste Nachläßigkeit in der Bedienung der angekommenen Herren, sondern auch in Besorgung ihrer Pferde auf das schärfste zu bestrafen, setzte die trägen Knechte des Bojaren in Erstaunen, und des strengen Verbotes unerachtet, konnte Alt und Jung nicht aufhören, darüber zu schwatzen.

Das ganze Haus war in Bewegung gekommen, bald aber trat wieder tiefe Stille ein, während der Haushofmeister mit kriechender Unterwürfigkeit den Fürsten in ein großes Zimmer begleitete, mit Heiligenbildern an den Wänden, vor denen mehrere Lampen brannten. In einer Ecke, neben einem Bett mit Vorhängen von grünem Seidenstoff erwartete Jakow, der sich kaum auf den Beinen halten konnte, seinen Herrn. Dieser befahl ihm, zur Ruhe zu gehen, entkleidete sich mit Hülfe des Haushofmeisters und legte sich dann nach einem achttägigen Ritt auf abscheulichen Wegen und beim schlechtesten Wetter, zum ersten Male auf ein weiches Bett, wo er sogleich in tiefen Schlaf verfiel. Sein Hund, der ihn nie verließ, legte sich neben ihm auf einen Lehnstuhl, ließ aber den Haushofmeister nicht aus den Augen, bis er das Zimmer verlassen hatte.

Sechstes Kapitel.

Der Statthalter von Nowgorod, Fürst Andrei Petrowitsch Kurakin, war ein Mann von sechszig Jahren mit einem würdigen Aeußern und dem Benehmen eines gewandten Hofmannes damaliger Zeit. Alle Kriecherei war ihm verhaßt, er war gastfrei, gottesfürchtig und dem Thron ergeben; aber leider wurden diese guten Eingenschaften durch eine außerordentliche Nachläßigkeit in seinen Geschäften und durch zu großes Vertrauen in seine nächste Umgebung verdunkelt. Entweder aus zu großer Meinung von sich selbst oder aus übertriebener Gutmüthigkeit, hielt er es für unmöglich, daß seine von ihm erwählten Untergebenen sein Zutrauen mißbrauchen könnten, während sogar seine Diener sich bestechen ließen und auf die gehäßigste Weise schutzlose Leute drückten. Sie ließen keinen Hülfesuchenden vor den Statthalter und dieser dachte nicht daran, daß es unterdrückte Personen geben könne, sondern war überzeugt, daß die seiner Verwaltung anvertraute große Provinz sich der vollständigsten Wohlfahrt erfreue.

Die unerwartete Ankunft des zaarischen Verwandten galt dem Fürsten Kurakin als Beweis, daß der Usurpator besiegt sei und der Zaar die Dienste seines tapfern Neffen nicht mehr brauchte, weßhalb er ihn abgesendet habe, entferntere Städte zu besuchen und allen Denen, die ihm treu gedient hatten, ein Wort der Gnade zu überbringen. Vergebens versicherte der Haushofmeister, daß der junge Bojar nichts weniger als heiter sei, und auch seine Begleiter finster und nachdenkend aussähen; der Staathalter beharrte fest in seinem Glauben, befahl, ein reiches Mahl zu bereiten und beschäftigte sich, nicht im Mindesten an unangenehme Nachrich-

ten denkend, nur damit, auf recht mannigfaltige Belustigungen für den jungen Reisenden zu sinnen.

Als Fürst Michailo erwachte, war es dunkler Abend und auf der Straße schon ziemlich still. Indessen traten bald mehrere Diener in's Zimmer, welche dem Fürsten Skopin ihre Dienste anboten und Lichter in schweren silbernen Leuchtern brachten. Auch der Haushofmeister erschien mit der Meldung, Fürst Andrei Petrowitsch warte mit Ungeduld darauf, seinem hohen Gaste zur wohlbehaltenen Ankunft Glück zu wünschen.

Fürst Michailo kleidete sich eilig an und trat dann in das nächste Zimmer, welches hell erleuchtet war und wo der Statthalter seit drei Stunden in festlichem Anzuge auf seinen Gast wartete. Nachdem er ihn mit der größten Ehrerbietung bewillkommt und sein Bedauern ausgesprochen hatte, wenn er nach der Ermüdung von der beschwerlichen Reise in seiner Ruhe gestört worden sein sollte, führte er ihn in's Speisezimmer, wo bereits alle Gefährten des Fürsten versammelt waren. Außer ihnen war jedoch Niemand zugegen und der aufmerksame Wojewod hatte sogar keinen seiner Angehörigen zur Tafel eingeladen, weil er nicht wußte, ob dem Fürsten heute die Gesellschaft fremder Personen angenehm sein würde.

Während der Mahlzeit bat Fürst Kurakin seine Gäste fortwährend, keine Schüssel vorüber zu lassen, und dem Meth und Weine Weine fleißig zuzusprechen. Michailo benutzte das Tischgespräch, um Geist und Herz seines Wirthes kennen zu lernen, und er überzeugte sich bald, daß es nicht klug sein würde, unter so verwickelten Umständen wie die damaligen, sich auf seine Thätigkeit und seinen Scharfsinn zu verlassen. Uebrigens sprachen seine unverkennbare Gutmüthigkeit und sein heiteres offenes Wesen überzeugend dafür, daß es ungerecht sein würde, Heuchelei und Hinterlist bei ihm zu argwöhnen; er war in der herrschenden beklagenswerthen Zeit, wo viele Bojaren das Volk zum Treubruch zu verleiten such-

ten, ein unerschütterlich treuer Diener des gesetzmäßigen Zaaren geblieben.

Als der Fürst Michailo sich mit seinem Wirthe allein befand, theilte er ihm den Zweck seiner Reise nach Nowgorod mit. Der alte Bojar, der es sich nie erlaubte, ein Urtheil über des Zaaren Verfügungen zu fällen, äußerte kein Wort darüber; obgleich der Fürst ihm die Beweggründe, welche den Zaar veranlaßt hatten, den König von Schweden zu Hülfe zu rufen, ausführlich auseinandersetzte, so erschien ihm doch der Gedanke, daß Rußland von Fremden gerettet werden sollte, als keine Eingebung von Gott, sondern als eine gefährliche menschliche Klügelei. Auch Michailo that es weh, daß das Schicksal seines Vaterlandes von einem Volke abhängen sollte, das oft dessen Feind gewesen war, und sein einziger Trost war die Hoffnung, durch eigenes Beispiel den Muth und den Eifer der Russen zu entflammen; dazu aber war die Mitwirkung aller Staatsgewalten nöthig, während er nur ihre Sorglosigkeit sah, und überall Ausbrüche der von ihnen erregten, fast allgemeinen Unzufriedenheit hörte. Der Fürst bemerkte dem Wojewoden, daß er erstaunt gewesen sei, an den Thoren der Stadt keine hinlängliche Wache zu erblicken und daß es ihn sehr geschmerzt habe, zu erfahren, wie sehr das Volk zu einer Zeit, wo die Rettung des Ganzen von dessen Ergebenheit abhänge, gedrückt werde. Er äußerte den dringenden Wunsch, daß ungesäumt Maßregeln getroffen würden, um Jedem die Ueberzeugung zu gewähren, daß dergleichen Plackereien künftig nicht mehr stattfinden würden.

Wie schonend der junge Fürst auch sprach, und obgleich er offenbar nur in Erfüllung heiliger Pflichten Unordnungen rügte, welche die verderblichsten Folgen haben konnten, so war der ergraute Bojar doch sehr betroffen darüber, daß ein Jüngling, der weniger Jahre zählte, als sein jüngster Sohn, ihm Sorglosigkeit vorwarf und ihn vielleicht zu Erpressungen fähig hielt. Er gestand offen, daß er an keine Gefahr von Seiten der Polen gedacht und die Wachen deßhalb nicht ver-

stärkt habe, um die Bürger nicht zu beunruhigen, und sie nicht auf den Gedanken zu bringen, daß er ihnen nicht vertraue. Er versprach seine Nachlässigkeit sogleich zu verbessern, und versicherte den Fürsten seiner Bereitwilligkeit, Alles mit Eifer zu vollführen, was er des allgemeinen Bestens wegen für nöthig finden würde. Was aber die Klagen der Bauern betraf, so erklärte Alles für niedrige Verleumdung, welche streng bestraft werden müsse. Er versicherte feierlich, daß er niemals das Allergeringste ohne Bezahlung von ihnen gefordert habe, und verbürgte sich zugleich für die Redlichkeit seiner Untergebenen.

„Das ist nicht schwer auszumitteln," erwiederte der junge Fürst, „man dürfte nur untersuchen, ob sie ihrem Gehalte und ihren Vermögensverhältnissen gemäß leben."

Kurakin war höchst überrascht von einer solchen Sprache. Es war ihm unbegreiflich, wie ein junger Bojar den Aussagen gemeiner Bauern Glauben schenken, sie mit Wärme vertreten und die Absicht zu erkennen geben konnte, die geringsten Uebertretungen von Männern, deren Bestrebungen seiner Meinung nach der Zaar die Treue der Nowgoroder verdankte, streng zu ahnden. Da er diese Bemerkung äußerte, entgegnete ihm Michailo, daß er zufällig Zeuge gewesen sei, wie das Volk über den Druck der Nowgoroder Beamten murrte und sich beklagte, daß sein Richter nicht der Statthalter selbst sei, an dessen Edelmuth und Gerechtigkeitsliebe es nicht zweifelte. Kurakin, welcher fühlte, daß er nicht ganz in seinem Rechte war, schlug die Augen nieder, worauf Michailo, um ihn zu trösten, mit Herzlichkeit sagte, daß es einem Manne, der selbst keiner schlechten Handlung fähig sei, allerdings schwer werde, sie bei Anderen vorauszusetzen, daß er aber hoffe, es werde ihren vereinten Bemühungen gelingen, das herrschende Mißvergnügen zu dämpfen und die aufgeregten Gemüther zu beruhigen.

Beim Abschiede trug Michailo dem Wojewoden auf, seine Ankunft dem Okolnitsch (zweite Klassen der Würden-

träger im alten Rußland) Tatischtschew und dem Djak Telepnew mitzutheilen und ihnen sagen zu lassen, daß er sie am nächsten Morgen nach der Frühmesse bei dem Metropoliten zu sehen wünsche.

Der Fürst benutzte einen großen Theil der Nacht dazu, an den Statthalter von Finnland und Liefland, und besonders an den König von Schweden, Karl IX., zu schreiben. Indem er dem Letzteren den im Lande herrschenden inneren Zwiespalt verbarg, stellte er ihm vor, daß es Schwedens eigenes Interesse erfordere, dem Zaar schleunige und kräftige Hülfe zu senden; daß das Unglück, welches über Rußland walte, auch Schweden treffen müsse, wenn es den Polen gelänge, einen Mann auf dem Throne zu befestigen, der als ein blindes Werkzeug der Pläne des Königs von Polen sich natürlich nicht weigern werde, Schweden wo möglich zu erobern und dort die lateinische Religion zu verbreiten.

Nachdem Fürst Michailo am folgenden Morgen der Frühmesse beigewohnt hatte, begab er sich in die Behausung des Metropoliten, wo ihn der Okolnitsch und der Djak erwarteten. Beide waren sichtbar beunruhigt und besonders der wohlbeleibte Okolnitsch verrieth seine ängstliche Besorgniß durch die Blässe seins Gesichtes und durch seinen finsteren, mißtranischen Blick. Michailo faßte ihn scharf ins Auge und fragte ihn, ob er ihm schlimme Nachrichten mitzutheilen habe?

„Allerdings," antwortete Tatischtschew, „bringe ich Dir nichts Erfreuliches. Die Nowgoroder wissen, weßhalb Du hergekommen bist."

Der junge Fürst blickte auf seine Gefährten, um zu errathen, wer von ihnen von einer Maßregel gesprochen hatte, die ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt worden war und die, um ihren Zweck zu erfüllen, nothwendig geheim bleiben müßte.

„Setze keinen Argwohn in Deine Umgebung, Bojar,“ sagte Tatischtschew, „schon einen Tag vor Deiner Ankunft wußte man es hier, daß der Zaar Dich hergesendet hatte. Aus Moskwa berichtet man Alles nach Tuschino, und von dort aus sendet man Boten, Briefe und Geld überall hin.“

„Im Rathe des Zaars, am Herzen des Monarchen muß sich ein Judas befinden!“ rief der Metropolit seufzend.

„Was denken die Nowgoroder von meinem Auftrage?“ fragte der Fürst.

Tatischtschew hätte sich gern, ehe er diese Frage beantwortete, mit dem Metropoliten berathen, und er zögerte daher zu sprechen; aber Michailo sagte zu ihm:

„Ich sehe es Dir an, daß die Nowgoroder mit meiner Ankunft nicht zufrieden sind; aber ein treuer Diener des Zaaren darf nicht verheimlichen, was darüber gesprochen wird nnd was Jeder von uns zu erwarten hat.“

„Gestern Abend,“ erwiederte der Okolnitsch, „feierte ein reicher Kaufmann seinen Namenstag, es hatten sich viele Menschen aus allen Ständen bei ihm versammelt und einer von ihnen zeigte ein Schreiben vor, in welchem man ihm meldete, daß Du abgesandt worden seiest um Nowgorod und Pskow den Schweden auszuliefern . . . Viele glaubten es . . . Einige schlugen vor, Dich zu verhaften, zu verhören und . . .“

„Fürst Andrei Petrowitsch,“ unterbrach ihn Michailo, sich an den Statthalter wendend, der in der größten Verlegenheit war „laß bekannt machen, daß alle Bojaren und mannhaften Bürger sich sogleich hierher begeben sollen, um von mir den Willen des Zaaren zu vernehmen.“

Der Fürst begab sich hierauf mit dem Metropoliten in die innern Gemächer, wohin auch Golowin bald gerufen wurde. Am Fenster stehend, blickte Tischin mit besorgter Miene gen Himmel. Er fürchtete daß der Entschluß Michailo's sich den Nowgorodern zu zeigen, schlimme Folgen für ihn

haben könne, und nur die Prophezeihung seines sterbenden Vaters, daß der Himmel das Leben des Fürsten Skopin beschützen werde, beruhigte ihn einigermaaßen; er erwartete daher jeden Augenblick ein Ereigniß, welches jedermann davon überzeugen müsse. Seine Träumereien wurden durch ein Gespräch über den unterbrochen welcher stets der Hauptgegenstand seines Denkens war.

„Der Bojar ist noch sehr jung," sagte Tatischtschew, „er will die Nowgoroder mit Worten für sich gewinnen, während es schwer ist, sie mit Prügeln zum Gehorsam zu bringen. Ein solches eigensinniges, unbeugsames Volk giebt es nicht mehr in der Welt."

„Den Muthigen steht der Himmel bei", versetzte der Djak Telepnew.

Diese Worte erhoben Tischin's Muth, und mit besonderem Interesse beobachtete er die Gesichtszüge der eintretenden Nowgoroder, in deren Mienen es deutlich zu lesen war, daß sie zum Fürsten Schuiski keineswegs aus Liebe und Ergebenheit kamen, sondern aus Neugier um zu erfahren, was er ihnen zu sagen habe. Sie setzten sich in einiger Entfernung von den Moscowern nieder, deren Verlegenheit sie in dem Glauben bestärkte, daß der Fürst in der That gekommen sei, um die ältesten russischen Provinzen den Schweden auszuliefern. Sie beabsichtigten diesen Umstand zu benutzen, um des Zaaren Gewalt über sie zu beschränken, oder wenn es thunlich wäre sich derselben völlig zu entziehen. Indem sie den Verwandten des Zaaren einer für Rußland schimpflichen und nachtheiligen Maaßregel ziehen konnten, glaubten sie das Recht zu erhalten, ihre frühere Verwaltung wieder einzuführen, und dadurch wieder zu ihrer ehemaligen Macht und Reichthum zu gelangen.

Der Metropolit Isidor der nur zu gut wußte, daß Fürst Kurakin durchaus nicht dazu geeignet war, den immer mehr um sich greifenden Geist der Empörung zu bändi-

gen, freute sich von ganzer Seele über den festen und erhabenen Sinn des Fürsten Michailo. Um ihm allein den Ruhm des glücklichen Erfolges zu lassen, lehnte der Metropolit es ab, bei seiner ersten Zusammenkunft mit den Nowgorodern zugegen zu sein. Er ertheilte ihm seinen Segen, und der sprechende Blick des Greises sagte dem Jüngling, daß er an dem heiligen Manne in allen Fällen eine feste Stütze und einen aufrichtigen Freund haben würde.

Beim Eintritt des Fürsten erhoben sich die Nowgoroder unwillkührlich zu gleicher Zeit mit den Moscowern und begrüßten ihn mit einer tiefen Verbeugung. Seine majestätische Gestalt, sein heller, furchtloser Blick zwangen die tödtlichen Feinde des Zaaren Wassili, dem Neffen desselben mit Achtung zu begegnen, dessen Untergang noch vor wenigen Stunden Vielen von ihnen für das allgemeine Beste nothwendig erschienen war.

Fürst Michailo begrüßte die Nowgoroder wie Männer, denen Verstand, Erfahrung und Gewissen es zur Pflicht machten, getreue Vertheidiger des Thrones und des Vaterlandes zu sein. Er sagte ihnen ganz offen, daß sich in der von Feinden umringten Residenz viele kleinmüthige Menschen befänden und bereits auch Verräther zu zeigen anfingen, und daß ohne eifrige Mitwirkung der Nowgoroden weder Rußland noch sie selbst einem fremden Joch entgehen könnten.

„Ich hoffe es und bin überzeugt," fuhr der Fürst fort, daß Niemand unter Euch seine Seele mit der schweren Sünde belasten wird, die Vertheidigung des Vaterlandes und des Glaubens zu verweigern und beide in einen Abgrund versinken zu lassen, in den nicht der Wille des Zaaren, sondern menschliche Leidenschaften sie gestürzt hätten."

Seine Stimme bebte, als er dies sagte und ein schmerzlicher Seufzer hob seine Brust, denn er dachte an alle die Schrecken, von denen er Zeuge gewesen war und die sich leicht über den noch ruhigen Theil Rußlands verbreiten konnten.

Die alten Republikaner blickten einander erstaunt an,

als sie sahen, wie schon der bloße Gedanke an fremde Herrschaft den Fürsten ergriff, und es kam ihnen nicht wahrscheinlich vor, daß er es wünschen könne durch eine schimpfliche Uebergabe angesehener Städte die überdies nur unzuverlässige Hülfe der Schweden zu erkaufen. Schon wollten sie ihn auffordern, es selbst zu bestimmen, wie viele Truppen er brauche, als einer von ihnen, ein hochmüthiger herrschsüchtiger Mann aus alter Familie den Eindruck den der Fürst auf seine Gefährten gemacht hatte, zu verwischen suchen wollte.

„Bojar," sagte er hervortretend, „wenn Du im Stande bist ein unparteiisches Urtheil zu fällen, so mußt Du eingestehen, daß weder persönliche Vortheile noch das Gefühl der Dankbarkeit uns verpflichten, dem Zaar Alles aufzuopfern. Was könnten wir auch noch hergeben? Was blieb uns übrig als ein elendes beschwerliches Leben? Was hast Du selbst in der Stadt gesehen? Trümmer, Armuth, leere Häuser und Straßen, Wir haben weder Geld noch Soldaten; das neidische Moskwa hat uns Alles genommen. Möge es jetzt selbst erfahren, wie leicht es ist, Wohlfahrt zu zerstören, und wie schwer, sie wieder herzustellen!"

Diese, mit der Heftigkeit eines lange verhaltenen Grolles gesprochenen Worte erfüllten die Gemüther der Nowgoroder abermals mit bittern Erinnerungen an die Vergangenheit. Ihre kräftigen Glieder zuckten und fast alle Gesichter erbleichten; aber bei dem raschen Uebergange von einem Gefühl zum andern wußten sie selbst nicht recht; was sie eigentlich wünschten und was sie thun sollten.

Argwöhnisch folgten Golowin und Tischin jeder Bewegung, jeder Veränderung der Gesichtszüge und der Blicke, und waren bereit bei der geringsten Gefahr hervor zu stürzen und mit ihrer Brust den Fürstin Michailo zu decken. Aber der junge Held war ruhig, weder Feigheit noch Mißtrauen fand in seinem erhabenen Geiste Raum; er hatte Alles, was geschah, vorhergesehen und da es ihn nicht überraschte, so fühlte er sich stark genug, die Ausbrüche des Rachegeistes zu

hemmen und sich zugleich eine Achtung zu erwerben, die allein für einen glücklichen Erfolg bürgen könnte.

„Bojar,“ sprach er zu dem trotzigen Nowgoroder, „Du hast ganz Recht, wenn Du sagst, daß sich die Macht und der Reichthum einer verwüsteten Provinz nicht so leicht wieder herstellen lassen und doch willst Du, daß Moskwa dieses erfahren soll? Hältst Du uns etwa für Feinde oder hinterlistige Ausländer? Glaubst Du, daß das Verderben Deiner Brüder Dir für erduldete Leiden Ersatz geben und Dich vor künftigen Gefahren schützen könnne? Ich bin überzeugt, daß Du das Unglück des Vaterlandes ewig betrauern, aber nicht in dem Gefühl der Rache, sondern in der Ergebenheit in den Willen Gottes Deinen Trost suchen wist. Das Herz des großen Zaaren hängt eben so sehr an Nowgorod wie an Moskwa; nicht die Zaarenkrone hat Werth für ihn, aber unschätzbar ist ihm das Wohl des Vaterlandes. Da er sah, wie überall wo die Polen und der falsche Dimitri herrschen, die Bürger ruinirt, Dörfer und Städte geplündert und verbrannt, heilige Gotteshäuser beschimpft werden, hat er, so wehe es ihm auch that, zur Rettung Aller sich entschlossen einen Vorschlag anzunehmen, den er früher zurückgewiesen hatte. Und jetzt noch kann er nur mit Kummer daran denken, daß in unserm großen Reiche sich keine hinlängliche Zahl von Männern findet, welche eingedenk ihrer Pflichten, aus eigener Kraft jene schlimmen Feinde zu vernichten bereit sind. Der König von Schweden versprach dem Zaaren ein starkes Heer — —“

„Für welches,“ unterbrachen ihn einige Stimmen, „Du ihm Nowgorod und Pskow abtreten willst! Aber dazu werden wir Dir nie unsere Zustimmung geben.

Michailo's Gesichtszüge blieben unverändert.

„Diese Schreiben“, sagte er mit unerschütterter Kaltblütigkeit, „werden Euch zeigen, unter welchen Bedingungen der Zaar die fremden Krieger bei sich aufnimmt. Mein Schwager Golowin überbringt sie heute den Schweden.“

Einer der Stadtältesten nahm die Schreiben und las sie vor. Man konnte nicht länger daran zweifeln, daß es dem König von Schweden nicht in den Sinn gekommen war, für seinen Beistand übertriebene Forderungen zu stellen und die Nowgoroder waren daher im Herzen geneigt, sich in Allem auf den Sohn ihres gewesenen geliebten Statthalters zu verlassen.

„Wer bürgt uns aber dafür," fragte der Bojar Fedorow mit finsterer Miene, „daß diese Schreiben und keine anderen zu den Schweden gelangen?"

„Ich selbst," rief der Fürst, „ich bleibe bei Euch, ich bin Euch Bürge mit meinem Leben, mit der Ehre meines Namens. Ihr könnt unterdessen Eure Truppen ausrüsten."

„Wozu brauchst Du unsere Hülfe, wenn Du die Fremden herbeirufst?" unterbrach ihn ein alter Bojar, in dessen Augen sich bald die Furcht vor der möglichen Rache des jungen Fürsten bald die Frechheit einer niedrigen Seele aussprach. Er trug einen reichen Anzug, den er als Belohnung für seine beharrliche Treue für den Zaaren Joann Wassiljewitsch empfangen hatte, der fast alle seine Verwandten hatte umbringen und ihn zum Erben ihres Vermögens hatte einsetzen lassen.

„Dazu," erwiederte der Fürst mit stolzer Würde, „damit Niemand unter Euch glauben dürfe, daß ich Euch betrügen wolle; damit Eure Tapferkeit und Treue die Schmach auslösche, daß Miethlinge Rußland vor Russen retten müssen!"

Von diesen Worten ergriffen, waren die Moscower und Nowgoroder im Begriff, sich mit brüderlicher Eintracht zu umarmen. Aber Fedorow, der sich nicht von dem Gedanken trennen konnte, daß es ihm vorbehalten sei, durch Wiederherstellung der alten Freiheit Nowgorod's seiner zahlreichen Familie den Reichthum und die Würden zu verschaffen, die er sich schon längst vergebens gewünscht hatte, trat abermals vor und sprach:

„Fürst Michailo Wassiljewitsch, Du hast uns so viel gesagt, daß man an einem Tage nicht genug hat, um darüber nachzudenken. Jetzt wird es am besten sein, daß wir nach Hause gehen und ruhig Alles überlegen, was Du von uns forderst. Morgen früh werden wir, wenn es Dir gefällt, uns hier wieder versammeln und nach unserem Gewissen beschließen, was wir unter den obwaltenden Umständen zu thun haben."

„Nein," rief der Fürst, „ich will jetzt wissen, was ich von Euch zu erwarten habe. Berathet Euch ungestört über Alles, was Ihr von mir hörtet. Ich habe es Euch nicht verschwiegen, daß auch Euer Beistand dem Zaaren nothwendig ist, so wie er Euch selbst nur Gewinn bringen kann; ich habe es Euch offen gesagt, daß ich gekommen bin, ein Bündniß mit den Schweden zu schließen. Ihr habt nichts von ihnen zu fürchten, bedenket es aber wohl, welche Erinnerung es einst für Euch sein würde, gleichgültiger als Ausländer für das Heil Eures Vaterlandes gewesen zu sein!"

Nachdem er dies gesagt, verließ der Fürst das Zimmer, begleitet von den Moscowischen Bojaren.

Die allein zurückgebliebenen Nowgoroder beobachteten einige Minuten lang ein tiefes Stillschweigen.

„O meine arme, verwaiste Vaterstadt," rief endlich der Bojar Fedotow mit dumpfer Stimme aus, „es ist keine Hoffnung mehr vorhanden, Deine Wohlfarth wieder herzustellen! Deine zaghaften Bürger schweigen und kriechen vor einem Jünglinge, der zu Zeiten unserer Väter es nicht gewagt haben würde, daran zu denken Euch Lehren zu geben! Wie gelang es ihm, Euch, die Nachkommen freier Nowgoroder, so hinzureißen? Wie hörtet Ihr so freundlich den Schmeicheleien Eures Feindes zu? Sagt," fuhr er mit stärkerer Stimme fort, „durch welche unbegreifliche Gewalt erstickte er in Euch das Gefühl der Rache und der Verachtung? Was bewog Euch Alles zu vergessen, was Ihr gelitten habt und was Ihr noch leidet? Sollte ich wirklich allein meine Hei-

math lieben, allein bereit sein für sie mein Leben zu opfern? Von Herzen gern würde ich den süßen Worten des Fürsten Schuiski Glauben schenken, aber sein Entschluß in Nowgorod zu bleiben, deckte seine ganze Hinterlist auf. Er will selbst darüber wachen, daß wir unser Vermögen nicht verschweigen und unsere Brüder und Kinder bewaffnen! Und haben wird dann in der Vertheidigung des Nachfolgers Joann's des Grausamen unser Blut vergossen, so werden wir Ausländern gehorchen müssen, die weder unsere Religion noch unsere Gebräuche achten, und uns als gefährliche Nachbaren schon seit langer Zeit hassen! Ich weiß es nicht und kann es nicht begreifen, welche Vortheile die Moscowischen Zaaren von dem völligen Untergange Nowgorods erwarten; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sie es von der Erde vertilgen wollen. Allerdings gereicht der Ruhm unserer Vorfahren ihrem Kleinmuth zum Vorwurf, oder die Furcht quält sie, daß wir ihre Herrschaft abwerfen und für ihre Kränkungen Rache nehmen werden!"

Fedorow erwartete, daß diese Worte die Nowgoroder mit Wuth und Haß erfüllen und daß sie auf der Stelle die Entfernung des Fürsten Michailo aus der Stadt verlangen würden. Er hoffte dieß um so mehr, weile Viele anfangs entschlossen waren, den jungen Bojaren unfreundlich zu behandeln. Wer ihn aber persönlich kennen gelernt hatte, mußte jeden Groll gegen ihn aufgeben, und nur in seiner Abwesenheit war es möglich, feindliche Beschlüsse gegen ihn zu fassen. Fedor überzeugte sich daher bald, daß er, um seinen Zweck zu erreichen, seine Heftigkeit mäßigen müsse. Der treulose Bojar, der in Pskow einen Bruder hatte, der ihn von Allem unterrichtete, verschwieg die von dort erhaltenen wichtigen Nachrichten, und drang mit der Miene der größten Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit in die Nowgoroder, sie möchten auf keinen Fall etwas beschließen, bis sie wüßten, wie die Bewohner von Pskow gesinnt seien, ohne deren Beistand Nowgorod sich dem Zaar nicht widersetzen könne.

Dieser Rath schien vernünftig und ward einstimmig angenommen. Die Nowgoroder erklärten dem Fürsten Michailo, als er wieder unter ihnen erschien, sie seien, um dem Vaterlande wirklich zu nützen, nicht gesonnen, ihre Kräfte in verzweifelten Unternehmungen erfolglos zu vergeuden; auch sie würden daher Truppen nach Moskwa senden, wenn Pskow für den Zaar aufstände, im entgegengesetzten Falle aber sich für verpflichtet halten, zuerst für die Sicherheit ihres eigenen Landes zu sorgen.

Weder die wiederholten dringenden Vorstellungen des Fürsten Michailo, noch die lebhafte Opposition des Statthalters, und eben so wenig die Drohungen des Okolnitsch und der Schmerz des Metropoliten konnten den Entschluß der Nowgoroder erschüttern, in Uebereinstimmung mit den Pskowern zu handeln.

Der hinterlistigen Einflüsterungen ohngeachtet, erlaubten sie sich jedoch nicht die mindeste Unziemlichkeit gegen den jungen Bojaren, und nachdem sie sich entfernt hatten, verlor der Fürst, obgleich tief bekümmrrt, dennoch die Hoffnung nicht, daß wenigstens diejenigen noch auf seine Seite treten würden, die im Kampfe der Leidenschaften sich nicht durch den Gedanken geschändet hatten, Unterthanen des Usurpators zu werden.

Siebentes Kapitel.

Nachdem Fürst Michailo seinen Schwager Golowin nach Schweden, und Tischin nach Pskow abgefertigt hatte, schrieb er noch nach Ustjushno, Bjeloserst, Tichwin und anderen Städten des Nordens. Dringend bat er die Bürger ihre Pflichten als Christen und Unterthanen zu erfüllen, schilderte ihnen mit ergreifenden Worten die Leiden von denen die Orte betroffen wurden, deren Bewohner sich durch Plünderungssucht, Feigheit oder Leichtsinn hatten dahinbringen lassen, zu Verräthern zu werden, und stellte es ihnen mit einleuchtender Wahrheit vor, daß nicht allein die Treubrüchigen, sondern auch die müssigen Zuschauer bei den Leiden des Vaterlandes sich selbst der Gnade Gottes in dieser und jener Welt verlustig machten.

Michailo und seine Freunde hielten es für gut, die Bauern rufen zu lassen, die der Fürst am Tage seiner Ankunft beschenkt hatte. Diesen war es bald bekannt geworden, daß der Neffe des Zaaren ihr Wohlthäter gewesen und da sie nicht zu fürchten hatten, daß der Zutritt zu ihm so schwierig wie zum Statthalter sei, so eilten sie, sich zu seinen Füßen zu werfen und sie fühlten sich fast noch glücklicher durch seine Herablassung als durch seine großmüthige Unterstützung. Es fehlte diesen Unglücklichen nicht an einem richtigen natürlichen Gefühl, und da sie sahen, daß der Fürst sie nicht verachtete, wurden sie dadurch in ihren eigenen Augen erhoben und und es machte sie glücklich, daß sie, trotz ihrer Niedrigkeit, dem Vaterlande nützlich werden konnten. Sie erklärten sich daher mit Freuden bereit, dem edlen jungen Bojaren zu Liebe, Alles zu opfern, was sie in der Welt besäßen: ihr Leben und ihre Anhänglichkeit an ihre Familien. Eine solche Ergebenheit linderte Michailo's Kummer und er entließ die Bauern in der gewissen Hoffnung, daß sie besser als jeder

Andere das Volk überzeigen würden, wie der Zaar für sie sorgte und daß es noch zuverläßige Beschützer für sie gebe.

Die Zeit verstrich. Fürst Michailo hatte alle in und um die Stadt gelegenen Klöster besucht, aber nirgends etwas Interessantes erfahren und auch über die Vorfälle in Moskwa erhielt er nicht die geringste Nachricht. Es war, als wäre Nowgorod eine von der übrigen Welt abgeschnittene und völlig vergessene Insel. Eine solche Lage wurde von Tag zu Tag drückender für den Fürsten; hauptsächlich beunruhigte es ihn, daß Tischin, der in Pskow nur einen Tag hatte bleiben wollen, nicht nur noch nicht zurückkehrte, sondern auch gar nichts von sich hören ließ. Er befürchtete, er könne von einer Krankheit befallen, oder von den Rebellen, die sich vielleicht Nowgorod näherten, gefangen worden sein. Während dieser Sorgen und dieses Mißgeschicks war sein einziger Trost der Umgang mit dem Metropoliten, bei dem er täglich mehrere Stunden zubrachte, und er dankte dem Himmel, daß er sich in seiner schwierigen Lage und bei der Unfähigkeit des Statthalters der Rathschläge des weisen und erfahrenen Priesters erfreuen konnte.

Der Metropolit Isidor war, nachdem er in seiner Jugend durch Reisen viele Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt, aber auch die Eitelkeit der Welt kennen gelernt hatte, in das Ssolowitzkische Kloster gegangen und später zum Abte desselben ernannt worden. Nach Verlauf von sechs Jahren erhob ihn der Zaar Boris Godunow zum Metropoliten von Nowgorod und setzte dadurch, wie einst der Zaar Joann Wassiljewitsch durch Ernennung des Ssolowetzkischen Abtes Philipp zum Metropoliten von Moskwa, alle Welt in Erstaunen. Isidor rechtfertigte das Vertrauen Godunow's, welcher verdienstvolle Männer gern auszeichnete, wenn es nicht gegen sein Interesse war, und später erwarb er sich das besondere Wohlwollen des Zaaren Wassili Iwanowitsch, sowie die hohe Achtung des Patriarchen Her-

mogen, und eben so verstand er es, die Liebe und das Vertrauen der Bewohner von Nowgorod zu gewinnen.

Als der Fürst eines Abends vom Metropoliten nach Hause kam, befahl er seinen Diener Jakow, sich sogleich reisefertig zu machen, weil er ihn mit einigen Strelitzen auf die Pskower Straße senden wolle, um sich nach Tischin zu erkundigen. Er sollte nöthigenfalls mit seiner Begleitung bis nach Pskow reiten, und sobald er etwas von seinem Freunde erführe, ihm sogleich einen Boten zu senden. Der treue Diener, den, wie die übrigen Hausgenossen, die Ungewißheit über Tischins Schicksal beunruhigte, entfernte sich sogleich, um diesem Befehle nachzukommen.

Nach einigen Minuten erschien Jakow wieder und meldete die Ankunft des Abtes des Klosters zum heiligen Geiste. Der Fürst kannte diesen Mönch und achtete ihn, aber sein Besuch bei einbrechender Nacht fiel ihm auf, und noch mehr war er erstaunt, als der Abt sich nach allen Seiten umsah, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß Niemand im Zimmer war, fast flüsternd zu ihm sagte, der Metropolit ließe ihn ersuchen, sich sogleich zu ihm zu begeben, doch ohne daß Jemand seine Abwesenheit vom Hause erführe.

„Es ist keine Stunde her, daß ich ihn verließ," erwiederte der Fürst; „was kann ihn veranlassen, mich so spät und unter solcher Vorsicht zu sich zu rufen?"

„Seine Eminenz hat mir nur gesagt, daß er sehr nothwendig mit Dir zu sprechen habe."

„Ohne Zweifel sind ihm wichtige Nachrichten zugekommen. Kannst Du mir nicht wenigstens sagen, heiliger Vater, ob der Metropolit heiter oder niedergeschlagen war?"

„Du wirst es selbst sehen, Bojar; einem Mann wie mir geziemt es nicht, die Mienen seines Vorgesetzten beurtheilen zu wollen."

„Gern erfülle ich den Wunsch Seiner Eminenz," sagte der Fürst, „nur kann ich nicht dafür stehen, daß uns nicht

Jemand bemerken sollte, wenn wir die Freitreppe hinuntergehen."

Anstatt zu antworten, schob der Abt einen in der Ecke des Zimmers stehenden hohen Lehnsessel zur Seite und begann das Wandgetäfel überall zu betasten, als suchte er etwas an demselben. Eine lange Weile trieb er dieses Spiel, dem Michailo staunend zusah; endlich aber gelang es ihm, eine Blume des Schnitzwerkes zu verschieben, und als er sie dann kräftig anzog, ließ sich ein dumpfes Knarren hören. Eine Thür öffnete sich und zugleich wurde das ganze Zimmer von einer dicken feuchten Luft erfüllt. Der erstaunte Fürst konnte nicht zweifeln, daß irgend ein außerordentliches Ereigniß den Abt veranlaßt haben mußte, diesen geheimen Gang aufzusuchen, der wahrscheinlich auf die Straße führte. Er beschloß, ihm blindlings zu vertrauen, befahl Jakow, Leute und Pferde reisefertig zu halten, aber vor Empfang seiner weiteren Ordre nicht aufzubrechen; auch solle Niemand in sein Zimmer gelassen werden, bis er selbst rufe.

Der Mönch zündete eine mitgebrachte Laterne an und ging voraus. Nachdem der Fürst sein Zimmer von innen verschlossen hatte, folgte er ihm und beide stiegen eine enge steinerne Treppe hinunter, deren Stufen vielleicht mehrere hundert Jahre alt und seit langer Zeit nicht betreten worden waren.

Beide schwiegen, da es unbequem gewesen wäre, sich mit einander zu unterhalten, und es überdies keinen von Beiden drängte, seinen trüben Gedanken Worte zu geben. Endlich kamen sie in ein kleines tief unter der Erde liegendes Gewölbe. Der Mönch übergab dem Fürsten einen großen Schlüssel mit der Bitte, das an einer eisernen Thüre hängende Schloß damit zu öffnen, weil es ihm selbst an der nöthigen Kraft dazu fehle.

„Dieser Gang, ehrwürdiger Vater, ist Dir ohne Zweifel schon längst bekannt?" fragte der Fürst, welcher fast zweifelte, daß das, was er sah, kein Traum war.

„Fast sind vierzig Jahre vergangen, seitdem ich zuletzt hier war, aber jener Tag wird mir noch unvergeßlicher bleiben als der gestrige. Der Metropolit, welcher die Ereignisse meines Lebens kennt, befahl mir heute, Dich diesen Weg zu führen."

Das verrostete Schloß wollte sich lange nicht öffnen lassen, und während der Fürst vergebens alle seine Kräfte anstrengte, betrachtete der Abt, die Laterne hoch emporhaltend, die hohen unregelmäßigen Gewölbe und die tiefen Nischen in den Mauern. Er erinnerte sich dabei lebhaft jenes Augenblicks, der auf immer sein Schicksal entschied, indem er ihn zu dem plötzlichen Entschluß gebracht hatte, große Prachtgemächer gegen eine enge Zelle und reiche Gewänder gegen eine grobe Mönchskutte zu vertauschen. Der unter der Last der Jahre und vielfacher Anstrengungen gebeugte Abt war einst ein kühner unbändiger Krieger gewesen, der zur Zeit der beklagenswerthen Verwüstung Nowgorods zu den eifrigsten Vollziehern unmenschlicher Verurtheilungen gehörte. Als er aber einst Zeuge von der Hinrichtung vieler angesehener Bürger sein mußte, regte sich plötzlich das lebhafteste Mitleid in ihm, und er brachte mehrere seiner Aufsicht anvertraute Gefangene heimlich in dieses unterirdische Gewölbe, zu welchem nur ihm der Zugang aus seinem Schlafzimmer bekannt war und wo er sie mit den nöthigen Lebensmitteln versorgte. Da er täglich sah, mit welcher Ergebung und mit welchem unerschütterlichen Vertrauen auf die Vorsehung die Unglücklichen ihr Schicksal ertrugen, erwachte in der Seele des jungen Lieblings Joann's die bitterste Reue und der Entschluß, sein künftiges Leben der strengsten Buße zu unterwerfen. Er ließ das Gerücht verbreiten, er sei im Wolchowstrome ertrunken, entfloh aber mit seinen Geretteten und ging in's Ssolowetzkische Kloster, aus welchem er dreißig Jahre später in's Kloster zum heiligen Geist als Abt versetzt wurde, und seine exemplarische Frömmigkeit ließ Niemanden einen der ehemaligen Verwüster Nowgorods in ihm ahnen.

Während der Mönch sich den Erinnerungen an eine schmerzliche Vergangenheit überließ, gelang es dem Fürsten endlich die schwere, längst vergessene Thür zu öffnen; als sie sich aber auf ihren Angeln drehte, gingen diese aus der Wand und die Thür stürzte mit einem fürchterlichen Gepolter zu Boden. Die im Erdgeschoß schlafenden Dienstleute sprangen erschrocken über diese unerklärliche unterirdische Erschütterung von ihren Lagern auf. Jakow, welcher vermuthete, daß auch Fürst Michailo sehr erschrocken war, lief an seine Zimmerthür, aber er wartete vergebens, daß sie geöffnet werde; es war Alles still im Innern. Verwundert darüber suchte Jakow sein Lager wieder auf, nahm sich aber vor, sobald es Tag würde den Fürsten oder Jemanden aus seiner Umgebung darauf aufmerksam zu machen, daß die Ursache des ungewöhnlichen Geräusches genau untersucht werden müsse.

Indessen stieg der alte Mönch, Michailo vorleuchtend, mit Mühe die Treppe hinauf, die eben so steil und schmal, obgleich nicht so hoch war, als die, welche ins Gewölbe hinunter geführt hatte. Demohngeachtet war es ihm bei seinen schwachen Kräften nicht möglich, sie zu ersteigen, ohne mehrere Male auszuruhen. Die Erinnerung an die Vergangenheit beschäftigte ihn fortwährend; noch mehr aber quälte ihn der Gedanke, daß er den jungen, ihm mit vollem Vertrauen folgenden Bojaren vielleicht dem Tode entgegenführte.

Endlich gelangten die beiden Wanderer durch eine kleine Thür, die nur im Frühjahr und Herbst zu bemerken war, indem sie im Winter der Schnee, und im Sommer belaubtes Gesträuch verbarg, in's Freie. Sie befanden sich auf einem engen, kaum eine Klafter breiten Raume, zwischen dem Bojarenhause, und der, den Kreml umgebenden Mauer, welcher die Sonne nie gesehen hatte und wo der Schnee gewöhnlich vor der Mitte des Sommers nicht schmolz. Sie gelangten jedoch bald an die Wohnung des Metropoliten; der Abt klopfte leise an und alsbald hörte man Jemanden eiligst die Treppe herabkommen. Ein alter Mönch öffnete, bat die Angekom-

menen, als er sie erkannt hatte, rasch einzutreten und verschloß dann die Thür sogleich wieder.

Der ehrwürdige Isidor hatte immer das Beispiel einer vollkommnen Ergebenheit in den Willen Gottes und eines festen Vertrauens auf seinen heiligen Schutz gegeben und oft hatte während der Kämpfe, die das Vaterland zerrissen, sein heiterer Blick und sein ruhiges Antlitz das Volk von der Verzweiflung gerettet. Demohngeachtet kam er heute dem Fürsten in einer so großen Unruhe und Aufregung entgegen, daß er nicht im Stande war, ein Wort hervorzubringen. Er fürchtete, daß der junge Bojar bei der Mittheilung des neuen schweren Unglücks entweder an Gottes Gerechtigkeit verzweifeln, oder durch zu große Kühnheit in seiner Person die letzte Hoffnung des Vaterlandes gefährden möchte. Aber gerade diese drohende Gefahr, die ihm so schwer auf der Seele lag, gab ihm seine Geistesgegenwart wieder.

„Viele Jahrhunderte sind vergangen,“ begann Isidor, nachdem Beide an einem Tische Platz genommen hatten, „und es haben in dieser Zeit viele große Veränderungen stattgefunden; aber auch jetzt erfahren wir täglich, daß auf irdische Hoffnungen nicht zu bauen ist.“

„Hat der König von Schweden seinen Sinn geändert,“ rief der Fürst „und will er, anstatt uns beizustehen, selbst Krieg mit uns anfangen?“

„Wäre es nur das, so würde ich Dir ohne Beben den Treubruch und die Kurzsichtigkeit des Ausländers mittheilen — — —“

„Also ist der falsche Dimitri in Moskwa?“ unterbrach ihn der Fürst mit wilder kaum einer menschlichen ähnlichen Stimme.

In diesem Augenblicke eilte aus den innern Gemächern, die Thüre hastig aufreißend, Tischin ins Zimmer. Er sah sehr leidend aus, sein Gesicht war von Luft und Sonne ge-

bräunt und seine Lippen waren blaß und trocken. Als er Michailo erblickte, glänzte zwar ein Strahl von Freude in seinen Augen, doch wurde durch dieses Gefühl sein heftiges Seelenleiden nicht gemildert, denn es war ein flüchtiges Aufblitzen wie das Lächeln eines Sterbenden.

Er warf sich dem Fürsten in die Arme und heiße Thränen benetzten das Gesicht seines Freundes, während er ihm mit kaum vernehmbarer Stimme mittheilte, daß in Pskow das Nämliche vorgehe, was er in Putiwl gesehen habe.

„Unvernünftige, unglückselige Menschen!“ rief der junge Fürst; „wie lange ist es her, daß sie unter Anführung des Fürsten Schuiski den berühmten Bathori heldenmüthig zurückschlugen, und jetzt, wo das Vaterland am Rande des Verderbens steht, gehn sie freiwillig zum schändlichen Usurpator über! Und dennoch freue ich mich, daß dieses schimpfliche Ereigniß nicht so entscheidend ist, als ich es anfangs fürchtetete. Gott weiß,“ fuhr er mit einem Seufzer fort, „was in Moskwa vorgehen mag; der Zaar versprach mir, mich oft von Allem zu unterrichten, aber entweder fürchtet er mich durch schlechte Nachrichten völlig zu entmuthigen, oder die Feinde sind in Besitz aller Landstraßen. Solche Boten wie Du, Pawel, findet man allerdings nicht so leicht! Was wirst Du erduldet haben um nach Pskow zu gelangen! Und ein Glück ist es, daß der Himmel Dir beigestanden hat, die Stadt wieder verlassen zu können! Was wäre aus mir geworden, hätten die Bösewichter Dich ermordet, und wäre ich durch Deine Absendung Schuld an Deinem Tode und an dem Verluste eines treuen, zärtlich geliebten Freundes gewesen!“

Der Statthalter, der Okolnitsch, der Djak Telepnew und sämmtliche Begleiter des Fürsten traten in's Zimmer. Einigen war das Vorgefallene unbegreiflich; Andere vermochten ihr Entsetzen und ihre Verzweiflung nicht zu verbergen, und nur Wenige behielten die Fassung, die unter so schwierigen Umständen für das eigene und das allgemeine Wohl so un-

entbehrlich ist. Auf die Frage des Metropoliten, ob es dem Abt gelungen sei, den Fürsten unbemerkt aus dem Bojarenhause zu führen, äußerte dieser, daß er die Nothwendigkeit einer solchen Vorsichtsmaaßregel noch jetzt nicht einsehen könne.

„Wachet und betet, aber stürzt Euch nicht in Gefahren" erwiederte der Greis. „Die Nowgoroder selbst haben Dir erklärt, daß sie sich bis zum Empfang von Berichten aus Pskow zu nichts entschließen könnten, es unterliegt aber keinem Zweifel, daß wenn der Verrath der Pskower bekannt wird, die hiesigen Bürger selbst auf etwas Böses sinnen werden. Die Pskower hatten einen Botrn abgesandt, den Pawel Petrowitsch einholte; sein schöner Gaul stürzte vor meiner Thür zusammen, aber wir haben dadurch früher erfahren, was in Pskow vorgefallen ist, und können früher als diese Nachricht sich in der Stadt verbreitet, überlegen, wie wir den Plänen dieser Verräher begegnen sollen. Vorhin," fuhr der Metropolit mit leiserer Stimme fort, als fürchte er, es möchte seine Worte Jemand hören oder vielleicht weil es ihm selbst schmerzlich war, sie aussprechen zu müssen, — Du hattest mich kaum verlassen, so kam ein Greis zu mir, dessen Redlichkeit und Einsicht mir schon längst bekannt sind, um mir anzuzeigen, daß einige Ehrgeizige sich mit dem Gedanken tragen, eine Republik zu bilden; daß ihre Zahl täglich zunehme, und daß sie sogar bereits beschlossen hätten, alle zaarischen Beamten zu ermorden — —"

„Und warum Alle?" unterbrach ihn der Fürst, einen Blick auf seine Gefährten werfend, denen das schreckliche Vorhaben schon bekannt war. „Mein Tod reicht allein schon hin, sie für Feinde des Zaaren zu erklären!"

Entferne Dich von hier, Bojar," sagte der Djak Telepnew und nimm uns mit Dir!"

„Ehrwürdiger Vater," erwiderte der Fürst, „ich bin Dir Dank dafür schuldig, daß Du für die Sicherheit meiner

Person sorgtest; verzeihe aber wenn ich mich gekränkt fühle, daß Du glauben kannst, ich würde es jemals zugeben, daß Du Dir um meinetwillen den Haß der Nowgoroder zuziehen solltest. Da ich nicht wußte, daß Pawel heute zurückkehren würde, wollte ich ihm einen Boten nachsenden; für diesen stehen die Pferde gesattelt und Ihr Alle könnt auf der Stelle die Stadt verlassen, ich bleibe hier — — — —"

„Um des Himmels Willen, Fürst Michailo Wassiljewitsch!" rief Kurakin, indem er sich eine Thräne trocknete, „wodurch haben wir es verdient, daß Du eine so schlechte Meinung von uns hast? Sind wir etwa solche Nichtswürdige, daß wir im Stande wären, den Neffen des Zaaren einem gewissen Tode zu überliefern? Nein, Bojar, ich bin kein ausgezeichneter Kriegsmann, aber deßhalb noch keine feige Memme; geschehe was das wolle, aber ich liefere die Stadt nicht aus, die mir der Zaar anvertraute!"

„Und wir," riefen Tischin, Tatischtschew und viele Andere, „verlassen Dich für nichts auf der Welt!"

„Ich habe den Nowgorodern versprochen, hier zu bleiben und ich will und muß mein Wort halten!"

„Vor Allem," sagte der Metropolit, „mußt Du den Willen des Zaaren vollziehen, das Bündniß mit den Schweden abschließen, ihre Truppen in Empfang nehmen und gegen die Polen und die Verräther des Vaterlandes ins Feld ziehen. Du darfst weder über Dein Leben noch über Deine Freiheit verfügen: beide gehören Gott, dem Zaar und dem Vaterlande!"

„Wenn Gott will, daß ich dem Zaar und dem Vaterlande ferner dienen soll, so wird seine Allmacht mich beschützen!"

„Junger Mann," sprach der Metropolit in erstem Tone, „versündige Dich nicht an Gott! Niemand soll glauben, daß zu seiner Rettung Wunder geschehen werden. Vertraue mei-

ner vieljährigen Erfahrung, meinem Eifer, der nicht geringer ist als der Deinige, und entferne Dich aus Nowgorod. Ich kenne die hiesigen Bürger besser als Du; ich mache mich verantwortlich dafür, daß Deine Abreise sie zur Besinnung bringen und zu Deinen treuen Anhängern machen wird. Zeigst Du Dich ihnen aber früher, ehe sie die Sache gehörig überlegt haben, so kannst Du leicht ein Opfer ihres Wahnsinnes werden."

Seufzend blickte der Fürst zu Boden. Die Rücksicht auf die hohe Würde des Metropoliten und die hohe Achtung die er für ihn hegte, hielten ihn ab, seine Meinung zu bestreiten; es schien aber unmöglich, daß Menschen, denen er ein milder Vorgesetzter und ein großmüthiger Wohlthäter gewesen war, sein Verderben wünschen sollten und im Stande sein könnten, ohne ihn anzuhören, in blinder Wuth sein Blut zu vergießen. Bei seinem festen, unerschrockenen Charakter hielt er in allen Fällen eine edelmüthige Kühnheit für vortheilhafter, als zaghafte Vorsicht, und indem er die Furcht des Metropoliten dem Eindrucke zuschrieb, den die schlimme Nachricht aus Pskow auf ihn gemacht hatte, bemühte er sich, ein Mittel aufzufinden, um ohne ihn zu kränken sich der Erfüllung seines Wunsches zu entziehen.

„Bojar," fuhr Isidor fort, „wenn Dich auch meine Reden nicht überzeugt haben, so thue es aus Rücksicht auf meine tödtliche Angst und verlaß die Stadt. So lange Du hier bist, kann ich keine Stunde ruhig sein; bald peinigt mich der Gedanke Zeuge Deines Todes sein zu müssen, bald die Vorstellung des Schmerzes des Zaaren, Deiner Gattin und Deiner Mutter. Dein verwegenes, dem Vaterlande nutzloses Wagstück kann dem Zaar eine wichtige, unentbehrliche Stütze rauben, die Zahl der Rebellen vermehren und über Rußlands Bürger neues Elend bringen! Du könntest Dich vor Gott nicht verantworten; er würde Dich richten wie einen Empörer, wie einen Selbstmörder!"

Diesen Worten folgte ein tiefes Schweigen. Alle waren in gespannter Erwartung, was der Fürst beschließen werde; Niemand wagte zu hoffen, daß seine Rathschläge wirksamer sein sollten, als die des Metropoliten, aber Jeder schien den jungen Bojaren mit stummen Blicken zu bitten, daß er Nowgorod verlassen möge.

Tief gerührt argwöhnte der Fürst, daß vielleicht sein Hochmuth sich dem dringenden Anliegen des ehrwürdigen Priesters widersetzte, von dessen Scharfblick und Einsicht er bisher vollkommen überzeugt war. Einige Minuten lang konnte er kein Wort hervorbringen. Der Gedanke, zu fliehen, als hätte er etwas Böses gethan, war ihm so entsetzlich, daß ein kalter Schweiß auf sein bleiches Antlitz trat. Endlich erklärte er, daß er bereit sei sich zu entfernen.

„Ich hoffe," fügte er hinzu, „daß auf Dein Gebet, ehrwürdiger Vater, der Herr Alle erhalten wird, die mir theuer sind, und daß die Nowgeroder nicht lange in dem Wahne stehen werden, daß meine Worte keinen Glauben verdienen."

„Bald," erwiederte der Metropolit sich andächtig bekreuzigend, „werden es Alle wissen wie erhaben Du denkst, Bojar. Sobald Du Dich entfernt hast, sage ich es Jedem, daß ich, einen Volksaufstand fürchtend, Dich genöthigt habe, Dich an einem sichern Ort zu verbergen, indem ich Dir mit dem Zorne Gottes gedroht habe, wenn Du meinem Willen nicht nachkämest. Um mich habe keine Sorgen und glaube mir, Du selbst wirst für Deinen Gehorsam belohnt werden, der Deine Mitbürger vor einer schweren Sünde bewahrt und Dir bald Gelegenheit verschaffen wird, Deine Liebe zum Vaterlande auf eine nützliche Weise zu bethätigen."

Michailo willigte ein, den Okolnitsch Tatischtschew, den Djak Telepnew und noch einige seiner frühern Gefährten mit sich zu nehmen; aber Tischin schlug er es rund ab, in der Besorgniß, daß eine eilige und beschwerliche Reise nach dem was er schon erduldet hatte, seine Gesundheit völlig zu Grunde richten könnte. Da er indessen einsah, wie sehr

diese neue Trennung seinem Freunde weh that, so bat er den Metropoliten, daß wenn mit Gottes Hülfe die Verhältnisse eine bessere Wendung nehmen sollten und er nach Nowgorod zurückkehren dürfe, ihn durch Tischin davon zu benachrichtigen.

„Allerdings," setzte er mit erzwungenem Lächeln hinzu, „weiß ich es selbst noch nicht, wo ich nach Gottes Willen eine solche Nachricht werde erwarten können; aber ich hoffe, Pawel, Du wirst mich schon auffinden, oder mein treuer Hund wird meine Spur wittern, wenn Du mich in Wäldern und Morästen suchen müßtest."

„Aber ich bitte Dich, Fürst Michailo," rief Tatischtschew, „Du willst doch nicht unter wilden Thieren umherziehen wie ein Landstreicher oder ein Klausner? In Oreschka und Iwangorod sind die Menschen vernünftiger als hier."

„Was nützt die Vernunft," bemerkte seufzend Telepnew, wenn die Macht fehlt! Meiner Meinung nach sollten wir so viel als möglich Pelze und Geld mitnehmen, damit wir nicht Frost und Hunger zu leiden haben.

Diese Bemerkung fand der junge Fürst sehr richtig und befahl daher Telepnew, für Alles zu sorgen, was ihm und seinen Gefährten zu einer beschwerlichen Reise in unbekannten Gegenden nöthig sein könnte.

Gegen Mitternacht meldete der Haushofmeister des Metropoliten, daß Alles zur Reise des Fürsten bereit sei, und daß die Pferde, damit Niemand sie bemerke, behutsam aus der Stadt in den Garten des Klosters zum heiligen Geist geführt worden seien. Unwillkürlich erbebend, stand der Fürst rasch auf, empfing mit tiefem Gefühl den Segen des Metropoliten und nahm vom Statthalter sowohl, als von allen Uebrigen, die in Nowgorod zurück blieben, Abschied, außer von Tischin, der seinen Freund bis zum Kloster begleiten wollte.

Als der Fürst in die Nähe der Sophienkirche kam, fühlte

er ein großes Verlangen hineinzutreten. Er wollte nach den Schlüsseln senden, aber Telepnew bemerkte ihm, daß die Kirche auch des Nachts in der Regel geöffnet sei, weil Viele es liebten, in stiller Einsamkeit ihre Andacht zu verrichten. Auch hörte der Fürst in der That, als er angeklopft hatte, Tritte einer langsam nahenden Person, und als die Thüre sich öffnete, erblickte er den Abt, der sein Führer gewesen war.

„Tritt herein, werther Bojar," sagte der Mönch; „ich gestehe daß ich Dich erwartete, und freue mich, daß Du gekommen bist, der Herr ist Allen ein treuer Hort, die in Freud und Leid seiner gedenken."

Die Sophienkirche mit ihren dicken viereckigen Säulen, die ihr auch bei Tage ein finsteres Ansehen gaben, war dem Fürsten nie so majestätisch vorgekommen, als bei dem matten Scheine der vor den Heiligenbildern brennenden Lampen. Nachdem er sein Gebet verrichtet hatte, blickte er mit tiefem Ernst auf die alten Mauern, die einst die Siegeshymnen Wladimir's, des Sohnes Jarolaw's, und des Newskischen Alexanders gehört und länger als 500 Jahre der Zeit und ihren Ereignissen getrotzt hatten.

Er bat den Abt, für das Wohl des Zaaren zu beten, und erinnerte sich dabei seiner Zusammenkunft mit der Zaarin-Nonne im Waßnesenskischen Kloster in Moskwa wo er sie um ihre Verwendung für seinen Oheim bat. Aber damals stand Fürst Schuiski am Rande des Verderbens und jetzt war Rußland in dieser Lage. Das Herz des Fürsten wurde beklemmt; als er aber das Haupt erhob und auf ein Bild des Erlösers blickte, faßte er wieder Muth und verließ die Kirche in ruhiger Stimmung. Schweigend durchschritt er die Straßen, in denen Alles schon längst schlief, und dachte daran, wie bestürzt die Nowgoroder über seine plötzliche Abreise sein, und daß sie vielleicht ihre Pläne verrathen glaubend und in der Furcht, auf unerwarteten Widerstand zu stoßen, es nicht wagen würden sie auszuführen. Dieser Ge-

danke bestätigte die Weisheit des Metropoliten und er bat daher den Abt, der ihn nach dem Kloster begleitete, sich am Tage zu Seiner Eminenz zu begeben und ihm zu sagen, daß Fürst Skopin-Schuiski seine Rathschläge jederzeit wie Eingebungen des Himmels verehren werde.

Als die Reisenden außerhalb des Walles angekommen waren, bemerkten sie Licht im Kloster zum heiligen Geist. Jakow und die übrigen Diener warteten bereits im Refectorium, das sich nebst einer Kapelle über dem Eingangsthore befand. Nachdem der Abt ihre Ankunft gemeldet hatte, brachten zwei Priestermönche ein Kreuz, ein Heiligenbild und mehrere Proswira *) heraus. Das Heiligenbild ward dem Fürsten Michailo mit der Bitte überreicht, es zur Erinnerung an die Ereignisse des heutigen Tages und mit der Hoffnung zu bewahren, daß der Segen des heiligen Geistes ihn nie verlassen werde; dann wurden die Proswira unter die Uebrigen vertheilt und zuletzt sprach ein Geistlicher mit Erhebung des Kreuzes über alle in Verbannung gehenden treuen Söhne des Vaterlandes den priesterlichen Segen aus. Nachdem der Fürst das heilige Bild geküßt hatte, warf er noch einen Blick auf die in Dunkelheit gehüllte Stadt, drückte Tischin an seine Brust und schwang sich dann auf sein Roß, worauf sich der ganze Zug im raschen Trabe in Bewegung setzte. Die Mönche beteten andächtig für eine glückliche Reise, und als der Zug den Blicken entschwunden war, geleitete der Abt den weinenden Tischin in's Kloster zum heiligen Geiste.

---

*) Nach dem griechischen Ritus ein kleines gesäuertes Waizenbrod, auf welchem russische Buchstaben eingedrückt sind, welche bedeuten: »Jesus Christus überwindet.«



Achtes Kapitel.

Wenn man im Sommer auf der großen Straße von Petersburg nach Schlüßelburg fährt, so sieht man mit wahrem Vergnügen in dieser schwach bevölkerten Gegend eine unzählbare Menge von weißen Segeln auf den blauen Wogen des großen Ladoga-Sees. Ein reisender Russe, der sie mit seinen Blicken verfolgt und aus der Ferne die munteren Gesänge lustiger Schiffer hört, vergleicht unwillkürlich die Vergangenheit mit der Gegenwart und freut sich innig über die Macht und den Ruhm seines Vaterlandes und über den unsterblichen Monarchen, dessen Genius es auf diesen Standpunkt brachte. Zu Zeiten des falschen Dimitri aber, sah es hier ganz anders aus. Man erblickte nicht diese Tausenden von Fahrzeugen, die mit reichen Vorräthen von Lebensmitteln beladen, der Residenz zueilen und obgleich man als Vorsichtsmaßregel gegen feindliche Ueberfälle in der Nähe der Festung den Wald niedergeschlagen hatte, so fand man doch an den jetzt eingefaßten Ufern noch Gehege von Bäumen, nuter denen an heißen Tagen müde Fischer ausruhten, und sich theils über die hohen Mauern freuten, die sie gegen die Schweden schützten, theils über ihr Unglück klagten, daß das alte Besitzthum unserer Vorfahren in fremde Hände gerieth.

Da, wo die früher wenig bekannte Newa dem Ladoga-See entströmte, bildeten einige dicht an einander gewachsene Fichten und Birken einen Halbkreis, der verspäteten Wanderern oft als Zufluchtsort gedient hatte. Im Herbst, wenn das Ufer durch Regengüsse aufgeweicht wurde, sah man dort selten Menschen oder höchstens Hirten die verirrtes Vieh aufsuchten, und Jagdliebhaber aus der Festung, die wildes Geflügel bis in die Zweige der Fichten verfolgten. Einst aber,

im ungestümen Wetter, als schon Alles den nahen Winter prophezeihte, sah man am einsamen Ufer gut gekleidete Reiter lagern, und hin und wieder Feuer brennen. Ohne an Ruhe zu denken, stand ein schöngewachsener junger Mann, den Alle wie einen hochverehrten Anführer behandelten, an einen vom Blitz zerschmetterten Baum gelehnt und betrachtete die Festung. Seine eingefallenen Wangen brannten und in seinem finstern Blicke sprach sich tiefer Unwille aus. Aber die unabsehbaren Wogen in denen sich die Sonnenstrahlen brachen, zogen mit ihrem Brausen seine Aufmerksamkeit auf sich, und dieses majestätische Schauspiel, das ihn an die Nichtigkeit menschlicher Pläne erinnerte, beruhigte die heftige Aufregung seines Gemüthes und linderte das Feuer in seiner Brust. Ein schöner Hund von dänischer Raçe blickte ihm in's Auge und schien ihn zu bitten, sich dem Feuer zu nähern, welches, vom Winde angefacht, in hellen Flammen emporloderte. Als er bemerkte daß das treue Thier vor Kälte zitterte, hüllte er es in seinen langen Pelz, veränderte aber seine frühere Stellung nicht. In einiger Entfernung saßen drei Männer von mittleren Jahren auf einem dicken umgefallenen Baumstamme; sie schwiegen, als fehlte es ihnen an Worten, ihren schmerzlichen Gefühlen Sprache zu geben. Der älteste unter ihnen blickte bald auf den Himmel, bald auf die Festung, bald auf die Straße nach Nowgorod und sein krampfhaftes, tiefe Verachtung gegen Menschen und Mißtrauen gegen die Vorsehung aussprechendes Lächeln, ergriff seine niedergeschlagenen Gefährten, die es jedoch nicht wagten, über die Fügungen des Himmels zu murren.

Unter den Bäumen standen mehrere Pferde, die sich an dem Hafer labten, der auf einer an den Aesten befestigten Leinwand ausgeschüttet war. Unter ihnen zeichnete sich besonders eines von ungewöhnlicher Schönheit aus. Mit feurig blitzenden Augen sah es sich oft nach allen Seiten um, schnob dazu aus den Nüstern, und stampfte den Boden mit den Füßen, als wittere es eine Gefahr, vor der es jedoch

nicht die geringste Furcht zeigte. Die Gesellschaft mußte übrigens aus ganz besonderen Gründen hier am Ufer Halt gemacht haben, da ihnen das ganz nahe gelegene Oreschka ein viel bequemeres Obdach gewährt hätte.

Um ein großes Feuer in der Nähe der Pferde lagen mehrere Diener, die sich leise mit einander unterhielten. Einer von ihnen, der früher Lootse auf der Wolga gewesen war, sagte zu seinem Nachbar, er solle seinem Herrn melden, daß, wenn er nicht in die Festung wolle, er sich sogleich auf den Weg machen müsse, um vor Tagesanbruch das nächste Dörfchen zu erreichen, indem sie außerdem von einem heftigen Unwetter befallen werden würden. Es zogen auch in der That von allen Seiten Wolken herauf und der besorgte Diener stand daher sogleich auf, um zu seinem in der Nähe stehenden Herrn zu gehen. Ehe er jedoch zu ihm gelangte, flog eine kostbare Mütze bei ihm vorbei, die der Wind einem Reisenden vom Kopf geworfen hatte, der sich durch sein finsteres Aussehen bemerkbar machte. Jakow wollte die Mütze auffangen, aber seiner Geschwindigkeit ohngeachtet, fiel sie in's Wasser und wurde von den Wellen fortgetragen.

Ein junger Bojar wandte sich rasch um und bot, als er seinen älteren Gefährten mit unbedecktem Haupte stehen sah, ihm seine Mütze an.

„Sei um meinetwillen unbesorgt, Fürst Michailo Wassiljewitsch," sagte der Okolnitsch Tatischtschew, der weniger durch die erwiesene Artigkeit geschmeichelt, als durch den Gedanken geärgert schien, daß ihn der junge Mann vielleicht für einen verzärtelten Höfling ansah; „Du warst noch nicht geboren, als ich schon auf dem weißen Meere schiffte, ohne den Sturm zu fürchten. Nur daran bin ich nicht gewöhnt, den bösen Willen, die Zaghaftigkeit und die Niederträchtigkeit der Menschen ruhig zu ertragen. Gerne möchte ich dies von Dir lernen, doch leider bin ich schon zu alt dazu!"

Ohne diesen bittern Scherz übel zu nehmen, erwiederte der Fürst im milden Ton, daß er seinen Schmerz vollkommen theile, daß es aber, wie er selbst einsehen müsse, unnütz gewesen sein würde, Neljub, Afanasse und Andrei mit Gewalt zurückzuhalten.

„Auch habe ich nicht verlangt," fiel der Okolnitsch ein, „daß Du sie bei Dir behalten solltest; aber Du hättest sie fesseln und in den Wald werfen lassen sollen, so hätten sie und Andere ihres Gelichters doch erfahren, daß es nicht immer Vortheil bringt, niederträchtig zu sein."

„Es ist jetzt nicht die Zeit, ohne einen vollkommen genügenden Grund strenge zu sein, Michailo Ignatjewitsch."

„Zu große Nachsicht war immer gefährlich," rief Tatischtschew aus.

„Davon war ich schon längst überzeugt," erwiederte der Fürst, „und nur Diejenigen, die ihre Ergebenheit für Zaar und Vaterland durch die That beweisen, haben Belohnung von mir zu erwarten; feige, niedrige Seelen aber möge Gott richten, ihr eigenes Gewissen wird sie hinlänglich bestrafen."

„Du glaubst doch nicht, Bojar," sagte Tatischtschew, welcher fühlte, daß er gegen die dem Verwandten des Zaaren schuldige Achtung gefehlt hatte, „daß Mischka (Dim. von Michailo) Ssaltikow ein solches Gericht fürchtet?"

„Nicht von ihm ist die Rede, sondern von unsern Gefährten, die sich fürchteten, mit uns zu sterben. Was Ssaltikow betrifft, so würde es nutzlos sein, wenn ich ihm mit Gottes Gericht drohte, denn er würde mich nur auslachen. Es liegt jetzt nicht in meiner Macht, ihn für seinen Verrath zu bestrafen, aber ich denke mit Schrecken daran, daß er eine unsterbliche Seele hat!"

„Du hast das Herz eines Engels, mein Fürst!" rief der Djak Telepnew. „Um so verabscheuungswürdiger ist

Der, der es wagt, uns die Festung zu verschließen und auf uns und auf den großen Zaar zu schmähen. Möge ihn der Fluch des Herrn in dieser und jener Welt treffen!"

„Ach, verfluche ihn nicht!" erwiederte der Fürst; „wünsche Niemanden ewige Qualen! Unsere Lage," fuhr er nach einer Pause fort, „ist allerdings nicht zu beneiden; von Allen verlassen, überall abgewiesen, wissen wir nicht, wo wir unser Haupt niederlegen sollen, und was das Traurigste ist, wir sterben vielleicht, ohne dem Vaterlande damit nützlich zu werden. Aber ich wollte es lieber, man stürzte mich sogleich in die Fluthen der Newa, als daß ich an Ssaltikow's Stelle wäre! Ein braver Mann erbarmt sich eines kranken Hundes, und er will den Untergang seines Vaterlandes herbeiführen! Was kann ihm jetzt noch heilig sein, wenn er in der Stunde der Noth den Zaaren verräth, der sein Wohlthäter war?"

Der Bothe drang aufs Neue in Jakow seinem Herrn zu melden, daß das Unwetter sich rasch nähere, und daß, wenn es sie am Ufer überfiele, der Sturm vielleicht Alle, wie die Mütze des Okolnitsch, in den unabsehbaren See werfen könne. Der Fürst willigte ein, aufzubrechen, aber kaum hatte er Befehl dazu gegeben, so erschien auf dem See ein kleines von einem Greise geführtes Boot.

Als er das Ufer erreicht hatte, stieg der alte Mann aus, zeigte die Mütze des Okolnitsch und sagte, er habe sie im Wasser aufgefischt und da er von Weitem Bojaren erblickt, habe er geglaubt, sie müsse einem von ihnen gehören. Tatischtschew, dem der Verlust der Mütze nicht ganz gleichgültig gewesen war, freute sich der unvermutheten Wiedererlangung derselben und belohnte reichlich den Alten, über dem sich Alle wunderten, daß er in seinen hohen Jahren und bei dem herannahendem Unwetter es gewagt hatte, sich in einem so gebrechlichen Fahrzeuge dem See anzuvertrauen.

Als der Greis diese verschiedenen Urtheile über sich hörte, fragte er lächelnd, ob denn Niemand Gelegenheit ge-

habt habe zu sehen, daß große und feste Fahrzeuge ebenso gut von den Wellen zertrümmert würden als kleine? Er sei oft Zeuge davon gewesen und des festen Glaubens, daß menschliche Klugheit allein nicht vor Verderben zu schützen vermöge.

Diese Worte sprachen zu dem Herzen des Fürsten Michailo; er blickte gen Himmel und erhebendes Gefühl trat an die Stelle seines tiefen Kummers. Er rief den Alten herbei und fragte ihn, ob er weit entfernt wohne, und ob er wohl ihn und seine Gefährten während der Nacht beherbergen könne?

Der Bauer erwiederte mit freudiger Bereitwilligkeit, seine Hütte liegt sieben Werst von der Festung entfernt, er beschäftige sich mit zwei Enkeln, Kindern seines Sohnes, der bei Moskwa von den Rebellen erschlagen worden, mit dem Fischfange, leide keine Noth und sei jederzeit bereit, mit Fremden, die bei ihm einkehrten, Alles zu theilen, was der Himmel ihm beschwert habe.

„Freilich“, fügte er lächelnd hinzu, „wird das Nachtlager nicht so gut sein wie bei einem Bojaren; aber mein Häuschen schützt wenigstens vor Kälte und Unwetter. Wenn es Deiner Gnaden gefällig ist, so reite hier immer gerade aus, bist Du bei einem großen Stein drei starke Fichten siehst; dann wende Dich links und reite über ein Stoppelfeld bis an den Wald. Dort ist es allerdings wegen der vielen Wege nicht leicht sich zurecht zu finden, aber so Gott will, bin ich bald zu Haus und schicke Euch Jemanden entgegen, während ich die Weiber für das Abendbrot sorgen lasse. In meinem Boot habe ich schöne lebende Bleien und Hechte; wir werden also wohl satt werden.“

Der Greis wollte eilig vom Ufer abstoßen, aber der Fürst hielt ihn zurück, befahl Jakow sein Pferd zu führen und erklärte, zum höchsten Erstaunen seiner Gefährten, er wolle den Weg zu Wasser zurückzulegen. Der Lootse fragte den Alten, ob er nicht ein zweites Ruder im Boot habe und auf seine bejahende Antwort bot er sich ihm zu seiner Hülfe

bei dem drohenden Unwetter an. Der Alte willigte zwar ein, aber wie er sagte, nur um ihn und die Uebrigen zu beruhigen, denn er sei seiner Sache vollkommen gewiß.

Tatischtschew und Telepnew suchten dem Fürsten abzurathen, sein Leben ohne einen nützlichen Zweck in Gefahr zu bringen; aber die feurige Phantasie des jungen Mannes hatte den Gedanken in ihm geweckt, der Erfolg seiner Fahrt durch die stürmenden Wogen werde ihm sein künftiges Loos verkünden. Wie sehr er sich auch bemühte, dieser Idee, deren Widerspruch gegen die Grundsätze der christlichen Moral er wohl fühlte, aus seiner Seele zu verbannen, so konnte er doch den Wunsch nicht unterdrücken, gegen eine Gefahr zu kämpfen in der Hoffnung, sich dadurch das peinliche Gefühl zu erleichtern, daß er sich gezwungen sah, seine Zeit müßig hinzubringen, anstatt jeden seiner Augenblicke zum Nutzen des leidenden Vaterlandes zu verwenden.

Da der Okolnitsch und der Djak sahen, daß sie ihn in seinem Entschluß nicht wankend machen konnten, wollten sie ihn wenigstens begleiten. Er lehnte es jedoch ab und erlaubte es selbst dem Lootsen nicht, damit Niemand das Unglück mit ihm theilen sollte, in welches seine Laune ihn führen konnte. Allein der Letztere war eben so beharrlich als der Fürst und während dieser im Boote Platz nahm, übergab der Lootse sein Pferd einem Kameraden, und folgte längs dem Ufer hingehend dem Boot, das unter den Händen des erfahrenen Ruderers bald die Rosse überholte, die auf dem schlechten Wege beständig aufgehalten wurden.

Der Wind ward heftiger und See und Strom immer dunkler; der letzte Sonnenstrahl erlosch in den brausenden Wogen, die sich schäumend und tosend an den Ufern brachen. Aber der alte Ruderer verlor seine Fassung nicht; bald ergriff er mit beiden Händen die Ruder, um dem leichten Fahrzeuge eine nöthige rasche Wendung zu geben; bald ließ er sie ruhen und blickte auf den jungen furchtlosen Bojar, mit dem er so unvermuthet zusammen getroffen war.

Der Fürst war, dem alten, erfahrenen Fährmann völlig vertrauend, troß des Sturmes nnd der Dunkelheit ruhig, ja sogar heiter. Es war ihm, als sei er auf immer vor der Bosheit und Schlechtigkeit der Menschen gesichert, die seit so langer Zeit sein Herz zerrissen hatten: als befände er sich dem Himmel näher, als verkünde der Sturm die Gegenwart des Allmächtigen und als könne er in jedem Augenblick vor sein Antlitz treten. Seltsam in der That erschien ihm diese Fahrt, zu der er sich so schnell entschlossen hatte. Schon längst war es sein Wunsch gewesen die Newa zu sehen und an ihren Ufern die Spuren der Siege Alexander's aufzusuchen und ihre Mündung in ein Meer kennen zu lernen, vermittelst welchem Rußland sich Europa uähern konnte. Allerdings hatte er nicht voraussetzen können, welche traurige Ereignisse ihn hierher führen würden. Nachdem er auf dem Wege nach Iwangorod erfahren, daß man dort den falschen Dimitri anerkannt, hatte er sich nach Oreschka gewendet, aber hier wurde er nicht nur zurückgewiesen, sondern der vom Zaaren ernannte Statthalter, Bojar Ssaltikow, hatte sogar Lust gezeigt, des Fürsten Abgesandte zurückzuhalten und sie dem Usurpator auszuliefern. Von dem sich rasch ausbreitenden Geiste des Verraths mit fortgerissen, erklärten einige aus der Begleitung des Fürsten, daß sie ihm nicht weiter folgen könnten. Ruhig hörte er sie an und ohne den Versuch zu machen, sie auf andere Gedanken zu bringen. entschloß er sich in irgend einem Dörfchen einen Zufluchtsort zu suchen und Nachrichten von seinem Schwager abzuwarten.

Ein heftiger Windstoß warf das Boot auf eine Seite und füllte es halb voll Wasser, indessen erhielt es der Fürst im Gleichgewicht, indem er sich mit dem ganzen Körper auf die andere Seite legte. Nach einigen Augenblicken wollte er die am Boden schwimmende Wasserschaufel ergreifen, aber sie wurde ihm aus der Hand gerissen, und als er aufblickte, sah er den ehemaligen Lootsen vor sich, der nicht länger im Stande gewesen war, ein müßiger Zuschauer bei der Gefahr

zu bleiben, die seinem geliebten Herrn drohete, den heiligen Antonius zur Hülfe rufend, sich in den Strom gestürzt hatte und zum höchsten Erstaunen des Fürsten und des alten Fischers plötzlich vor ihnen stand. Nachdem er eifrig das Wasser aus dem Kahn geschöpft hatte, fing er an mit beiden Händen zu rudern.

„Wenn es einmal das Leben gilt," sagte er, „so wollen wir Alle mit einander umkommen, denn in keinem Fall will ich Dich überleben, Fürst Michailo Wassiljewitsch! Hundertmal lieber ertrinke ich mit Dir, als daß ich, wenn Du nicht mehr bist, ein Diener der Polen und Verräther werde."

Seine laute Stimme war in dem Getöse des Sturmes kaum zu hören, aber keine Melodie der Welt hätte das Herz des Fürsten tiefer rühren können. Die aufopfernde Hingebung, welche seine Gefährten ihm bewiesen, ließ ihn die Verblendung Derer beklagen, die ein ganzes Volk nach einzelnen verächtlichen Beispielen beurtheilten. Das niedrige, verrätherische Benehmen der Bojaren hatte den Fürsten Michailo dergestalt erbittert, daß er es in manchen Augenblicken für ein Unglück gehalten hatte, in Rußland geboren zu sein. Aber von dieser Ansicht war er schon längst abgekommen, denn oft fand seine Seele Trost in der Ueberzeugung von den vortrefflichen Eigenschaften der Russen. Die Heldenthaten der Mönche des Troitzkischen Klosters, der Eifer und die Furchtlosigkeit der Bauern, die von Edelleuten, welche des Zaaren Freigebigkeit nie benutzt hatten, gebrachten Opfer; dieß Alles gab ihm die gewisse Hoffnung, daß seine Landsleute den verderblichen Einfluß bösgesinnter Nachbarn bald von sich werfen würden.

Die Ruderer suchten sich nahe am Ufer zu halten, wurden aber immer wieder davon abgetrieben. Die tobenden Wellen spielten mit dem Boote wie mit einem Balle; eiskaltes Wasser überströmte die Fahrenden, und der um sie herwirbelnde Schnee hinderte sie am Sehen.

„Haben wir noch weit bis zu Deiner Hütte? Ist keine andere in der Nähe? Kann man nicht irgendwo landen?"

fragte der Fürst den alten Fischer, der unermüdet Wasser schöpfte.

„Sei unbesorgt, Bojar," antwortete er, „wir wollen schon durchkommen."

Der alte Mann sagte dieß mit fester Stimme, aber den Ausdruck seines Gesichtes konnte man nicht sehen. Plötzlich fing der Hund des Fürsten, der sich bis jetzt ruhig verhalten verhalten hatte, an zu heulen; die Ruderer erschracken und auch der Fürst fuhr zusammen. Er gebot dem Hunde Ruhe, und dieser senkte gehorsam den Kopf und schmiegte sich, nur leise murrend, an die Füße seines Herrn. In diesem Augenblicke hörte man Stimmen, die Jemanden zu rufen schienen. Der Ton, in welchem der Greis antwortete, verrieth deutlich seine Ueberzeugung von der nahen, furchtbaren Gefahr. Das Zurufen wurde fortgesetzt, der Hunde bellte freudig auf und bald zeigte sich ein großes Boot mit zwei Ruderern.

„Das sind meine Enkel!" rief der Fischer, „meine wackeren Jungen! Sobald wir sie erreichen, springe sogleich zu ihnen hinüber, Bojar; der Himmel hat sie zu rechter Zeit gesandt; denn mein Kahn hat mir den letzten Dienst geleistet!"

In der That, kaum hatten Alle das gebrechliche Fahrzeug verlassen, so ging es auseinander. Mit Thränen in den Augen fiel der Alte auf die Knie und dankte dem Allmächtigen, daß er das Leben eines Mannes so wunderbar beschützt hatte, von dessen hoher Geburt und edlen Thaten er durch den Lootsen unterrichtet worden war. Beide hatten schon längst das Knarren der aus den Fugen gehenden Bretter gehört, und fast daran verzweifelt, daß es ihnen gelingen werde, die Retter der Hoffnung des Vaterlandes zu werden.

Von vier kräftigen Ruderern geführt, kämpfte das größere und stärkere Boot tapfer gegen den immer zunehmenden Sturm und landete endlich glücklich am Ufer.

„Kinder," sagte der Alte zu den jungen Leuten, nachdem das Boot gehörig angebunden worden war, „Gott wird es Euch lohnen, daß Ihr mir zu Hülfe kamet! Aber noch ist

nicht Alles gethan: der Bojar hat noch Begleiter mit sich, die zu Pferde auf dem Landwege kommen und sich leicht verirrt haben können; geht ihnen also in verschiedenen Richtungen entgegen, und wenn Ihr sie findet, führt sie zu uns. Sagt ihnen, daß wir den Fürsten Michailo, Neffen des großen Zaaren, glücklich an's Ufer gebracht haben. Daß der Herr ihn heute sicher führte, ist gewiß ein Zeichen, daß die Verräther in Oreschka nicht lange mehr trotzen werden."

Die jungen Fischer küßten dem Fürsten ehrfurchtsvoll die Hände, und machten sich dann auf, den Befehl ihres Großvaters auszuführen, indem sie sich auf verschiedenen Wegen entfernten.

Ohngefähr zwei Werst vom Ufer lag ein kleines von Fischern bewohntes Dörfchen mitten im dichten Walde, durch den die Bewohner aus Furcht vor den Ueberfällen der Schweden keine eigentliche Straße gebahnt hatten. Der Greis, der fast jeden Strauch kannte, führte jedoch den Fürsten auf einem durch den Wald sich windenden Fußpfade sicher, wenn auch nicht ohne Beschwerden, dem Dörfchen zu. Als sie das Dorf erreichten, kam ihnen mit lautem Gebell eine Anzahl großer Hunde entgegen, die sich jedoch auf den Zuruf des Alten sogleich wieder entfernten, ohne die Gäste anzugreifen. Ihnen folgten die Urenkel des Schiffers, muntere, rothwangige Knaben, von denen der älteste etwa acht Jahre alt war, und die trotz Sturm und Schnee dem Alten entgegen gelaufen waren.

In der Stube der geräumigen Hütte brannte das Feuer im Ofen und die älteste der beiden Wirthinnen bereitete sogleich eine schmackhafte Fischsuppe, die dem Fürsten sehr wohlthätig war. Mit Ungeduld erwartete er die Ankunft seiner Gefährten, damit sie sich an diesem sichern, behaglichen Orte ebenfalls erholen konnten. Sein freundliches, einfaches Wesen nahm die ihn bedienenden Weiber ganz für ihn ein, und sie verwünschten in ihrem Herzen die Verräther, die einem

Haaren untreu geworden waren, der einen so liebreichen Neffen hatte.

Die Begleiter des Fürsten kamen erst zwei Stunden nach ihm an. Man sorgte sogleich für Unterbringung der Menschen und Pferde, und wies den Dienern eine alte, zwar dem Verfall sich nähernde Hütte an, die aber für Menschen, welche gewohnt waren, wenig Ansprüche zu machen, einen ziemlich bequemen Aufenthalt darbot.

Nachdem sich Alle durch Speise, Trank und wohlthuende Ofenwärme gestärkt hatten, bereiteten die Wirthinnen ein weiches Heulager in der Stube, auf dem der Fürst bald in so festen Schlaf versank, daß er weder von dem Brausen des Sturmes, noch von dem Stampfen und Wiehern der Pferde, noch von dem fast ununterbrochenen Bellen der Wölfe witternden Hunde geweckt wurde. Er schlief ruhig fort, während seine Gefährten schon vor Tagesanbruch aufstanden und in eine andere Stube gingen, wo die geschäftigen Wirthinnen bereits den Ofen heizten.

Strela, des Fürsten Hund, der allein bei ihm zurückblieb, richtete sich plötzlich auf, spitzte die Ohren und sprang bellend auf die Fensterbank, so daß der Fürst endlich erwachte. Er war erstaunt, als er sah, daß es schon tagte und daß er von Allen am längsten geschlafen hatte. Kaum hatte er sich erhoben, so nahten sich Schritte der Thür und im nächsten Augenblicke wurde diese geöffnet. Der Eintretende war Tischin. Er warf sich dem hocherfreuten Fürsten in die Arme und beeilte sich dann ihm zu sagen, daß er der Ueberbringer guter Nachrichten sei.

„Der ehrwürdige Isidor," fuhr er fort, „sendet Dir seinen Segen; er sowohl als alle Bürger erwarten Dich mit Ungeduld in Nowgorod und damit Du nicht daran zweifeln sollst, sind die Aeltesten aller fünf Stadttheile mit mir gekommen, um Dich inständig zu bitten, die Bewohner Nowgorods so bald als möglich durch Deine Gegenwart zu be-

ruhigen und selbst das Heer zu bilden, das sich von allen Seiten her sammelt."

Mit freudigem Entzücken dankte der Fürst dem Himmel für ein so glückliches Ereigniß, welches dem um sich greifenden Aufruhr eine zuverlässige Schranke entgegenzustellen versprach. Die Freude über diese Nachricht erhob den gesunkenen Muth des Fürsten; mit strahlendem Antlitz richtete er sich empor und aus allen seinen Zügen, aus allen seinen Bewegungen sprach eine fast überirdische Hoheit. Hingerissen von dem Anblick des jungen Helden, beugten die Nowgoroder Aeltesten die Knie und die nämlichen Männer, die vor Kurzem nur für ihre Freiheit glühten, äußerten jetzt, daß sie sich glücklich schätzen würden, einen Zaaren wie Michailo zu besitzen. Diese Worte setzten den Fürsten in einige Verlegenheit, und er sagte daher, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben:

„Wenn es uns mit Gottes Hülfe gelingt, die gesetzliche Macht wieder herzustellen und die Zwistigkeiten zu beseitigen, die das Vaterland zerreißen, so wird es Jedermann erfahren, daß die Bewohner von Nowgorod, welche einst tapfere Kämpfer für Rußlands Ruhm waren, auch jetzt die mächtigen Heerschaaren des Feindes nicht fürchten und sie heldenmüthig bekämpfen. Wie belohnend wird der Gedanke für Euere Nachkommen sein, daß Ihr keine Schuld an den Leiden Eueres Vaterlandes hattet und Euch nicht mit Verrath beflecktet!"

Einer der Aeltesten nahm aus einem kleinen Käſtchen ein goldenes Bild des Gekreuzigten, küßte es und schwur dem Fürsten Skopin-Schuiski unverbrüchliche Treue. Seine Gefährten folgten einstimmig seinem Beispiel. Der junge Fürst vernahm mit Bestürzung und mit einem wehmüthigen Gefühl diesen Eid, aber er bemühte sich vergebens ihn zu hindern.

Endlich ergriff er selbst das Kreuz, küßte es und sprach das Gelübde aus, jeden Augenblick bereit zu sein, sein Leben der Religion, dem Zaar und dem Vaterlande zum Opfer zu

bringen. Alle wiederholten feierlich seine Worte und umarmten sich dann unter gegenseitigen Glückwünschen zu der freudigen Aussicht, welche ihnen die nächste Zukunft darbot.

Der Fürst gab hierauf Befehl zum Aufbruch und ließ seinen Wirth rufen, um ihn großmüthig zu belohnen. Der Greis erschien mit seinen beiden Enkeln, aber er weigerte sich entschieden Geld anzunehmen.

„Wozu soll mir das Geld?" rief er mit Wärme; „ich werde satt und bin zufrieden; in eine Stadt zu ziehen, ist nicht mein Wille und es ist besser wenn ärmere Leute als ich aus Deiner Hand Unterstützung erhalten. Ich hätte gern etwas Anderes von Dir erbeten, aber ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, Dir meine Bitte vorzutragen."

„Sprich ohne Furcht, was wünschest Du? Ich gebe Dir mein fürstliches Wort, daß Du von mir nie und auf kein Gesuch eine abschlägige Antwort erhalten sollst."

„Du brauchst Soldaten", sagte der Fischer, „nimm meine Kinder mit Dir; sie sind kräftig und gewandt, werden bald lernen, mit den Waffen umzugehen und Dir treulich dienen. Sie waren mir immer gehorsam — — —"

Die Stimme des Alten brach und in seinen Augen glänzten Thränen. Tief gerührt legte der Fürst die Hand auf die Schulter des wackeren Mannes, der dem Vaterlande ein größeres Opfer anbot als sein Leben.

„Ich nehme Artemi", sagte er „aber Semen muß als Deine Stütze bei Dir bleiben."

„Nein!" rief der Alte, „nimm sie Beide, mein Gewissen würde mir Vorwürfe machen, wenn ich jetzt an meine Ruhe dächte, während die ganze christliche Welt mit Noth und Kummer kämpft! Meine Kinder mögen mit Dir gegen den Feind ziehen, und ich werde für sie arbeiten; wenn der Himmel mich nur vor Krankheit schützt, so können meine Hände sich noch lange rühren und meine Weiber sind auch nicht faul. Mache Dir unsertwegen keine Sorgen, lieber Herr, wir werden uns schon durchhelfen, ohne Jemandem zur Last zu fallen."

Der Fürst betrachtete die beiden jungen Fischer, die seine Entscheidung erwarteten.

„Seid Ihr es zufrieden," fragte er sie „mir überall hin zu folgen, Euch mit Allen herumzuschlagen, gegen die ich Euch sende und Euch vielleicht auf immer von Großvater, Weibern und Kindern zu trennen?"

„Gottes Wille geschieht auf Erden und im Himmel," antwortete der älteste Bruder; „hinter dem Ofen zu sitzen ist der Tod für junge Leute und vom Schlachtfelde kann man auch gesund zurückkommen. Mit Freuden dienen wir, dem großen Zaar und sind auf Deinen Befehl zu Allem bereit."

„Wer anders als Gott hat Dich zu uns geführt? Er wird für die Unsrigen sorgen, wenn es sein Wille ist, daß wir für unsern Glauben fallen sollen", fügte der jüngere Bruder hinzu.

Muth und Gottesfurcht sprachen sich auf den Gesichtern beider Brüder aus und man konnte sie nicht ohne die innigste Theilnahme ansehen. Selbst in jener unglücklichen Zeit, wo man über die größten Verbrechen fast nicht mehr erstaunte, gab es unter Leuten aller Stände noch viele Beispiele uneigennütziger Tugenden.

Der Fürst rief Jakow herbei und sagte ihm etwas in's Ohr. Er verließ die Stube, kam aber bald wieder und brachte zwei Säbel, einen reichen Gürtel und einen dunkelblauen Kaftan mit goldenen Borten.

„Ihr habt mir das Leben gerettet, und wollt, so lange lange das Vaterland in Gefahr ist, mich nicht verlassen," sagte der Fürst zu den beiden jungen Männern. „Hier habt Ihr Waffen zu Eurem Schutze und zur Vertilgung der Feinde; Ihr sollt von mir auch Pferde und Alles erhalten was Ihr als Krieger braucht. Iwan Saweljew, ich ruhte in Deinem Hause von einer beschwerlichen Reise aus und lernte von Dir den festen Glauben, daß die Hand des Herrn jederzeit und überall bereit ist, uns beizustehen, wenn wir volles Vertrauen zu seiner Leitung haben. Du erquicktest auch meine

Gefährten und verbrauchtest für uns vielleicht Deinen Jahres-Vorrath, willst aber nichts dafür bezahlt haben. Ich bin damit zufrieden, daß Du mich wie Deinen Gast ansiehst, nimm aber diesen Kaftan und diesen Gürtel, die ich gestern selbst getragen habe; lege beides an allen Festtagen an und sei versichert, daß ich Dich nie vergessen und so lange ich lebe mich für Deinen Schuldner halten werde."

Der Greis umfing die Knie des Fürsten, nahm darauf ein Heiligenbild von der Wand und sprach seinen väterlichen Segen über seine Großkinder aus, die das Bild andächtig küßten, sich dann ihrem Großvater zu Füßen warfen und ihn mit kindlicher Zärlichkeit umarmten.

Als die beiden Wirthinnen, die im Nebenzimmer ein Frühstück für die Reisenden zubereiteten, es erfuhren, daß ihre Männer dem Bojaren folgen wollten, eilten sie laut weinend herbei, faßten ihre Kinder an der Hand und nannten sie verlassene Waisen. Sie bemerkten es nicht, daß Tischin einen Beutel mit Gold auf den Tisch legte, und hörten gleichgültig die Versicherungen Jakow's an, daß Alle die bei dem Fürsten Michailo lebten, ganz besonders von Gott beschützt würden; daß ihre Männer wohlbehalten zurückkehren und ihre Söhne und Töchter lebenslang reiche Leute sein würden. Sie hörten nicht auf zu weinen und ihr Schicksal zu beklagen, bis zur Abreise der beiden jungen Männer, die beim Abschiede ihren Weibern auf die Seele banden, den Alten wie ihren Augapfel zu pflegen und die Kinder vernünftig zu erziehen.

Neuntes Kapitel.

Als der falsche Dimitri erfuhr, daß Fürst Skopin-Schuiski sich aus Nowgorod entfernt habe, fertigte er den Obersten Kernossitzki dahin ab, in der Ueberzeugung, daß es ihm leicht werden würde, sich der Stadt zu bemächtigen und dadurch den Gefahren vorzubeugen, die ihm von Seiten Schwedens drohten.

So sehr auch der Abgesandte seine Reise beschleunigte, so waren die Nowgoroder doch schon vor seiner Ankunft anderes Sinnes geworden und hatten den Fürsten Michailo wie einen würdigen Vertheidiger des Vaterlandes und wie ihre letzte Hoffnung aufgenommen. Alles strömte herbei um ihn zu sehen und seine Rede zu hören. Bojaren und gemeine Leute, Reiche und Arme, Alle waren gleichmäßig von ihm bezaubert; die wenigen Mißvergnügten waren genöthigt, ihre Gesinnungen zu verbergen, und die bekanntesten Gegner des Zaaren beeiferten sich gleich allen Uebrigen so schnell als möglich ein Heer zu bilden.

Die Bewohner von Nowgorod brannten vor Begierde, sich mit den herannahenden Polen und Rebellen zu messen und der Welt zu zeigen, daß nicht alle Russen in verderblicher Verblendung befangen und daß Tapferkeit und Treue ihnen nicht ganz fremd geworden seien. Um den Feinden den Uebergang über die Flüsse Msta und Wolchow zu erschweren, hielt es Michailo für nothwendig, Bronnitza zu besetzen. Als er dies den Bojaren seiner Umgebung mittheite, erbot sich der Okolnisch Tatischtschew, der diesen Plan lobte, die Vertheidigung des genannten Punktes zu übernehmen, der nicht nur Nowgorod sondern auch die Verbindung Schwedens mit den Nord-Provinzen sicherte, deren Bewohner alle bereit waren, dem Feinde Widerstand zu leisten.

Während seiner mühseligen Wanderschaft hatte Michailo Gelegenheit gehabt, Tatischtschew kennen zu lernen; seine Sitten schienen ihm zwar sehr rauh, aber er schätzte seine Furchtlosigkeit und seinen durch Erfahrung gereiften durchdringenden Verstand. Gern willigte er daher ein, ihm den Vortrab seiner Krieger anzuvertrauen, und bat ihn nur dringend nicht zu strenge gegen Diejenigen zu sein, die nur aus Kleinmuth sich den Rebellen angeschlossen hatten.

Der Okolnisch lächelte.

„Nimm es mir nicht übel, Bojar," sagte er, wenn ich auf Deine Worte entgegne, daß Du die Menschen noch wenig kennst. Du willst, ich soll der Verblendeten schonen; aber frage nur die Rebellen und Alle werden Dir zuschwören, daß sie fromm wie die Lämmer sind. Verlaß Dich auf mich, Fürst Michailo; mit Gottes Hilfe wirst Du mit mir zufrieden sein."

„Ich will nicht, daß Du mit Mördern und Räubern Erbarmen haben sollst, nur räche Dich nicht an Menschen, die sich selbst unterwerfen. Denke an die Worte des Zaaren: es sind Russen, es sind Christen!"

Tatischtschew stand auf, nahm Abschied vom Fürsten und wollte das Zimmer verlassen, blieb aber an der geöffneten Thür stehen.

„Ich verdankte Baßmanow mein Leben", sagte er mit dumpfer Stimme und entfernte sich dann rasch.

Seine Worte erschreckten den Fürsten; er war überzeugt daß der Kampf blutig und erbittert sein würde, und nahm sich vor, wenn er Tatischtschew entließ, ihm noch ausdrücklich zu befehlen, sich keinige überflüssige Strenge zu erlauben. Er schrieb über Alles Vorgefallene einen Bericht on den Zaar und theilte auch den Seinigen seine Hoffnungen mit, an deren Erfüllung er fast nicht zweifelte, da er an Tatischtschew einen thätigen und geschickten Gehülfen hatte, für den man ihn allgemein hielt. Ein Edelmann Namens Glebow, über-

nahm es, die Briefe zu bestellen, er sprach gut polnisch, war schlau und kühn und hoffte glücklich nach Moskwa durchzukommen, obgleich er Orte passiren mußte, die vom Feinde besetzt waren.

Es hatte sich in kurzer Zeit ein beträchtliches Heer versammelt und die Nowgoroder, unter Anführung des Wojewoden Lasar Ossinin, schlugen die rebellischen Pskower. Man durfte hoffen, daß Rußland nicht lange mehr ein Gegenstand des Mitleids und der Verachtung sein würde; daß seine verblendeten Bürger sich bald ihrer Zwietracht schämen und die Prophezeihung des unvergeßlichen Bachtiarow, der einst des Fürsten Michailo Leben rettete, wahr machen würden. Die schöne Erwartung wurde zur Wahrheit, aber derjenige der zuerst die Herzen seiner Mitbürger für Vaterland und Tugend entflammte, sollte nicht Zeuge der Erfüllung seiner erhabenen, heiligen Wünsche sein.

Jakow meldete die Ankunft des Wojewoden Odadurow. Als der Fürst ihn erblickte, erschrack er über sein bestürztes Aussehen. Noch vor einigen Stunden war er heiter und ruhig gewesen, und die auserordentliche Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, ließ keinen Zweifel übrig, daß etwas höchst Unangenehmes vorgefallen sein mußte.

„Zwei Edelleute und drei Kaufleute sind mit mir gekommen," sagte Odadurow; „sie bringen eine seltsame Nachricht. Ist es Dir gefällig, Bojar, sie sogleich vorzulassen?"

Der Fürst befahl Tischin die Nowgorader herbeizurufen.

„Vergib, Fürst Michailo," sagte der älteste der beiden Edelleute, „wenn wir Dich stören; aber die Sache hat Eile. Michailo Ignatjewitsch (Tatischschew) wollte morgen bei Tagesanbruch mit einer Kriegerschaar die Stadt verlassen, wir wissen aber, daß er zu den Polen übergehen will."

„Was sprichst Du?“ rief voll Entsetzen der Fürst. „Nein!“ fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „das ist nicht möglich; er kann kein Verräther sein, er hätte es nicht verheimlichen können!“

„Ich würde es nicht gewagt haben, mir diese Anklage zu erlauben, Bojar, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Okolnitsch Dich verrathen will; ich habe es mit meinen Augen gesehen, daß er sich mit mehreren Polen aus dem Hause schlich.“

„Das beweist noch nicht, daß er selbst Böses im Sinne hat, vielleicht hatte er etwas Wichtiges von ihnen erfahren, oder er hat sie überreden wollen, sich uns anzuschließen.“

„Nein, Bojar,“ erwiederte der jüngere Edelmann, „der Okolnitsch hat nichts Gutes im Sinn. Du weißt daß ich zu den Vordertruppen gehöre und ich will vor Deinen Augen das Heiligenbild darauf küssen, daß Tatischtsche w den Räubern mehr ergeben ist, als dem großen Zaar.“

„Zu solchen Reden gehören sichere Beweise,“ fiel der Fürst ein, indem er den jungen Mann scharf anblickte.

„Diesen Morgen war ich beim Okolnitsch; er ließ ein Schreiben fallen, und als er bemerkte, daß ich es aufheben wollte, fuhr er wie ein wildes Thier auf mich los und hätte mir fast beide Arme gebrochen; noch jetzt thun mir die Schultern weh.“

„Thue was Du willst, theurer Fürst,“ sagte einer der Kaufleute; „aber ich bin überzeugt, daß man dem Okolnitsch nicht trauen darf. Erkundige Dich bei seiner Dienerschaft, und alle werden es Dir zuschwören, daß er verrätherische Pläne im Herzen trägt. Ehe er den Gedanken faßte uns zu verkaufen, war er ein ganz anderer Mensch; jetzt geräth er über Alles in Zorn und ist besonders furchtsam in der Nacht. Ein böses Gewissen verräth sich selbst.“

Michailo erinnerte sich jetzt mehrerer früheren Aeußerungen Tatischtschew's, und er wurde immer mehr geneigt, an seine Verrätherei zu glauben.

„Heute nach der Frühmesse,“ sagte ein alter, seiner strengen Rechtlichkeit wegen allgemein geachteter Kaufmann, „besuchte ich seinen Schwager, der ein reicher, lebenslustiger, mit aller Welt bekannter Mann ist. Kaum war ich in's Zimmer getreten, als er mir zuflüsterte, daß man Dich, Bojar, warnen solle, indem Viele davon sprächen, der Okolnitsch habe sein Wort gegeben, die Stadt den herannahenden Feinden auszuliefern.“

„Großer Gott! sollte es wirklich wahr sein?“ rief der Fürst, indem er in seinen Lehnsessel fiel und in tiefes Nachdenken versank.

„Und Du, Iwan Fedorowitsch, was sagst Du dazu?“ fragte Tischin mit leiser Stimme.

“Heut zu Tage kann man für Niemanden bürgen,“ antwortete Obadurow.

Fürst Michailo war tief erschüttert.

„Ich zweifle nicht daran,“ sagte er zu den Nowgorodern, „daß nur redlicher Eifer Euch veranlaßte zu mir zu kommen, aber ich wünsche sehnlichst, daß Ihr Euch geirrt haben möget. Es würde mir schwer fallen, den geringsten Bürger des Verraths zu zeihen, um wie viel mehr muß es meinem Herzen wehe thun, daß man einen Okolnitsch in Verdacht hat, der mit seinem Muth und seinem Verstande dem Thron und dem Vaterlande die wichtigsten Dienste leisten kann! Lebt wohl, bis auf Wiedersehn; haltet Euch bereit, wieder bei mir zu erscheinen, wenn ich Euch rufen lasse.“

Die Nowgoroder entfernten sich unter tiefen Verbeugungen.

Voll Erstaunen und Kummer, sprach der Fürst einige Minuten kein Wort. Obadurow und Tischin wagten es nicht sein Schweigen zu unterbrechen.

„Wojewod,“ sagte endlich der Fürst, „Du bist zweimal so alt als ich; rathe mir was ich thun soll. Ich kenne diese Nowgoroder nicht und mit Tatischtschew habe ich zwei Wochen lang mein Nachtlager getheilt. Nur in einem Punkte

stimmten wir nicht mit einander überein; er kennt kein Erbarmen und haßt in gleichem Maaße die verworfensten Bösewichter wie Diejenigen, die in ihrer Kurzsichtigkeit einem Jeden glauben was er ihnen aufbindet. Verlassen darf man sich allerdings auf dergleichen Leute nicht, aber es genügt schon, daß sie sich selbst vor Allem fürchten, und es würde wahrlich sündlich und unklug sein, schonungslos gegen sie zu verfahren. Der Okolnitsch verdammt Schuldige und Unschuldige ohne Unterschied und er hat es mir oft vorgeworfen, daß ich es nicht verstehe, die Bösewichter zu verfolgen."

„Hast Du gehört, Bojar, was er sagte, als er Dich verließ?

„Er gedachte Baßmanow's und das ist ihm bei mir das erstemal widerfahren. Ohne Zweifel wollte er mich dadurch überzeugen, daß die Schuld der Dankbarkeit und Freundschaft ihm nicht so heilig sei, als die Pflichten des Unterthans und des Bürgers."

„Baßmanow war ein Nichtswürdiger," rief Tischin; Tatischtschew aber ziemte es nicht, Denjenigen mit eigener Hand niederzustoßen, der ihm das Leben gerettet hatte."

„Du hast Recht," sagte der Fürst, „auch ohne ihn hätte er seinen Richter gefunden. Aber in jenem Augenblick übereilte ihn vielleicht der Unwille über die Zeitumstände, und deshalb ist er auch wohl seither immer finster und rauh gewesen."

„Dein gutes Herz läßt es Dich nicht glauben, daß der Okolnitsch auf Verrath sinnt," erwiederte Odadurow; „aber damals, als er sich gewissermaaßen rühmte Baßmanow getödtet zu haben, fragten mich Mehrere, ob er uns nicht vielleicht ein gleiches Loos prophezeihe. — Jedenfalls muß es schnell und streng untersucht werden, was Tatischtschew beabsichtigt. Vertraust Du ihm die Truppen an und er überliefert sie dem Feinde, so wird der Zaar Dich dafür verantwortlich machen . . ."

„Ach! ich würde es mir nie verzeihen, wenn ich einen Unschuldigen unglücklich machte!“

„Ein Unschuldiger kann sich leicht rechtfertigen und an Dir findet er jedenfalls einen milden Richter.“

„Ich übertrage es Dir, Wojewod,“ sagte der Fürst mit einem Seufzer, „den Okolnitsch zu verhaften. So lange aber seine Schuld nicht erwiesen ist, behandle ihn mit Achtung; sprich jetzt noch nicht davon, wessen man ihn beschuldigt, und besonders verbirg es seiner Gattin und Tochter. Ich werde unterdessen zum Metropoliten gehen . . .“

„Er ist nicht in der Stadt,“ erwiederte Obadurow; „vor einer Stunde begegnete ich ihm und er sagte mir, daß er nach Otna gehen wolle. Der dortige Abt war schwer erkrankt und hatte ihm wissen lassen, daß er nicht ruhig sterben könne, wenn er ihn nicht noch einmal sähe.“

„Heute glückt mir nichts,“ sagte der Fürst; „indessen läßt es sich nicht ändern. Begib Dich zu Tatischtschew, und Du, Pawel, laß bekannt machen, daß Soldaten und Bürger sich sogleich auf dem großen Platze versammeln sollen. Ich werde mit dem Statthalter dahin kommen und ihnen mittheilen, wessen man den Okolnitsch beschuldigt; sie mögen ihn dann zur Verantwortung ziehen, wenn sie wollen, denn in meinen Jahren geziemt es sich nicht, über das Schicksal eines verdienstvollen Mannes zu entscheiden.“

Fürst Michailo kehrte hierauf in seine Wohnung zurück und wartete mit Ungeduld auf Nachricht von dem ungewöhnlichen Gericht, das er für das beste Mittel hielt die Wahrheit zu ergründen und zugleich den unangenehmen Eindruck zu vermeiden, den es machen konnte, wenn ein so junger Mann wie er sich zum Richter über Ehre und Leben eines angesehenen Beamten aufgeworfen hätte. Die Anklage der Nowgoroder konnte er unmöglich für ganz unbegründet halten; aber er kannte den Stolz und die Heftigkeit Tatischtschew's, und er dachte mit ernster Besorgniß daran, daß

wenn er sich auch vollkommen rechtfertigen könnte, er kaum Lust haben dürfte, eine Stadt zu vertheidigen, deren Bewohner ihn eines schweren Verbrechens fähig hielten. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab und sah alle Augenblicke nach der Uhr, die seiner Meinung nach zu langsam gehen mußte, denn er konnte es nicht glauben, daß er noch nicht 20 Minuten wieder zu Hause war.

Endlich, als seine Ungeduld den höchsten Grad erreicht hatte, ließen sich rasche Tritte hören, die Thür öffnete sich und bleich, ohne Gürtel und mit Blut bespritzt eilte Tischin in's Zimmer; man hätte glauben können, er sei in Räuberhände gerathen.

„Woher kommst Du? Was ist mit Dir vorgegangen? rief der Fürst, kaum seinen Augen trauend, und zitternd die Antwort erwartend.

„Gott sei Dank, daß du nicht dort warst!" antwortete Tischin athemlos.

„Tatischtschew hat seine Verrätherei bekannt?"

„Er konnte kein einziges Wort hervorbringen und die Nowgoroder haben ihn in Stücke zerrissen . . ."

Mit einem Schrei des Entsetzens fiel der Fürst in den Sessel zurück und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Mein Freund . . . . . mein theurer Fürst . . . . . um Gotteswillen verzage nicht!" rief Tischin, den halb Ohnmächtigen in seine Arme schließend.

„Vielleicht lebt er noch," rief der Fürst aufspringend; „laß uns zu ihm eilen, Pawel! Nimm mir nicht die Hoffnung, halte mich nicht zurück! meine Ruhe, mein Glück, mein Leben vielleicht, hängt von der Rettung des Okolnitsch ab!"

Mit diesen Worten stürzte er aus dem Zimmer. Tischin eilte ihm nach und sprang auf eines der an der Freitreppe stehenden Pferde, aber er holte den Fürsten erst bei der Kirche ein, wo Odadurow ihm begegnete.

„Wojewod," rief der Fürst, „ich befahl dir, den Okolnitsch zu beschützen!"

„Du siehst es, Bojar," antwortete mit trauernder Miene Odadurow, auf Tischin's zerrissenen Anzug und auf sein eigenes blutiges Gesicht zeigend, „daß wir den Angeklagten zu vertheidigen suchten; aber wer kann einer rasenden Pöbel widerstehen! Kaum zeigte sich der Verstorbene, als Alles dergestalt in Aufruhr gerieth, daß man selbst Dir kein Gehör gegeben haben würde! Ich befahl den Soldaten sich seines Leichnam's zu bemächtigen und ihn zu der Witwe zu bringen."

„Bojar," rief einer von den Edelleuten, die Tatischtschew angeklagt hatten, „Gottes Gericht ist vollzogen worden; aber seine Gattin und Tochter sind gewiß unschuldig; eile sie zu vertheidigen, denn das Volk will zu ihnen ins Haus dringen!"

Der Fürst sprengte durch die engen, völlig öden Straßen und hörte bald das wilde Geschrei des Volkes, das das Haus niederreißen wollte, in welches man den Leichnam seines ehemaligen Befehlshabers gebracht hatte.

„Räuber! Mörder!" rief der Fürst mit Donnerstimme, „was macht Ihr da? Geht auf der Stelle auseinander! — Hört Ihr, was ich Euch befehle? Oder kennt Ihr mich nicht und glaubt Ihr etwa daß ich mich fürchte, Euch zu Paaren zu treiben?"

Ohne auf ihn zu hören, begann ein riesenhafter, wilder Kerl mit einer Axt das Hausthor einzuschlagen; aber mit einer raschen Bewegung beugte sich der Fürst vom Pferde herab, riß ihm von hinten das Beil aus der Hand und drohte den ersten damit niederzuschmettern, der sich unterstehen würde, ihm den Gehorsam zu versagen.

„Willst du dich eines Verräthers am Zaaren annehmen, Fürst Michailo Wassiljewitsch?" rief mit frecher Miene ein Bürger.

„Wer hat ihm den Verrath bewiesen? wer hat ihn verhört, wer hat ihn gerichtet? Ich selbst wollte es nicht übernehmen und übertrug es Euch, die Sache zu untersuchen, und Ihr seid wie Unsinnige, wie Rasende über ihn hergefallen, habt ihn ungehört ermordet, und wollt jetzt den Todten noch verstümmeln und Eure Wuth an Weibern auslassen! Ihr verdientet eine strenge Züchtigung; aber ich weiß, daß Ihr Eure Schuld nicht begreift, daß Ihr wohl sogar glaubt etwas Ruhmwürdiges gethan und Eure Treue für den Zaaren dadurch an den Tag gelegt zu haben! Ach, Ihr habt mich zum Mörder gemacht! — Jetzt geht auf der Stelle nach Hause; verhaltet Euch ruhig und betet mit Thränen zu Gott, daß Er Euch meinen schweren Kummer und das vielleicht unschuldig vergossene Blut vergebe!“

Diese im Tone des höchsten Schmerzes ausgesprochenen Worte, die furchtlose, strenge Miene des Fürsten, das Vertrauen und die Liebe die Alle für Ihn fühlten, brachten die wüthenden Einwohner zur Besinnung. Sie mußten eingestehen, daß sie Unrecht gehabt hatten Tatischtschew's Rechtfertigung nicht anzuhören, und daß es eine schändliche Barbarei wäre, die Rache auf seine Gattin und Tochter zu erstrecken. Ihre Reue war jetzt eben so aufrichtig als ihre Wuth unbändig gewesen war.

Der Fürst befahl dem Wojewoden Odadurow, die Truppen einen Kreis vor dem Hause bilden zu lassen, und stieg vom Pferde. Nachdem er Jemanden nach dem Djak Telepnew geschickt hatte, trat er ins Haus, in welchem man lautes Weinen und Wehklagen hörte.

Fenster und Thüren standen offen und mitten in einem großen Zimmer lag auf einem mit brennenden Lichtern umstellten Tische der Leichnam des Ermordeten. In einer Ecke las ein Priester Gebete; aber die allgemeine Aufmerksamkeit war auf eine Dame von mittleren Jahren gerichtet, die über den Todten gebeugt nach damaliger Sitte ein unaufhörliches

lautes Klagegeschrei ausstieß. Als sie den Fürsten Michailo erblickte, stürzte sie mit einem durchdringenden Weheruf auf ihn zu, ergriff seinen Arm, zog ihn mit ungewöhnlicher Kraft zum Leichnam hin und nöthigte ihn niederzuknien. Sein Herz erstarrte, und unwillkürlich schloß er die Augen beim Anblick des gräßlich verstümmelten Todten.

„Trinke dich satt an seinem Blute!“ rief halb wahnsinnig die Dame, indem sie mit wildem Blicke den Fürsten anstierte; „ermorde auch mich und mein verwaistes Kind! — Aber Gott ist ein gerechter Richter!“ fuhr sie mit dumpfer Stimme fort; „vielleicht wirst Du einst an Dir selbst die Undankbarkeit und die Bosheit der Menschen erfahren! Du wolltest dem Freunde nicht trauen, dafür wird man auch Dir einst das Vertrauen versagen . . .“

Tischin und Odadurow drangen in den Fürsten sich zu entfernen; aber in dem Bewußtsein, daß er durch seine unselige Unvorsichtigkeit dieses Unglück herbeigeführt hatte, wollte sich Michaelo einer Rache nicht entziehen, die er für gerecht hielt. Seine Blässe, der Schmerz der sich in allen seinen Zügen aussprach, vermochte nicht das Herz der verzweiflungsvollen Wittwe zu rühren.

„Du hattest keinen Grund, Verdacht in ihm zu setzen,“ sprach sie weiter; „um deinetwillen verließ er die Seinigen, durchirrte mit Dir Wälder und Wüsten! Aus Eifersucht hast Du ihn umbringen lassen . . .!“

„Schweig Unsinnige!“ fiel ihr Tischin ins Wort. „Du verdankst der Fürsten dein Leben; Er schützte den Leichnam deines Gatten vor Mißhandlungen und Dich und Deine Tochter vor der Wuth des Volkes, das gegen seinen Willen den Verräther erschlagen hat!“

Mit gefalteten Händen warf sich die Tochter zu den Füßen des Fürsten.

„Mein Vater liebte Dich und sein Vaterland,“ rief sie;

„Er konnte kein Verräther sein! Schenke niedriger Verläumdung keinen Glauben und versage meinem unglücklichen Vater wenigstens kein ehrenvolles Begräbniß!“ Nach diesen Worten umfaßte sie die Knie des Fürsten und weinte heiße Thränen.

Die Unglückliche aufhebend, gab Michailo ihr das Versprechen, daß er selbst den Verstorbenen bis zum Grabe geleiten werde, und als der Djak Telepnew erschien, trug er ihm auf, Anstalt zu treffen, daß der Okolnitsch seinem Stande gemäß im St. Antonius-Kloster bestattet werde.

Währenddem hatten viele Edelleute, die entweder an Tatischtschew's Verrath Theil genommen hatten, oder welche Verleumdungen fürchteten, die so schreckliche Folgen gehabt, heimlich die Stadt verlassen. Ihre Abreise störte die Pläne des Fürsten und nöthigte ihn die Expedition nach Bronnitza aufzugeben. Kernossitzki ging über die Msta und setzte eilig seinen Marsch fort. Ein trauriges Ereigniß folgte dem andern. Kaum war Tatischtschew zur Erde bestattet worden, als aus dem Chutinschen Kloster zum heiligen Warlaam die Nachricht einlief, daß die Polen dieses alte Kloster eingenommen und geplündert, und dann die nächsten Dörfer niedergebrannt hatten.

Seinen tiefen Kummer beherrschend, berief der Fürst den Statthalter, die Wojewoden und alle diejenigen zu sich, welche fähig waren, ihm einen verständigen Rath zu ertheilen. Die Augenblicke waren kostbar; es mußte auf der Stelle entschieden werden, ob man den Feinden entgegenziehen oder sie hinter den Mauern der Stadt erwarten wollte.

„Gieb mir Truppen, Fürst Michailo Wassiljewitsch,“ rief Tischin, „ich will den Feinden entgegen ziehen und ihnen das heilige Kloster wieder entreissen; ich will ihnen zeigen, daß Deine Krieger sich an Bösewichtern zu rächen verstehen. Ist es der Wille des Himmels, daß ich für das Vaterland falle, so wirst Du meiner oft gedenken und mein Loos wird ein beneidenswerthes sein!“

„Laß auch uns mitziehen, Bojar," sagte der Wojewod Kornila (Cornelius) Tschoglokow, „und stelle Tischin an die Spitze der Vorhut; er scheint ein tapferer Krieger zu sein und mit ihm vereint nehmen wir es mit jedem Feinde auf!"

Erfreut, daß ein erfahrener Wojewod seine Bitten unterstützte, wartete Tischin mit Ungeduld auf die Zustimmung des Fürsten. Dieser war in schmerzliches Nachsinnen versunken; er war von dem Eifer und von der Furchtlosigkeit seines Freundes überzeugt, aber das traurige Ereigniß mit Tatischtschew hatte ihn gelehrt, daß selbst die beste Absicht zu einem unglücklichen Ende führen könne.

„Nach der Kühnheit und den Erfolgen Kernossitzki's zu schließen," sagte endlich der Fürst, „muß man annehmen, daß er ein zahlreiches Heer unter sich hat und sich nöthigenfalls ohne großen Verlust zurückziehen kann. Wir aber wissen nicht nur nicht, ob wir Verstärkung erhalten werden, sondern wir können uns nicht einmal Einer auf den Andern verlassen. Die Flucht der Edelleute, von denen Viele zu den Feinden übergegangen sind, muß uns überzeugen, daß es sehr gefährlich sein würde, unsere Kräfte zu theilen. Gestehe es, Pawel, Dir gefällt meine Rede nicht, Du fürchtest, die Polen werden uns unserer Zaghaftigkeit wegen verspotten. Mögen sie denken, was sie wollen. Wir dürfen nicht vergessen, daß unsere Religion uns vorschreibt, nur zur Vertheidigung der Kirche, des Zaaren und des Vaterlandes unser Blut zu vergießen, und daß es Sünde ist, sein Leben an ein zu gewagtes Spiel zu setzen. Der Beschluß gegen den Feind zu ziehen, ist bald gefaßt; aber werden wir besiegt, so ist Nowgorod völlig verloren, denn seine Bewohner allein können den Feind nicht abhalten. Und was wird die Folge davon sein? Die Schweden werden sich scheuen uns beizustehen, und wer soll dann, wenn der Usurpator Alles in Besitz hat, ohne ihren Beistand etwas gegen ihn ausrichten?"

„Wir sind stark," rief Tischin, „und des Feindes Sieg ist jedenfalls noch sehr ungewiß."

„Meiner Ansicht nach," erwiederte der Fürst, „müssen wir unsere ganze Stärke benutzen und alle Mittel anwenden, um einem Sturm auf die Stadt kräftig zu begegnen. Seid Ihr anderer Meinung, so erinnert Euch, daß ich Euch schon längst gebeten habe, mich nicht als den Neffen des Zaaren zu betrachten, sondern als einen jungen Mann, der den Rathschlägen älterer und erfahrener Männer gern Gehör gibt."

„Wir haben Dir keinen Rath zu geben, Bojar," versetzte der Wojewod Tschoglokow, „Deine Ansichten sind weise und Dein männlicher Sinn ist uns bekannt. Die Polen sind tapfer und unsere Rebellen fechten wie Verzweifelte; im freien Felde könnten sie uns leicht überwältigen, aber hier hinter den Mauern der Stadt, umgeben von unseren Kirchen und Häusern, von der Geistlichkeit, den Bürgern, den Mönchen, ja den Weibern, können wir uns leicht gegen sie vertheidigen."

Die übrigen Wojewoden stimmten dieser Meinung bei, und der Fürst ordnete daher sogleich die zum Widerstande gegen den Feind zunächst erforderlichen Maßregeln an. Dann begab er sich zum Metropoliten, der aus dem Otenskischen Kloster zurückgekehrt war.

Kummer und Sorgen hatten das Antlitz des jungen Fürsten dergestalt verändert, daß der Metropolit bei seinem Anblick erschrack.

„Ich würde mich über Deinen Besuch herzlich freuen, Fürst Michailo Wassiljewitsch, wenn ich nicht eine auffallende Veränderung in Deinen Gesichtszügen bemerkte. Bist Du krank, oder sind wieder schlimme Nachrichten eingegangen?"

„Ach, ehrwürdiger Vater, ich bin Deiner Achtung nicht würdig und wage es nicht einmal, Dich um Deinen Segen zu bitten!"

Der Metropolit erbebte und ergriff des Fürsten Hand, die wie Feuer brannte.

„Setze Dich, mein Sohn,“ sagte er, „und theile mir mit, was Dein Herz bedrückt. Daß der Okolnitsch ermordet wurde und daß die Feinde im Besitz des Warlaam-Klosters sind, weiß ich bereits. Aber von Niemanden habe ich Dich anklagen gehört und kann es mir nicht denken, daß Du wissentlich etwas Unrechtes gethan haben solltest.“

Der Fürst seufzte tief und schilderte in einfachen aber kräftigen Worten seine bittere Reue darüber, daß er dem Volke die Anklage gegen Tatischtschew mitgetheilt, dadurch seine Wuth gegen ihn erregt und es ihm dann überlassen habe, über den Okolnitsch zu richten, ohne dessen Leben sicher gestellt zu haben.

„Ich begreife Deinen Schmerz,“ erwiederte der Metropolit mit inniger Theilnahme, „und beklage das Vorgefallene von ganzer Seele. Deine Jugend führte Dich auf einen Irrweg, Du setztest bei Anderen Deinen eigenen Edelmuth voraus und hast Dich selbst für lange Zeit um Deine Ruhe gebracht. Aber Niemand darf an Gottes Barmherzigkeit verzweifeln, und wenn Du es thätest, so würdest Du Dir den Weg zu neuem Unglück bahnen. Komm mit mir, erleichtere Dein Gewissen vor Gott, er allein kann Dir Deine Ruhe wiedergeben.“

Der Metropolit führte ihn in seine Hauskapelle, legte seinen bischöflichen Ornat an und vernahm dann des Fürsten Beichte. Als dieser auf des ehrwürdigen Prälaten Frage, ob er im Innern seines Herzens eine Eifersucht gegen Tatischtschew gefühlt und ihn vielleicht deshalb dem Volksgericht überliefert hätte, ihm die feierliche Versicherung gab, daß zwar sein unreifer Verstand und zu rasches Verfahren ihn vielleicht oft zur Sünde verleitet hätten, daß er aber niemals gegen irgend Jemanden Böses beabsichtigt habe und Neid ihm völlig fremd sei, betete der Erzbischof inbrünstig zu Gott für

den edlen jungen Fürsten und reichte ihm dann als Zeichen der Versöhnung mit seinem himmlischen Vater das heilige Abendmahl.

Ein Strahl der Freude durchzuckte die Seele des von Kummer niedergedrückten Fürsten; der ehrwürdige Priester hatte ihm Ruhe und Hoffnung wieder gegeben, und von diesem Augenblick an trugen alle seine Maßregeln den Stempel einer für seine Jahre ungewöhnlichen Sicherheit und Umsicht.

Der Metropolit lud den Fürsten ein, sein Mittagsmahl mit ihm zu theilen, was dieser gern annahm. Nach der Mahlzeit kehrte er in seine Wohnung zurück, um Nachrichten über die Feinde einzuziehen. Sie zeigten sich nirgends, aber diese Unthätigkeit gefiel den Bewohnern Nowgorods keineswegs, da sie mit Ungeduld darauf warteten, ihre Kräfte an ihnen zu versuchen nnd für ihre unmenschlichen Räubereien Rache zu nehmen.

Sehr zufrieden mit der Stimmung und der Wachsamkeit der Truppen bestieg der Fürst den Thurm, der sich auf dem Moskowischen Thore befand. Da er in der Ferne Bauern erblickte, die neben langsam sich fortbewegenden Frachtfuhren hergingen, befahl er, ehe man sie in die Stadt ließe, sich genau zu erkundigen, woher sie kämen und was sie mit sich führten. Die begonnenen Nachfragen wurden bald durch Freudenrufe unterbrochen und ein ankommender Bote brachte dem Fürsten die Nachricht, daß die Polen auf die Nachricht, daß die Edelleute Räsanow und Gorichwostow mit einem ansehnlichen Corps im Kirchdorf Grusino angekommen seien, sich in größter Unordnung von Chutin zurückgezogen hätten.

Der Fürst begab sich selbst zu den angekommenen Bauen, die sich ihm mit Zeichen der aufrichtigsten Freude zu Füßen warfen. Indem er sie liebreich aufforderte sich zu erheben, erkannte er unter ihnen einen der armen Fuhrleute, gegen die er am ersten Tage seiner Ankunft in Nowgorod so freigebig gewesen war, und die ihm versprochen hatten, ein Schreiben von ihm zu bestellen, in welchem die Bewohner der Nordpro-

vinzen aufgefordert wurden, sich gegen die Verwüster des Vaterlandes zu bewaffnen. Das Schreiben war richtig abgegeben worden und hatte die Bewaffnung von ohngefähr tausend rüstigen Leuten zur Folge gehabt. Mehrere von den Bestellern des Schreibens waren jedoch, nachdem sie ihren Auftrag erfüllt, in die Hände der Polen gerathen, die ihnen durch die schrecklichsten Martern Auskunft über die Stellung und die Kräfte der Anhänger des Zaaren hatten abpressen wollen. Die treuen Söhne des Vaterlandes hatten sich jedoch verabredet, von großen Verstärkungen zu sprechen, die sich dem polnischen Heere näherten und bei dieser Aussage blieben sie unter den unmenschlichsten Qualen, welche Dreien von ihnen das Leben kosteten. Eine solche Standhaftigkeit ließ den polnischen Anführer endlich an die Wahrheit einer Nachricht glauben, die er anfangs bezweifelt hatte und die Folge davon war der übereilte Abzug der Feinde.

Freudig ergriffen von dem Gedanken, daß die Tapferkeit des stolzen polnischen Wojewoden dem festen Muthe und der Hochherzigkeit gemeiner russischer Bauern hatte weichen müssen, ein Ereigniß, welches die glücklichsten Folgen haben mußte, begab sich der Fürst mit den Wojewoden nach dem Chntinschen Kloster. Hier zeugte Alles von der unbezähmten Wildheit der Feinde und zugleich von dem panischen Schrecken, der die sonst so trotzigen Krieger überfallen hatte. Die nothwendigsten Gegenstände, Waffen, Munition, Alles hatten sie zwischen den Leichnamen ermordeter Mönche und Bauern zurückgelassen; schöne, völlig angeschirrte Pferde trieben sich mit Kühen und Schafen in den offenen, mit Lebensmitteln angefüllten Kirchen und Zellen umher. Die Bewohner der Umgegend wollten an eine so wunderähnliche Befreiung nicht glauben; sie fürchteten, die Polen hielten sich im Kloster verborgen und wagten es nicht sich demselben zu nähern.

Nachdem der Fürst sich von der Flucht des Feindes vollkommen überzeugt hatte, trug er dem Wojewod Tschoglo-

kow auf ihn zu verfolgen und kehrte nach Nowgorod zurück, wo ihn in der Sophienkirche die Geistlichkeit, die Beamten und die Bürger der Stadt erwarteten.

Zehntes Kapitel.

Auf dem Erdwalle (der rings um alle hölzernen Häuser in Rußland aufgeworfen ist, um sie gegen Kälte zu schützen) eines kleinen hübschen Häuschens am Ufer der Moskwa, saßen ein Mann und eine Frau nebeneinander, mit dem Rücken an die aus Balken bestehende Hauswand gelehnt. Bei ihrem Anblick mußte man glauben, es sei ihnen ein schweres nicht wieder gutzumachendes Unglück widerfahren, oder sie hätten nach einer gefährlichen Krankheit zum erstenmal das Haus verlassen, um frische Luft zu schöpfen. Ihre bleichen, mageren Gesichter, ihre eingefallenen Augen und das krampfhafte Zucken ihrer Glieder mußten in jedem Vorübergehenden Theilnahme erwecken. Die nach den Mehlbuden eilenden Kaufleute vermieden es, ihren Blicken zu begegnen, in denen sich ein Wechsel der widersprechendsten Gefühle unverkennbar aussprach. Bald schien es, als lindere ein inniger Glaube an die Vorsehung ihre Leiden; bald, als sei ihnen alle Hoffnung auf Gottes Barmherzigkeit verschwunden; bisweilen erwachte in ihnen der Glaube an die Hülfe ihrer Mitbrüder und dann wieder ergriff sie ein Haß gegen Menschen, als wären sie ihre grausamsten Feinde; jetzt beruhigte sie der Gedanke an ihren baldigen Tod, und bald darauf stand dieser

mit allen seinen Schrecken vor ihren Augen und nur einen Wunsch hatten sie, ihr Leben, es koste was es wolle, zu erhalten.

Der Tag war schön; nicht das kleinste Wölkchen trübte den hellblauen heiteren Himmel; majestätisch glänzte die Sonne und ihre Strahlen vergoldeten die Spiegelfläche des nur von spielenden Fischen bewegten Stromes. Die erfrischende Luft, der Gesang der Vögel, die malerischen Ansichten, der aromatische Duft, Alles athmete Freude und Glück, Alles weckte die angenehmsten Gefühle, und wer aus entfernter Gegend hierher kam, mußte glauben, nur frohe und glückliche Menschen hier zu finden. Aber die Schönheit der Natur giebt kummervollen Herzen das verlorne Glück nicht wieder, und in den herrlichsten, paradiesischesten Gegenden der Welt, wo Menschen wohnen, giebt es Sorgen, Kummer, Armuth und Krankheit; überall herrschen Leidenschaften.

Plötzlich hörte man im Hause das Schreien eines Kindes. Die auf dem Walle sitzende Frau fuhr zusammen und erhob sich; nahm aber, indem sie beide Hände vor die Ohren hielt, ihren Sitz wieder ein. Ein widerliches, teuflisches Lächeln zuckte um die blauen Lippen ihres Nachbares; er glich fast einem Todten, der zur Strafe für schwere Verbrechen dazu verdammt worden war, sich auf der Erde umher zu schleppen.

„Vielleicht ist es wenigstens mit Einem bald vorbei!" flüsterte er vor sich hin.

In diesem Augenblicke öffnete sich ein Fenster und ein 14jähriges Mädchen beugte sich aus demselben; ihre Züge waren angenehm, aber durch außerordentliche Magerkeit entstellt.

„Habt Ihr es nicht gehört?" rief sie in wehmüthigem Tone, als sie sah, daß Vater und Mutter auf das Geschrei des Kindes nicht achteten. „Kommt schnell herein! Ich hatte Kräuter zur Suppe geholt, und während dem war Danilka

(Dim. von Daniel) auf die Bank gestiegen, wahrscheinlich um Brod zu holen, und ist dergestalt gefallen, daß er blutet wie ein geschlachtetes Lamm!"

Diese Worte machten einen heftigen Eindruck auf die arme Mutter; sie lief zur Hausthür mit einer Schnelligkeit, die man von ihr nicht erwartet hätte; aber an der Schwelle sank sie in die Knie, die Sinne schwanden ihr, und mit unaussprechlicher Verzweiflung hörte sie das Weinen der Tochter, die nicht wußte, was sie mit dem sterbenden Bruder beginnen sollte.

Ein vorübergehender wohlgekleideter Greis wollte eine auf der Straße stehende Frau fragen, was in diesem Hause verging, als er aber aufmerksamer hinblickte, starb ihm das Wort auf der Zunge. Er errieth was vorging, nahm eine Handvoll Silbergeld aus der Tasche und reichte sie mit der freundlichsten Geberde dem Familienvater. Dieser wußte nicht wie ihm geschah; mit gierigem Blicke starrte er das Geld an und griff danach, aber sogleich zog er die Hand wieder zurück.

„Brod!" sprach er mit matter, flehender Stimme, „Brod!"

„Komm mit mir," erwiederte der Greis; „mein Schwager wohnt nicht weit von hier und wird sich freuen, Dich zu bewirthen."

Wer Lawrentji (Lorenz) noch vor einigen Wochen sah, bewunderte seine Gesundheit und seinen kräftigen Körperbau; Jedermann glaubte, er würde ein paar hundert Jahre leben, und noch in seinem späten Alter es mit viel jüngeren Leuten aufnehmen. Er selbst war überzeugt, seine Kräfte könnten ihn nie verlassen. Als er jetzt die Einladung des Fremden vernahm, erhob er sich und ging auf ihn zu, nicht zweifelnd, derselbe werde auch seiner Familie beistehen, für welche seine Anhänglichkeit mit der Hoffnung ihren Hun-

ger stillen zu können, wieder erwacht war. Als der menschenfreundliche Unbekannte ihn wanken sah, wie einen Betrunkenen, unterstützte er ihn und bald mußte er Lawrentji's ganze Last tragen; die ausgedörrten Finger des Unglücklichen klammerten sich krampfhaft an seinen Händen fest, seine Augen waren starr und funkelten wie die eines Raubthieres, und indem er mit allen seinen Kräften nach dem Hause hinstrebte, das er vor sich sah und wo Nahrung seiner wartete, schnappte er odemlos nach Luft. Er bewegte sich vorwärts wie eine hölzerne Puppe, deren Springfedern immer schwächer und untauglicher werden, bis er endlich, indem er noch einen Blick auf seinen Führer warf, einige unverständliche Worte vor sich hin murmelte und wenige Schritte vor dem ersehnten Hause, wo ihn gastfreie Aufnahme erwartete, zu Boden sank.

Während dieser Zeit hatte die unglückliche Mutter sich mit der größten Anstrengung bis in die kleine Stube geschleppt, wo die Tochter auf dem Boden saß und den kleinen Bruder, der schon nicht mehr weinte, auf dem Schooße hielt. Der Schreck hatte auf das schwache, ausgehungerte Mädchen einen so heftigen Eindruck gemacht, daß sie nicht im Stande war, sich aufrecht zu erhalten; in dem Glauben aber, der erstarrte Knabe sei fest eingeschlafen, überwand sie ihr eignes Leiden und wagte kaum zu athmen.

Selbst das Herz der rohesten Mutter mußte von dem Anblick solcher Leiden ihrer Kinder zerrissen werden. Auch die lebhafte, ehrgeizige Jelena (Helena) liebte ihr Söhnchen und ihre Tochter mit Leidenschaft; sie war stolz auf ihre Schönheit und auf ihre seltenen Geistesgaben, durch die sie einst zu Reichthum und Ansehen zu gelangen hoffte, was stets der Gegenstand ihres eifrigsten Strebens war. Lawrentji war einer der geschicktesten Vergolder von Moskwa; seine Arbeit wurde gut bezahlt, aber seiner Frau zu Gefallen, verthat er viel und dachte mit seinem eignen leichtsinnigen Character nicht daran, die Zukunft seiner Kinder zu sichern.

Als herzlose Wucherer den Preis des Brodes bis auf das fünffache steigerten, fühlten die Seinigen bald alle Schrecken des Mangels. Durch die Theuerung bedrängt und in der Furcht, daß der falsche Dimitri Besitz von Moskwa nehmen werde, dachten die wohlhabendsten Bürger nur an ihre Sicherheit, und Niemand hatte Sinn dafür, Häuser und Kirchen zu schmücken. Der leichtsinnige Künstler blieb ohne Arbeit und das früher verdiente Geld, war längst für Putz und Lustbarkeiten ausgegeben. Der peinigende Gedanke, daß sie selbst das Leiden ihrer Kinder verschuldeten, erhöhte noch ihren Kummer; die Nachbaren und Bekannten, die ihnen geholfen hatten, ihre Einnahme zu verzehren, wollten oder konnten ihnen jetzt nicht beistehen, und da sie bei ihres Gleichen keine Theilnahme fanden, wagten sie es nicht, die Vornehmen um Hülfe zu bitten.

Vergebens warteten sie auf eine günstige Veränderung der Dinge. Das allgemeine Elend ward täglich größer, Menschen starben vor Hunger und der noch vor Kurzen für reich gehaltene Lawrentji, hatte, von der schrecklichsten aller Qualen zur Verzweiflung gebracht, in einem Anfall von Naserei seine Frau fast erwürgt; auch das Leben seiner Kinder erschien ihm wie eine schwere Bürde.

Die Frauen überlassen sich viel seltener der Verzweiflung, als die Männer; selbst auf dem Sterbelager lächelt ihnen die Hoffnung, und dieses Gefühl, das ihre Freunde und sie selbst beruhigt, ersetzt ihnen so manche Entbehrung. In der Furcht ihr Mann möchte sich ein Leid anthun, ließ Jelena ihn keine Minute aus den Augen, ohne zu bedenken, daß es gefährlich werden könnte, wenn sie die Kinder allein ließe. Als sie sie jetzt erblickte, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus, obgleich sie seit mehreren Tagen kaum leise hatte flüstern können. Ihre Kräfte kehrten, wie durch einen magnetischen Einfluß, zurück; sie drückte den Sohn an die Brust und umschlang mit dem linken Arm den Nacken der Tochter, die ebenfalls dem Tode nahe war.

„Mutter des Himmels!“ rief sie, „rette sie und mich! Ohne sie hat das Leben keinen Werth für mich, und mit Freuden gebe ich das meinige hin, um sie zu retten!

„Mutter . . . gieb mir Brod!“ flüsterte kaum hörbar das Mädchen; aber im nächsten Augenblick ließ sie den Kopf auf die Brust sinken, und keine Nahrung, kein Stärkungsmittel konnte den entflohenen Odem des armen Kindes zurückrufen.

Jelena konnte und wollte dem Gedanken nicht Raum geben, daß sie keine Kinder mehr hatte und sie vergaß, daß sie es noch unlängst für einen Trost angesehen hätte, mit ihnen vor Gott zu erscheinen. Sie hatte Gedächtniß und Urtheilskraft verloren; ihre Reden und ihre Handlungen verriethen die Zerrüttung ihres Geistes, die sich bis zur Raserei steigerte. Endlich verfiel sie in heftige Krämpfe und wälzte sich, den todten Knaben in den Armen haltend, auf dem Fußboden. Ihr wildes Geschrei zog eine Menge Menschen herbei, welche bei dem Anblicke eines Schauspieles, das ihnen ihr eigenes künftiges Loos verkündete, vor Entsetzen erstarrten und nicht wagten, das Haus zu betreten, in welchem das Elend in seiner gräßlichsten Gestalt wohnte.

An der Thür ließ sich ein Geräusch hören und es erschienen zwei Männer, welche den besinnungslosen Lawrentji, an dem kein Lebenszeichen zu bemerken war, hereintrugen und auf's Bett legten. Nach einer Weile bewegten sich jedoch seine Lippen, seine Arme sanken herab und er begann leise zu stöhnen. Die Stimme seiner Gattin hatte ihn aus seiner tiefen Ohnmacht geweckt.

Der ehrwürdige Greis, der sich des unglücklichen Vergolders angenommen hatte, blickte im Zimmer umher, kniete dann nieder und betete. Mehrere Stimmen flehten ihn an sich ihrer zu erbarmen, und sie vor dem Hungertode zu retten. Er lud sie zu sich ein und versprach, obgleich er nicht mehr so wohlhabend sei, als früher, ihnen alle Hülfe zu leisten, die in seinen Kräften stehe.

„Tereschka (Dim. von Terentius)," sagte der alte Dolsin zu seinem Gehülfen, „ich muß nach Hause mit meinen lieben Gästen. Ich will sie nur meiner Frau übergeben und komme dann sogleich wieder. Unterdessen laß die Todten fortschaffen und die Dielen reinigen, denn wenn Lawrentji erwachte und das ganze Unglück sähe, so könnte er den Tod davon haben. Ich werde sogleich Alles herbeischaffen, was für Lebende und Todte nothwendig ist."

Während der großmüthige Kaufmann es für seine Pflicht hielt, allen Leidenden beizustehen, brachte die Habgier vieler seiner Kollegen die Armen völlig zur Verzweiflung. Von den geheimen Anhängern des Usurpators aufgehetzt, hatten Letztere die Liebe und das Vertrauen zum Zaar verloren und am Todestage Jelena's und ihrer Kinder war die Erbitterung des Pöbels auf das Höchste gestiegen. Als Dolsin sich seinem Hause näherte, hörte er wildes Geschrei; Menschen zu Pferde und zu Fuß drängten sich durch die Straßen, schmähten auf den Zaar und drohten, sich für ihre unerträglichen Leiden an ihm zu rächen. Ein Töpfer und in Folge seiner Ueberredung mehrere von Dolsin's Begleitern, schlossen sich dem rebellischen Haufen an, der immer größer wurde und endlich wie ein Gewittersturm nach dem Kreml zog.

„Komm heraus, Wassili Iwanowitsch! sieh und überzeuge Dich davon, was wir durch Deine Unthätigkeit und Deine Laune auszustehen haben!" brüllte der Töpfer, der bis zur rothen Treppe des Palastes vorgedrungen war.

Andere eben so rauhe und laute Stimmen verlangten, der Zaar solle sie vom Hunger und vom falschen Dimitri befreien, und wenn er es nicht könne, seinen Thron einem Andern abtreten, der glücklicher oder verständiger sei als er.

Diese aufrührerischen Reden erfüllten die Bewohner des Kremls mit Entsetzen. Anstatt aber zum Zaar zu eilen und sich zu bemühen das Volk durch Drohungen oder Ueberredung zu zerstreuen, verschlossen sich fast Alle in ihren Häusern, überließen die Bewachung derselben ihrer Dienerschaft

und beriethen sich mit Frauen und Kindern, wie sie sich und ihre Kostbarkeiten dem drohenden Verderben entziehen sollten, ohne zu bedenken, daß in solchen unglücklichen Augenblicken nicht zaghafte Vorsicht, sondern nur Muth und Festigkeit die Gefahr abwenden können. Im Palast liefen die Frauen der Zaarin hin und her, ohne zu wissen, was sie wollten, und vermehrten nur die allgemeine Verwirrung. Die niederen Hofbeamten eilten herbei um die Zimmer zu verschließen, konnten aber entweder die Schlüssel nicht finden, oder zerbrachen sie in ihrer ängstlichen Hast in den Schlössern. Auch die höhern Beamten waren nicht einstimmig in den Bemühungen, den immer mehr um sich greifenden Geist des Aufruhrs zu beschwichtigen; sie stritten mit einander, machten sich gegenseitig Vorwürfe und murrten über den Zaar.

Wassili, der von keiner Seite weder nützliche Rathschläge erhielt, noch ermuthigende Worte hörte, beschloß sich dem Volke zu zeigen, dessen Aufregung seine Gegenwart noch immer gezügelt hatte. Als er diesen Entschluß den ihn umgebenden Bojaren ankündigte, fiel sein Bruder Dimitri ihm zu Füßen und drang in ihn, daß er den Palast heimlich verlassen, Truppen sammle und ihnen befehlen solle, die um den Kreml stürmenden Haufen mit Gewalt zurückzutreiben.

Wassili trat an's Fenster. Das Volk erkannte ihn und lärmte toller als früher, aber die Stimmen der Bösewichter von des Töpfers Partei, die nach Blut und Rache schrien, wurden von den Weheklagen der Verzweiflung übertönt. Weiber, die ihre bleichen, abgezehrten Kinder emporhoben, schrien wie sinnlos, daß sie sie in's Wasser werfen müßten, wenn ihnen nicht schnelle Hülfe würde.

Thränen entflossen den Augen des Zaars.

„Nein, Dimitri," rief er aus, „das sind keine Rebellen die man niedermachen muß; beklagen muß man sie und ihnen helfen. Viel strafbarer sind Diejenigen, die, Gott und ihre Sterbestunde vergessend, in einer Zeit wie die gegenwärtige nur daran denken, wie sie sich und ihre Nachkom-

men bereichern können. Du wirfst mir Weichherzigkeit vor; von Natur habe ich sie nicht, aber als wir vom verlaufenen Mönch verbannt waren, habe ich es mit Dir erfahren, was Entbehren des Nothwendigsten heißt."

„Ach Herr," erwiederte Fürst Dimitri, der nur mit Mühe seinen Verdruß verbergen konnte, „diese Menschen sind Deines Mitleids nicht werth. Wie viel hast Du ihnen nicht schon Geld und Brod reichen lassen und doch sind sie immer nicht zu sättigen . . . !"

„Zu anderer Zeit wußte ich der Unverschämtheit zu begegnen; jetzt aber zeigen es mir die Unglücklichen, indem sie mich beleidigen, daß sie nur von mir Rettung erwarten. Ihr wißt aber, daß ich Alles weggegeben, daß die Magazine der Klöster ebenso geleert sind, als die Geldkasten meiner Schwägerin, der Fürstin Aleona Petrowna. Ich berieth mich mit Euch, was zu thun sei; Ihr habt nichts aufgefunden; ich werde den Hungrigen sagen, daß ich mit meinen letzten Vorräthen sie und mich einen Tag lang ernähren kann . . . "

Zwei Beamte öffneten die Thüren, und die Zaarin, auf die junge Fürstin Skopin Schuiska gestützt, trat ins Zimmer. Mit Thränen in den Augen und bebender Stimme flehte sie den Zaar an, sich den Rebellen nicht zu zeigen.

„Es thut mir leid, Maria Petrowna," erwiederte Wassili, „sehr leid, Dich so tief ergriffen zu sehen; ich liebe Dich von ganzer Seele und Deine Ruhe ist mir theurer als meine eigene; aber für Niemanden und für nichts in der Welt darf ich der mir von Gott auferlegten Pflicht untreu werden. Ich wurde alt, ohne daß es mir in den Sinn gekommen ist, einst noch zu herrschen, und nicht durch Betrug und Mord kam ich in den Besitz des Diadems. Ich empfing es als Lohn, als Zeichen des Dankes für die Rettung des Vaterlandes. Ich würde schuldig vor Gott und verächtlich in den Augen meiner Unterthanen sein, wenn ich nur an mich dächte und für mein Leben zitterte. Du bist zwar noch sehr

jung, hast aber dennoch schon Beispiele genug erlebt, daß Niemand sein Ende, und was ihm folgt, voraussehen kann!"

Weinend ergriff die Zaarin die Hand ihres Gemals und drückte sie an ihre Lippen.

„Ach, Herr!" rief sie aus, „warum sandtest Du den Fürsten Michailo so weit hinweg? Wäre er bei Dir ..."

Ein schmerzlicher Blick der Fürstin Alexandra hemmte ihre Rede, und ihre Unvorsichtigkeit bereuend, schlug sie die Augen nieder.

„Mit Unrecht, liebe Nichte," sagte Wassili kalt, „suchst Du die Zaarin zu überreden, daß Dein Mann immer meine Stütze sein müsse."

„Nicht Stütze, aber eifriger Vertheidiger," erwiederte mit inniger Ueberzeugung die gefühlvolle Maria, „und und nicht Alexandra, sondern mein Herz, ja Gott selbst gab mir diesen Gedanken ein."

„Zürne nicht, gnädige Herrin," sagte Fürst Dimitri, „wenn ich Deiner Hoheit bemerke, daß die Zaarin von ganz Rußland die Dinge anders beurtheilen muß als die Fürstin Buinossowa; nicht nach eigenem Gefühl, sondern nach den Handlungen eines Jeden. Wir werden noch Zeit genug finden, den Fürsten Skopin zu rühmen, sobald wir etwas von seinen Großthaten hören. Noch ist es zu früh, ihn an Gewandtheit und Klugheit über Alle zu erheben. Freilich," fuhr er mit boshaften Lächeln fort, ist es seiner Gattin angenehm dergleichen Reden von Dir zu hören; erwäge aber, Herrin, was alle Bojaren und ich, der ergebene Bruder Deines regierenden Gemahls, dabei fühlen müssen, daß Du so wenig Vertrauen zu unserem Eifer und unseren Geistesfähigkeiten hast."

„Wahrlich, Bruder Dimitri Iwanowitsch," erwiederte mit Sanftmuth die Zaarin, „ich habe nicht im entferntesten daran gedacht, Dich oder irgend einen der Bojaren

kränken zu wollen. Wie sollte ich glauben können, daß Ihr Eurem Herrn nicht treu seid? Ich aber mit meiner Liebe zu ihm, möchte ihm aus allen Enden der Welt Vertheidiger herbeirufen. Zürne mir nicht, Bruder; ich bin nicht gewohnt mit Staatsmännern umzugehen und weiß oft nicht meinen Gefühlen Worte zu geben; mein großer Zaar aber weiß es, daß Alles was ihn umgiebt mir theuer ist."

„Daran zweifle ich nicht," sagte im zärtlichen Tone Wassili, „und hoffe, daß alle meine Verwandte jederzeit treue Diener meiner Gemahlin sein werden. Lebe wohl Maria Petrowna, halte mich nicht länger zurück, ich muß mich durchaus dem Volke zeigen; ist mein Bemühen umsonst, so will ich wenigstens mein Andenken vor böser Nachrede schützen. Mögen die Chronikenschreiber sagen, daß meine Regierung unglücklich war, aber auch der Nachwelt verkünden, daß ich keine Schuld daran hatte."

Der Zaar schloß die zitternde Gemahlin in seine Arme und eilte dann aus dem Zimmer. Die Bojaren folgten ihm. So lange man seine Schritte noch hörte, stand die junge Maria unbeweglich da; als aber in den weiten Räumen Alles still wurde, warf sie sich in den Sessel in welchem der Zaar gewöhnlich saß, bat die Fürstin Alexandra neben ihr Platz zu nehmen, und beklagte sich dann laut über den Undank des Volkes, die Geldgier der Kaufleute und die Sorglosigkeit der Bojaren. Ihrer Jugend und Unerfahrenheit ohngeachtet besaß sie eine gesunde Urtheilskraft und verrieth bald die Gesinnungen und Eigenschaften der Menschen. Von allen Verwandten des Fürsten Skopin war ihm keiner so zugethan als sie, und Fürst Dimitri hatte es mehr als einmal erfahren, daß Maria immer bereit war, den Neffen zu vertheidigen, dessen Ergebenheit und Dienste sie nach ihrem ganzen Werthe zu schätzen wußte. Dimitri schrieb es dem Einflusse der Mutter und der Gemahlin des Fürsten Michailo zu, mit denen die Zaarin sehr freundschaftlich umging, ohne zu bedenken, wie sehr sie dadurch die hochmüthige

Gattin des Fürsten Dimitri kränkte. Nachdem letztere vergebens dahin gestrebt hatte, sich die Gunst der Zaarin zu erwerben, suchte sie sich durch albernen und abscheulichen Argwohn zu trösten, den sie zwar nicht laut zu äußern wagte, aber ihn sorgfältig in ihrem Innern bewachte, um sich zu gelegener Zeit schon an Allen zu rächen, die sie daran gehindert hatten, den Verstand und das Herz der jungen Zaarin zu beherrschen. Mit Unrecht hatte sie die Fürstinnen Skopin in Verdacht; sie waren nicht fähig, Jemanden zu schaden und indem sie Alles dem Urtheil der scharfsinnigen, mit ihrem Gemahl harmonirenden Zaarin überließen, enthielten sie sich zugleich aller Lobeserhebungen in Bezug auf den Fürsten Michailo, weil sie fest überzeugt waren, daß Zeit und Gelegenheit seine glänzenden Eigenschaften genugsam an den Tag legen würden.

Der Fürstin Alexandra war es unmöglich sich der Einladungen der Zaarin zu entziehen und sie brachte nach ihrem Wunsche fast ganze Tage bei ihr zu. Aber getrennt von ihrer Gatten, den sie mehr als ihr Leben liebte und von dem sie sehr selten Nachricht erhielt, schwebten ihr beständig die Mühseligkeiten und Gefahren vor Augen, die er zu extragen und zu überwinden hatte, und lieber wäre sie in seiner Abwesenheit allein mit ihrer Schwiegermutter geblieben, die sie wie eine leibliche Mutter liebte und achtete. Vor der Zaarin verbarg sie den Kummer, der ihr Herz zerrissen; da sie aber unausgesetzt dabei litt, flehte sie den Allerhöchsten an,- ihre schwer zuertragende Selbstverleugnung dem Fürsten Michailo zu gut kommen zu lassen, von dessen Erhaltung und glücklichen Erfolgen ihr ganzes Wohl abhing. Dem Zaaren zu gefallen, erschien auch die Fürstin Aleona Petrowna oft bei Hofe; ihr Zuspruch ermuthigte Alexandra und erleichterte ihre Sorgen, doch blieb sie nie lange vom Hause abwesend; der größte Theil ihrer Zeit war dem Gebet und guten Handlungen gewidmet.

Als die Hungersnoth eintrat, beschäftigte sie sich täglich in eigener Person mit Ernährung armer Leute, die sich schaarenweis bei ihr einfanden. Ihre wahrhaft christlichen Wohlthaten, deren allgemeine Nachahmung Moskwa vor dem Aufruhr hätte schützen können, fanden jedoch, wie alle menschlichen Handlungen, ihre Lästerer. Fürst Dimitri und seine Gattin schämten sich nicht zu sagen, daß die Fürstin Skopin, anstatt nach den Worten des Evangeliums ihre Wohlthaten sorgfältig zu verbergen, es sich auf alle Weise angelegen sein lasse, den Pöbel an sich zu locken und man ihr in Folge dessen unwillkürlich böse Absichten zuschreiben müsse. Diese Reden gelangten auch zu den Ohren der Fürstin Aleona, und obgleich sie keine Achtung vor diesen Verwandten hatte, so kränkte sie ihre Bosheit doch hinsichtlich des Zaaren, der sich nur zu sehr auf seinen unwürdigen Bruder verließ. Während sie übrigens ihre Freunde bat, der jungen reizbaren Schwiegertochter diese Verläumdungen zu verschweigen, gab sie sich selbst keine Mühe, nähere Details darüber zu erfahren. Im Innersten ihrer Seele beklagte sie die niedrigen Gemüther, denen uneigennütziger Edelmuth etwas fremdes ist, oder die, was noch schlimmer ist, neidisch auf Handlungen herabsehen, die sie innerlich bewundern, aber öffentlich schmähen, um dadurch Genüsse zu vergiften, welche Opfer erfordern, die sie sich nicht entschließen können zu bringen. Die sanfte, gottesfürchtige Zaarin Maria dankte Gott innig für Alles Gute, das ihr zu Theil wurde; sie war aber in Augenblicken tiefen Kummers nicht fähig zu beten. Es war ihr dann unmöglich, lange auf einer Stelle zu bleiben. In ihre Gemächer zurückgekehrt, fragte sie jeden Augenblick die Fürstin Alexandra, was auf der Straße vorging. Der Aufstand nahm zu; der Name des Pseudo-Dimitri ertönte unter rasendem Geschrei. Maria weinte laut, ihr Antlitz erbleichte, sie fiel auf die Knie und streckte ihre Arme den Heiligenbildern entgegen; dann durchflog sie mit ängstlichen Blicken das Zimmer, als glaubte sie, es könnten in allen

Winkeln Mörder verborgen sein. Auch die blassen Wangen Alexandra's waren mit Thränen benetzt; sie verlor aber nicht die Hoffnung auf den Beistand des Allerhöchsten, und weder der leiseste Seufzer, noch das geringste äußere Merkmal von Zaghaftigkeit verriethen ihre innere Unruhe. Mit zärtlicher Geschäftigkeit suchte sie die Zaarin zu trösten, erinnerte sie daran, wie oft sie schon von der Vorsehung aus großen Gefahren gerettet worden, und bat sie, niemals an Gottes Macht und Barmherzigkeit zu verzweifeln.

Das heftige Geschrei ließ jetzt nach, allein die Zaarin wurde dadurch noch nicht beruhigt. Die Minuten wurden ihr zu Stunden, da sie keine Nachricht von ihrem Gemal erhielt, und doch wagte sie nicht, sich nach ihm erkundigen zu lassen. Da ertönte plötzlich Glockengeläute, und mit einem durchdringenden Schrei warf die Zaarin sich in Alexandra's Arme.

„Sie wollen den Zaar ermorden — vielleicht thaten sie es schon!" rief sie aus, indem sie sich die Augen bedeckte, als fürchte sie sich, die blutgierigen Rebellen über ihn herfallen zu sehen.

Die Fürstin legte sie in einen Sessel und bemühte sich, ihr Trost zuzusprechen.

„Dies ist kein Aufruhrgeläute," sagte sie; „sondern es ruft zum Gottesdienst; auch höre ich Jemanden kommen, der gewiß, gewiß gute Nachrichten bringt. Pawel Petrowitsch ists!" rief sie, außer sich vor Freude, dem jungen Krieger entgegen fliegend, dessen gebräuntes Gesicht und verbundener Arm Zeugen seiner Anstrengungen und Tapferkeit woren.

„Das nördliche Rußland gehorcht dem gesetzlichen Herrscher, Twer ist vom Feine befreit, Fürst Michailo verfolgt und schlägt ihn überall!" sagte Tischin, indem er sich vor

der Zaarin tief verneigte und der Fürstin ein Schreiben übergab.

Nachdem Alexandra es durchgelesen, warf sie sich im Gefühl der unbegrenztesten Freude und Dankbarkeit vor dem Bildniß des Erlösers nieder; ein Augenblick ließ sie alle Trauer und Besorgniß vergessen, alle ihre Wünsche und Hoffnungen sah sie erfüllt. Fürst Michailo hatte Tischin aufgetragen, seiner Gemalin mündlich umständliche Auskunft über ihn zu geben, und nur wenige, aber zärtliche und gefühlvolle Zeilen an sie geschrieben. Mit Freudenthränen drückte die Fürstin das Schreiben an ihre Lippen, umarmte Tischin wie einen Bruder und fragte ihn dann, ob der Aufruhr gestillt sei.

Er erwiederte, daß die vom Fürsten Michailo erhaltenen Nachrichten, das Volk vollkommen beruhigt hätten; daß der Zaar in allen Kirchen Dankgebete anzustimmen befohlen habe und im Begriff sei in den Pallast zurückzukehren.

Die entzückte Zaarin reichte Tischin die Hand zum Kuß und drückte, als sie ihn entlassen hatte, Alexandra an ihre Brust.

„Seit langer Zeit schon betete ich für den Fürsten Michailo," sagte sie; „nun ist er mir noch theurer geworden. Siehst Du, liebe Alexandra," fügte sie lächelnd hinzu, „auch ich kann prophezeien, wer dazu bestimmt ist, berühmt zu werden! Was wird nun Dimitri sagen?"

„Ach!" rief die Fürstin aus, „laß Deine Freude über Deine Scharfsichtigkeit nicht in seiner Gegenwart laut werden — —!"

Die Ankunft des Zaaren unterbrach die Rede Alexandra's. Aus seinem Antlitz sprach die lebhafteste Freude.

„Gott ist groß!" sagte er, sich bekreuzigend. „Noch vor wenigen Augenblicken, meine theure Maria, glaubte ich, der wüthende Pöbel würde mich und die Bojaren in Stücke

zerreißen, bis zu Dir dringen und Alle ermorden, die sich seinem verrätherischen Beginnen nicht anschließen würden. Jetzt ist Alles ruhig und gehorsam; die große Thätigkeit meines Neffen und seine, alle Erwartungen übersteigenden glücklichen Erfolge brachten die zügellosesten Gemüther auf bessere Gesinnungen und erzeugten ein Resultat, nach welchem ich selbst und der ehrwürdige Hermogen vergebens gestrebt hatten. Die Freude war allgemein; die Reichen umarmten die Nothleidenden und versprachen, Alles mit ihnen zu theilen. „Liebe Nichte,“ sagte der Zaar zu Alexandra „vergieb mir, wenn ich Dich unlängst kränkte; von jetzt an mußt Du, wie wir Alle, glauben, daß Michailo von der Vorsehung erwählt ist, das Vaterland zu retten. Nach dem Dankgebet wird Tischin Dir alle die Thaten Deines Mannes ausführlich erzählen; sie werden Dir große Freude machen. Mache schnell einen Brief fertig, denn Dein Freund wird nicht lange hier bleiben; morgen um diese Zeit muß er mit seinen Gefährten schon wieder auf halbem Wege zu seinem Wojewoden sein. Aber er kehrt nicht als simpler Waffengefährte, sondern als Stolnik zu ihm zurück.“

Die Fürstin freute sich herzlich, von einer Belohnung zu hören, welche der tapfere Gefährte ihres Gatten so wohl verdient hatte. Aber der Anblick des Fürsten Dimitri stimmte ihre Freude sogleich wieder herab, denn er schien ihr wie ein böser Dämon, zu prophezeihen, daß sie nur ein trügerisches leeres Traumbild sei. Der Zaar, welcher ihre plötzliche Blässe bemerkte, fragte sie mit herzlicher Theilnahme, ob der Aufruhr sie so sehr erschüttert hätte, und bat sie, ihre Gesundheit zu schonen. Auch ihr Oheim, Fürst Iwan, sprach ihr mit freundlicher Theilnahme zu; aber sein älterer Bruder Dimitri konnte seinen Haß nicht verbergen und als die scharfen Blicke der übrigen Bojaren ihn nöthigten, sich seiner Nichte zu nähern, konnte Niemand hören, was er zu ihr sagte. Aus Furcht vor seiner Feindschaft überwand sie ihren Widerwillen und sprach einige Minuten lang so freundlich

und achtungsvoll mit ihm, daß die in's Zimmer tretende Fürstin Aleona Petrowna sich dem freudigen Gedanken überließ, daß alle ihre Verwandte mit aufrichtiger froher Theilnahme die Heldenthaten ihres Sohnes erfahren hätten, die, wie sie hoffen konnten, zur Rettung des Vaterlandes und ihrer selbst, aus aller ihnen drohenden Gefahr so wesentlich beitragen würden.

Ende des dritten Bandes.

Fürst Skopin Schuiski

oder

Rußland

zur Zeit des falschen Demetrius.

Aus dem Russischen übersetzt.

Vierter Theil.

Pest und Leipzig 1852.
Hartleben's Verlags-Expedition

Druck von Keck und Pierer in Wien.

Erstes Kapitel.

In einem nicht großen, reich geschmückten Zelt saßen zwei junge Damen in polnischer Tracht. Die jüngste schien etwas über zwanzig Jahre; Ungeduld, Verdruß und Langeweile sprachen aus ihrer Miene, und beeinträchtigten ihre Schönheit, indem sie zugleich verriethen, daß sie gewohnt war, immer ihren Willen erfüllt zu sehen und ein Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit zu sein.

„Wahrhaftig Victoria," sagte sie endlich, „man sollte glauben, Du wärst an's Fenster gewachsen; es ist kein Wort aus Dir herauszubringen. Ich kann nicht begreifen, welches Vergnügen Du daran findest, dieses „steinerne Grab" zu betrachten!"

Victoria blickte ihre Freundin, die viel besser und reicher gekleidet war als sie, nachdenkend an.

„Mit Recht hat man dem Kloster den Namen eines Grabes gegeben," erwiederte sie seufzend; „seine Umgebungen sind für lange Zeit mit polnischen Blute gedüngt. Ich zweifle nicht an Sborowski's Tapferkeit; wenn ich aber diese Mauern betrachte, denen im Laufe eines Jahres ein zahlreiches Kriegsheer nichts anhaben konnte, so wage ich

nicht zu hoffen, daß es Deinem Gemale, liebe Octavia, gelingen wird, sie in einer Nacht zu erobern."

„Sei deshalb unbesorgt," unterbrach sie Pana Szorowska; Sapieha selbst sagt mir, daß die Vertheidiger des Klosters fast Alle zum Kampf unfähig oder an der unter ihnen herrschenden Krankheit gestorben sind. Mit Recht behauptet mein Mann, daß nur die Sorglosigkeit unserer Wojewoden die Einnahme des Klosters verzögert; ich bin überzeugt, daß sie ihm wenig Mühe kosten und die Besatzung bald eine Beute der Raben sein wird. Auch wird es wahrlich Zeit, daß unser langweiliger Aufenthalt hier ein Ende nimmt; Marina hat gewiß keinen Begriff davon, wie wir unsere Tage hier zubringen, da sie gehofft hatte, daß die baldige Uebergabe des Klosters und seiner Schätze dem wankenden Thron des Zaaren Dimitri wieder einige Festigkeit geben werde."

„Es war vorauszusehen, liebe Octavia, daß wir uns hier langweilen würden. Aber Ihr schildertet der Zaarin so lebhaft Euren Wunsch — — —"

„Meinen geliebten Sborowski wiederzusehen," fiel ihr Octavia mit verstellter Frömmigkeit ins Wort. „Heimlich wollte ich mich von Marina nicht entfernen, auch würde sie mich nicht fortgelassen habe, hätte ich nicht meine zärtliche Liebe zum Vorwande genommen. Hier sind wir wenigstens einander gleich und ich bin nicht mehr gezwungen, mich den albernen Einfällen des verächtlichen Juden zu fügen. Die arme Marina! Bei aller Geschicklichkeit, mit der sie ihre Gefühle zu verbergen sucht, bemerkt man doch wie schwer es ihr wird, die unterthänige Dienerin ihres Herrn Gemahls zu spielen! Das grausame Schicksal hat sie zu einer ewigen, quälenden Verstellung verurtheilt.

„Sie darf sich über Niemandem beklagen, denn ihre eigene Hoffarth hat sie in's Verderben geführt. Aber ihr Triumph nähert sich seinem Ende; die glücklichen Erfolge des Fürsten Skopin — — —"

„Ich bitte Dich,“ rief Octavia heftig „sprich diesen Namen in meiner Gegenwart nicht aus! — — — Es ist weder passend noch großmüthig von Dir, Panna Taliska, daß Du mich an die fehlgeschlagenen Erwartungen meines Mannes erinnerst!“

Octavia's Gesicht glühte, indem sie dies sagte und ihre Stimme zitterte. Victoria kannte ihre fühern Verhältnisse zu dem Fürsten Skopin nicht; und sie schrieb daher ihre Aufregung dem Verdruß darüber zu, daß Sborowski bei Twer von dem Neffen des Zaaren Wassili total geschlagen worden war, und bedauerte es aufrichtig, ihre Beschützerin unwillkürlich gekränkt zu haben.

Der Schall lauter Stimmen verkündete die Annäherung der Heerführer. Einige derselben von minder hochem Range blieben in der Entfernung zurück, wo eine Tafel zum Abendessen gedeckt stand; die übrigen, und unter ihnen Sborowski näherten sich Octavien. Sie saß oder lag vielmehr auf einem breiten türkischen Divan und hatte den linken Arm auf ein seidenes Kissen gestützt; ihr kleines, in Goldstoff gehülltes Füßchen ragte wie zufällig unter einem reich mit Silber gestickten Kleide von hellbraunem Sammet hervor, dessen Schnitt ihre reizende Taille noch mehr hervorhob. Victoria saß neben ihr, und um nicht den Blicken des ihr verhaßten Lissowski zu begegnen, hielt sie die Hand ihrer Freundin in der ihrigen und betrachtete mit anscheinender Aufmerksamkeit die ihr längst bekannten kostbaren Ringe und Armbänder, mit denen sie geschmückt war. Die Sonne beleuchtete die Taille und die Kleidung Octavia's; aber ihr Gesicht, auf welchem die Spuren tiefen Kummers sichtbar waren, befand sich im Schatten und dieser Gegensatz zwischen Hell und Dunkel ließ das reizende Weib fast wie ein überirdisches Wesen erscheinen.

Um den Anblick dieses schönen Gemäldes desto vollständiger zu genießen, blieb Sapieha am Eingange stehen.

„Du bist ein glücklicher Sterblicher“, sagte er endlich, Sborowski auf die Schulter klopfend.

Pan Sborowski lächelte und näherte sich Octavien. Aber so sehr es ihm auch geschmeichelt hätte, mit seinen Vorrechten prahlen zu können, so wagte er es dennoch nicht, seine Gattin zu umarmen, sondern begnügte sich damit ihr die Hand zu küssen. Indessen konnte er nicht begreifen, was die eigenwillige Octavia, auf die er leicht hätte eifersüchtig werden können, wenn er einen Augenblick an seinem eigenem Werth gezweifelt hätte, auf's Neue beunruhigt hatte. Seine geheimen Gedanken errathend, hatte Victoria ihre Freundin dringend gebeten, sich auf den äußern Schein von Milde und Güte ihres Gatten nicht zu sehr zu verlassen und immer an das Sprüchwort zu denken: In stillem Wasser hausen böse Geister. Octavia, welche die Wahrheit dieser Ansicht nur zu wohl einsah und die in wichtigen Fällen vorsichtig zu sein und ihre Wachsamkeit durch List noch zu vermehren wußte, vermied nicht allein Zwistigkeiten und Verdruß, sondern hatte es auch verstanden, sich die unbeschränkte Verfügung über das Vermögen ihres Gatten, dem sie selbst nichts zugebracht hatte anzumaßen.

„Pan Sapieha," sagte Octavia, indem sie nit der Miene besorgter Zärtlichkeit auf ihren Gatten blickte, „und Ihr Alle, tapfere Wojewoden, seid Zeugen, daß ich freiwillig einen fröhlichen üppigen Hof gegen ein Feldlager vertauscht habe, wo mich anstatt Vergnügungen, nur Gefahren erwarteten. Ich hoffte, daß derjenige, dem ich dieses Opfer brachte, es nach seinem ganzen Werth schätzen würde, aber leider bekümmert er sich ganze Tage lang nicht um mich, obgleich ich jeden Augenblick in Gefahr bin, zur Gefangenen gemacht oder ermordet zu werden. Wer von Euch mag es meinem Manne in den Kopf gesetzt haben, daß es lächerlich und schimpflich für ihn sein würde, sich um mich besorgt zu zeigen und daß er mich meinem Schicksal überlassen müsse, als wäre ich ein häßliches und langweiliges altes Weib? Dadurch habt Ihr Euch auf unverantwortliche Weise gegen mich vergangen! Hätte ich Panna Taliska nicht bei mir, so wäre ich vor Angst und Langeweile schon gestorben. Ich bin wahrlich nicht furcht-

sam; aber höre ich denn nicht beständig von Euch, daß es keine listigeren und roheren Menschen giebt, als unsere Gegner? Oder ist es Eure Absicht, Euch an meiner Angst zu weiden, und achtet Ihr, wie die Moscowiter weibliche Thränen nicht höher als gewöhnliches Wasser?"

Mit Ausnahme Lissowski's fielen alle Polen ihr zu Füßen, versicherten ihr, daß sie dergleichen Gesinnungen verabscheuten, und küßten mit Entzücken Einer nach dem Andern das schöne Füßchen Octavia's, deren Gedanken in diesem Augenblick bei dem Besieger ihres Gatten waren, dem jungen, schönen, von den Russen vergötterten und von dem Usurpator und den Polen gefürchteten Helden.

„Nur der Wunsch, Dich desto schneller nnd vollkommener zu beruhigen, theure Gattin, hat mich so lange von Dir entfernt gehalten," sagte Sborowski, dessen Liebe und Eitelkeit vollkommen befriedigt waren. „Wir berietheu uns über einen Sturm auf das Kloster; jetzt ist Alles entschieden, am glücklichen Erfolge ist nicht zu zweifeln, und morgen, wenn Du Deine schönen Augen aufschlägst — —"

„In der That," unterbrach ihn Lissowski mit einem giftigen Lächeln, das aber Niemanden auffiel, weil das Gesicht des ausschweifenden Parteigängers immer einen hämischen Ausdruck hatte, „Du hoffst also, ohne Deine Gattin in ihrem Morgenschlummer zu stören, Herr einer Festung zu werden, vor welcher ein auserwähltes Corps der Unsrigen ein ganzes Jahr lang fruchtlos stand?"

„Eine ächte Polin, das Weib eines Kriegers," erwiederte Sborowski, „scheut keinen Kanonendonner. Sie muß während einer Schlacht eben so ruhig schlafen, als nach einem Balle, indem sie sich auf die Tapferkeit ihrer Vertheidiger verläßt."

„Wohl gesprochen!" rief Sapieha aus. „Liebe und Heldenmuth!" ein herrlicher Wahlspruch für unsere Schönen!

Panna Sborowska, seid Ihr geneigt, ihn anzunehmen?"

Octavia willigte ein mit der Erklärung, daß die Furcht sie weniger quäle, als die Langeweile, daß sie aber einen Beweis ihrer Geduld geben werde."

Man setzte sich zur Abendtafel, was Allen sehr angenehm war, da man wußte, daß Sborowski einen ausgezeichneten Tisch führte, nnd Niemand dachte daran, daß er es sich vielleicht zum letztenmal in dieser Welt gut schmecken ließ.

Octavia, welche der Gatte überredet hatte, daß der beabsichtigte Sturm nichts als eine Art belustigender und sehr beutereicher Jagd sein werde, war außerordentlich heiter und liebenswürdig. Ihre beiden Nachbarn, der Hetmann Sapieha und der Bojar Ssaltikow, den die Siege des Fürsten Skopin genöthigt hatten, Oreschka zu verlassen, waren troß des Unterschiedes der Jahre beide von ihr bezaubert. Nachdem der reichlich gespendete köstliche Wein alle Gäste redseliger gemacht hatte, ergriff der alte Bojar mit Thränen in den Augen die Hand Octavias, küßte sie mit solchem Ausdruck, daß sie ein Merkmal davon behielt und erklärte, sie habe seine ganze Seele eingenommen; es würde ihm viel leichter werden, in den Tod zu gehen, als ihr feindlich entgegen zutreten. Er werde mit den Polen vereint das Kloster stürmen, wenn er sich auch dadurch den Zorn des heiligen Georg zuzöge, welchen Beweis seiner Hingebung er aber nicht hätte geben können, wenn sie die Gattin des Fürsten Skopin geworden wäre.

„Wie? was?" rief Sapieha; „hat es wirklich von Euch abgehangen, Panna Octavia, daß Fürst Skopin unser Verbündeter und Freund wurde? und Ihr habt diese, uns Allen so vortheilhafte Verbindung zurückgewiesen? Dann möget Ihr vor Gott das Blut verantworten, das zur Befestigung der Herrschaft Polens in Rußland bereits vergossen wurde und noch vergossen werden wird!"

Sborowski sprang von seinem Sitze auf.

„Herr Hetmann," rief er, seinen Säbel zur Hälfte aus der Scheide ziehend, „aus welcher Absicht macht Ihr meiner Gattinn einen Vorwurf daraus, daß sie mich einem halbwilden Moscowiter vorgezogen hat? Es gelang ihm mich aus Twer zu verdrängen, Ihr aber seid vor den Russen geflohen, und gewiß würdet Ihr es Niemandem erlauben, Euch an Eurer Tafel zu beleidigen!"

„Hast Du uns etwa eingeladen, um uns Dein Essen und Trinken vorzuwerfen?" fragte Lissowski mit rollenden Augen; „weißt Du wohl — — —"

„Mische Dich nicht in fremde Angelegenheiten", unterbrach ihn Fürst Wischnewski; „laßt uns bis morgen warten, und erobert Pan Sborowski das Kloster, so wollen wir auf dessen Mauern ausrufen, daß Panna Ratomska sehr klug daran that, ihren Landsmann einem Ausländer vorzuziehen!"

„Und wenn ich ein Kloster, das keiner von Euch zu erobern verstand, auch nicht einnehme, so würde ich deßhalb doch nicht schlechter sein als Ihr. Nicht mich beschimpfet Ihr, sondern Euch, wenn Ihr darüber murret, daß man Euch keinen Moscowiten zur Hülfe ruft, der selbst die Schweden hinter sich herschleppt, denn nur durch diese ist er Sieger gewesen!"

„Du hast Recht," rief Sapieha, seine Hand dem Wirthe reichend, „ich habe meine Rede nicht überlegt und mein ganzes Volk beleidigt; aber Du selbst bist Schuld daran, Pan Alexander, warum bewirthest Dn uns mit so altem Weine!"

Sborowski ließ den Säbel in die Scheide fallen, berührte aber die Hand Sapieha's nicht.

„Ihr seid an Allem Schuld," sagte ein junger, erst Tages zuvor aus Polen angekommener Edelmann zu Saltikow, „wie konnte es Euch in den Sinn kommen, während

Ihr bei der Pana Sborowska zu Gast seid, es zu bedauern, daß sie nicht die Gattin Eures bärtigen Fürsten geworden..."

„Halt!" fiel ihm Ssaltikow in die Rede, „Du ereiferst Dich umsonst gegen mich; Michailo Wassiljewitsch hat noch keinen Bart, er ist jünger als Du. Doch was soll man sich länger mit ihm beschäftigen... Hätte ich gewußt, wozu es führen würde, so hätte ich seinen Namen nicht ausgesprochen. Ich weiß wahrlich nicht, welcher Teufel ihn mir auf die Zunge brachte; ich hasse ihn wie den Tod!"

„Da hörst Du es, Pan Hettmann," bemerkte Fürst Wischnewski, „was selbst die Russen von Deinem ersehnten Verbündeten und Freunde halten."

„Basta, Ihr Herren," rief Pan Tischkewitsch, „es ist Zeit zur Versöhnung. Pan Sborowski, Du kannst nicht glauben, daß der Hettmann Dich kränken wollte; daher umarme ihn, setze Dich nieder und laß noch Ungarwein bringen. Wir wünschen Dir einstimmig Glück, eine Gattin zu besitzen, die es bewiesen hat, daß die Polinnen ihre Landsleute achten und überzeugt davon sind, daß sie zu ihrer Vertheidigung und zum Ruhme ihres Vaterlandes keiner fremden Hülfe bedürfen."

Alle waren sehr froh, daß der beginnende Streit sogleich im Entstehen beseitigt wurde. Die Gegenwart Octavia's hatte viel dazu beigetragen; übrigens hatten es die Gäste unterlassen, nach alter Gewohnheit die Streiter gegen einander aufzuhetzen, denn sie bedachten, daß Alles zu einem Sturm vorbereitet war, und daß sie also vor allen Dingen darnach streben müßten, einig zu bleiben, wenn sie Ruhm und große Beute erwerben wollten.

Ein lautes Jubelgeschrei ertönte beim Klange der vollen Gläser, und diese wurden zu Boden geworfen, nachdem man sie bis auf den letzten Tropfen auf das Wohl der schönen Octavia geleert hatte, die einst den frechen Moscowiten

zurückwies, als er es wagte, die kluge, gebildete, reizende Ratomska die Seine nennen zu wollen. Der verständigen Victoria waren diese Reden und diese Fröhlichkeit unbegreiflich, wenige Stunden vor einem Gefechte, das sehr blutig ausfallen mußte. Als der neben ihr sitzende Tischkewitsch ihr Erstaunen bemerkte, fragte er sie, ob Pana Sborowska ihr in der That nichts von ihrer Verlobung mit dem Fürsten Skopin gesagt habe, was Victoria verneinte.

„Das wundert mich,“ erwiederte Tischkewitsch. „Da ich Euere Anhänglichkeit an Eure Freundin kenne, so halte ich es für meine Pflicht, Euch etwas näher mit einem Manne bekannt zu machen, von dem vielleicht ihr Schicksal abhängen kann. In Octavia's Schmuckkästchen, welches ihr Gemahl nie zu sehen bekommt, werdet Ihr vielleicht das Bildniß des Fürsten Skopin finden.“

Victoria blickte ihren Nachbar mit der größten Kälte an, um ihm durch ihre Gleichgültigkeit anzudeuten, daß sie seine Worte für leere Erfindung hielt, um mit dem gewöhnlichen Zweifel der Männer an Weiberfreundschaft ihre Neugier und ihre Eigenliebe rege zu machen.

„Ich weiß es bestimmt,“ fuhr Tischkewitsch fort, als bemerke er den Blick Victoria's nicht, „daß als der Zaar dem jungen Skopin befahl, Pana Ratomska zu heirathen, sein Oheim, Fürst Wassili Schuiski, der in diese Verbindung mit großer Freude willigte, seiner verlobten Nichte das schon früher gemalte Bildniß ihres Bräutigams zum Geschenk machte; allein ich muß bemerken, daß dieser eine Stunde nach der Verlobung von einem betrunkenen polnischen Soldaten verwundet wurde. Der hinterlistige Alte überreichte Octavien dieses Unterpfand seiner verwandtschaftlichen Liebe in Gegenwart Marina's am Abende vor dem Tage, an welchem er dem armen leichtgläubigen Dimitri Thron und Leben raubte.“

Victoria wechselte die Farbe und versicherte, sie sei überzeugt, daß Octavia alle erhaltenen Geschenke zurückgegeben habe.

Tischkewitsch blickte auf Octavien, dann auf Sborowski und lächelte.

„Das Portrait war so schön gemalt," sagte er, „daß man es schon als Kunstwerk behalten mußte, denn es würde sonst geschienen haben, man hätte den Werth eines solchen Gemäldes nicht gehörig zu schätzen gewußt. Aber Roshinski scheint geplaudert zu haben, denn seit einiger Zeit ist Pan Sborowski so sehr verändert, daß man ihn kaum mehr kennt. Man darf ihm das Bild seines Nebenbuhlers nicht sehen lassen, denn es würde grausam sein, ihm Gelegenheit zu geben, einen gar zu unvortheilhaften Vergleich anzustellen."

„Euren Reden nach müßte man glauben," entgegnete Victoria, „daß Fürst Skopin ein sehr schöner Mann sei. Hat er Octavia wirklich geliebt?"

Tischkewitsch lachte laut auf; er freute sich, daß Victoria's Festigkeit seiner Gewandtheit nicht hatte widerstehen können.

„Ihr habt vergessen, daß Skopin-Schuiski ein Ketzer ist und, wie man sagt, ein eben so eifriger als es die hiesigen Mönche sind. So gern ich Euch übrigens auch gefällig sein wollte, so vermag ich Euch über des tapferen Moscowers geheime Gefühle nichts mitzutheilen, nur so viel kann ich Euch sagen, daß Fürst Skopin der Untreue Octaviens zuvorgekommen ist und früher geheirathet hat als sie, und sei es nun, daß er große Eile damit hatte, oder daß er bezaubert worden war, was bei den Russen oft der Fall sein soll, er hatte nicht das Glück, sich durch seine Vermählung zu bereichern, wie Octavia durch die ihrige. Freilich ist er selbst ein Millionär und kann eben so großen Aufwand machen, als ein deutscher Fürst oder als der Wojewod von Sen-

domir; auch bezahlt er jetzt aus seiner Kasse die schwedischen Truppen. Indessen wäre es doch nicht übel gewesen, wenn die junge Fürstin eine, ihrem hübschen Gesichtchen und ihrem berühmten Geschlecht angemessene Mitgift erhalten hätte."

Sborowski stand von der Tafel auf und trat an's Fenster.

„Es ist Zeit, daß wir uns auf den Weg machen," sagte er, „die Nacht ist dunkel und bei dem heftigen Sturme können wir ungehört marschiren; Alles ist uns günstig."

Seine Gefährten erhoben sich sogleich und bald folgte auf die lärmenden Belustigungen die tiefste Stille im ganzen Lager; nur die Gespräche einiger Anführer konnte man noch eine Zeit lang hören.

„Lebe wohl bis morgen," sagte Sborowski zu seiner Gattin. Octavia umarmte ihn zerstreut und gleichgültig, als ginge er zu einem Festmahle in der Nähe.

„So nicht, so nicht!" rief der, augenscheinlich von Kummer gedrückte alte Pan Masowetzki, dessen langes graues Haar und Knebelbart verwirrt umherhingen. „Küßt Euch herzlicher, wer weiß, ob und wann Ihr Euch wiedersehst."

„Morgen auf den Trümmern des Klosters," erwiederte mit Wärme Sborowski.

„Gott gebe, daß Ihr wahr redet; von ganzen Herzen wünsche ich Dir glücklichen Erfolg und allem Anschein nach, kannst Du auf ihn rechnen. Aber Du kennst diese Mauern und die Leute die hinter ihnen leben noch nicht..."

Sborowski's Augen funkelten; aus seiner Miene sprach Verdruß und Geringschätzung der Warnung.

„Verachte die Feinde nicht," fuhr Masowetzki fort; „es ist hier nicht so, wie Du es an andern Orten gefunden hast. Weder unsere Stellung, noch die Bewaffnung und die Zahl unserer Krieger ist wahrhaft überlegen; die Vertheidiger des Klosters aber sind ihrem Zaar, ihrem Glauben und ihrem Vaterland mit Leib und Seele ergeben und nichts kann

sie darin erschüttern. Hast Du wohl bedacht, welche Kraft und Macht in Männern mit solcher Gesinnung wohnt? In dieser von polnischem Blute getränkten Erde liegt auch mein theurer Sohn, und Gräber um Gräber drängen sich um das Grab meines Sigismund; aber die verhaßten Mauern wankten weder von den Verwünschungen eines verzweifelten Vaters noch vor den Angriffen tapferer Krieger!"

Sborowski antwortete kein Wort. Er wollte dem Alten, der allgemein geliebt und geachtet war, nicht widersprechen, aber er glaubte, man könne in seinen Jahren nur Albernheiten vorbringen, und er überließ sich daher fortwährend den schönsten Hoffnungen auf den Triumph, der seiner wartete, ohne auf die dringenden Vorstellungen und Warnungen Masowetzki's zu hören. Octavia dagegen ward tief ergriffen und dachte beständig an ihren Bruder Wladislaw und an die Prophezeiungen Hedwig's. Nachdem sie dem ehrwürdigen Greise ihre herzliche Theilnahme und ihre gewisse Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang des Kampfes versichert hatte, begleitete Octavia ihren Gatten bis an sein Roß, und als er es bestiegen und sie verlassen hatte, stand sie noch lange auf den Arm Victoria's gelehnt an der Straße und blickte mit unwillkürlicher Trauer den zahlreichen Kriegern nach, die in der Dunkelheit dem Auge allmälig verschwanden.

Zweites Kapitel.

Die glücklichen Erfolge des Usurpators, die eine fast allgemeine Niedergeschlagenheit erzeugt hatten, erschienen Vielen als die Wirkung des göttlichen Zornes, den man durch unnützen Widerstand nur noch vergrößern würde, während seine Anhänger, welche ungestört in Rußland hausten, nicht zweifelten, daß ihre Oberherrschaft sich immer mehr befestigen werde. Aber die Siege des Fürsten Michailo machten dieser fast unnatürlichen Betäubung plötzlich ein Ende; durch sein Beispiel entflammt beeiferten sich die Bürger, die unglücklichen Folgen ihres Kleinmuthes womöglich wieder gut zu machen, und bewaffneten sich überall mit Enthusiasmus gegen die verhaßten Feinde. Nur die verworfenen, an Laster und Verbrechen gewöhnten Rebellen, fuhren fort, den falschen Dimitri zu vertheidigen, und unter den das Troitzkische Kloster belagernden Truppen befanden sich viele Russen, die eben so sehr als die Polen wünschten, in den Besitz der darin enthaltenen Reichthümer zu gelangen, um ihre Habsucht zu befriedigen und im Taumel roher Lust ihr schuldbeladenes Gewissen zu betäuben. Sie fürchteten nicht, sich in ihrer Hoffnung getäuscht zu sehen, denn sie wußten, daß durch die vielen glücklichen aber blutigen Gefechte und durch ansteckende Krankheiten die Zahl der Vertheidiger des Klosters sich bis auf 200 Mann vermindert hatte, die zwar noch muthig an Geist, aber entkräftet am Körper waren, während die Zahl der, aus einigen Tausenden bestehenden Belagerer durch Sborowski's Heer sich fast verdoppelt hatte.

Mit dem niederschlagenden Gedanken an die hartnäckige unbegreifliche Verblendung seiner Mitbürger beschäftigt, wachte der Archimandrit Joassaph, unter dessen Leitung die Mönche des Troitzkischen Klosters Rußland und Polen durch ihre bisher nicht erhörten Heldenthaten in Erstaunen

gesetzt hatten, lange auf seinen Lager, so sehr er auch nach seinen täglichen ununterbrochenen Anstrengungen der Ruhe bedurfte. Endlich schlossen sich seine Augen; aber sein Stöhnen und das krampfhafte Zucken seiner Glieder zeigte deutlich, daß auch im Schlummer die Sorge wegen der immer gefährlicher werdenden Lage des Klosters schwer auf ihm lästе, denn die Eroberung desselben würde dem Feinde den Weg in die dem rechtmäßigen Zaar treu gebliebenen nördlichen Provinzen geöffnet haben. Da knarrte plötzlich die Thüre. Der Archimandrit erwachte, und da er glaubte, daß ihm Jemand etwas Wichtiges zu melden habe, rief er: „Herein!“ es antwortete jedoch Niemand und Alles um ihn her war wieder still. Nach der Verrätherei einiger Klosterbewohner, die ihn tief geschmerzt hatte, war der von Natur nicht argwöhnische Greis sehr vorsichtig geworden. Besorgt, daß man ihn vielleicht wichtiger Papiere, in deren Besitz er war, berauben wollte, zündete er ein Licht an und ging in ein anderes Zimmer, aus welchem Jemand, wie es ihm im halben Schlummer vorgekommen war, in das seinige hereingelauscht hatte. Er erstaunte und erschrak sogar, als er das Fenster offen sah; aber er überzeugte sich bald, daß ein Wind die Ursache daran gewesen, und nachdem er daher Fenster und Thür wieder sorgfältig verschlossen hatte, wollte er sich wieder niederlegen. Indem er an einem kleinen Tisch vorüberging, stieß er zufällig an denselben, so daß ein darauf liegender Rosenkranz herab fiel. Dies schien ihm eine Mahnung, daß es vor dem am nächsten Tage eintretenden Kirchenfeste einem Diener des Herrn nicht gezieme, so lange zu ruhen. Er hob den Rosenkranz auf und fiel, indem er sich Vorwürfe wegen seiner Nachlässigkeit und Trägheit machte, vor den Heiligenbildern auf die Knie.

Er sandte inbrünstige Gebete zum Himmel, aber allmählig schwanden seine Kräfte, es schauerte ihn und seine Augen wurden trübe. Vergebens suchte er seine Schläfrigkeit zu überwältigen; er sank zu Boden und fiel auf der Stelle

in festen Schlaf. Im Traume erschien ihm in vollem Glanze der heilige Sergei, der Schutzpatron des Klosters, der ihm tröstende und ermuthigende Worte sagte und nachdem er ihn gesegnet, wieder verschwand. Bald darauf erwachte der Greis, und frei von Unruhe und Kummer und voll Hoffnungsgefühl brachte er dem Allerhöchsten und der Mutter Gottes seinen innigsten Dank dar. Um die Feinde nicht aufmerksam zu machen, befahl er zwar nicht, die Glocken zu läuten, aber er weckte seine Diener und ließ die Wojewoden, Mönche und alle Bewohner des Klosters zur Kirche einladen, um einem feierlichen Gottesdienste zu Ehren des heiligen Sergei beizuwohnen.

Es war noch nicht Mitternacht. Der Himmel war mit dunklen Wolken bedeckt, so daß man weder die Mauern noch die Thürme des Klosters erkennen konnte; mit brennenden Fackeln in's Freie zu gehen, war nicht möglich, weil der heftige Sturm sie sogleich auslöschte. Mehremale glaubte man in der Ferne menschliche Stimmen zu hören und war deshalb schon in Begriff Sturm zu läuten; es wurde jedoch wieder still, und man unterließ es daher, um die entfernteren Bewohner durch unnöthigen Allarm nicht zu erschrecken.

Während in Folge der Aufforderung des Archimandriten die Kirche sich immermehr mit Menschen füllte, näherten sich die Polen in tiefer Stille den Klostermauern und richteten alle ihre Geschütze besonders auf die durch das Dunkel der Nacht schimmernde Kuppel der Kirche. Da sie keinem Menschen begegneten, auch nicht die geringste Bewegung bemerkten, so glaubten sie, die Vertheidiger des Klosters seien nicht mehr im Stande, die unausgesetzten Anstrengungen bei Tage und bei Nacht zu ertragen.

Nachdem die Polen ungehindert über die Gräber gelangt waren, bereiteten sie sich zum Sturme vor. Plötzlich ertönte das Sturmgeläute des Klosters und im nämlichen Augenblicke zerriß ein Windstoß die dunkle Wolkenmasse und

der Vollmond beleuchtete die hohen und weiten Mauern. Die Bewohner des Klosters, Soldaten, Mönche, Weiber und Kinder, erschienen überall vor den Augen der zahlreichen Belagerer, entschlossen, sich bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, Neben einem alten mit einem sichern Feuerrohr bewaffneten Schützen stand eine junge Nonne, welche den Bewegungen des Feindes mit finsterer Aufmerksamkeit folgte, um den Ersten, der es wagen würde, die in ihrer Nähe angelegte Leiter zu erklimmen, mit kochenden Wasser zu begrüßen. Noch vor wenigen Monaten hatte sie durch ihre Schönheit und Sanftmuth Jedermann entzückt; sie liebte das Vergnügen und dachte nicht daran, der Welt zu entsagen. Aber der Tod ihres Bräutigams hatte plötzlich ihr ganzes Lebensglück vernichtet; ihre vollen Wangen fielen ein, ihre frischen Lippen erbleichten und aus ihren schönen Augen sprach nur noch der Wunsch nach Rache und die überspannte Begeistrung ihrer ermordeten Liebe. Diese konnte sie jetzt nur auf das Vaterland übertragen und sie hatte geschworen, ihm ihr Leben zu opfern. Auf ihren Wunsch hatte der Archimandrit sie unter dem Namen A l e x a n d r a einkleiden lassen. Sie, die früher nicht ohne Schauder eine Wunde sehen konnte, scheute sich jetzt nicht Blut vergießen zu sehen, und als die in der Kirche versammelten Klosterbewohner von dem Herannahen der Feinde benachrichtigt wurden, war sie wie immer die Erste auf der Mauer. Ihre schwarze Tracht machte ihr finsteres Wesen noch unheimlicher und man hätte sie ohne gerade abergläubisch zu sein, für eine Verkünderin des Zornes Gottes halten können. Durch einen so unerwarteten Anblick noch mehr aufgereizt, stürmte S b o r o w s k i wie ein Rasender die Leiter hinauf, wurde aber, ehe er sie erstieg, durch den Steinwurf eines Knaben wieder in den Graben hinab geschleudert. Den Schmerz den er fühlte bekämpfend, wollte er sogleich wieder aufspringen, aber ein dicker Rauch hinderte ihn am Sehen und als er umhertastend eine Stelle suchte, welche er betreten könnte, wurde er plötzlich von einem

Haufen menschlichen Körpern zu Boden gedrückt. Heißes Blut überströmte ihn und eiserne Harnische lasteten auf seiner Brust, eine Salve aus dem Klostergeschütz hatte in einem Augenblick eine ganze Reihe der kühnsten Feinde nieder gerissen. Sborowski hörte über sich das Gewinsel der Verwundeten und das Röcheln der Todten; er hörte das Geschrei seiner auseinander gesprengten Truppen, aber vergebens riefen sie seinen Namen: er lag fast bewußtlos, in Verzweiflung und ohnmächtiger Wuth unter Todten und Sterbenden.

„Heiliger Sergei, stehe uns bei!" erröhnte es unter den Vertheidigern des Klosters, und zu diesem weithin schallenden Rufe donnerten die Kanonen der Belagerten in die Feinde hinein. Diese wichen von allen Seiten, und noch berauscht von dem schwelgerischen Trinkgelage des vorigen Tages, fielen sie häufig selbst über einander her.

Mit Aufbietung aller seiner Kräfte schrie Sborowski um Hülfe und Errettung von einem qualvollen Tode. Die vorüber fliehenden Krieger bemerkten lange nicht die ihnen unbekannte Stimme, bis endlich einer, mitleidiger als seine Gefährten, sich entschloß, dem Unglücklichen beizustehen, dessen Stimme immer schwächer wurde; aber erst als Sborowski sich ihm zu erkennen gegeben hatte, sah der Soldat, daß er der Retter seines Obristen war. Kraftlos auf die Schulter desselben gestützt, blickte der stolze Pan mit wildem Stauen um sich. Der Donner der Kanonen vermischte sich mit dem Geläute der Glocken, und diese verschiedenartigen Laute, von denen die einen Friede und Hoffnung und die andern Wunden und Tod verkündeten, übertönten den Hufschlag der Rosse, das laute Geschrei, das krampfhafte Gelächter und die lustige Musik der Polen, die sogleich zu spielen begann, sobald die Belagerten sich näherten. Es gab aber Minuten, wo Alles still war, wie in Folge einer gegenseitigen Uebereinkunft; dann hörte man den feierlichen Gesang des mit mehreren Mönchen in der Kirche betendeu Ar-

chimandriten, den wie seine Gefährten Altersschwäche hinderte, die Waffen zu tragen.

Eine große Strecke der nächsten Umgebung des Klosters war mit feindlichen Leichnamen bedeckt, aber die Vertheidiger desselben standen noch sämmtlich unversehrt auf den Mauern. Eine heilige Freude sprach aus den Mienen ihrer bleichen Gesichter, während ihre wunderähnliche Erhaltung die Feinde mit Niedergeschlagenheit und Verzagtheit erfüllte. Bald erleuchtet vom Monde oder von brennenden Birkenbäumen, bald in dicken Rauch verschwindend, erschienen sie ihnen wie Gespenster, und in der That hätte man die ganze nächtliche Scene für ein schauerliches Phantasiegebilde halten können, hätte sich nicht überall die gräßliche und zugleich erhebende Wirklichkeit geltend gemacht.

Unterdessen saß Victoria Taliska, die sorglose Gleichgültigkeit der auf einem Divan ruhig schlafenden Octavia nicht theilend, an einem Tische auf dem zwei brennende Lichter standen, und dachte über die ungewöhnlichen Ereignisse nach, bei denen sie im Laufe eines Jahres nicht allein Zuschauerin sondern auch leidende Theilnehmerin gewesen. Nachdem sie als unmündiges Kind ihre Mutter verloren, war sie von ihrem sie zärtlich liebenden Vater erzogen worden. Als sie das drei und zwanzigste Jahr erreicht hatte, verkaufte ihr Vater, durch das allgemeine Beispiel verleitet, sein nicht großes Landgut und begab sich nach dem von Zwietracht zerrissenen Rußland. Um sich nicht von seiner Tochter zu trennen, nahm er sie mit sich, zugleich die gewisse Hoffnung nährend, daß es ihm gelingen werde, dem Zaaren Dimitri wichtige Dienste zu leisten, und dafür reich genug belohnt zu werden und seinem geliebten Kinde alle Lebensgenüsse verschaffen zu können, die er ihr seines beschränkten Vermögens wegen bisher hatte versagen müssen. Er war davon so fest überzeugt, daß endlich auch die, sonst sehr vernünftige Victoria sich lieblichen Träumen von Reichthum und Ansehen hingab. Taliski, der sich den Truppen anschloß, welche ge-

gen Ende Septembers 1608 das Kloster belagerten, ließ seine Tochter in Tuschino zurück, aber nicht am Hofe Marina's, sondern bei einer eingezogen lebenden Familie, und empfahl ihr, sich während seiner Abwesenheit nicht in Gesellschaften zu zeigen, deren Sitten ein junges, unerfahrenes Mädchen leicht ins Verderben führen könnten. Taliski erwartete mit Ungeduld die Eroberung des Klosters, von der nach seiner Meinung sein ganzes Lebensglück abhing, und zeichnete sich daher bald durch Thätigkeit und Kühnheit aus, gerieth aber in Gefangenschaft, und als die im Kloster befindlichen Wojewoden empört durch die Grausamkeit Lissowski's, welcher gefangene Kosacken hatte umbringen lassen, den Entschluß faßten, die dem Edelmuth unzugänglichen Feinde durch Schrekken zu zügeln, gehörte Victoria's Vater zu den Gefangenen, durch deren Tod die Belagerten sich rächten. Als der durch den Widerstand des Klosters aufgebrachte Usurpator es erfuhr, versicherte ihm Marina, Taliski sei ein Opfer seiner eigenen Uebereilung geworden, die alles Unglück herbeigeführt habe, und sie sowohl als ihr Gatte nahmen daher nicht den mindesten Antheil an dem Schicksale der unglücklichen Waise. Octavia aber, die ein theilnehmendes Herz besaß und sich überdies in Tuschino sehr langweilte, nahm die von Allen zurückgewiesene Taliska in ihr Haus auf, bis sie entweder nach Polen zurückkehren konnte, oder sich eine Gelegenheit zu einer passenden Verheirathung für sie finden würde.

Von inniger Dankbarkeit gegen ihre Wohlthäterin erfüllt, hatte Victoria zu ihrer großen Betrübniß bemerkt, daß sie eine heftige Liebe für den gefährlichsten Feind ihres Vaterlandes empfand, der wie es hieß, ihre Neigung nicht erwiederte. Es war ihr unbegreiflich, daß irgend Jemand gleichgültig gegen Octavia's Reize bleiben und daß sie einen Mann lieben konnte, der ihr deutliche Beweise seiner Abneigung gegeben hatte. Zu romantischen Ideen geneigt, glaubte sie, Fürst Skopin habe, als er in eine Verbindung mit ihr willigte, sie wirklich geliebt, sei aber von seinem, die Polen has-

senden Oheim zu einer Vermählung mit einer Russin gezwungen worden, die ihm in keiner Hinsicht das gebrachte schwere Opfer ersetzen könne; auch sei vielleicht die gegen seinen Willen geschlossene Verbindung die geheime Ursache seiner, den Anhängern des falschen Dimitri so verderblichen Tapferkeit. Sie glaubte, er wolle dadurch zeigen, wie hoch er über Sborowski stehe, den er überall verfolgte, in der Hoffnung Octavia zu sehen, um ihr Vorwürfe darüber zu machen, daß sie, gekränkt durch seine scheinbare Untreue, so rasch sich entschlossen hatte, die Gattin eines Mannes zu werden, den sie nicht liebte und auch nicht lieben konnte und sie zugleich zu überzeugen, daß, obgleich er gezwungen gewesen sei, den Willen seines Zaaren zu erfüllen, er demohngeachtet Diejenige ewig lieben werde, der seine Hand zuerst versprochen worden war. Victoria wünschte sehnlichst das Bild des Fürsten Skopin zu sehen und da sie bemerkt hatte, daß Octavia ein kleines Kästchen, das sie bei sich führte, immer selbst verschloß, nahm sie sich vor, es koste auch was es wolle, ihre Neugierde zu befriedigen. Sie war eben im Begriff, den Schlüssel desselben zu suchen, als sie Kanonenschüsse hörte. Sie eilte ans Fenster nnd ihr Herz erstarrte; als sie die Feuerschlünde blitzen sah, konnte sie nicht länger zweifeln, daß die Bewohner des Klosters entschlossen wären, den Sturm mit allen Kräften abzuwehren.

Octavia erwachte und rief weinend ihre Freundin zu sich. Victoria sagte ihr, daß der Sturm begonnen habe, versicherte ihr aber zugleich, daß für sie keine Gefahr vorhanden sei. Octavia wurde dadurch beruhigt und erinnerte sich, wie sie sich ihrer Furchtlosigkeit gerühmt hatte, und damit die Sieger an ihrer unerschütterlichen Festigkeit nicht zweifeln sollten, wollte sie sie in ihrem reichsten Anzuge empfangen. Sie drang daher auch in Victoria das schwarze Kleid, das sie trug, abzulegen, und indem sie ihre Kammermädchen herbeirief, verglich sie diese Nacht mit denen, die sie fröhlich in Polen und später in Moskwa verlebt hatte. Plötzlich er-

blickte sie im Spiegel ein blasses, verstörtes Gesicht; sie stieß einen Schrei aus, wendete sich um und erblickte Masowetzki.

Wie habt Ihr Euch bei uns eingeschlichen?" fragte ihn Octavia mit Unwillen; „wer erlaubte Euch unangemeldet vor mir zu erscheinen?"

Der Greis warf einen Blick auf den mit Lichtern umstellten Spiegel und auf den reichen Putz Octavias; seine Wange war bleich und sein Blick starr und traurig. Octavia war nahe daran zu glauben, der bekümmerte Vater Sigismund's sei erschlagen und sie sähe nur seinen Schatten. Victoria zitterte in Erwartung schlimmer Nachrichten.

„Als ich Euer lautes Gespräch hörte, Panna Sborowska," sagte endlich Masowetzki, „entschloß ich mich, ohne Eure Erlaubniß einzutreten, und freue mich es gethan zu haben. Wenn mein unerwartetes Erscheinen Euch schon so überraschte, so würde die Ankunft Eures Gatten Euch noch mehr erschreckt haben. Ihr werdet ihn bald sehen, aber nicht auf den Trümmern des Klosters. Panna Taliska tragt diese Lichter fort, und entkleidet Eure Freundin ihres kostbaren Putzes; ihre Hoffnungen sind nicht in Erfüllung gegangen: Pan Sborowski erschlug — — — nur ein Weib, und verlor seine besten Truppen."

Lärmend öffneten sich die Thüren, und Sborowski stürzte wie ein Wahnsinniger in's Zimmer; sein Gesicht war mit Blut bespritzt, die glänzende Rüstnng war nicht mehr zu erkennen. Er bemerkte Octavia nicht, die mit den Händen vor der Brust und kaum athmend vor dem Spiegel stand, erblickte aber, als er sich auf's Sopha warf, den alten Masowetzki.

„Du warst es", rief er zornig aus, „der mir Unglück und Verderben prophezeihte! Entweder verstehst Du Zauber-

Künste wie unsere Feinde, oder Du unterrichtest sie von unserem Vorhaben!"

„Gott verzeih' es Dir, daß Du einen alten Mann so kränkest, der Dich herzlich bemitleidet," antwortete Masowetzki; „doch ich zürne Dir nicht; ich begreife Deine Lage!"

Vor der Thür hörte man Gelächter und Sapieha trat mit Lissowski ins Zimmer, Beide in Folge eines Trinkgelages erhitzt und mit rothen Gesichtern.

Der Usurpator, den die glücklichen Erfolge des Fürsten Michailo in Furcht setzten, hatte an Sapieha, welcher das Kloster belagerte, geschrieben, die Belagerung aufzuheben und der durch die Schweden verstärkten russischen Armee entgegenzuziehn. Der Hetmann wußte, daß die geringste Verzögerung verderbliche Folgen haben konnte; aber mit so großer Ungeduld er es auch wünschte, sich mit dem tapfern Neffen des Zaaren Wassili zu schlagen, so konnte er doch bei den höhnischen Reden Sborowski's nicht gleichgültig bleiben, der Jederman den Vorwurf machte, daß man selbst den Mönchen das Recht gegeben habe, die Belagerer zu verachten nnd er willigte daher in die Bestürmung des Klosters. Aber obgleich er Sborowski Truppen dazu gab, wollte er für seine Person durchaus kein Theilnehmer bei diesem Angriff sein, und überließ dem Polen den ganzen Ruhm eines glücklichen Erfolges, oder er hoffte vielmehr, ihn für seine Anmaßung hart gezüchtigt zu sehen. Lissowski beschloß, Sapieha's Beispiel zu folgen und diese beiden erfahrenen und tapferen Krieger waren zum erstenmal in ihrem Leben müssige Zeugen bei einem Sturme, dessen Gelingen für alle so höchst wichtig werden mußte.

Als Sborowski die Wojewoden erblickte, die er vorher so sehr verhöhnt hatte, bedeckte er mit einem Schrei der Verzweiflung sein Gesicht mit beiden Händen.

„Wir hörten von Deiner Rückkehr, Pan Alexander“, sagte Sapieha zu ihm, „und sind gekommen Dir Glück zu wünschen, da wir nicht zweifeln, daß Du, mit Recht mißvergnügt über unser Unglück, unsere Schmach ausgeglichen, und dieses Kloster, vor welchem wir schon einen Theil unserer Truppen umsonst geopfert haben, bis auf den Grund zerstört hast.“

„Ganz Polen wird Deine Heldenthaten bewundern,“ fügte Lissowski hinzu, indem er sich tief verbeugte, „und gewiß werden Deine Soldaten die gemachte Beute in ihrem Leben nicht verzehren können.“

Sborowski schwieg, aber man sah es ihm an, wie sehr er litt. Sapieha hatte Mitleid mit ihm, der unbarmherzige Lissowski aber fuhr fort, Sborowski's frühere Vorwürfe und prahlerische Verheißungen herzuzählen. Sein giftiger Spott und seine verächtlichen Blicke gaben jedoch dem unglücklichen Heerführer seine Geistesgegenwart zurück.

„Thut was Ihr wollt,“ rief Sborowski aus, indem er vor Sapieha trat, ich meinerseits bleibe um keinen Preis hier und morgen führe ich meine Truppen mit Euch dem Fürsten Skopin entgegen. Ich will mich wegen Twer und wegen des Klosters an ihm rächen; ich will das Glück zwingen zu unsern Fahnen zurückzukehren!“

Sapieha umarmte ihn, hocherfreut über seinen Muth und seinen Eifer.

„Nun, Bruder,“ sagte Lissowski, „jetzt hast Du Dich wohl überzeugt, daß nicht Raben, sondern Bären hinter diesen Mauern hausen. Aber laßt die Neckereien unter uns aufhören; besser ist es, wir beweisen vereint unsere Tapferkeit gegen den gemeinschaftlichen Feind. Möge dieses behexte Nest belagern, wer da will; auf freiem Felde wollen wir unsern frühern Ruhm uns wieder erkämpfen.“

Er reichte Sborowski die Hand; dieser wies sie nicht zurück und alle Polen wiederholten das Gelübde Sko-

pin's Heer und mit ihm alle Hoffnungen der Russen zu vernichten.

„Was aber soll aus uns werden?" fragte Victoria, die ihre Freundin nicht aus den Augen ließ, welche unbeweglich dastand, als überlegte sie einen wichtigen Plan.

„Octavia," sagte Sborowski, „ich werde Befehl geben, Dich nach Tuschino zu geleiten. . ."

„Nein, nein," fiel ihm Octavia in die Rede, „um keinen Preis will ich hören, wie das Tuschino'sche Zaarlein Dein Unglück bespötteln wird."

„Nun so bleiben wir beisammen," war des Gatten Antwort.

„Das ist auch mein Wunsch," versetzte Octavia und schlug, als ein rascher Blick Sapieha's sie traf, die Augen nieder, erhob sie aber sogleich wieder und sah ihm dreist in's Gesicht. „Unter so außerordentlichen Umständen," fuhr sie fort, „ist es für eine Frau am schicklichsten, sich von ihrem Gatten nicht zu trennen."

„Jetzt bin ich unbesiegbar!" rief Sborowski voll Entzücken aus.

Octavia grüßte Alle und sagte, indem sie mit Victoria das Zimmer verließ, sie wolle sich mit den Anstalten zur Abreise beschäftigen.

Drittes Kapitel.

Die weite Ebene, auf welcher sich jetzt das Mönchskloster ersten Ranges zum heiligen Makarius befindet, sowie nahe dabei die Stadt Koläsin, war ohnegeachtet des nicht weit davon entfernten Kaschin, welches einst ein besonderes Fürstenthum bildete, bis zur Hälfte des 15. Jahrhunderts eine, nur von den benachbarten Einwohnern, bisweilen besuchte Wüste. Unter der Regierung des Zaaren Wassili Iwanowitsch des Grausamen entsagte der Edelmann Matwei Koshin, nachdem er im Laufe von drei Jahren seine Aeltern und seine zärtlich geliebte Gattin verloren, der Welt, wurde Mönch unter dem Namen Makar und bezog als Einsiedler eine völlig unbewohnte Gegend, wo er sein Leben mit Arbeit und Gebet zubrachte. Bald wurde er der Trostengel vieler armer und unglücklicher Menschen und erwarb sich allgemeine Liebe. Der Besitzer des Landes, auf welchem der Einsiedler mit eigenen Händen sich eine kleine Zelle erbaut hatte, Namens Koläga, faßte aus Besorgniß, daß anstatt der Zelle vielleicht ein Kloster, welches ihm sehr zur Last fallen könnte, erbaut werden möchte, den Entschluß, den frommen Greis zu ermorden. Kaum hatte er jedoch diesen Gedanken gefaßt, als er schwer erkrankte und, weil er dies für eine Folge göttlichen Zornes hielt, dem Eremiten Alles bekannte. Die Frömmigkeit und Milde des Letzteren rührte ihn dergestalt, daß er ihn bat, ihn als seinen Jünger aufzunehmen, und ihn zugleich in Besitz seiner ganzen Habe setzte. Ein Theil desselben wurde zu wohlthätigen Zwecken und der Rest zur Erbauung des Troitzkischen Klosters verwendet.

Der vom Twerschen Bischofe Moises zum Abt des Klosters ernannte Makar erreichte ein hohes Alter. 38 Jahre nach seinem Tode, am 26. Juni 1521, wurden seine

unverwesten Ueberreste gesammelt und als allgemein verehrte Reliquien aufbewahrt. Dieses Kloster, das früher schon reich war, gehört auch jetzt noch zu den bedeutendsten des Landes. Leider aber ist keines der ursprünglichen Gebäude mehr vorhanden, und nur aus Traditionen weiß man, wie es bis zum Jahre 1610 ausgesehen hat, wo es von den Polen zerstört wurde.

Einige Monate vor diesem beklagenswerthen Ereignisse, ungefähr in der Mitte des August, sah man eines Morgens um die nicht hohen, aber ziemlich starken Klostermauern und an den Ufern des daran stoßenden See's eine Menge Truppen versammelt. Einige tränkten ihre Pferde; andere reinigten Waffen: mehrere unterhielten sich von den Siegen, die sie aus dem verödeten Nowgorod in das schöne von der mächtigen Wolga bewässerte Land geführt hatten. Aus ihrer Kleidung und Aussprache konnte man sogleich errathen, daß sie aus verschiedenen, von einander entfernten Provinzen herstammten; jedoch konnte man eben so wenig daran zweifeln, daß ein und derselbe Geist sie beseelte. Mit Begeisterung sprachen sie von ihrem Heerführer und wußten selbst nicht, was ihnen mehr am Herzen lag, das Wohl ihres Vaterlandes oder die Zufriedenheit des Fürsten Skopin-Schuiski. Unter diesen Soldaten in gemeinen Bauernröcken sah man wohl bewaffnete Ausländer, deren Betragen und Bewegungen unendlich mehr Uebung im Kriegshandwerk zeigten. Ueberzeugt, daß ohne ihre Hülfe Rußland untergehen müsse, sahen sie mit Stolz auf ihre Gefährten herab, ohne zu ahnen, daß ihre besten Provinzen von den Nachkommen dieser kräftigen und kühnen Männer erobert werden würden, die nur eines genialen Herrschers bedurften, um die Welt in Erstaunen zu setzen. Die Schweden konnten sich der Verwunderung nicht erwehren, wie leicht ihre Verbündeten sich ihre Kenntnisse aneigneten, während sie selbst nur mit Mühe einige russische Worte, und zwar so schlecht aussprachen, daß sie sich kaum verständlich machen konnten. Aber die allgemeine Achtung

vor dem Fürsten Michailo verhinderte jeden ernsten Zwist, und ohngeachtet des damaligen angebornen Widerwillens gegen Ausländer gingen die Russen aus Rücksicht für ihren angebeteten Heerführer freundschaftlich mit ihnen um.

Auf Befehl des Abts warfen die Klosterdiener von den innerhalb den Mauern angeblich noch vom heiligen Makar selbst gepflanzten Aepfelbäumen den Soldaten reife Früchte zu. Diese belustigten sich damit, ohne daran zu denken, daß, sobald der auf Kundschaft ausgesandte Bote zurückkehre, sie sich zur blutigen Schlacht bereiten müßten; sie hofften auf Gottes Barmherzigkeit, auf den Beistand der Heiligen und auf das Glück und die Klugheit ihres jungen Anführers, ohne durch unnütze Grübeleien ihren Genuß zu stören und ihren guten Muth zu schwächen. Nur ein Deßätnik (Befehlshaber von 10 Mann), den ein Traum der letzten Nacht beunruhigte, sah beständig die Straße entlang, auf welcher man den Boten erwartete. Auch war er es, der zuerst in der Ferne eine Staubwolke erblickte, und bald darauf in dem Ankommenden zu seinem großen Erstaunen den Wojewoden Golowin erkannte. Die volle Mähne und der lange Schweif seines Rosses wehten durch die Lüfte wie ein schwarzes Banner, und die Spur des erhitzten Thieres war mit Blut bezeichnet, das seinen heftig gespornten Seiten entfloß. Ueberzeugt, daß Golowin nicht ohne wichtigen Grund die Truppen-Abtheilung verlassen hatte, mit welcher er am Ufer des in die Wolga strömenden Shabna-Flusses stand, eilte der Deßätnik sogleich in's Kloster, ohne seine Kameraden abzuwarten.

„Gott selbst hat Dich hergesandt!" rief Tischin seinem Freunde Golowin zu, dem er entgegen geeilt war, „Du allein kannst den Fürsten Michailo retten. . ."

„Ich ihn retten? ich allein? Und ich kam doch nur zufällig! Um Gotteswillen, Pawel Petrowitsch, was ist vorgefallen? was hinderte Dich nach mir zu senden?" rief Golowin sich nach allen Seiten umsehend.

Die verschiedenen Befehlshaber der Truppen gingen ruhig im Kloster umher; in den vom Fürsten bewohnten Zellen war alles still, nichts deutete auf die geringste Unruhe. Golowin glaubte fest, sein reizbarer junger Freund habe in Folge der Anstrengungen und Sorgen einen Anfall von hitzigem Fieber bekommen; aber Tischin's Hände waren kalt, in seinen Augen las man keine Fieberhitze, auf seinem bleichen Antlitz malte sich nur heftiger, quälender Kummer. Golowin wurde von tödtlicher Angst ergriffen; er konnte keinen Schritt vorwärts thun, und seinen Blick nicht von Tischin abwenden, der wie eine furchtbare Erscheinung plötzlich seine freudigen Hoffnungen vernichtete und ihn vergessen ließ, weshalb er zurückgekehrt war.

So verging eine Minute und eine zweite, und doch konnte von dieser ein ganzes Leben abhängen. In der Kirche wurde ein Gesang angestimmt; Golowin bekreuzigte sich und in seinen Augen zeigten sich Thränen; er erschrack vor einem Kleinmuth, welcher Dem Gefahr bringen konnte, der allein das Vaterland und den Thron schützte und den Russen Liebe zum Ruhm und zur Tugend einflößte. Er fragte Tischin, welches Unglück seinem Schwager drohe, und wodurch er dasselbe von ihm abwenden könne.

„Vor etwas länger als einer Stunde," gab ihm Jener zur Antwort, „erhielt Fürst Michailo die Nachricht, daß die gewissenlosen Verbündeten, von deren Geldgier und Neigung zum Abfall wir schon viele Beweise haben, wieder nach ihren Grenzen zurückgekehrt seien. De la Gardie ging mit ihnen und äußerte, er werde uns seine Truppen nicht eher wieder zuführen, als bis man ihm Kexholm ausliefere. Der Fürst meint, es sei keine Zeit dazu, den Willen des Zaaren darüber einzuholen, und er will auf eigene Gefahr die Stadt räumen; man beschäftigt sich bereits mit Ausfertigung des Vertrages."

„Gott im Himmel!" rief Golowin aus, „er stürzt sich ins Verderben!" ...,

„Ach,“ unterbrach ihn Tischin, „er denkt nie an sich selbst, hört weder auf Bitten noch auf Vorstellungen und will es nicht glauben, daß er des allgemeinen Bestens wegen auch für sich Sorgen tragen muß! Du bist sein Schwager, Semen Wassiljewitsch, Du kannst ihm ohne Scheu Deine Meinung sagen; suche ihn zu überzeugen, wie sehr er den Zaar erzürnen würde. wenn er ohne sein Wissen in einer solchen Angelegenheit entschiede. Du weißt es wie argwöhnisch der Zaar und wie neidisch und boshaft Fürst Dimitri ist; es macht ihm Freude, wenn er Jemanden anschwärzen kann, und am meisten wenn von seinem Neffen die Rede ist.“

„Wahr, sehr wahr,“ erwiederte Golowin bekümmert und ging dann mit schnellen Schritten auf ein steinernes Gebäude zu, um welches sich Haufen von Mönchen und Soldaten versammelt hatten, die sich über die unerwartete Ankunft des Wojewoden besprachen, dessen nachdenkende und finstere Miene ihnen keine guten Nachrichten zu verkünden schienen.

Dem erhaltenen strengen Befehl zufolge wollten die Wachen den Wojewoden nicht in das Zimmer lassen, in welchem der Fürst beschäftigt war. Der Abt Kornilji, der an allen Berathschlagungen Theil nahm, öffnete jedoch, als er Geräusch hörte, die Thür und da er den Schwager des Fürsten erkannte, bat er ihn einzutreten. Fürst Michailo war beschäftigt, den ihm vorgelegten Vertrag durchzulesen und sorgfältig zu prüfen. Neben ihm saß der General Some, der sich mit einer schwedischen Truppen-Abtheilung in Koläsin befand, und an seiner andern Seite der Sekretär des Königs von Schweden, Karl Olofsson. Der Letztere war ein kleiner, hagerer Mann, mit bleichem, widrigem Gesicht, in dessen Augen nichts von dem Scharfblick und dem durchdringenden Vorstande, womit er sich für reich begabt hielt, zu lesen war. Uebrigens wurden nicht sehr scharfsichtige Leute durch sein ungewöhnliches Gedächtniß, sein Bestreben Alles zu erfahren, was an den verschiedenen Höfen vorging, und

besonders durch seine Geschicklichkeit, von den Anstrengungen Anderer Nutzen zu ziehen, veranlaßt, ihm seltene Eigenschaften zuzuschreiben, und Mancher rühmte sogar seine Uneigennützigkeit, weil man ihn nur mit Summen erkaufen konnte, die so hoch waren, daß nur Wenige sie zu bieten vermochten.

Während der General Some, der dem Fürsten Skopin so sehr zugethan war, daß er ihn nur ungern verlassen wollte, in ihn drang, nach dem Wiburger Vertrage — der jedoch, um nicht das Murren des Volkes zu erregen, für's Erste noch geheim bleiben sollte, — die Stadt den Schweden zu überliefern, lächelte Olofsson hinterlistig, denn es schmeichelte ihm, daß der Graf de la Gardie seiner Einflüsterung zufolge die augenblickliche Uebergabe Kexholm's verlangt hatte. Er kannte den mißtrauischen Charakter des Zaaren und den Haß seines von ihm geliebten Bruders gegen seinen Neffen, dessen außerordentliche Eigenschaften Jedermann in Erstaunen setzten, und da er sehr wohl fühlte, daß mit einem solchen Anführer die Russen bald furchtbare Nachbarn werden könnten, sah er mit boshafter Freude voraus, daß der Zaar gegen seinen jungen Verwandten eben so sehr in Zorn gerathen werde, wenn er den Beistand der Schweden verlor, als wenn er aus eigenem Antriebe die geheimen Bedingungen des Wiburger Vertrages erfüllte. Die Sicherheit Schwedens, meinte er, hinge von der Ohnmacht Rußland's ab, und treue Söhne des Vaterlandes müßten auf alle Weise seine innere Zwietracht befördern.

„Fürst Michailo Wassiljewitsch," sagte Golowin, „ich habe Deiner Gnaden wichtige Nachrichten überreicht, und muß unverzüglich allein mit Dir sprechen."

Indem der Fürst seine baldige Zurückkunft versprach, trat er mit seinem Schwager in ein anderes Zimmer. Tischin folgte ihnen.

„Was hast Du von den Polen gehört, Bruder Senen?" fragte der Fürst.

„Zuvor erlaube mir die Frage, ob es gegründet ist, daß Du Kexholm ohne des Zaaren Vorwissen ausliefern willst?“

„Du sollst sogleich von Allem unterrichtet werden, nur beantworte zuerst meine Fragen. Stehen die Polen weit von hier? sind sie stark? wer ist ihr Anführer?

„Die Polen stehen in Pirogo, es sind mehr als 20,000 Mann, Sapieha, Lessowski, Sborowski und Sarutzki haben geschworen, für Deine glücklichen Erfolge Rache zu nehmen.“

„Pawel“ rief der Fürst, „gieb Befehl, daß die Truppen sich schlagfertig halten!“

„Die russischen?“ fragte Tischin, unverwandt auf den Fürsten blickend, als hoffe er mit seinen sprechenden Blicken dessen Unbeugsamkeit zu besiegen.

„Die Russen und die Schweden,“ erwiederte der Fürst mit festem Tone.

„Wozu brauchst Du Miethlinge?“ rief Tischin; „wir sind Alle bereit für Dich zu sterben! Mit Dir werden wir Alle stark sein; ohne Dich werden auch die Ausländer unser theures Vaterland nicht retten!“

„Ich begreife Deine Gefühle, und schätze sie hoch,“ fügte Golowin hinzu; „aber, liebster Bruder, die feurige Jugend thut nicht immer gut daran, sich selbst aufzuopfern. Erkaufe eine unzuverlässige Hülfe nicht zu theuer!“

„Und doch ist sie uns unentbehrlich,“ fiel der Fürst ihm in's Wort. „Mich dünkt meine Freunde, Ihr habt es Beide gesehen, wie noch unlängst unsere von Eifer beseelten Truppen mit den Waffen nicht umzugehen wußten; jetzt fürchte ich mich nicht, mit ihnen einer doppelten Zahl von Feinden entgegen zu gehen. Dies verdanke ich dem General Some und seinen Offizieren, und für Nichts in der Welt trenne ich mich freiwillig von ihnen, bis wir ein mächtiges

und gut eingeübtes Heer haben. Geh Pawel und vollziehe, was ich Dir befohlen habe. Schenkt Gott uns Sieg, so sende ich Dich mit dem Bericht an den Zaar und Du selbst sollst ihm meinen Vertrag mit dem Secretär des Königs von Schweden überbringen."

Eine kaum bemerkliche Steigerung der Stimme und eine ihm bekannte Bewegung mit dem Arme erinnerte Tischin, daß er nicht lange seinem Freunde wiedersprechen dürfe, der zwar nicht Alle gleich liebte, aber gegen Alle gleich gerecht war, weshalb auch Jeder seinen Willen mit Eifer vollzog und es Niemandem einfiel, seine Milde und Herablassung zu mißbrauchen.

Schwer aufseufzend verbeugte sich Tischin und ging hinaus. Golowin stand an die Wand gelehnt.

„Weshalb bist Du so mürrisch, lieber Bruder?" fragte ihn Fürst Michailo; „was beunruhigt Dich? Was habe ich zu fürchten, daß ich das Beste des Zaaren und des Vaterlandes mit unablässiger Sorgfalt im Auge habe?"

„Neid, Verleumdung!" rief Golowin, der schon alle Hoffnung verloren hatte, den Fürsten von seinen Plänen abzubringen, aber unvermögend war es zu verbergen, daß er sich auf die Reinheit seiner Absichten nicht zu sehr verlassen solle. „Obgleich Du mir nicht mitgetheilt hast," fuhr er fort, „daß man schon vor Deiner Abreise nach Nowgorod versucht hat, Dich beim Zaar zu verleumden, so weiß ich doch schon längst, daß Fürst Dimitri Iwanowitsch Dir nicht wohl will. Du bist ihm ein Dorn im Auge, er sähe es gern, wenn Du gar nicht in der Welt wärest, oder wenigstens daß der Zaar Deines Namens nicht gedächte. Du hast wahrlich keinen Grund, einen solchen Verwandten zu lieben und zu ehren, und dennoch bereitest Du ihm eine große Freude, und allen guten Bürgern bittere Thränen!"

Fürst Michailo veränderte die Farbe, richtete seine

Blicke aber gen Himmel und gewann seine erhabene Charakterfestigkeit wieder.

„Nein," rief er, ich darf und will nicht glauben, daß der Zaar Jemanden nicht nach seinen Thaten, sondern nach fremden Einflüsterungen beurtheilen sollte. Wie kann er an meiner Ergebenheit zweifeln? Sei ruhig, Bruder, der Zaar wird meinen Entschluß gewiß billigen, er liebt sein Vaterland aufrichtig."

„Es ist nicht genug, daß er es liebt, er muß sich auch mehr darum bekümmern! Wenn man sein Vertrauen zu einem von Jederman verachteten Bruder bedenkt, so muß man unwillkührlich glauben, daß ihm Familienvortheile theurer sind, als das Wohl des Vaterlandes. Wäre dieses nicht, so würde ich der erste sein, Dich zu überreden den Schweden Kexholm abzutreten; unter den obwaltenden Umständen aber werden Deine Feinde ihm versichern, daß Du mit verbrecherischen Anschlägen umgehst . . ."

„Genug, genug," erwiederte der Fürst; „die Zeit vergeht, die Polen sind nahe, de la Gardie will uns verlassen, ich muß der Sache ein Ende machen!"

Golowin warf sich zu den Füßen des Fürsten und flehte ihn an, noch zu warten und an seine Gattin zu denken, die sein Verderben nicht überleben würde.

Tief ergriffen hob der Fürst seinen Schwager auf, umarmte ihn herzlich, und bat ihn, sich keinen trüben Ahnungen zu überlassen. Golowin drang jetzt darauf ihn nach Moskwa zu senden, um den Zaar von Allem zu unterrichten, aber der Fürst versicherte ihm, daß die Umstände eine solche Verzögerung nicht erlaubten. Rasch öffnete Golowin die Thür und rief den Abt herbei, den er zu überzeugen hoffte, daß der Fürst aus eigener Macht Kexholm nicht ausliefern dürfe. Der Geistliche unterbrach ihn bei den ersten Worten und erklärte, daß er Alles wisse und den Fürsten von seinem Vor-

haben nicht abzuhalten wage, sondern ihm vielmehr seinen Segen zu einem Entschlusse ertheilte, den er zum Besten des Vaterlandes und mit Hintenansetzung aller persönlichen Rücksichten gefaßt habe.

Nachdem der Fürst den Segen des Mönchs empfangen, kehrte er in das Zimmer zurück, wo die Schweden ihn erwarteten. General Some entwarf einen Plan zur Schlacht; Olofsson erkundigte sich über den Weg nach Kexholm bei dem Wojewoden Tschulkow, den Fürst Michailo absenden wollte, um die Stadt ihm selbst oder demjenigen, den der König von Schweden dazu ernennen würde, zu übergeben. Als der Fürst den Vertrag unterzeichnet hatte, empfing Olofsson ihn ehrfurchtsvoll und überreichte dagegen eine von ihm abgefaßte Schrift, welcher zufolge Graf de la Gardie mit allen verbündeten Truppen unverzüglich in Koläsin eintreffen und sich zur Verfügung des Fürsten Skopin Schuiski stellen sollte. Der General Some umarmte, vor Freuden fast außer sich, den Fürsten, stieß mit seinem Säbel auf die Diele und versicherte, es sei nun die Zeit gekommen, blutige Rache an den Polen zu nehmen.

„Lebe wohl, Fürst Michailo!“ rief Golowin; „ich eile dem Feinde entgegen! Alles was ich gesehen habe, verdoppelt meine Liebe für das Vaterland und meine Ergebenheit für Dich!“

Der Abt blickte gen Himmel; sein heiteres Antlitz trübte sich plötzlich und düstere Ahnungen bemächtigten sich seines Gemüths. Mit Entsetzen dachte er daran, daß er, ein gebrechlicher schwacher Greis den kräftigen Jüngling überleben und daß der frühe Tod des Fürsten Rußland neue Wunden schlagen könnte. Er eilte in die Kirche um sein belastetes Herz durch frommes Gebet zu erleichtern; ihm folgte bald darauf der Fürst, um sich von dort in den Kampf zu begeben, als plötzlich dumpfe Töne das Gebet der Geistlichen unterbrachen.

„Es donnert!" sagte ein alter Mönch, indem er eine dicke Kerze vor einem silbernen Heiligenbilde anzündete.

„Das ist kein Donner," rief der Fürst, „das ist Kanonenfeuer! der Kampf hat begonnen."

Er blickte sich in dem geräumigen, düstern Tempel um und überlegte, daß dieses feste Gebäude im äußersten Falle den Russen als Zufluchtsort dienen und den Feinden ein Grab werden könne. Die Mönche blickten ihn mit Staunen und Ehrfurcht an. Anstatt des sanften freundlichen Jünglings, wie sie ihn zeither gekannt hatten, stand vor ihnen ein Krieger, majestätisch wie ein Herrscher, unerschütterlich wie das Schicksal, drohend wie ein zürnender Gott; seine Flammenblicke schienen die geheimsten Gedanken zu durchdringen; Schönheit der Züge, Bewegung und Stimme: Alles verrieth den unsterblichen, gottähnlichen, mit allen menschlichen Vollkommenheiten begabten Helden. Seine Umgebung war geneigt, ihn für einen Verkünder des göttlichen Willens zu halten und seine Knie zu umfangen; Alle standen unbeweglich, und konnten den Blick von der hinreißenden Erscheinung nicht losreißen.

Der Abt brachte dem Fürsten das Kreuz; dieser küßte es mit tiefem Gefühl und als er sich darauf den Seinigen zeigte, ertönte die weite Ebene von Freudengeschrei. Die Truppen wußten es, daß der Feind an Zahl doppelt so stark war, als sie, aber sie zweifelten nicht am Siege, als sie ihren Fürsten erblickten. Er mischte sich unter sie, und die Mönche kehrten, nachdem sie ihn bis zum Thore des Klosters begleitet hatten, in die Kirche zurück. Nur zwei von ihnen, welche jünger waren, bestiegen den Glockenthurm, konnten aber bald die entfernten Gegenstände nicht mehr unterscheiden; der Pulverdampf hüllte Alles in einen undurchdringlichen Schleier.

Der Heldenthaten der Vertheidiger des Troitzki'schen Klosters ungeachtet, glaubten die Polen noch immer nicht,

daß die Russen in der Kriegskunst ihnen gleichkommen, und an Tapferkeit sie übertreffen könnten. Der männliche Widerstand des Vordertreffens setzte sie in Erstaunen und besonders den Pan Sborowski, der in seinem Eigendünkel und Leichtsinne es zugegeben hatte, daß seine Gemahlin der Schlacht beiwohnte. Ihr Wagen stand im Angesicht der Truppen, deren heftiger Angriff mit Verlust zurückgeschlagen wurde. Vergebens drang die sie begleitende Victoria Taliska darauf, daß sie sich entfernen sollte; Octavia antwortete mit Heftigkeit, sie habe sich nicht deshalb entschlossen ihrem Gatten zu folgen, um im Angesichte Aller zaghaft zu erscheinen.

Einem früher ertheilten Befehl zufolge, zogen die Russen sich an den Shabna-Fluß zurück; mit lautem Hurrah verfolgten die Polen den Heerhaufen, der plötzlich vor ihren Augen auseinander stob, wie eine Heerde schüchterner wehrloser Vögel vor mächtigen Geiern. Octavia erhielt sogleich Bericht über diesen scheinbaren Sieg und belohnte den Boten mit einem kostbaren Ringe. Weder Zärtlichkeit für den Gatten, noch Liebe zum Vaterlande bewogen sie zu solcher Freigebigkeit; ihr Herz glühte vor Rache, sie kannte keinen größern Wunsch, als den Mann gedemüthigt zu sehn, der sich einst erdreistet hatte, ihre Hand zurückzuweisen und dessen ruhmgekrönter Name sie überall verfolgte, wie ein beißender Spott, wie ein bitterer Vorwurf. Der Gedanke, daß man sie der Liebe des Helden unwürdig halten oder unter Polen und Russen die Meinung herrschen könne, daß Otrepjew auf dringendes Ansuchen ihres Vaters den Fürsten Skopin habe zwingen wollen, sie zu heirathen, quälte ihr stolzes Herz auf das lebhafteste. Um zu zeigen, daß sie diesem Plane fremd sei, suchte Octavia, mit seltener Beständigkeit und bezaubernder Gewandtheit einen Landsmann zu fesseln, der unter den Anhängern des Pseudo-Zaaren eine ziemlich bedeutende Rolle spielte, damit, wenn er ihr Gatte wurde, sie hoffen konnte, daß ihre mit Glanz vollzogene Ver-

mählung, sogleich in Moskwa bekannt würde. Prächtige Feste, reiche Geschenke, und die gute Aufnahme am Tuschinoschen Hofe milderten eine Zeit lang ihr gekränktes Gefühl; aber sie konnte ihren Gatten von seinen lärmenden Trinkgelagen nicht abhalten und sie floh ihn oft mit Abscheu, wenn er von Wein berauscht die reizende Gemalin umarmen wollte, die ihn, wie er sich rühmte, dem Neffen des Moscowischen Zaaren vorgezogen hatte.

Als die Nachricht eintraf, daß Pan Sborowski bei Twer vom Fürsten Skopin geschlagen worden, war es Octavia als ob ein glühender Stahl ihr Herz durchbohrte und ihre lebhafte Einbildungskraft überließ sich unaufhaltsam den quälendsten Vorstellungen. Sie sah im Gedanken die stolze spottende Miene des jungen Siegers beim Anblick des Gegners, durch dessen Besitz Panna Ratomska seinen Verlust zu ersetzen gehofft hatte, wie er aus Haß gegen sie ihres Gatten Namen habe beschimpfen wollen, und wie alle Diejenigen, die ihr zu gefallen strebten und deren Gefühle sie verspottete, mit Freuden die Niederlage ihres Gemahls erfahren würden. Unfähig die rohen Bemerkungen des Pseudo-Zaaren und die mürrische Laune Marina's länger zu ertragen, beschloß Octavia Tuschino zu verlassen. Sie hoffte durch ihre Gegenwart die entmuthigten Truppen neu zu beleben und in Sborowski selbst das eifrige Bestreben zu wecken, seine Schmach wieder gut zu machen. Der unglückliche Versuch, das Kloster zu erobern, hatte sie nicht sehr bekümmert. Die Vernichtung der Mönche, war nicht das, was sie wollte, sondern die Demüthigung des Fürsten Skopin; sie glaubte vollkommen glücklich zu sein, wenn sein Schicksal von ihr abhinge, und sie ihn entweder dem falschen Dimitri ausliefern, oder als Geißel nach Polen schicken könnte. Sie war überzeugt, daß der Augenblick, wo sie den Fürsten Schuiski, von Schaam und Kummer niedergedrückt, vor sich sehen würde, sie für Alles entschädigen und sowohl ihren Ehrgeiz als ihre süßesten Hoffnungen befriedigen müsse.

Das fliehende russische Heer wandte sich plötzlich seitwärts, und drängte den Feind auf das morastige Ufer eines Flusses. Die Wojewoden Golowin, Fürst Barätinski, Sherebzow und Walujew vereinten ihre Truppen und der wilde Jubel der Polen verwandelte sich bald in Flüche und Verwünschungen. Voll Verzweiflung drängte Einer den Andern vorwärts; vergeblich aber war die Hoffnung, sich über den Leichnam seines Kameraden aus einer Niederlage zu retten, die eben so verderblich, für die Reiterei als für das Fußvolk wurde.

Als Fürst Michailo den ausgezeichnetsten unter den feindlichen Anführern, Pan Sapieha, auf sich zusprengen sah, warf er einen flüchtigen Blick auf die demselben folgenden, nach Blut lechzenden Polen, und verlor seine Fassung nicht, als er bemerkte, daß er selbst der Gegenstand ihrer besondern Aufmerksamkeit sei. In der That hatten einige von ihnen, bekannt wegen ihrer Kühnheit und Stärke, sich vorgenommen, ihre Wuth an dem Fürsten zu kühlen, indem sie sehr richtig schlossen, daß sein Tod oder seine Gefangennehmung den Erfolg der Schlacht am sichersten verbürgen würde. In der Ueberzeugung einen reichen Lohn vom Pseudo-Zaaren zu erhalten, sprengte ein junger rothwangiger Rittmeister auf Tischin zu. Als der Fürst über dem Haupte seines Freundes einen breiten Säbel blinken sah, jagte er die Gegner auseinander, wie ein Blitz drohende Wolken auseinandersprengt. Der wilde Pole mit den Zähnen knirschend, wollte den Feind niederhauen, der ihm seiner Meinung nach, Glück und Hoheit entriß; als er aber dessen Blicken begegnete, sah er bestürzt seinen Irrthum ein und bemühte sich umsonst ein trauriges Vorgefühl zu unterdrücken. Muthig raffte er jedoch seinen Säbel auf, mußte ihn aber sogleich wieder fallen lassen; ein Blutstrom entquoll seiner durchbohrten Brust und er mußte sich mit beiden Händen am Sattel festhalten, während der Sieger sich seinen Weg über die Leichname seiner Landsleute bahnte.

„So gelangt also doch Niemand zum Besitz dessen, was ich nicht erreichen konnte!“ rief er aus, und ein höllisches Lächeln überzog seine erbleichenden Lippen.

Das Blutbad war fürchterlich; von beiden Seiten schlug man sich mit gleicher Erbitterung. Die Polen hatten es für unumgänglich nöthig gehalten, den neu erwachten Heldenmuth der Russen gleich im Anfange zu unterdrücken und diese konnten die frechen Räuber nicht schonen, die so viel Schmach und Unglück über ihr Vaterland gebracht hatten. Das Geklirre der zertrümmerten Waffen, das Geschrei der Soldaten und das Gewimmer der Sterbenden übertäubten die Kommandoworte der Anführer; der Dampf der Feuergewehre wälzte sich über das Schlachtfeld, so daß man nur mit Mühe Freund von Feind unterscheiden konnte und die Vertheidiger des Vaterlandes die Urheber ihrer Leiden oft nicht an der Kleidung, sondern nur nach ihrem Gefühl der Feindschaft und Rache zu erkennen vermochten. Außer sich vor Schmerz sah Sapieha von allen Seiten die Niederlage seiner Truppen, und als er den jungen Bojaren erblickte, wie er von seinem weißen Rosse herab durch Worte und Beispiel in seinen Kriegern eine beispiellose, fast übernatürliche Tapferkeit entflammte, da sank dem stolzen Polen, der zeither keine Zaghaftigkeit kannte, der Muth.

Von allen Seiten durch die Russen und Schweden gedrängt, ergriffen die Polen die Flucht und rissen ihre Anführer, die sich vergebens anstrengten, sie durch Vorstellung der verderblichen Folgen ihres Kleinmuthes zurückzuhalten, mit sich fort. Subordination und Mitleid verschwanden zu gleicher Zeit; hier fielen Polen tödtlich getroffen von den Kugeln der sie auf dem Fuße verfolgenden Russen; dort traten andere ihre gefallenen Mitbrüder mit Füßen und dachten nicht mehr an Ruhm und Beute, sondern nur an die Rettung ihres Lebens.

Pan Sborowski wurde schwer verwundet von den Vordertruppen fortgetragen, während mehrere getreue An-

hänger und Freunde Ratomski's Octavia in Schutz nahmen. Die Verbündeten holten sie ein; die erschreckten Wagenpferde verwickelten sich in ihr Geschirr und stürzten und mit Ingrimm fielen die einzelnen Krieger über einander her. Die Polen hatten, auf ihre Ueberzahl rechnend, gehofft Sieger zu bleiben; bald aber kamen mehrere russische Reiter hinzu und die Vertheidiger Octavia's, die von Pardon nichts wissen wollten, wurden Alle bis auf den letzten Mann niedergemacht. Fest umarmt und bebend erwarteten die beiden jungen Frauen die Entscheidung ihres Schicksals. Da ließ sich eine laute Stimme hören und hohe Röthe überzog das bleiche Antlitz Octavia's; ihre erstarrten Glieder erhielten wieder Bewegung, sie schlug die Augen empor und hoch klopfte ihr Herz, als sie zwei Schritte vor sich den Fürsten Skopin-Schuiski erblickte. Er war höchst überrascht, sie auf solche Weise wiederzusehen und indem er ihr sein Bedauern ausdrückte, daß sie einer so furchtbaren Schlacht beigewohnt hatte, fügte er hinzu, wie er sich glücklich schätze, daß es von ihm abhinge, ihr die Freiheit wiederzugeben und dadurch seine Erkenntlichkeit für ihre frühere Vermittelung zu Gunsten seines Oheims, des jetzigen Zaaren, an den Tag zu legen. Nach kurzem Schweigen ersuchte er Sborowski's Gattin auf einige Augenblicke den Wagen zu verlassen. Er sagte zwar nicht, daß er sie in seiner Nähe sehen wolle, sie glaubte es aber zu errathen und erfüllte gern seinen Wunsch, da sie ohnedieß wohl fühlte, daß es vergebens sein würde, sich ihm zu widersetzen. Ihr eigentlicher Wunsch aber mochte wohl sein, sich mit dem Fürsten zu unterhalten und sich genauer zu überzeugen, ob er sich, seitdem sie ihn zuletzt gesehen, verändert hatte. Victoria glaubte, die rohen Moscowiten wollten sie zu Fuß vor sich hertreiben; indessen überwand sie ihre Angst, um ihren verhaßten Gegnern keine Freude zu machen. Obgleich tief ergriffen von der Niederlage ihrer Mitbürger konnte sie dennoch nicht ohne Interesse auf ihren Sieger blicken, und erstaunt über seine männliche Schönheit, seufzte sie

tief auf, als sie sah, daß Octavia sich auf den Arm eines mit polnischem Blute bespritzten Kriegers stützte.

Tischin, der unterdessen alle Winkel des Wagens durchsucht hatte, fand endlich in einem sorgfältig verborgenen Fache ein großes versiegeltes Packet, das er Golowin übergab. Octavia bemerkte es nicht, ihre Blicke waren nur auf den Fürsten Michailo gerichtet; sie folgte jeder Bewegung des jungen Helden und ließ sich keinen Laut seiner Stimme entschlüpfen. Sie dachte nicht an eine baldige Trennung von ihm, und als der Fürst sie bat, wieder in den Wagen zu steigen und ihr sagte, sie könne ungefährdet zu ihrem Gatten zurückkehren, erblaßte sie, zitterte und hätte fast in Gegenwart neugieriger Zeugen ein seltsames Bekenntniß laut werden lassen. Victoria kam einer solchen nachtheiligen Indiscretion zuvor und Octavia gab der in sie dringenden Freundin nach, konnte sich aber nicht enthalten, mit unterdrücktem Schmerz dem sich entfernenden Fürsten nachzublicken. Als er ihren Augen entschwunden war, warf sie sich in Victoria's Arme und beklagte sich, laut weinend, über ihr Schicksal. Victoria fühlte sich weder im Stande sie zu trösten, noch ihr Vorwürfe zu machen; sie bedauecte es fast selbst, daß man sie nicht nach Moskwa in das gastfreundliche Haus der Fürstin Skopin-Schuiska gesendet, sondern sie genöthigt hatte, ihren durch harten Verlust gedemüthigten und an Allem Mangel leidenden Truppen zu folgen.

Viertes Kapitel.

Hell beleuchtete die Sonne das Dorf Alexandrowsk. In Folge der heftigen Kälte erschien der Himmel fast rosenfarben, und der, wie eine Säule aus den Schornsteinen emporsteigende Rauch verkündete für den Lauf des Tages kein wärmeres Wetter. Die Fensterscheiben waren mit Eisblumen bedeckt, und da man nur auf die Straße blicken konnte, wenn man die gefrorne Scheibe anhauchte, so sah man fast an jedem Fenster runde helle Flecken, hinter denen Gesichter von Frauen und Kindern sichtbar waren, die sich nicht aus Hause wagten.

Alexandrowsk, welches zur Zeit des Zaaren Joann Wassiljewitsch völlig zerstört worden war, glich jetzt einer reichen und bevölkerten Stadt; aber anstatt der furchtbaren, verhaßten zaarischen Leibtrabanten, deren Gegenwart damals nur dumpfes Schweigen verbreitete, sah man auf den Straßen nur heitere und frohe Menschen. Arm in Arm mit ihren neuangekommenen Kameraden spazierend, unterhielten sich Soldaten von ihren glänzenden Gefechten mit den Polen, von ihrem siegreichen, geliebten Anführer, und die Bürger, die ihre Familien verlassen, um ihr Vaterland zu vertheidigen, dankten Gott, daß er ihnen den Wunsch eingegeben hatte, sich den Gefährten des Fürsten Skopin-Schuiski anzuschließen. Von allen Seiten her ertönte Gesang und diese in einander verschmelzenden Tonmassen bildeten eine seltsame aber angenehme Melodie, die bisweilen von Flintenschüssen unterbrochen wurde Des harten Frostes ohngeachtet waren die, das alte Zaarenschloß umgebenden Wälle und Gräben mit eifrig exercirenden Soldaten bedeckt. Einige, unter Anleitung der Schweden, richteten Kanonen; Andere setzten zu über tiefe Gräben, wieder Andere kletterten glatt ge-

Pferde

frorne Anhöhen hinauf, als wollten sie einen Feind angreifen, der sich oben verschanzt hatte. Mehrere fielen nieder und verletzten sich, verloren aber den Muth nicht und suchten sich für scherzhafte Spöttereien durch glücklichere Erfolge zu rächen.

Unter den Zuschauern bemerkte man einen Mann von 60 Jahren, mittleren Wuchses und sehr kräftiger Statur. Er trug einen langen dunkelgrauen Kaftan und glich in seinem ganzen Wesen dem Diener irgend einer armen Dorfkirche. Dabei aber hatte sein mit einem dicken schwarzen Barte bewachsenes Gesicht einen ganz eigenthümlichen Ausdruck: ohne einladend zu sein, deutete es auf einen ausgezeichneten Verstand und auf das Talent, Menschen leicht zu beherrschen, die sich fremder Leitung gern überlassen. Er sah sich beständig nach allen Seiten um; indessen hinderte ihn die Aufregung, die er nicht verbergen konnte oder wollte, nicht daran, dem Gespräch zweier neben ihm stehender Einwohner aufmerksam zuzuhören. Sie sprachen leise mit einander über das verbreitete Gerücht, daß der Pseudo-Zaar Tuschino verlassen habe; der Unbekannte belächelte ihre Urtheile über dieses Ereigniß und begab sich dann eiligen Schrittes vom Schlosse nach einem Hause, vor welchem mehrere Schlitten hielten. Ein ihm entgegenkommender Diener sagte ihm, daß sein Herr Besuch habe.

„Das weiß ich," erwiederte der Unbekannte in herrischem Tone, „aber es hindert mich nicht. Dem Fürsten Iwan Ssemenowitsch bin ich jederzeit willkommen."

Der erstaunte Diener beeilte sich, den Fremden in ein Zimmer zu führen, welches durch zwei Fenster erleuchtet wurde, die tief in die Mauer hineingingen. Einige Männer in reichen Anzügen saßen an einem, mit Speisen, Meth und Weinen besetzten Frühstückstisch; sie bemerkten den Eingetretenen nicht und indem dieser sich hinter die Dienerschaft stellte, konnte er bequem die Gesellschaft betrachten, von welcher ihm nur der Wirth von früherer Zeit her bekannt war. Seine

spähenden Blicke folgten ihren Bewegungen, und die geringste jedem gewöhnlichen Zuschauer unbemerkbare Veränderung in den Gesichtszügen und der Stimme jedes Gastes wurde für ihn ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit.

Der Bojar, Fürst Iwan Kurakin, der seine auserwählten Freunde bewirthete, brachte die Gesundheit des Fürsten Michailo aus.

„Friede sei mit Euch!" sprach der bisher stumm gebliebene Unbekannte, indem er sich der Tafel nahte und ohne die Antwort auf seinen Gruß zu erwarten, einen Krug mit Alicante Wein ergriff.

Das plötzliche Erscheinen und das dreiste Betragen des Fremden setzte Alle in Erstaunen, aber das entstandene allgemeine Mißvergnügen brachte jenen nicht aus seiner Fassung.

„Lange lebe der Zaar Michailo!" sprach er im feierlichen Tone, leerte dann den Krug mit einem Zuge und wollte sich hierauf entfernen.

Tischin hielt ihn am Kaftan zurück, konnte aber, von seinen Worten ergriffen, keine Sylbe hervorbringen und verschüttete den Wein aus dem Becher, den er schon bis an den Mund gebracht hatte.

„Vater Uar!" rief Fürst Likow.

Als die Gäste den Namen des Mönches hörten, von dem schon längst das Gericht ging, daß ihm die Zukunft eben so bekannt sei, wie die Vergangenheit, sprangen sie erschrocken von ihren Sitzen auf; Jeder wünschte und fürchtete zugleich diese Gelegenheit zu benutzen, um zu erfahren, welches Schicksal ihn erwartete.

„Ich bitte Dich, heiliger Vater," sagte Fürst Kurakin, „wie ist es Dir eingefallen, Dich in solcher Gestalt zu zeigen? Hast Du Dich etwa überzeugen wollen, ob ich mein Wort halten werde, Reisende gut aufzunehmen, wozu Du

mich verpflichtetest, als Du mein Retter aus der Noth wurdest?"

Die Blicke Uar's waren auf die Tafel geheftet, die von Wein überströmte; er faltete seine Hände und bewegte leise seine Lippen, es schien als bemerke er nichts von dem was um ihn her vorging, obgleich sein gebräuntes Antlitz immer finsterer wurde.

„Wird der Zaar Michailo Wassiljewitsch glücklich regieren?" fragte hastig Tischin, der nicht daran zweifelte, daß der Mönch dem Fürsten Michailo Skopin-Schuiski den Thron prophezeit habe.

Als erwache er aus dem Schlafe, warf der Mönch düstere Blicke auf die Anwesenden.

„Michailo," sagte er darauf mit hohler Stimme, „wird lange und ruhig regieren; aber ehe ihm die Krone zu Theil wird, werden wir Zeugen eines entsetzlichen Verbrechens, eines beispiellosen Unglücks sein ..."

Seine Stimme versagte, und er sank auf eine Bank, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

„Wer bist Du, unverschämter Landstreicher?" rief der Wojewod Golowin. „Gestehe sogleich die Wahrheit über Deine Person, oder ich fertige Dich an den Patriarchen ab, damit er selbst Dich verhöre, warum Du als Mönch weltliche Kleidung trägst und Rechtgläubige überreden willst, daß Du ein Hexenmeister oder ein Prophet bist!"

„Ich habe Dich durch nichts beleidigt, Bojar, und Du willst einen Schutzlosen verderben, und als Ankläger, ja vielleicht," fügte Uar mit bitterem Lächeln hinzu, „als Verläumder auftreten?"

Außer sich vor Zorn, erhob Golowin den Arm.

„Erhitze Dich nicht," sagte Fürst Kurakin zu ihm; „dem Krieger ziemt es nicht, einen Mönch zu schlagen."

„Du hast Recht,“ erwiederte Golowin; „solche Herumtreiber sind es nicht werth, daß man ihre Rede beachtet. Es darf aber nicht gelitten werden, daß man Gerüchte verbreitet, die mit dem nahen Tode des großen Zaaren drohen . . .“

„Das habe ich nicht gesagt,“ fiel Uar mit einem finsteren Blicke auf den Wojewoden ein.

„Du sprichst vom Nachfolger des Zaaren und verkündest Unglück,“ sagte Golowin, den der durchdringende Blick des räthselhaften Mönches etwas abgekühlt hatte.

„Müssen wir nicht Alle sterben? schützt das Leben vor Leiden und Gefahren?“

Fürst Likow erbleichte; jedes Wort, jede gewöhnliche Bewegung Uar's schien ihm einen geheimnißvollen Sinn zu haben.

Zu Anfange des 17. Jahrhunderts waren in dem von Unglück aller Art heimgesuchten Rußland, selbst die charakterfestesten Leute von der Leidenschaft ergriffen, die Zukunft erkennen zu wollen; Wahrsager aller Art fanden in damaliger Zeit bei Menschen jeden Standes gute Aufnahme und Vertrauen. Unter ersteren zeichneten sich besonders Dascha und Uar aus. Die gute alte ehrliche Dascha war gottesfürchtig und ertrug alle Mühseligkeiten ohne in dieser Welt auf irgend eine Belohnung Anspruch zu machen; Liebe zu Gott und ihrem Nächsten war der einzige Bewegungsgrund ihrer Handlungen, und die prophetischen Worte deren Wirkung sie selbst nicht begriff, kamen unwillkührlich aus ihrem Munde, wenn sie durch irgend etwas heftig aufgeregt wurde. Uar, der sie an Geist und Kenntnissen weit übertraf, kam ihr an Demuth nicht gleich. Von Stolz und Ehrsucht getrieben, suchte er begierig nach Gelegenheit sich als einen hochbegabten Mann zu zeigen, und die Zufriedenheit, die er fühlte, wenn er den tiefen Eindruck bemerkte,

den seine Anwesenheit machte, überwand bei ihm die Furcht, wegen seines, der allgemeinen Ordnung zuwiederlaufenden Betragens in Strafe zu verfallen. Seine Prophezeiungen gingen oft in Erfüllung, und Viele glaubten, sie seien auf die Worte alter Propheten gegründet, die er auch fleißig und eifrig studirte. Aber erfahrene Geistliche und der Patriarch selbst machten es ihm zum Vorwurf, daß er seinem Be[illegible] zuwider auf seinen Wanderungen die Gesinnung und Stimmung der Bewohner geschickt erforsche, diese mit Hülfe seines Scharfsinnes mit den obwaltenden Verhältnissen in Uebereinstimmung bringe und dann seine Prophezeiungen für göttliche Inspiration ausgebe. Seit einiger Zeit aber bemerkte man an ihm eine große Veränderung; er vermied seine Bekannten und war stets einsilbig und nachdenkend. Einige schrieben dies traurigen Vorahnungen zu und wurden bange; Andere, die weniger leichtgläubig waren, meinten, es sei ihm selbst ein Unglück wiederfahren.

Durch das Dorf Alexandrowsk wandernd, hatte Uar erfahren, daß mehrere der vornehmsten Bojaren bei dem Fürsten Kurakin frühstückten, dem er einst zufällig einen wichtigen Dienst geleistet hatte. Er beschloß sich dahin zu begeben und in prophetischem Tone ein Ereigniß zu verkünden, das Rußlands Schicksal verändern mußte und ihm selbst nicht zweifelhaft erschien, indem es ihm von einem Theilnehmer des Bundes mitgetheilt worden war, der es verwirklichen sollte. Da er den Fürsten seit 4 Jahren nicht gesehen und seine Tracht geändert hatte, hoffte Uar, daß ihn Niemand erkennen und er sich gefahrlos in dem Erstaunen der Bojaren weiden würde. Er fürchtete nicht, daß es ihm schwer werden könne zu entkommen, und als Tischin, ihn festhielt, glaubte er sich nur dadurch aus seiner selbstverschuldeten unangenehmen Lage reißen zu können, daß er die Anwesenden in Schrecken setzte. Mit Recht setzte der schlaue Mönch voraus, daß der Zaar Wassili dem Thron nicht freiwillig entsagen würde und verkündete daher Verbrechen und Unglück, aber zu seiner

großen Kränkung bemerkte er, daß einige von den Bojaren demohngeachtet, jede seiner Bewegungen beachteten.

„Schon längst sah ich Dich nicht, heiliger Vater," sagte Fürst Kurakin, „und war schon überzeugt, daß Du in Deine Einsamkeit zurückgekehrt seiest und Dich nicht mehr mit Wahrsagerei abgäbest."

„Wahrsagerei?" erwiederte Uar mit Heftigkeit, „nur Thoren können mich für einen Wahrsager halten und ich hätte nicht erwartet, daß auch Du, Fürst Iwan Ssemenowitsch, ein solches Urtheil über mich fällen würdest. Ich habe lange in Deinem Hause gelebt; hast Du jemals erfahren, daß ich gewahrsagt habe? Nicht nach Bohnen, nicht aus Wasser, sondern nur aus der heiligen Schrift verkündete ich Dir, daß der falsche Dimitri nicht lange regieren werde, daß ..."

„Ganz richtig," unterbrach ihn Fürst Kurakin, „Deine Prophezeiungen vergißt man nicht! Ist aber jetzt die nämliche Zeit, wie sie unter Otrepjew war? Damals war es nothwendig die Bekümmerten zu trösten; warum aber jetzt die Frohen traurig machen? Mit Gottes Hülfe hat Fürst Michailo die Feinde des Vaterlandes besiegt, und wir können hoffen, daß er noch lange für Rußlands Wohl wirken wird. Der Pseudo-Zaar floh nach Kaluga, in Tuschino herrscht Zwietracht, das Kloster ist entsetzt. Mögen Deine Worte einst in Erfüllung gehen! Der Befreier des Vaterlandes werde unser Herrscher; gern schwören wir ihm ewige Ergebenheit; er ist aber noch jung und es kann ihm nicht schwer werden, seinem Oheim zu gehorchen und Gott möge es verhüten, daß er unter Aufruhr und Blutvergießen den Thron besteige!

Ein forschender Blick Golowins schloß Uar den Mund; er ließ den Kopf sinken, aber unter den Wimpern rollte sein Auge wie das eines wilden Thieres, welches seine Beute bewacht.

„Wo bist Du als Mönch eingekleidet worden?" fragte ihn der Bojar Scheremetjew, dem Uar gar nicht wie ein Mönch vorkam.

„Im Lieblings-Kloster des Zaaren Iwan Wassiljewitsch," war die trockene Antwort Uar's, der es nicht liebte über sein Mönchsleben befragt zu werden.

„Also im Kloster Bjelosersk, wo mein Vater einen stillen Zufluchtsort und ergebenen Freund fand?" rief Scheremetjew aus. „Lebte der Bojar Iwan Scheremetjew damals noch?" fragte er, und zugleich versenkte ihn die Erinnerung an die Leiden seines durch Heldenthaten ausgezeichneten Vaters in trübes Nachsinnen.

„Ich lebte drei Jahre lang in seiner Zelle; er unterrichtete mich im Lesen und Schreiben und die Erzählungen von seinen Kriegsthaten erregten in mir den Wunsch, zu erfahren, welches Schicksal der Herr unserm heiligen Rußland bestimmt habe, das die Tartaren besiegt hatte und reich an tapferen, edlen Männern war."

Scheremetjew erinnerte sich, daß er in seiner Jugend, als er seinen Vater im Kloster besuchte, einen verwaisten Knaben bei ihm gesehen, der ihm nicht gefallen hatte, obgleich Jedermann seinen lebhaften Geist und seine Gelehrigkeit bewunderte. Als er ihn aber jetzt, nach wenigstens 30 Jahren zufällig wiedersah, wurde er von seiner Dankbarkeit dergestalt gerührt, daß er mit aufrichtiger Hochachtung sich seinen Segen erbat.

Uar griff sich an den Kopf, und ließ, nachdem er sein dickes Haar betastet, den Arm sinken.

„Ich habe weder ein geistliches Gewand, noch eine Mönchskappe," flüsterte er fast unhörbar.

„Du hast doch nicht etwa Deinem Stande entsagt?" fragte Fürst Likow, ein tapferer und gottesfürchtiger Wojewod.

Auf dem gebräunten Antlitz Uar's zeigten sich dunkelrothe Flecken, seine erbleichenden Lippen bebten.

„Wer Otrepjew's Hand küßte," erwiederte er,

„und sich von ihm zum Bojaren ernennen ließ, den brandmarken fremde Sünden nicht. Danke Gott, Fürst Likow, daß ich Deinem ehemaligen Zaar nicht gleiche. Hätte ich wirklich, wie Du meinst, meinem heiligen Gelübde entsagt, so würde ich eine schneidende Waffe mit mir führen, und Niemand dürfte mich einer Schandthat zeihen. Bojar Fedor Iwanowitsch," fuhr er fort, sich an Scheremetjew wendend, „es thut mir wehe, daß ich, der Deinem Vater so vielen Dank schuldig ist, Dir meinen Segen nicht ertheilen kann. Möge aber der Himmel Dich segnen und es Dir verzeihen, daß Du mich zwangest, vor allen Anwesenden zu bekennen, daß ich suspendirt worden bin. Um meine Schande zu verdecken, zog ich diesen Sapun (Bauerkittel von grobem Tuch) an und gab mich für einen weltlichen Glöckner aus; ich glaubte, daß mein, von Kummer entstelltes Gesicht Niemand erkennen würde. Bis jetzt aber hat mir dieser tägliche Betrug wenig Vortheil gebracht; es ist, als flüstere es Jemand Allen mit denen ich zusammentreffe, ins Ohr, daß ich der Mönch Uar bin. Daß ich eigenmächtig mein Kloster verließ, brachte mich in dieses Unglück; ich bereute es anfangs sehr, konnte aber meinem bösen Schicksal nicht widerstehen und als meine Bußzeit vorüber war, ging ich wieder in die weite Welt."

Mit Abscheu betrachteten die Wojewoden den entlaufenen Mönch und überlegten was sie mit ihm beginnen sollten.

„Ich setzte mich," fuhr Uar fort, „dem Zorne der Mächtigen, dem Spotte des Volkes aus, aber mein Gewissen machte mir keine Vorwürfe. Gold sammelte ich nicht und nahm keinen Theil an weltlichen Freuden; ich gehorchte einer innern Stimme, die mir befahl, den als Zaar auszurufen, den ich Euch und vielen Andern nannte."

„Er ist entweder ein wahnsinniger Schwärmer, oder ein von den Feinden des Fürsten Michailo abgesandter Bösewicht," sagte Golowin leise zu Tischin. „Ich werde mit

dem Fürsten sprechen und Du, Tischin, sorge dafür daß der Mönch nicht entwischt."

Vor dem Schlosse, welches Fürst Michailo bewohnte, standen mehrere mit drei Pferden bespannte Schlitten. Golowin fragte, wem sie gehörten. Ein junger Mann in Reisekleidern antwortete, Räsansche Edelleute seien in wichtigen Aufträgen zum Fürsten Michailo gekommen. Indem er das sagte, ergriff er ein kleines Kästchen, und blickte, als er es davontrug, lächelnd um sich, innerlich stolz darauf, daß er etwas in Händen hatte, wovon das Schicksal des ganzen Reiches abhing, und daß ihm ein Geheimniß bekannt war, welches seiner Meinung nach alle Bewohner von Alexandrowsk in freudiges Erstaunen versetzen müsse. Ueberdem hoffte er, daß der Edelmann, der ihn erzogen und den er hierher begleitet hatte, ihn für seinen Eifer reichlich belohnen, und daß er selbst bei den bevorstehenden veränderten Umständen bald ein Mann von Bedeutung werden würde.

Golowin fand die Räsaner im Empfangzimmer und erstaunte über ihre stattliche Kleidung; man hätte glauben können, sie hätten sich zu einem Festtage versammelt. Der junge Mann, dem Golowin begegnete, beeilte sich einen Tuchbeutel zu öffnen, in welchem ein flaches, mit Silber beschlagenes Kästchen sorgfältig verwahrt war. Er überreichte es dem ältesten der Edelleute, und dieser nahm aus demselben ein, in kostbaren Stoff gewickeltes Schreiben.

Golowin meldete dem Fürsten Michailo, daß die Räsaner ihn erwarteten, und fügte hinzu, daß sie allem Anschein nach, wichtige und angenehme Nachrichten überbracht hätten. Der junge Fürst begab sich sogleich zu ihnen. Sie verbeugten sich tief, und der Aelteste überreichte das Schreiben, worauf Alle übrigen sich mit größter Ehrerbietung bekreuzigten. Golowin, der es bedauerte, daß er nicht Zeit gehabt hatte, den Fürsten von seinem Zusammentreffen mit Uar zu unterrichten, dessen geheimnißvolle Reden ihn sehr beunruhigten, stand an ein Fenster gelehnt. In seine Ge-

danken vertieft, bemerkte er anfangs nicht, was um ihn her vorging; als er aber nach einigen Minuten auf den Fürsten blickte, gewahrte er zu seinem großen Schrecken eine furchtbare ganz ungewöhnliche Veränderung an ihm. Sein Gesicht und Lippen waren völlig erblaßt, in seinen Blicken laß man Trauer und Zorn und das Schreiben zitterte in seinen Händen. Plötzlich riß er es in Stücken, warf es zu Boden und rief mit fast athemloser Stimme Golowin zu sich. Dieser eilte mit einem Sessel hinzu, in der Meinung dem Fürsten sei unwohl geworden, weil er sich nicht vorstellen konnte, daß er eine schlechte Nachricht erhalten habe.

„Wojewod Ssemen Wassiljewitsch," sagte der Fürst, „befiehl sogleich ... doch nein, damit Du nicht daran zweifeln kannst, daß ich mit Strenge verfahren muß, damit Du nicht glaubst, ich wolle achtungswerthe Leute kränken, nimm dieses Schreiben auf und ersieh daraus, welches Geschenk die so ungebetenen Gäste mir gebracht haben. Lies es vom Anfange bis Ende durch. und sage mir dann offen, ob ich es verdient habe, daß meine Mitbrüder, russische Edelleute, mich für einen Hochverräther halten!"

Tief betrübt ließ der Fürst sich auf eine Bank nieder; Alles schwieg, und man hörte nur die schweren Seufzer der Räsaner, die höchst betroffen über den Zorn des jungen Bojaren, es zu spät fühlten, daß Viele sie strafbar finden würden.

Golowin durchlas das zerrissene Schreiben mit gepreßtem Herzen, indem ihn der Gedanke quälte, daß der in demselben gemachte, auf glühende Vaterlandsliebe gegründete Antrag deshalb nicht weniger den Gesetzen und dem Gewissen zuwider war, und daß er die verderblichsten Folgen haben könnte.

Der Statthalter von Räsan, Prokofji Petrowitsch Läpunow, schilderte mit kräftigen und beredten Worten

den unglücklichen Zustand Rußlands und schrieb alle Schuld davon dem Zaaren Wassili Iwanowitsch zu. Er warf ihm Parteilichkeit für einem Bruder vor, dem es an Verstand und hoher Gesinnung fehle, Hinneigung zu Schmeichlern und Ohrenbläsern, mit einem Worte, völlige Unfähigkeit ein großes Reich zu regieren.

„Verräther," schrieb er, „wollen sich dem polnischen Thronfolger oder seinem Vater unterwerfen, aber auch treue Söhne des Vaterlandes wünschen mit ihm zugleich, von einem Zaaren befreit zu werden, den die Feinde verachten und der nicht würdig ist ein tapferes, edles Volk zu beherrschen! Errette, Fürst Michailo Wassiljewitsch, die heilige Religion und das theure Vaterland von dem ihm drohenden Verderben. Besteige den Thron, auf welchen die Räsaner, die Moscower, alle guten Bürger Dich berufen! Mache unseren Leiden ein Ende, trockne unsere Thränen, beglücke trostlose Waisen! Wir haben keinen Vater, keinen Vertheidiger; Du bist unsere einzige Hoffnung. Du allein nur bist von Allen geliebt und von Allen geachtet; Reiche und Arme, Alte und Junge, Magnaten und Volk, Alle flehen Dich an, ihnen Gehör zu geben. Erhöre unser Flehen und sei unbesorgt wegen des Schicksals Deines Oheims, wir werden für alle Verwandte des geliebten großen Zaaren die größte Sorgfalt tragen."

Golowin blickte auf den in düsteres Nachdenken versunkenen Fürsten, über dessen bleiche Wange eine Thräne herabfloß. Der Gedanke, daß er die einzige Stütze der Macht des Zaaren Wassili sei, daß der Thron ein Gegenstand heftiger Zwietracht werden müsse, wenn er ihn nicht mehr vertheidigen könne, hatte ihn so sehr niedergeschlagen. Es war sein eifrigstes Bestreben, überall Hochachtung und Ergebenheit für den Zaaren zu verbreiten, und es machte ihm keine Freude, daß er selbst der Gegenstand allgemeiner und ungetheilter Liebe geworden war. Der Gedanke entsetzte ihn, daß ein einziges Wort von ihm die freudigen Hoffnungen des

Landes vernichten, alle Leidenschaften wieder aufregen und den kaum gedämpften Insurrektionsgeist wieder entflammen könnte; daß nur er allein das Vaterland vor neuem Unglück und Verbrechen zu schützen vermöge, daß Alles von seinem Leben abhinge.

Golowin glaubte in dem Antrage der Räsaner die Erfüllung von Uars Prophezeihung zu sehen; aber der Mönch hatte auch Verbrechen und Unglück verkündet; auf wen sollte dieß sich beziehen? — — — „Ach," dachte Golowin bei sich selbst, „so möge der umkommen, von dem kein Heil zu erwarten ist!" Bald aber bereute er diesen verbrecherischen Gedanken und bat den Himmel um Verzeihung, daß er ihn jemals gehegt hatte.

Die Thür öffnete sich und voll Freude trat der Graf De la Gardie ein, gefolgt von Some und mehreren anderen schwedischen Heerführern, auf deren Gesichtern sich ebenfalls innige Freude aussprach.

„Theurer Freund!" rief der Graf aus, ohne die traurige Stimmung des Fürsten zu bemerken, welche die übrigen Schweden in Erstaunen setzte; „verzeiht mir daß ich Euch nach alter Gewohnheit so nannte, aber der Name Freund ist für mich etwas Heiliges. Ich bin außer mir vor Freude und fühle mich wahrhaft glücklich, daß ich Euch zu einer Wahl gratuliren darf, die Eurer Nation zu immerwährendem Ruhme gereichen wird. „Ja," fügte er hinzu, indem er sein Schwert entblößte „lange lebe Michailo als Beherrscher von Moskwa und ganz Rußland!"

Alle Anwesenden wiederholten jubelnd diese Worte.

„Unglückliche!" rief der Fürst, indem er die Räsaner, die seine Knie umfaßten und seine Hände küssen wollten, sanft von sich abwehrte, „Ihr seid völlig von Sinnen; was verlangt Ihr von mir?"

„Daß Du den Thron annehmen mögest, den wir Dir anbieten — —".

„Nein,“ unterbrach sie der Fürst mit Heftigkeit, „nicht den Thron bietet Ihr mir an, sondern Verrath, Meineid, Ermordung meines nächsten Verwandten! Glaubt Ihr etwa, der Zaar werde, weil Ihr es verlangt, ohne Weiteres seiner Krone entsagen? Nur mit Gewalt entreißen kann man sie ihm, und Ihr bildet Euch ein, ich würde mich dazu verstehn? O, Ihr wißt den Zaaren nicht zu schätzen, den Euch Gott gab; Ihr begreift nicht, wie und was ich fühle! Nicht für die Schätze der Welt verkaufe ich meine Seele!“

„Theurer Fürst,“ sprach Graf de la Gardie, „auch ich kenne die Wichtigkeit eines Eides, aber die Regierung muß verändert werden. Ich und meine Gefährten sind wie ganz Rußland überzeugt, daß Ihr mit Euren seltenen Gaben, und da Ihr die allgemeine Achtung des Landes genießet, allein im Stande seid, es zu retten. Nur Ihr allein sichert die Eintracht zwischen Russen und Schweden; nur für Euch beseelt Beide ein gleicher Eifer zu siegen. Sollte Eure Anhänglichkeit für Euren Oheim wirklich größer sein, als die für Euer Vaterland?“

„Wählte nicht mein Oheim mich zu Eurem Anführer? legte er nicht die Macht in meine Hände, die Euch Gelegenheit und Mittel verschaffte, uns nützlich zu werden? Und doch wollt Ihr, daß ich sein graues Haupt schände, daß ich ihn, wie die Rebellen, des Thrones für unwürdig erkläre, daß ich mich entschließe, dem verlaufenen Mönch, dem Räuber von Tuschino nachzuahmen! Graf de la Gardie, Du hast meinem Herzen sehr wehe gethan, daß Du glauben konntest, Du würdest mich zu einer so ungesetzlichen Handlung verleiten können; gewiß hast Du es selbst nicht gehörig überlegt! Nicht aus Liebe zu meinem Oheim allein weise ich einen mich so erniedrigenden Antrag zurück. Nähme ich ihn an, so würde ich meinen Zeitgenossen und den Nachkommen ein verderbliches Beispiel geben und neue, unendliche Verwirrung über Rußland bringen! Was sollte aus dem Lande werden, wenn jeder glückliche Krieger den Thron besteigen würde? Was

würde aus mir werden, wenn ich, nachdem ich dem Zaar die Krone vom Haupte gerissen, einst selbst alt und schwach würde? Jeder tapfere Heerführer würde dann ein Feind und Nebenbuhler für mich sein!"

Der Fürst blickte um sich. Alle Anwesenden standen mit gesenkten Häuptern, niedergeschlagen durch seine entschlossene Sprache, aber auch die Wahrheit seiner Worte fühlend, und daß es vergeblich sein würde, ihn zu einer Aenderung seiner Ansichten zu bringen. Tief gerührt durch den Edelsinn und die Charakterfestigkeit des aufrichtig von ihm geliebten, ausgezeichneten jungen Mannes, drückte Graf de la Gardie ihm herzlich die Hand und entfernte sich, mit dem innigen Wunsche, daß ein so außerordentliches Ereigniß keine Feindseligkeit zwischen dem vom Volke verworfenen Zaar und seinem Neffen herbeiführen möge, dem er von jetzt an die Sicherheit seines Thrones zu verdanken hatte.

Die Schweden folgten dem Grafen; die Räsaner blieben in tiefem Schweigen zurück.

„Bojar," sagte Golowin, „Du beliebtest mir vorhin etwas aufzutragen."

„Führe diese Verräther unter sicherer Bewachung nach Moskwa zum großen Zaar."

Die Räsaner fielen dem Fürsten zu Füßen. Golowin zitterte vor Besorgniß, Michailo möchte sie begnadigen.

„Schämt Euch, wie Weiber Euch zu geberden," rief er in rauhem Tone, „und folgt mir! Ihr habt den Bojar lange genug gequält, es ist Zeit, daß Ihr ihm Ruhe gönnt."

„Sei Du unser Vater, Fürst Michailo Wassiljewitsch," sagte der älteste Edelmann; „stürze uns nicht ins Verderben! Wir schwören bei Gott, daß wir nicht daran gedacht hätten, Dir ein solches Schreiben zu überreichen; aber der Wojewod Läpunow bewog uns, es Dir zuzustellen. Wenn Du die Zaarenkrone nicht annehmen willst, so werden

wir mit Dir vereint dem Zaaren Wassili bis zum letzten Athemzuge treu und redlich dienen."

„Dies Alles sind unnütze Reden," fiel Golowin ärgerlich ein. „Wie kann man Euch noch trauen, da Ihr Eurem Wojewoden so gehorsam seid, daß Ihr auf seinem Befehl eben so bereit sein würdet, Euch nach Tuschino oder zum Könige von Polen zu begeben?"

„Du hast Unrecht, Bojar," rief ein Räsaner mit unverholenem Unwillen aus, „uns für schlechte Männer zu halten, die nicht im Stande sind, den Retter des Vaterlandes von seinen verabscheuungswerthen Feinden zu unterscheiden. Du magst es uns glauben oder nicht, aber ich erkläre Dir hiermit, daß es Niemanden einfallen wird, uns als Abgesandte an den Verräther oder nach Smolensk an Sigismund zu gebrauchen. Auch Läpunow kam es gewiß nie in den Sinn, mit ihnen Freundschaft zu schließen. Er findet nur den Fürsten Michailo der Zaarenkrone würdig und wird bis zum Grabe sein treuer Anhänger sein."

„Sprichst Du die Wahrheit?" unterbrach ihn Michailo mit Lebhaftigkeit.

„Auf der Stelle will ich des Todes sein, wenn ich nur ein einziges unwahres Wort gesprochen habe!"

Der Fürst konnte einen tiefen Seufzer nicht unterdrücken; er befahl den Räsanen aufzustehen und forderte Papier und Dinte.

„Bojar," sprach Golowin, „ich bin noch nicht dazu gekommen, Dir zu melden, was mich zu Dir geführt hat. Erlaube mir, Dir jetzt mitzutheilen, was sich bei dem Feste des Fürsten Kurakin zutrug; es ist nothwendig, daß Du es erfährst."

„Ich bin bereit zu hören," erwiederte der Fürst.

„Der Dir bekannte Mönch Uar ist hier — —"

„Von dem die Rede geht, daß er die Zukunft verkünde?“ unterbrach ihn der Fürst. „Er hat theuer genug dafür gebüßt, und wird hoffentlich die Lust zum Wahrsagen verloren haben.“

„Im Gegentheil,“ erwiederte Golowin mit finsterer Miene. „Uar füchtet nichts und Niemanden! Vor einer Stunde trank er in Gegenwart der ältesten Bojaren auf das Wohl des Zaaren Michailo!“

Innige Freude belebte die niedergeschlagenen Gesichter der Räsaner und in ihren Augen las man den ungeduldigen Wunsch nach der baldigen Erfüllung der Prophezeihung, an deren Richtigkeit keiner von ihnen zweifelte.

„Dem Zaar Wassili Iwanowitsch,“ sagte kaltblütig der Fürst, „kann ein Sohn Michailo geboren werden. Es würde sündlich sein,“ fügte er nach kurzem Stillschweigen hinzu, „die Reden eines unsinnigen Mönchs zu beachten, den der heilige Patriarch selbst in den Bann gethan hat.“

Nach diesen Worten setzte sich der Fürst an einen Tisch und schrieb folgende Zeilen:

„Nur unbedingte Treue, Uneigennützigkeit und Tapferkeit können das Vaterland retten; nur der Tugendhafte stirbt nicht. Der Himmel schenkte Dir, Prokofi Petrowitsch, Verstand und kräftigen Willen; hüte Dich, dem Cain zu gleichen, der die Gaben Gottes nicht zum Guten, sondern zu seinem und seiner Nächsten Verderben verwandte. Du hast Dich eines großen Verbrechens schuldig gemacht, aber ich schone Deines Lebens, in der Hoffnung, daß Du durch verdoppelten treuen Eifer Deine Schuld tilgen wirst. Solltest Du jedoch wieder auf Verrath denken, dann würde ich Dich als meinen Feind betrachten und verfolgen. Im Namen unserer vieljährigen, Dir einst theuren Freundschaft beschwöre ich Dich, erspare mir einen so schweren Kummer; erinnere Dich, daß Du mir bei dem Namen des Allmächtigen schwurst,

als treuer Unterthan des Zaaren Wassili Iwanowitsch zu leben und zu sterben!"

Diese Worte flossen aus dem Herzen des hochgesinnten Fürsten und keine Versprechungen, keine Drohungen hätten Läpunow lebhafter rühren und zur Erkenntniß bringen können.

„Jetzt fürchte ich nicht mehr," sagte Golowin, nachdem er dieses Schreiben laut vorgelesen hatte, „daß der Wojewod von Räsan einen neuen Zaar erwählen wird; aber dafür will ich nicht stehen, ob der Zaar Wassili seinen Neffen dafür danken wird, daß er ihn der Mühe überhob, einen Rebellen zu richten und zu bestrafen."

Der Fürst legte das Schreiben zusammen, versiegelte es und übergab es dem Aeltesten der Edelleute.

„Ich will," sprach er, „wegen Eures Unverstandes und der mir persönlich widerfahrenen Kränkung keine Rache an Euch nehmen. Begebt Euch nach Hause, vergesset aber nie, daß ich den Verrath verabscheue und fest überzeugt bin, daß ein schlechter Anfang niemals ein gutes Ende haben kann. Beweiset dem Zaar und der ganzen Welt, daß ich mit Recht Euren Schwüren traute und daß es unter den Russen nur wenige wirklich schlechte Menschen gibt. Lebt wohl, Eure Reden will ich jetzt nicht hören, werde aber Eure Angelegenheiten nie aus den Augen verlieren."

Die Räsaner entfernten sich, erfüllt von Liebe und tiefer Verehrung für den jungen Fürsten.

Golowin stand mit übereinandergeschlagenen Armen und mit gesenktem Haupte. Als Alles still war, blickte er auf und der Fürst las in seiner Miene, daß er sein Verfahren nicht billigte und für die Folgen desselben besorgt war.

„Du bist unzufrieden mit mir, Bruder," sagte er in mildem Tone; „Du fürchtest den Zorn des Zaaren. Du glaubst, ich würde mehr in seinem Sinne gehandelt haben,

wenn ich ihm die unverständigen Menschen zugesandt hätte, die in der nämlichen Stunde mir die Krone anbieten und dem Zaaren Wassili Gehorsam geloben. Welcher Vortheil würde aber dabei sein, sie zu bestrafen, wenn, wie ich fest überzeugt bin, sie gerächt werden würden? Mein alter Freund Läpunow," fuhr der Fürst mit sichtlicher Trauer fort, „liebt schon längst den Zaar nicht und jetzt tritt er als sein offener Gegner auf — —"

„Und als sein frecher Richter," unterbrach ihn Golowin mit Wärme. „Er klagte ihn vor dem ganzen Volk an. Jetzt wird Jeder auf seine Weise über Dein Mitleid urtheilen. Einige werden Deine Großmuth bewundern und Andere Dich für Läpunow's Theilnehmer halten — —"

„Theilnehmer?" rief der Fürst mit dem Ausdrucke eines heftigen Unwillens in Blick und Stimme.

Golowin glaubte zu seiner großen Freude, des Fürsten Festigkeit erschüttert und ihn zu dem Entschlusse gebracht zu haben, die Räsaner verhaften zu lassen.

„Nein," fuhr Michailo fort, „beruhige Dich; vergebens suchst Du mich zu schrecken, nur Thoren und Bösewichter können Zweifel in mich setzen. Hätte ich meinem Oheim die Krone entreißen wollen, so würdest Du mich jetzt schon als Zaar begrüßen; das siegreiche Heer läge zu meinen Füßen, und überall würden Boten meinen Willen verkünden, meinen unerschütterlichen Willen," fügte er hinzu, indem er Golowin scharf anblickte, „daß man den Feinden des Vaterlandes nicht trauen, mit Verblendeten aber Nachsicht haben dorf. Läpunow liebt Rußland; er ist ein sehr gewandter Mann und es ist nicht leicht, ihn aus dem Wege zu schaffen; man muß ihn schonen und ihm in's Gewissen sprechen. Ich glaube Dir in vielen Dingen, Bruder Ssemen, glaub aber auch Du mir, daß man jetzt nicht an sein eigenes Wohl denken darf. Ich bin stark, so lange der Wojewod von Räsan

mein treuer Anhänger ist; aber mit ihm entzweit, könnte ich nicht hoffen, den Usurpator und die Polen zu bezwingen."

Golowin, der schon bei der Uebergabe von Kexholm die eiserne Festigkeit des Fürsten kennen gelernt hatte, wenn es darauf ankam, seine Person dem Wohle des Vaterlandes zu opfern, wollte ihm nicht ohne Nutzen widersprechen; aber er drang in ihn, daß er wenigstens Uar vor sich kommen ließ. Er hoffte dadurch die geheimen Pläne der Verschwörer kennen zu lernen, welche dahin strebten, den Zaar mit seinem glücklichen und allgemein verehrten Feldherrn zu entzweien.

Fürst-Michailo glaubte nicht, daß Uar mit verbrecherischen Plänen umging; da er aber wußte, daß seine Prophezeiungen oft Eindruck auf leichtgläubige Menschen machten, so willigte er ein mit ihm zu sprechen, und nahm sich vor, wenn es ihm nöthig scheinen sollte, ihn in ein Kloster zu senden.

Golowin ging selbst um den Mönch herbeizurufen. Auf der Straße begegnete er Tischin, der ihm in großer Aufregung erzählte, Fürst Kurakin und seine Gäste seien von dem Antrage des Wojewoden von Räsan und von dem, was darauf erfolgte, unterrichtet worden, und während der, durch dieses außerordentliche Ereigniß veranlaßten Verwirrung sei es ihm unmöglich gewesen, den Mönch zu bewachen, so daß dieser entkommen sei.

„Weit kann er nicht sein," rief Golowin. „Es ist jetzt kein Sommer, daß er sich im Gebüsch verbergen könnte; wir wollen sogleich Soldaten aussenden und jeden Winkel durchsuchen lassen."

„Schwerlich werden sie ihn auffinden. Er ist so schlau, daß er allen Nachstellungen entschlüpft."

„Um so schlimmer," erwiederte Golowin. „Wenn dieser Mensch bis nach Moskwa kommt, so verrückt er mit seinen Neuigkeiten der ganzen Hauptstadt den Kopf."

„Was kümmert das uns am Ende?“ meinte Tischin. Mögen sie immerhin den Zaaren Michailo erwarten; von uns rührt das Sprüchwort: Volksstimme ist Gottesstimme, nicht her!“

Fünftes Kapitel.

Eine große stattliche Frauengestalt trat allein in ein geräumiges Zimmer und verschloß sorgfältig die Thür hinter sich. Vor einem Monat vielleicht, ja noch vor einigen Tagen, prangte sie in Jugend und Schönheit; aber von tiefem Kummer oder von heftigem Zorn waren ihre Wangen in kurzer Zeit eingefallen und mit Todesbläße überzogen worden. Ihr langes Haar hing aufgelöst über die Schultern, und ihr zerknittertes beschmutztes Gewand stimmte keineswegs mit dem prächtigen Zimmer überein, dessen gewöhnliche Bewohnerin sie zu sein schien. Lange ging sie raschen Schrittes auf und nieder, ohne die sie umgebenden Gegenstände und das laute Wehklagen auf der Straße zu beachten; endlich als sie vor einem Spiegel stehen blieb, stutzte sie über ihre äußere Erscheinung. Ihre trockenen Lippen zitterten; was sie vor sich hin flüsterte, konnte man nicht verstehen, nur die Thränen waren fühlbar, die aus ihren tiefliegenden großen Augen hervordrangen. Sie trocknete sie schnell mit einem seltsamen Lächeln und ihr bekümmertes Antlitz nahm den Ausdruck einer Freude an, die aber weder einer zufriedenen Gattin, noch einem sorglosen unschuldigen Mädchen anzugehören schien. Sie ordnete ihr Haar, befestigte es mit einer goldenen

Spange, warf einen mit schwarzem Zobel besetzten Pelz von Seidenstoff um die Schultern und ließ sich auf einen Lehnsessel nieder. Diese kleine Veränderung in ihrem Anzuge gab ihr ein ganz anderes Ansehn und ihre Anwesenheit in dem kostbar möblirten Zimmer hatte nichts Auffallendes mehr. Als ihre Blicke auf ein Heiligenbild fielen und sie ihm die Arme entgegenstreckte, als bäte sie es um Beistand, überzog eine zarte Röthe ihr Gesicht; sie wurde schön, bezaubernd. Diese fromme Meinung dauerte aber nur einen Augenblick; unwillkürlich schien sie ihr entsagen zu müssen, und aufgebracht gegen sich selbst, daß sie einen Beistand in Anspruch nahm, auf den sie bisher nie Werth gelegt hatte, suchte sie einen Gegenstand, der geeigneter war, die Bürde von ihr zu nehmen, die ihren angebornen Muth beständig niederdrückte.

An der Wand hing ein Gemälde, Judith vorstellend, wie sie ihren Mitbürgern das abgeschlagene Haupt des Holofernes überbrachte. Indem die Israelitin einem von Kriegern umgebenen Greise ihre That erzählte, legte sie einen Sack auf den Tisch, der das Zeugniß ihrer Unerschrockenheit und ihrer leidenschaftlichen Vaterlandsliebe in sich schloß. Er war nicht zugebunden und die Anwesenden betrachteten mit stummem Interesse die ausdrucksvollen Gesichtszüge eines Feindes, der sie noch vor wenigen Stunden mit Tod und Gefangenschaft bedroht hatte, und der jetzt unbeweglich, lautlos und nur furchtbar durch seine gräßliche Todesart, allen hoffärtigen und grausamen Heerführern als Warnungsbeispiel dienen mußte.

Marina blickte unverwandt auf das Gemälde und versank in tiefes Nachdenken. Nachdem ihr Gatte, der freche Usurpator, anderthalb Jahre lang über einen weiten Landstrich geherrscht und täglich gehofft hatte, in Moskwa einziehen zu können, war er durch die Siege des Fürsten Skopin-Schuiski und die dringenden Vorstellungen des Smolensk belagernden Königs von Polen, genöthigt worden, sich heimlich aus Tuschino zu entfernen. Er hatte nur noch so

viel Zeit, um Marina mitzutheilen, daß der Hettmann Fürst Roshinski, der ihm kurz vorher noch geschworen hatte, sein Leben sei ihm nicht zu theuer, um ihn, den Usurpator, auf Rußland's Thron zu setzen, ihn jetzt dem König Sigismund ausliefern wolle. Marina, welche diese Nachricht außer sich gebracht hatte, erfuhr lange nichts von ihrem Gatten; endlich meldete er ihr jedoch seine Ankunft in Kaluga, wo die rebellischen Bürger, die einst eifrige Anhänger Bolotnikow's gewesen waren, ihn mit offenen Armen empfangen und mit einem glänzenden Hofstaat umgeben hatten. Aber es waren ihm nur wenig Truppen geblieben und er konnte daher nichts Wichtiges unternehmen. Ueberzeugt, daß es unter solchen Umständen kräftiger Maaßregeln bedurfte, und zugleich auf ihre Beredtsamkeit bauend, scheute Marina sich nicht, in der Mitte von Gesindel aufzutreten, das immer bereit ist, Dem zu dienen, der ihm reiche Beute und zügelloses Leben verspricht. Ihre schlauen Reden und ihr kummervolles Aussehen bewogen einen Haufen Kosaken nach Kaluga zu eilen, und sie kehrte in ihre Wohnung zurück, zwar ermüdet und erschöpft, aber mit der Hoffnung, ihre sinkende Größe wieder erheben und sich dann an dem Hettmann Roshinski rächen zu können, den sie als den ersten und einzigen Urheber ihrer Leiden und ihrer Erniedrigung ansah.

Man hörte schießen. Marina hatte sich an diese todbringenden Töne gewöhnt, ja sich mit ihnen fast befreundet; sie unterbrachen weder ihren Schlaf, noch ihre Beschäftigungen. Sie zog eine Schublade aus dem Tisch an dem sie saß und sah ruhig die darin aufbewahrten Papiere durch, um den größten Theil derselben zu vernichten. Plötzlich erzitterte das Fenster von der Erschütterung ansprengender Reiterei und ein Lanzensplitter, der an die Scheibe flog, zerschmetterte diese in tausend Stücke. In demselben Augenblicke riß ein Windstoß alle Papiere auseinander. Mit fliegendem Haar stand Marina im Zimmer; ihr kostbarer Pelz war ihr von

den Schultern gefallen und die Worte erstarben ihr auf den erblaßten Lippen. Ehe sie noch ihre Fassung wieder gewinnen konnte, wurde die Thür aufgerissen und ihr Haushofmeister stürzte mit entsetzter Miene herein.

„Verbergt Euch, erhabene Zaarin!“ rief er athemlos, „verbergt Euch um Gotteswillen, so schnell als Ihr könnt! der Hettman hat Euren Untergang geschworen!“

In der That hörte Marina auf der Straße die Stimme Roshinski's, der mit Heftigkeit verlangte, daß man ihm die Thür öffne. Sie konnte nicht begreifen, was ihn zu einem solchen Verfahren veranlaßte und wie er es wagen konnte, mit Gewalt in ihre Wohnung zu dringen.

„Glaubt der Elende etwa,“ rief sie hinaus, „daß mich in Abwesenheit der Kosaken Niemand vertheidigen werde ...?“

„Niemand, durchaus Niemand!“ fiel der Haushofmeister ihr in die Rede und erzählte mit bebender Stimme, daß Fürst Roshinski die nach Kaluga gezogenen Kosaken eingeholt, die widerspenstigen zusammengehauen und die übrigen genöthigt habe, nach Tuschino zurückzukehren.

„Und in der Freude über diese Heldenthat und darüber daß es ihm gelungen ist, Eure Hoheit zu kränken,“ fügte der Alte hinzu, „hat der Fürst seinen großen Lieblingspokal zweimal bis auf den Grund geleert, so daß jetzt er zu allen Unthaten fähig ist!“

Marina ging auf das Gemälde zu; ihrer erhitzten Phantasie schien es, als strecke sich ihr der Arm entgegen, der Holofernes ermordet hatte, als fielen Blutstropfen auf die Leinwand.

„Unsterbliches Weib!“ dachte sie, indem sie Judith betrachtete, „wie Du, will auch ich kühn und entschlossen sein; das Geschwätz der Menschen will ich verachten, und mich keiner unverständigen Schwäche hingeben!“

Die junge Nichte des Haushofmeisters, welche gekom-

men war, um das Schicksal ihrer Herrin zu theilen, fügte dem empfangenen Berichte hinzu, der Hetmann habe befohlen, die Thür einzuschlagen, und sei Willens, Marina nach Smolensk zum Könige von Polen zu senden.

Furchtbar veränderte sich das Antlitz Marina's; aus allen ihren Gesichtszügen, ja aus jedem Athemzuge, sprach tödtlicher, unversöhnlicher Haß.

„Ich bin keine Sclavin .... keine Unterthanin!“ rief sie aus; „ich gehorche Niemandem, Niemand hat mir zu befehlen! . . . Aber,“ fügte sie voll Verzweiflung hinzu,“ wer wird mich vertheidigen? Meine treuen Diener sind nicht mehr; mein Todfeind befiehlt hier über Alle!“

Die mit des Haushofmeisters Nichte in's Zimmer getretene Panna Welemoska, die am Tuschin'schen Hofe das Amt einer Hofmeisterin bekleidete, drang in Marina sich zu beruhigen und machte ihr zuletzt den Vorschlag, sie wolle zum Hetmann gehen und ihm sagen, die Zaarin sei unwohl und nicht im Stande, ihn jetzt zu empfangen.

„Vielleicht,“ fügte sie hinzu, „gelingt es mir, den Fürsten zu bewegen, Eure Hoheit bis Morgen früh nicht zu beunruhigen, und unterdessen sinnen wir auf ein Mittel, uns auf immer von seiner Zudringlichkeit zu befreien.“

Nachdem Marina der jungen hübschen Hofmeisterin den Auftrag ertheilt hatte, den wilden Hetmann zu überreden, daß er sie wenigstens einige Stunden in Ruhe lasse, befahl sie der Nichte des Haushofmeisters, die zerstreuten Papiere zu sammeln, zerriß einige derselben in kleine Stücke, und warf sie selbst auf die Straße. Die Papierstücke erhoben sich in die Luft und hätte Roshinski dies bemerkt, so würde er gewiß im Aerger darüber, daß ihm Marina die Hoffnung vereitelte, ihren geheimen Briefwechsel zu lesen, mit Gewalt in ihr Zimmer gedrungen sein. In dieser Hinsicht jedoch beruhigt, setzte die junge Frau sich wieder,

schrieb einen ziemlich langen Brief, und verbarg ihn in ihrem Busen. Aber Panna Welemoska kehrte nicht zurück, und mit Entsetzen dachte sie daran, daß der Hettmann sich vielleicht nicht habe bewegen lassen, seine Absicht aufzugeben. Da sie in diesem Augenblicke kein Mittel sah, sein Erscheinen zu verhindern, fiel sie vor einem russischen Heiligenbilde nieder und flehte es um Beistand an. Zwar konnte sie einem von der römischen Kirche nicht anerkannten Heiligen, kein Vertrauen schenken, aber, um nicht in die Hände des verhaßten Roshinski zu fallen, glaubte sie an seine Macht, ohne darüber nachzudenken, worauf sie gegründet war.

Panna Welemoska kam endlich mit der Nachricht, daß der Fürst sich entfernt habe, jedoch unter der Bedingung, daß Marina ihn am nächsten Morgen zum Frühstück einlade, und ihm das Wort gebe, sich ohne seine Bewilligung nicht aus Tuschino zu entfernen.

„Dieses Versprechen sollt ihr ihm morgen geben," fügte sie hinzu; „bis dahin aber steht es Euch frei über Eure Person zu verfügen."

„Wie sehr bin ich Dir verpflichtet, liebste Constantia," erwiederte Marina, indem sie Panna Welemoska umarmte; „ich hoffe Dich einst für Deine edelmüthige Ergebenheit belohnen zu können. Bis dahin bleiben wir unzertrennlich und diese Nacht fliehen wir und gehen zu meinem Gemahl. Du fürchtest Dich doch nicht die Reise zu Pferde zu machen?"

„Es ist mir nicht möglich Euch zu begleiten," antwortete Constantia mit einiger Verlegenheit. „Mein Mann will nach Polen zurückkehren, sobald das Troizki'sche Kloster genommen ist, und hat mir befohlen ihn hier zu erwarten; vor einer Stunde empfing ich einen Brief von ihm."

Marina biß sich in die Lippen und warf sich auf das Sopha; nach einigen Minuten fragte sie ihren an der Thür

stehenden Haushofmeister und seine Nichte, ob sie wenigstens auf ihre Begleitung bis nach Kaluga rechnen könne? Sie warfen sich ihr zu Füßen, schwuren ihr bis zum Tode treu zu dienen, und eilten dann fort, um sich zur heimlichen Abreise vorzubereiten. Auch Constantia wollte sich entfernen, damit die Zaarin sich erholen und zu ihrer ebenso beschwerlichen als gefährlichen Reise stärken könne; aber Marina bat sie mit verstellter Freundlichkeit, bei ihr zu bleiben, damit sie nicht nöthig habe, die Nacht sorgenvoll allein zuzubringen.

Gegen Mitternacht meldete der Haushofmeister Stanislaus, daß die Pferde bereit und die Soldaten, ja sogar die Schildwachen, nach dem Beispiele ihres Herrn, ermüdet von der Verfolgung der Kosaken oder betäubt von der heftigen Kälte, total betrunken und unfähig seien die Zaarin zu bewachen. Anna brachte einen schwarzen Anzug, den Hedwig Gembitzka zurückgelassen hatte. Marina, die ihn erkannte, entschloß sich nicht ohne Widerwillen, ihre schöne Gestalt in dieses grobe Trauergewand zu hüllen, das sie an die Wahrsagerin erinnerte, welche durch ihren Tod ihr das Leben gerettet hatte. Zugleich wurden dadurch ihre Gedanken auf Dascha gelenkt, und mit Entsetzen dachte sie daran, daß die Erfüllung ihrer Hoffnungen von Stunde zu Stunde unwahrscheinlicher wurde und ihre ehrsüchtigen Pläne ihr noch keinen einzigen wahrhaft glücklichen Tag bereitet hatten. Sie legte einen Brief, den sie geschrieben hatte, auf den Tisch und ging dann Arm in Arm mit Constantia nach dem Hinterhofe, wo die gesattelten Pferde standen. Sie mußte in einer Winternacht fliehen, in der selbst wilde Thiere ihre Höhlen nur ungern verlassen hätten, und hatte Niemanden um sich, als einen kraftlosen Greis und ein junges, zaghaftes Mädchen. Mit schmerzlichen Gefühlen dachte die Tochter des Wojewoden von Sendomir an die Bequemlichkeiten des väterlichen Hauses und an ihre sorgenlose Jugend, und drückte mit thränenden Augen Constantia fest

an ihre Brust. In welchem Verhältnisse diese auch mit dem Fürsten Roshinski stehen mochte, so hatte sie doch Marina einen wichtigen Dienst geleistet und war ihr bis zum letzten Augenblicke treu geblieben.

Die junge Zaarin bestieg ihr Roß und ritt mit ihren Begleitern davon. Sie mußten an der Wohnung des Fürsten Roshinski vorüber. Dort ging es noch lustig und lärmend zu; durch die geschlossenen Fensterläden schimmerte Licht, und man hörte lauten, unharmonischen Gesang. In Pelze gehüllt, liefen des Hettmanns Diener über die Straße, um Meth und Wein zu holen, woran es oft mangelte, weil die betrunkene Gesellschaft die Getränke auf die Erde goß, in der Meinung dadurch ihren Eifer für den König Sigismund desto besser zu bewähren. Der Mond schien so hell, daß man fast eben so gut, als am Tage, jedes Gesicht erkennen konnte; aber bei der heftigen Kälte achtete Niemand auf die Vorübergehenden, und so gelangte Marina unangehalten bis an die Grenze des Stadtgebietes. Von aller Furcht befreit erhob sie jetzt den Blick zu dem mit Sternen besäeten Himmel und bat Gott, ihrem Vorhaben einen baldigen und glücklichen Erfolg zu gewähren, wogegen sie reiche Geschenke an Klöster und Kirchen ihres Glaubens gelobte.

Vom Frost getrieben liefen die kräftigen Pferde so schnell, daß Marina, welche nicht an das Reiten gewöhnt war, bald vom Schwindel ergriffen wurde. Endlich erstarrten auch ihre Hände dergestalt, daß sie das Pferd nicht mehr lenken konnte, und sie beschloß daher in einem kleinen Dorfe anzuhalten, welches wie sie in Erfahrung gebracht hatte, fünfundzwanzig Werst von Tuschino entfernt war. Aber vergebens blickten sie und ihre Dienerin sich nach diesem Ruhepunkte überall um; nichts verkündete seine Nähe. Erst beim Anbruch des Tages, als Marina zum Tode erschöpft, schon entschlossen war, sich mitten im Walde auf den Schnee zu werfen, und sich dem Willen des Schicksals zu überlassen, ließ sich ein eingehegtes Feld sehen, und Hundegebell hören. Aber an-

statt der erwarteten drei oder vier Häuser erblickten die Reisenden ein großes Dorf mit einer alten steinernen Kirche. Sie konnten nicht daran zweifeln, daß sie sich verirrt hatten und um sich schneller davon zu überzeugen, klopfte der Haushofmeister an das erste Bauerhaus und bat um Einlaß um die Pferde zu füttern.

Als der Wirth zwei Frauen und einen alten Mann erblickte, öffnete er das Thor. Um die beabsichtigte Reise nach Kaluga zu verbergen, fragte Stanislaus mit angenommener Gleichgültigkeit, wie weit es bis Borowsk sei?

Als der breitschultrige Bauer polnische Aussprache hörte, zogen sich seine dicken Augenbraunen zusammen.

„Woher kommt Ihr denn?“ fragte er.

„Was geht es Dich an, Bruder? Wer viel weiß, wird früh alt,“ antwortete Stanislaus, fügte aber, als er bemerkte, daß sein unzeitiger Scherz des Bauers Argwohn zu erregen schien, freundlich hinzu: „Sei nur ruhig und sage mir lieber, ob wir bald in Borowsk sein können; wir wollen dort den Namenstag einer Verwandten feiern.“

„Und Ihr wißt nicht einmal, wie weit diese Verwandte von Euch wohnt?“

„Wie sollten wir das nicht wissen“, fiel ihm Anna rasch in die Rede; „wir waren gestern gegen achtzig Werst von ihr entfernt.“

„Nun dann seid Ihr die ganze Nacht nicht vorwärts, sondern rückwärts geritten.“ sagte laut auflachend der Wirth. „Der böse Feind muß mit Euch sein Spiel getrieben haben. Den Appetit nach dem Namenstags-Kuchen laßt Euch nur vergehen. Von hier bis Borowsk sind es — doch wozu das Zählen; lieber sage ich Euch, daß wir an Feiertagen hier bei uns hören, wenn in Dmitrow zur Frühmesse geläutet wird.“

„In Dmitrow?“ rief Marina mit schmerzlichem Er-

staunen; wie sind wir denn hierher gerathen? was werden meine Freunde denken?"

„Nun, das Unglück ist so groß nicht," fiel Stanislaus ein, besorgt, daß Marina sich verrathen möchte; „wir sind nicht die Ersten und werden nicht die Letzten sein, die sich verirren. Gott sei Dank, daß wir nicht auf offenem Felde halten müssen; unser Wirth ist ein guter Mann, der uns nicht abweisen wird, wenn wir ihn bitten, uns in seinem Hause erwärmen und ausruhen zu lassen."

Anna führte ihre Gebieterin eine steile Treppe hinauf in eine geheitzte Stube, wo die zahlreiche Familie beisammen war. Zwei Frauen spannen, eine dritte wiegte ein Kind, ein Knabe strickte ein Netz, und einige Männer kleideten sich an, um in den Wald nach Holz zu gehen.

„Gott helf' Euch", sagte Marina, den Kopf neigend, um ihn nicht an die niedrige Zimmerdecke zu stoßen.

„Polen!" rief eine im Winkel liegende alte Frau, vor welcher ein kleines Mädchen eine Schale mit Suppe hielt.

„Ich bin eine Russin," sagte Marina, indem sie sich vor den Heiligenbildern auf russische Weise bekreuzigte.

Die Alte erhob sich, ihre matten Augen belebten sich plötzlich, das blasse Antlitz färbte sich blutroth und ihre runzligen Hände zitterten krampfhaft.

„Die Polen haben meinen Mann und zwei Söhne ermordet und meinen Bruder und meine Tochter in's Grab gestürzt; ich erkenne die Polen von Weitem. Du gehörst zu ihrem Stamm und bist gewiß nicht umsonst hierher gekommen. Du willst uns Alle verschlingen, aber ich werde meine Kinder beschützen; obgleich sie todt sind, liebe ich sie doch und lasse ihnen kein Leid anthun!"

Marina schlug den Schleier zurück, der ihr Gesicht verhüllte und wollte sich der Unglücklichen nähern, welche die

Unmenschlichkeiten ihrer Landsleute um den Verstand gebracht hatten.

„Rühre sie nicht an, Bojarin," flüsterte ein junges Weib ihr zu; „sie hat eine eiserne Faust und wenn sie Dich trifft, bleibst Du nicht auf Deinen Füßen stehen."

„Maschka (Mariechen)," schrie die Alte, „gieb mir eine Krücke!"

„Gleich Mütterchen, ich habe sie in die Kammer gestellt. — Komm Bojarin," sagte die gutherzige Frau halblaut zu Marina, „Du darfst hier nicht bleiben. Ich weiß nicht, was der Alten einfällt, daß sie Dich für eine Polin hält, da Du Dich nach unserer Weise bekreuziget hast, aber nun kann man ihr den Gedanken nicht mehr aus dem Kopf bringen, und wärest Du eine Verwandte des Zaaren, so risse sie Dir die Augen aus, wenn Du ihr zu nahe kämest."

Durch das Verfahren Roshinki's und der übrigen Magnaten, die sich ihm angeschlossen hatten, tief gekränkt, haßte auch Marina die Polen, und wollte, da sich noch immer mit der Hoffnung schmeichelte, Rußland einst zu beherrschen, durchaus nicht in ihr Vaterland zurückkehren. Die wahnsinnige Alte aber hatte sie dergestalt erschreckt, daß sie halb ohnmächtig auf eine Bank in der schlechten und kalten Kammer fiel, in welche die Hausfrau sie führte. Diese entschuldigte sich, daß sie ihr keinen bessern Zufluchtsort anbieten könne, gab ihr aber zugleich den Rath, sich nicht an andere Bauern zu wenden, weil ihre alte Schwiegermutter von Allen wie eine Heilige verehrt und jede Person die sie nicht leiden könne, auch von Anderen mit Abscheu betrachtet werde.

Nach einigen Minuten brachte die Hausfrau zwei große Stücke hartes Brod und eine Schale mit einer dünnen, aus Kohl und Wasser bestehenden Suppe.

„Nimm so fürlieb,," sagte sie zu der Zaarin; es ist Alles was ich Dir geben kann. Ehemals konnte ich Reisenden

auch Fleisch vorsetzen, jetzt aber sind die Zeiten vorbei. Im ganzen Dorfe ist keine Kuh mehr vorhanden; die verfluchten Polen haben in der vorigen Woche Dmitrow und unser Dorf rein ausgeplündert. In den benachbarten Dörfern haben sie es noch ärger gemacht und aus bloßem Muthwillen Alles niedergebrannt; so arg sollen nicht die Tartaren gehaust haben!“

„Was ist aus den armen Bewohnern geworden?“ fragte Marina.

„Weiber, Kinder und alte Leute hat man in's Sergeische Kloster geschickt und die jungen Männer sind zum Fürsten Michailo Wassiljewitsch gegangen.“

Marina seufzte bei dem Gedanken an das Glück ihres tapfern und gefährlichsten Gegners und Thränen über ihre getäuschten Hoffnungen entquollen ihren Augen. Die gutmüthige Bäuerin hielt sie für einen Beweis von Theilnahme an dem traurigen Schicksale ihrer Nachbarn und ging zu ihrem Manne. um ihn zu überreden, für die gefühlvolle Bojarin einen Zufluchsort aufzusuchen, wo sie sich besser erholen und erwärmen könne.

Marina, die noch keine wahre Noth gelitten, blickte mit Abscheu auf die ihr gereichte Nahrung und auf den stark abgenutzten hölzernen Löffel. Die Nothwendigkeit sich zu stärken, zwang sie zwar die Suppe zu kosten, aber nur mit Mühe konnte sie einen Löffel voll hinunter bringen. Sie überließ sich den traurigsten Vorstellungen und rief endlich Stanislaus und Anna herbei, denen sie erklärte, sie wolle sich nach Dmitrow zu Sapieha begeben. ohne dessen Beistand sie nicht nach Kaluga gelangen könne, wenn sie nicht Gefahr laufen wolle, entweder Hungers zu sterben, oder ungerächt von russischen Bauern erschlagen zu werden.

Stanislaus und seine Nichte freuten sich über diesen Entschluß ihrer Gebieterin, der ihnen die Aussicht auf ein ruhiges Nachtlager und ein schmackhaftes Abendbrod eröff-

nete. Es war überhaupt viel vernünftiger Sapieha's Schutz zu suchen, der noch des Pseudo-Dimitri's Anhänger geblieben war, als ohne Führer die weite und gefahrvolle Reise fortzusetzen.

Vom Hunger gepeinigt, theilten Stanislaus und Anna das kärgliche Mahl und schliefen bald fest ein, er im Vorhause, und sie auf einem kalten, halb zusammengestürzten Ofen. Marina konnte kein Auge schließen und ging, von Sorgen und Ungeduld gequält, um nach ihren Pferden zu sehen, die traurig vor ihren Krippen standen und das gehackte Stroh, das ihnen aus Mangel an Hafer und Heu vorgeschüttet worden war, unberührt gelassen hatten. Marina befahl einem in den Hof tretenden Knaben, den Hausherrn herbeizurufen, den sie für seine Gastfreundschoft freigebig belohnte und ihn sowohl über die letzten Ereignisse in Dmitrow, als über den nächsten Weg dahin ausfragte. Voll Dankbarkeit und durch die Aeußerungen seiner Frau schon vorher für die Reisenden eingenommen, befriedigte der Wirth mit Freuden die Wünsche Marina's, und ohne ihr durch Fragen beschwerlich zu fallen. Als sie dann mit ihren Begleitern sich wieder auf den Weg machte, begleitete er sie bis auf die Straße nach Borowsk. Sie dankte ihm freundlich, aber kaum hatte er sich entfernt, so wendeten die Reisenden ihre Pferde, ritten vorsichtig um das Dorf und schlugen den Weg nach Dmitrow ein. Es begegnete ihnen Niemand; sie sahen aber mehrere verwüstete Dörfer, Wölfe streiften durch die Trümmer und auf der Straße lagen Ueberreste menschlicher Körper, die sie zerrissen hatten. Anna sowohl als Marina fühlten ihr Blut erstarren und beide trieben ihre müden Rosse an, um nicht die Nacht in einer Einöde zuzubringen, wo Lebende und Todte zur Rache an ihren Landsleuten aufforderten.

Sapieha besichtigte die Befestigungen der Stadt, als man ihm die Ankunft Marina's meldete. Bestürzt über

diese Nachricht eilte er zu ihr, indem er nicht zweifelte, daß irgend ein trauriges Ereigniß sie genöthigt hatte, bei ihm Schutz zu suchen. Als er sie blaß, mit eingefallenen Wangen und niedergeschlagenen Blicken vor sich sah, wurde er in seiner Voraussetzung bestärkt, und nachdem sie ihm erzählt hatte, wie sie gezwungen gewesen, aus Tuschino zu flüchten, drang er mit aufrichtiger Theilnahme in sie, zu ihren Aeltern zurückzukehren.

„Verliert Eure Worte nicht vergebens, Pan Sapieha," erwiederte Marina; „die Gemahlin des russischen Herrschers wird für nichts in der Welt ihren Pflichten untreu werden! Glück und Sieg hängen nicht von uns ab, wir sind aber Herren unserer Handlungen, und ich werde bis zum Ende meines Lebens des Thrones würdig bleiben, auf den die Vorsehung mich berief!"

„Nur auf einige Zeit rathe ich Euch Rußland zu verlassen . . ."

„Nicht auf eine Stunde; nie sollen die Meinigen mich fliehen sehen und mich wegen meiner Muthlosigkeit verspotten können!"

„So wißt denn, daß auch hier Euch die größten Gefahren drohen. Vor zwei Stunden ohngefähr zeigten sich nicht weit von der Stadt die Vorposten des Fürsten Skopin . . ."

„Früher beunruhigte Euch die Annäherung des Feindes nicht," unterbrach ihn Marina, indem sie den heftigen Eindruck zu verbergen suchte, den eine so schlimme Nachricht auf sie gemacht hatte. „Solltet Ihr durch die Tapferkeit der Troizki'schen Mönche ganz verlernt haben zu siegen?"

„Es würde mich freuen," antwortete mit einiger Verlegenheit Sapieha, „wenn mein Unglück Euch wenigstens veranlaßte, vorsichtiger zu sein. Dem sei aber wie ihm wolle, so muß ich Euch erklären, daß ich keine Hoffnung habe, einen

Angriff des Fürsten Skopin-Schuiski zurückzuschlagen. Wenn es Euch beliebt hier bleiben zu wollen, so stehe ich für nichts."

„Wer hätte das gedacht," sagte Marina, „daß der von einer Wittwe erzogene blutjunge Neffe Schuiski's dem tapfersten polnischen Ritter so furchtbar werden könnte! Seltsam, in der That," fügte sie bitter lächelnd hinzu, „daß der Zufall mich noch nie den berühmten Helden sehen ließ, der morgen vielleicht über mein Schicksal entscheidet!"

„Ihr wollt doch nicht sein Mitleid in Anspruch nehmen, oder Euch an seiner Schönheit weiden?" rief Sapieha, durch diese Worte gekränkt.

„Ich will nach Kaluga; hierher bin ich gekommen, ohne zu wollen," erwiederte Marina heftig. Wenn ich aber dem unbesiegten Heerführer des Thronräubers begegnen sollte, so werde ich mein Auge nicht von ihm abwenden, und ich denke, daß auch er die Zaarin von Moskwa mit Ehrerbietung vor sich sehen wird. Aber dann ... dann, wenn er Dimitri nicht huldigen sollte, könnte es ihm oder mir das Leben kosten!"

Mit Erstaunen betrachtete Sapieha die junge Frau, deren Herrschsucht jedes zartere Gefühl unterdrückte und alle menschlichen Schwächen besiegte. So sehr die anstrengende Reise auch ihre Kräfte erschöpft hatte, so war ihre Stimme doch fest und in jedem Laute sprach sich unerschütterliche männliche Standhaftigkeit aus.

Nachdem sie mit Sapieha allein zu Abend gespeist, zog sich Marina in das für sie bereitete Zimmer zurück und warf sich unausgekleidet auf ihr Lager. Sie schlief sogleich ein, aber Anna verließ sie nicht. Diese hatte von den Dienern übertriebene Geschichten von der wilden Tapferkeit der Russen gehört und sie fürchtete sich daher allein zu bleiben. Sie erschrak vor ihrem eigenen Schatten, und wenn sie einen

Blick auf auf ihre Herrin warf, zweifelte sie nicht, daß auch diese in ihrem Schlummer von Schreckensbildern verfolgt wurde. Marina's Antlitz veränderte sich jeden Augenblick, aber nie verscheuchte ein heiteres Bild den finstern Ausdruck desselben, und ein dunkles Roth, das mit ihrer Todesbläße wechselte, verrieth ihre heftige Aufregung. Sie glaubte in Moskwa mitten unter dem gegen sie aufgebrachten Pöbel zu sein, der sie zwang, dem Zaaren zu Füßen zu fallen. Dieser glich keineswegs dem Zaar Wassili Iwanowitsch; sie konnte aber aller Mühe ohngeachtet seine Züge nicht entziffern, und gerieth darüber dergestalt in Verzweiflung, daß sie laut aufstöhnte, als läge sie im Todeskampfe. Vor ihr stand, die Hände auf die Brust gefaltet, ihre treue Dienerin, die fast als Kind ihrem Vaterlande entführt worden war. Furcht und Mitleid hatten sich Anna's ganzer Seele bemächtigt; sie konnte sich nicht von der Stelle bewegen und betrachtete Marina, der man ihrer Meinung nach auf eine unmenschliche Weise das Zaaren-Diadem entrissen hatte. Plötzlich kam es ihr vor, als verlösche die brennende Lampe und als würden die Bettvorhänge zusammen gezogen. Sie fuhr auf und wollte sich die Augen reiben, aber sie konnte die Arme nicht erheben und da sie fühlte, daß alle ihre Glieder wie gelähmt waren, setzte sie sich auf die Diele in der Hoffnung, daß ihre Schläfrigkeit bald vorübergehen und sie im Fall die Russen kommen sollten, im Stande sein werde, ihre Herrin zeitig genug von der Gefahr zu benachrichtigen.

Als Marina erwachte, waren die Fensterladen schon geöffnet und die Sonnenstrahlen, welche auf den gefrornen Scheiben glänzten, verbreiteten ein angenehmes Licht in dem kleinen, einfach möblirten Zimmer. Die quälenden Träume Marina's waren gegen Morgen verschwunden und einige Stunden ruhigen Schlafes hatten sie geistig und körperlich gestärkt. Sie weckte Anna, die mit dem Kopf an ihr Bett gelehnt, sanft schlief und sich lange nicht besinnen konnte,

wie sie an einen ihr unbekannten Ort gekommen war. Als sie sich endlich völlig ermuntert hatte, lief sie hinaus, um sich zu erkundigen, ob in der Nacht etwas vorgefallen sei. Als sie die Thür öffnete, erblickte sie ihren Oheim, und in dem Eifer, mit dem sie auf ihn zusprang, hätte sie eine große hölzerne Kiste, die auf einem Tische stand, fast herabgeworfen. Ueber ihre Leichtfertigkeit zürnend, gebot ihr Stanislaus, ihrer Herrin zu melden, daß er sie erwarte, um ihr Bericht abzustatten.

Marina ging hinaus und als der Haushofmeister sie erblickte, zeigte er mit einer tiefen Verbeugung auf die Kiste und sagte, sie sei ein Geschenk von Sapieha.

Anna öffnete sie und nahm einen roth-sammtnen Kaftan mit allem Zubehör heraus. Marina errieth sogleich, daß sie in dieser Tracht Dmitrow verlassen sollte, und befahl Stanislaus das Zimmer zu verlassen, um sich umzukleiden. Anna konnte sich nicht satt an ihr sehen, und betheuerte, es könne keinen schönern Kriegsmann in der Welt geben. Die männliche Kleidung stand Marina in der That vortrefflich. Sie erschien darin noch jünger und schöner als gewöhnlich und glich einem feurigen Jünglinge, den nach ruhmvollen Thaten verlangte. Sie selbst konnte sich nicht vom Spiegel trennen und übte sich lächelnd im Handhaben der Pistolen und des Säbels. Sie ließ Stanislaus in's Zimmer rufen, damit er sich auch an ihrem Anblick weiden sollte; dieser aber warf sich mit Thränen in den Augen zu ihren Füßen und verwünschte das Schicksal, das die in Ueberfluß erzogene Tochter eines Wojewoden nöthigte, mit Verleugnung ihres Namens, ihres Standes, ja sogar ihres Geschlechtes in fremdem Lande umherzuirren.

Diese Klagen, die auf Marina einen peinigenden Eindruck machten, indem sie sie daran erinnerten, daß sie selbst ihre Leiden verschuldet hatte, wurden durch Sapieha unterbrochen. Er trat vollständig bewaffnet in's Zimmer,

und als er Marina erblickte, sank er, von ihrer Schönheit hingerissen, zu ihren Füßen,

Marina hob ihn auf, drückte ihm herzlich die Hand, und sagte, es freue sie außerordentlich, daß der Zufall sie nach Dmitrow geführt habe. Noch manches Schmeichelhafte was sie hinzufügte, sowie die Liebenswürdigkeit mit der sie es that, vollendeten den Zauber, von welchem Sapieha sich ergriffen fühlte.

„Leider," sagte er, „gleicht der junge Schuiski durchaus nicht den übrigen russischen Wojewoden. Er ist tapfer, verständig ud anspruchslos; von seinem Glück schweige ich. Die Moscower vergöttern ihn, der Graf de la Gardie und alle Schweden achten ihn hoch. Ich würde es mir ewig zur Schmach anrechnen, ein Zusammentreffen mit ihm zu vermeiden. Seine Annäherung erlaubt es mir nicht, Euch nach Kaluga zu geleiten; ich werde Euch aber 50 Kosaken und alle Deutsche . . ."

„Der Fürst Skopin-Schuiski . . .!" rief plötzlich ein junger Mann in Kriegertracht, der fast athemlos in's Zimmer stürzte, und als er den stolzen Sapieha mit unterthäniger Miene vor einem unbekannten jungen Manne sah, erstaunt stehen blieb.

„Sieh da, Pan Dobrshetzki," sagte Sapieha, „fast hätte ich Dich nicht erkannt. Es war aber nicht Deine Sache, mir über die Erfüllung meiner Befehle Bericht abzustatten."

„Verzeiht meine Kühnheit," erwiederte der junge Mann, ohne ein Auge von Marina zu verwenden; „ich würde es nicht gewagt haben, wenn . . ."

„Schon gut, schon gut," unterbrach ihn Sapieha; „Du wirst mir das Uebrige in meinem Kabinet sagen. Beunruhigt Euch nicht, hohe Frau," fügte er hinzu, indem er sich Marina näherte; „Dobrshetzki ist ein guter und tapfe-

rer junger Mann, nur so flüchtig und leichtgläubig, daß ich ihm längst den Abschied würde gegeben haben, wenn ich seinen Vater nicht versprochen hätte, mich nicht von ihm zu trennen. Er hat gewiß wieder einmal albernem Geschwätz Gehör gegeben. . . .“

„Wir haben aber noch nicht gehört,“ fiel Marina ein, „weswegen er eigentlich gekommen ist. Vielleicht mußte Fürst Skopin sich zurückziehen . . . übrigens möge geschehen sein, was da wolle, so verlasse ich mich auf Euch, und bin völlig unbesorgt, ... um Euch davon zu überzeugen, lade ich Euch, Herr Hettmann, ein, im nächsten Jahre an dem heutigen Tage, mit mir eine Masurka auf dem Ball zu tanzen, den ich im Kreml geben werde.“

Sapieha verneigte sich tief und ging mit dem Befehl an Dobrshetzki ihm zu folgen, aus dem Zimmer.

„Das also war die Zaarin? “ rief voll Entzücken der junge Mann, als er sich allein mit Sapieha sah. „Herr Hettmann, ich bitte Euch inständig, vertraut mir die Vertheidigung Ihrer Hoheit an! . . . . .

„Willst Du nicht gar ihre Kleider anziehen?„ fiel ihm Sapieha unwillig in die Rede, indem er sich auf's Sopha warf. „Wie ein Weib würdest Du aussehen, nur nicht wie Marina. Aber nun sage mir, was Dich veranlaßte, so erschreckt in's Zimmer zu stürzen. Die Russen sind doch nicht etwa in die Stadt gedrungen? “

„Fürst Skopin-Schuiski,“ war die Antwort, „verlangt die Uebergabe der Stadt. Die Einwohner sind im Aufruhr, laufen durch die Straßen und heulen wie hungrige Wölfe.“

„Weiter ists nichts? “ sagte Sapieha, laut auflachend; „ und Dich hat ihr Geheul so in Schrecken gesetzt, daß Du vergaßest, daß ihnen sogar die Tischmesser abgenommen worden sind, und daß, wenn wir ihnen auch die Kano-

nen gelassen hätten, Greise und Weiber nicht verstehen würden sie zu bedienen. Wahrhaftig, Dobrshetzki, wenn ich nicht Zeuge gewesen wäre, daß Du Dich nicht fürchtetest, mit 8 Moscowitern anzubinden, ich würde Dich heute für eine ausgemachte Memme halten."

„O!" rief der junge Mann, sich an des Hettmanns schonungsloses Verfahren erinnernd, „diese Greise und Weiber fürchte ich zehnmahl mehr als die tapfersten Soldaten; sie haben feierlich geschworen, ihre erschlagenen Söhne, Männer oder Brüder zu rächen und die Stadt anzuzünden, wenn Ihr Euch in derselben verschanzen solltet."

Einige der ältesten Offiziere traten in's Zimmer und bestätigten diese Worte. Sapieha wurde nachdenkend und beschloß endlich das von ihm verheerte Dimitrow zu verlassen; nur wußte er nicht, was er mit Marina beginnen sollte. Da fiel ihm Dobrshetzki's Bitte ein, und er trug ihm daher auf, Marina mit einer starken Begleitung nach Kaluga zu führen.

Entflammt von einer, ihm bisher noch unbekannten Leidenschaft, stand der junge Mann einige Augenblicke zitternd und mit funkelnden Augen.

„Gott lohne es Euch, Herr Hettmann," rief er endlich, „daß Ihr meinem Eifer vertrauet. Seid versichert, daß ich dem polnischen Namen keine Schande machen, mich durch die russischen Regimenter schlagen und die Zaarin zu ihren getreuen Unterthanen zurückführen werde!"

„Und zu ihrem zärtlichen Gemahle," bemerkte mit boshaftem Lächeln ein Pole.

Dobrshetzki erblaßte. Sapieha, der es bemerkte, lächelte und sagte, dem jungen Krieger auf die Achsel klopfend, daß er sich rasch zur Reise fertig machen solle, während er sich erkundigen lassen würde, ob man die Straße nach Kaluga erreichen könne, ohne auf die Russen zu stoßen,

vor denen man die Anwesenheit Marina's durchaus verborgen halten müsse. Dobrshetzki fühlte das Richtige dieser Bemerkung und ging, so gern er sich auch durch seine Tapferkeit vor den Augen der Zaarin ausgezeichnet hätte, um selbst Erkundigungen über den sichersten Weg für sie einzuziehen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß man, wenn man keine Zeit verlöre, die Stadt noch verlassen könne, ohne vom russischen Heere bemerkt zu werden, eilte er zu Sapieha, um ihm dieses zu berichten, und schwur als Letzterer ihn der Zaarin vorstellte, daß er Blut und Leben für sie hingeben würde. Marina reichte ihm die Hand zum Kusse und sagte, sie wisse bittere Erfahrungen zu ertragen, die ihr für die Folge das Glück verhießen, sich auf dem Throne von wahren, uneigennützigen Freunden umgeben zu sehen. Indem sie, dann einen flüchtigen Blick auf alle im Zimmer Anwesende warf, blieb ihr Auge auf Dobrshetzki haften und der unerfahrene Jüngling bildete sich ein, Marina theile seine Gefühle und werde ihn für seine bereitwillige Hingebung einst zu belohuen wisseu.

Unterdessen hatte das Wetter sich verändert; ein furchtbares Schneegestöber nöthigte die Bewohner der Stadt, ihre Wohnungen aufzusuchen. Dieser für Marina einerseits günstige Umstand benahm ihr andererseits die Hoffnung, bequem und schnell ihre Reise zu vollenden. Im Laufe einer Stunde war die Landstraße dergestalt verweht, daß man nur mit Mühe im Schritt vorwärts kommen konnte und Menschen sowohl als Pferde kaum im Stande waren, gegen Wind und Schnee anzukämpfen. Marina aber ließ keine Klage laut werden; sie verachtete schon nicht mehr, wie früher, abergläubische Anzeichen und glaubte gern an die Volkssage, daß Regen und Schnee den Reisenden glückliche Erfolge und Reichthum verkünden. Sapieha gab ihr das Geleit bis vor die Stadt, und nachdem Marina freundlich von ihm Abschiied genommen, lud sie Dobrschezi ein, an ihre Seite zu reiten.

Sechstes Kapitel.

Gegen Ende Februar 1610, nach warmen Tagen, die ein zeitiges Frühjahr versprachen, trat in der Nacht vom 20. zum 21, auf's Neue eine heftige Kälte ein, und obgleich sich früh die Sonne zeigte, so ließ sich doch aus den weißen Dächern und Fenstern und dem unter den Füßen knirschenden Schnee, der in der Nacht gefallen war, noch auf einen langen Winter schließen. Demohngeachtet waren Moskwa's Straßen, mit Menschen jedes Standes, Alters und Geschlechts anfüllt. Einige liefen, als fürchteten sie durch die geringste Zögerung einen großen Gewinn zu verlieren; Andere unterhielten sich freudig mit ihren Bekannten über die Ankunft des Fürsten Skopin-Schuiski in der Residenz; Viele eilten in die Kirchen, um für den Urheber ihrer Freude zu beten. Sein Name ertönte überall; man sprach ihn aus mit Segnungen, mit Freudenthränen, mit der Hoffnung, die Macht der feindlichen Nachbarn vernichtet zu sehen, und im Vorgefühl von Rußlands Ruhm und Größe. Alle Gesichter die vor Kurzem noch bekümmert und angstvoll waren, hatten einen heiteren und ruhigen Ausdruck; aus allen Mienen sprach Freude und Vertrauen.

Im Kloster ward zum Gebet geläutet, aber zu gleicher Zeit hatte sich eine Menge Menschen im Hofe der Fürstin Skopina versammelt, und einige von denen die dem Hause näher standen und den Befehl gehört hatten, daß man die Pferde vorführen solle, sagten den ihnen zunächst Stehenden, daß sich der Fürst bald in den Kreml begeben würde. Diese Nachricht verbreitete sich in der Volksmasse; Niemand dachte daran, daß der Gottesdienst begann, sondern Alles drängte sich der fürstlichen Wohnung zu, und Viele, die jünger und rüstiger waren, kletterten auf den hohen, den Hof umschlie-

henden Balkenzaun, auf das Thor und auf die daneben stehenden Bäume. Die fürstlichen Diener trieben Niemanden fort, sondern luden mit gewohnter Freundlichkeit Jeden ein, in den Hof und der Freitreppe näher zu treten. Die allgemeine Liebe für ihren Herrn machte ihnen Freude, und ohne daran zu denken, daß sie zu seinem Nachtheil Argwohn und Mißtrauen erregen könnten, riefen sie einander selbstgefällig zu, daß selbst, wenn der Zaar sich zeige, kein solches Gedränge stattfände.

Aus dem Stalle wurden jetzt mehrere gesattelte Pferde vorgeführt. Unter diesen aber befand sich das Pferd nicht, welches dem Fürsten Michailo von seinem hochherzigen Lebensretter zugefallen war und, wenn auch oft mit Feindes- und eigenem Blute bedeckt, dennoch seinen tapferen Reiter unversehrt aus den heißesten Gefechten gebracht hatte. Es ruhte aus und an seiner Stelle wurde ein dunkelbrauner Renner vorgeführt, den der Zaar unlängst seinem Neffen geschenkt hatte. Er war von seltener Schönheit und sein goldenes Geschirr reich mit Edelsteinen besetzt. Zu jeder andern Zeit würden die Zuschauer ihr Erstaunen laut zu erkennen gegeben haben; sie begnügten sich aber mit der stillen Bemerkung, daß der Zaar diesesmal sehr freigebig gewesen sei. Aller Blicke waren auf die geöffnete Hausthür gerichtet und erwarteten schweigend und mit gespannter Aufmerksamkeit das Erscheinen des Retters des Vaterlandes. Da ertönte plötzlich ein lautes Jubelgeschrei und verkündete bis in die entferntesten Straßen den glücklichen Bürgern Moskwa's das Herannahen des vergötterten Helden.

Fürst Michailo bestieg sein Roß, ritt langsam vorwärts, und grüßte freundlich nach allen Seiten. Unter fortwährendem Jubel machte das Volk zögernd dem von Golowin, Tischin und mehreren andern seiner Freunde begleiteten jungen Bojaren Platz.

Tief gerührt von der unverstellten Ergebenheit, die sich

für ihn aussprach, hielt der Fürst sein Roß an und fragte mit lauter Stimme, wer ihm beistehen wolle, Smolensk vom Könige von Polen und Kaluga vom Usurpator zu befreien? Tausende von Stimmen riefen ihm zu, daß Alle bereit seien, bis an Rußlands Grenzen, und selbst über dieselben hinaus mit dem Fürsten zu ziehen. Thränen benetzten das Antlitz des unbesiegten jungen Helden; das Tuch, welches beim Trocknen derselben seinen Händen entfiel, wurde aufgefangen und in kleine Stücke zerrissen, welche Leute jedes Standes wie heilige Reliquien sorgfältig aufbewahrten.

Der Fürst Michailo war vom Zaar, und seine Gemahlin sowohl als seine Mutter von der Zaarin zur Mittagstafel eingeladen worden. Zur damaligen Zeit, wo Tracht und Lebensweise so sehr verschieden von denen der Gegenwart waren, trennte nur ein kurzer Zeitraum die Frühmesse von der Mittagstafel, und um in dieser Hinsicht ganz sicher zu sein, hatten beide Fürstinnen ihre Toilette schon sehr früh gemacht. Des Fürsten Mutter, die, wie bereits früher erwähnt worden, seit dem Tode ihres Gatten einen einfachen Anzug von dunkler Farbe getragen hatte, erschien diesesmal in reicher Tracht, um öffentlich zu zeigen, welch eine glückliche Mutter sie war. Seit der Einnahme von Twer hatten freudige Hoffnungen, und innere Zufriedenheit der Fürstin ihre durch Kummer zerstörte Gesundheit wieder gegeben und sie schien sich seitdem verjüngt zu haben; aber fern von Putzsucht hatte sie zur Erinnerung an die letzten freudigen Ereignisse ihren ganzen Schmuck ihrer jungen Schwiegertochter geschenkt. Die Mütze der Fürstin Alexandra war mit Diamanten, Smaragden und Amethisten besetzt und mit schwarzem Zobel eingefaßt, der bei ihrem hellblonden Haar die natürliche Weiße und Zartheit ihres lieblichen Gesichts nur noch mehr hervor hob. Die Fenster des Kutschschlittens waren herabgelassen; die kalte Luft röthete die Wangen der beiden Fürstinnen, aber sie hörten mit Entzücken die Freu-

denrufe des Volkes, ohne an Erkältung oder an die Veränderlichkeit des Glückes zu denken.

In der Kirche angekommen grüßte die Fürstin Alexandra nach allen Seiten hin, und nahm dann ihren gewöhnlichen Betplatz ein. Lange betete sie in leiser Andacht, bis sie endlich aufsah, aber zugleich durch den Anblick einer, wenige Schritte von ihr entfernt stehenden Nonne erschreckt wurde. Diese hatte ihren Schleier zurückgeschlagen und heftete ihre Blicke unverwandt auf die Fürstin Alexandra. Es schien als ob eine unsichtbare Macht Beide nöthigte, einander mit Aufmerksamkeit zu betrachten, als ob Beide durch gleiche Gefühle für ein gleiches Erdenloos geschaffen wären. Aber während die Nonne mit tiefem Schmerz daran dachte, daß in kurzer Zeit, in einigen Stunden vielleicht, die Reize und das Glück der jungen Gemahlin des Befreiers seines Vaterlandes vernichtet sein und die schwarzen Fittige des Todes oder betreffende Unglücksfälle sie in Verzweiflung stürzen könnten, erbebte die Fürstin, als sie ein ihr unbegreifliches Wesen vor sich stehen sah, dessen Anblick ihr die ganze Welt, alle ihre Freuden als nichtig, als Träume, als bittere Täuschungen erscheinen ließ. Noch nie sah sie einen so kummervollen Blick, ja sie hatte keine Vorstellung davon, daß ein Mensch leben und sich bewegen, und zugleich einen solchen Ausdruck allgemeiner Zerstörung an sich tragen könne. Wäre sie nicht in der Kirche gewesen, so hätte sie geglaubt, daß ihr als Strafe für irgend eine geheime Sünde oder um sie zu prüfen, ein Todter erschienen sei, der nach schweren irdischen Leiden, keine Ruhe im Grabe habe. Plötzlich regte sich die Nonne; große Thränen rollten über ihre gelben Wangen; sie bedeckte ihr Gesicht mit dem Schleier, hielt ihn mit beiden Händen zusammen, konnte aber ein heftiges Schluchzen nicht unterdrücken.

„Was ist Dir, Mutter Olga?“ fragte die, mit besonderer Theilnahme auf die Nonne zueilende Aebtissin; „bist Du wieder krank geworden?“

Die Nonne flüsterte einige leise Worte, worauf die Aebtissin ihr den Arm reichte und Beide nach der Thür zu gingen. Hier blieb sie einen Augenblick stehen und warf noch einen Blick auf die junge, schöne und glückliche Fürstin Skopina. Aber ihre Knie brachen und sie würde zu Boden gefallen sein, wären nicht einige Schwestern hinzu geeilt, mit deren Hilfe sie in ihre Zelle gebracht wurde.

„Es ist die Prinzessin Xenia Borissowa," sagte die Fürstin Aleona leise zu Alexandra, die sich von dem Eindrucke, den diese Erscheinung auf sie gemacht hatte, noch nicht erholen konnte. „Sie ist unlängst von Wladimir gekommen und hat oft Anfälle von Unwohlsein."

„Xenia Borissowa?" wiederholte Alexandra indem Thränen in ihre Augen traten.

Alexandra, die vor ihrem 17. Jahre nicht nach Moskwa gekommen war, kannte Niemanden von der Godunoff'schen Familie. Der Tod ihrer Mutter und Großmutter war das größte Unglück ihres Lebens gewesen, als bald darauf ihr Vater sie von dem beklagenswerthen Schicksal der Godunoff's unterrichtete, und dieses, besonders aber Xenia's beispiellose Leiden, machte einen tiefen, schmerzlichen Eindruck auf sie. Als sie sich später von ergebenen Freunden und mächtigen Beschützern umgeben sah, konnte sie nie ohne Schaudern an ihren Aufenthalt bei dem Fürsten Massalski denken. Von jener Zeit an konnte sie den Namen Xenias, die den racheschnaubenden Bösewicht zur Flucht nöthigte, nicht hören, ohne mächtig ergriffen zu werden; sie betrachtete die unglückliche Prinzessin als ihre Wohlthäterin, als eine Heilige, der durch ihre Leiden die Macht geworden war, Unglückliche zu retten. Schon längst hatte sie gewünscht die Prinzessin kennen zu lernen. Als sie sie aber jetzt erblickte, dachte sie mit innigem Bedauern, daß durch ihre Gegenwart die Prinzessin an ihre früheren glücklichen Verhältnisse und an die entsetzliche Umgestaltung der-

selben erinnert worden sei. Xenia war einst sehr schön gewesen, aber seit dem Tode ihrer Mutter und ihres Bruders hatte sie sich so sehr verändert, daß selbst ihre nächsten Freunde sie nicht wieder erkannten.

Die Aebtissin ließ beide Fürstinnen nach der Messe zu sich einladen und sagte, als sie ihnen auf der Treppe entgegenkam, die Prinzessin habe sich niederlegen müssen, aber so äußerst schwach sie sei, so habe sie doch den Wunsch geäußert, die beiden Damen zu sehen. Die Fürstin Aleona hatte die Prinzessin seit langer Zeit nicht gesehen, und obgleich Alexandra sie darauf vorbereitet hatte, daß man sie kaum für ein lebendes Wesen halten könne,, so erstarrte sie doch fast vor Entsetzen, als die Aebtissin, vorsichtig die Thür öffnend, sie in die Zelle der unglücklichen Nonne führte. Die Prinzessin lag auf einer hölzernen, nothdürftig mit einem Stück Filz bedeckten Bank; ein heftiges Kopfweh hatte sie genöthigt, ihre Kopfbedeckung abzulegen, und ihr langes graues Haar hing über ihre Schultern, deren außerordentliche Magerkeit sogar durch das dicke Gewand von groben Tuch zu bemerken war. Die Fürstin Aleona hatte Mühe ihren Augen zu glauben, daß sie wirklich Xenia vor sich sah, die noch vor kaum 4 Jahren die Zierde eines glänzenden Hofes, die Braut eines gebildeten und klugen Prinzen, die Tochter eines mächtigen Herrschers war. Xenia zeichnete sich damals nicht nur durch äußere Reize aus; sie liebte die Lectüre, sang vortrefflich, und wurde ihrer Sanftmuth und Milde wegen allgemein vergöttert; Alles versprach ihr eine freudenvolle Zukunft. Die furchtbare Veränderung ihrer Gesichtszüge erregte die schmerzlichste Theilnahme.

Nach dem Tode ihrer Mutter wünschte die Prinzessin sehnlichst, den Schleier zu nehmen. Unter dem Namen Olga trat sie in's Uspenskische Kloster in Wladimir und kam auf Einladung der Zaarin Maria Petrowna, die mit zärtlicher Theilnahme, durch ärztliche Hülfe und eigenen Beistand

ihre Leiden zu mildern hoffte, bisweilen nach Moskwa. Diese Zusammenkünfte waren immer sehr erschütternd; die junge fromme Zaarin, welche den Kummer der Prinzessin tief empfand, drückte das beklagenswerthe Opfer väterlichen Ehrgeitzes an ihre Brust und mit dem Vorgefühl, daß auch sie ihr Leben in einer Zelle beschließen werde, versicherte sie ihr, daß der Hof mit seinem Glanze keinen Reiz für sie habe und daß sie überzeugt sei, man könne nur in klösterlicher Einsamkeit und in der einzigen Beschäftigung mit Gott wahrhaft glücklich sein.

Die Zaarin-Nonne Marfa Fedorowna starb am 20. Juli 1608. Die für sie von Otrepjew bestimmten Zellen blieben seitdem unbewohnt, sie waren bequemer und geräumiger als alle übrigen und die Zaarin Maria wollte, daß Xenia sie bezöge. Die Fürstin Aleona aber, der die Zaarin diesen Plan mittheilte, machte sie darauf aufmerksam, daß bei aller Selbstverleugnung Olga's die Erinnerung an den Verderber ihrer Familie und an die rachsüchtige oder kleinmüthige Frau, die durch die Anerkennung des falschen Dimitri dessen Macht befestigte, ihr höchst peinlich sein müßte. Maria fühlte die Richtigkeit dieser Bemerkung, und wandte sich an die Aebtissin wegen einer besseren Wohnung für die Prinzessin. Diese war auch sogleich bereit, ihr die eigenen, freundlicher und bequemer eingerichteten Zimmer abzutreten. Die Prinzessin nahm dankbar dieses Anerbieten an, bestand aber darauf, alle Gegenstände des Luxus zu entfernen und willigte nur aus Gefälligkeit für die Zaarin ein, sich von dem geschickten Arzt Wasmer behandeln zu lassen, obgleich sie weder wünschte noch hoffte, dadurch ihr Leben zu verlängern. Außer einer Nonne aus Wladimir und einer alten Dienerin, die sich nicht von ihr trennen wollte, hatte die Prinzessin noch ein Edelfräulein, Namens Juliana Räsanow, zu sich genommen, das nach dem Todes ihres, im Kriege schwer verwundeten Vaters, und ihrer Mutter hülflos geblieben war; sie gab ihr Unterricht im Lesen und Schreiben, im geistlichen

Gesang und in verschiedenen Handarbeiten. Dieses Verhältniß dauerte ungestört fort bis zum Ableben der gutmüthigen menschenfreundlichen Aebtissin. Ihre Nachfolgerin aber fand eine solche Erziehung für die strengen Klosterregeln zu weltlich und verlangte, daß Juliana nach Verlauf von drei Monaten entweder das Kloster verlassen oder den Schleier nehmen müsse. Da die Prinzessin bei Juliana's Jugend und lebhaftem Charakter das letztere nicht wollte, so beschloß sie dieselbe zu einer nahen Verwandten zu senden. Nur mit großer Ueberwindung konnte sie ihre junge Pflegetochter zu einer Trennung bewegen, in welche diese endlich unter vielen Thränen willigte. Bald nachher wurde Olga von der Zaarin nach Moskwa geladen, um mit ihr die Freude über die Besiegung der Rebellen durch den Fürsten Michaila Skopin-Schuiski zu theilen. Sie nahm Juliana mit sich, um sie mit der Welt bekannt zu machen, und sie dann ihren Verwandten zu übergeben. Als sie in der Kirche die Fürstin Aleona erblickte, die sie in früherer Zeit oft gesehen und liebgewonnen hatte, glaubte die Prinzessin, daß der Schutz derselben ihrer Pflegetochter sehr nützlich werden könne, und ließ sie deßhalb, von ihrer Menschfreundlichkeit im Voraus überzeugt, zu sich bitten. Ihr Antrag wurde von der Fürstin mit der herzlichsten Bereitwilligkeit angenommen, was ihr augenscheinlich große Beruhigung gewährte, um so mehr, da auch Alexandra versprach, sich der jungen Waise liebevoll anzunehmen.

Siebentes Kapitel.

„Ist Fürst Michailo zu Haus?" fragte ein blonder junger Mann, der sein Pferd am Thore der Fürstin Aleona anhielt, oder vielmehr sich alle Mühe gab, es anzuhalten.

Der alte Sergeitsch und mehrere andere am Thore stehende Diener grüßten den Fremden ehrerbietig, konnten aber von der Frage des jungen Mannes, aus dessen Kleidung und Aussprache man sogleich sah, daß er kein Russe war, kein Wort verstehen. Die Ursache war sein wildes Roß, das keinen Augenblick still stand, als wollte es durch seine ausgelassenen Sprünge die Gewandtheit und Furchtlosigkeit seines Reiters zeigen. Mit verstärkter Stimme wiederholte Letzterer seine Frage, worauf Sergeitsch erwiederte, daß sein Bojar sogleich herauskommen werde, um neue freiwillige Krieger zu mustern. Der junge Fremde war mit dieser Antwort sehr zufrieden und sprang vom Pferde. Während dieses von einem der fürstlichen Diener in Empfang genommen wurde, ertönte lautes Freudengeschrei. Golowin und Tischin musterten eine Reihe von Freiwilligen, deren Zahl sich auf 200 belief; als sich aber der Fürst Michailo zeigte, vergaßen diese, daß sie sich nicht von der Stelle rühren sollten und liefen um die Wette der Freitreppe zu, um den Bojaren näher zu sehen, unter dessen Fahnen sie für das Vaterland streiten wollten.

Der Fürst rief ihnen freundlich entgegen, sich wieder in Reihe und Glied zu stellen und nicht zu vergessen, daß es, um den Feind zu besiegen, nicht nur des Eifers und der Kühnheit, sondern besonders einer strengen Disciplin bedürfe.

Auf diese Bemerkung zogen sich Alle zurück, und in einem Augenblick war es auf dem geräumigen Hofe so still, daß man die Enten und Gänse im Teich plätschern hörte. Ausgezeich-

neten oder vom Glück sehr begünstigten Menschen schreibt man oft übernatürliche Kräfte zu und glaubt, daß sie entweder unter dem Schutz des Allmächtigen oder unter dem Einfluß des Teufels stehen. Fast alle Zeitgenossen des Fürsten Michailo waren überzeugt, daß er vom Himmel bestimmt sei, Rußland aus allen Gefahren zu erretten; sie liebten ihn eben so sehr wegen seiner dem Vaterlande geleisteten Dienste, als wegen seiner anspruchslosen Tugend, und jedes seiner Worte übte eine unbegrenzte Gewalt über sie aus, während die Reden und Bemühungen der übrigen Heerführer oft erfolglos blieben.

„Willkommen, de la Gardie," sagte der Fürst, indem er sich dem jungen Fremden nahte, der sich endlich bis zur Treppe durchgedrängt hatte. „Ich danke Dir, daß Du meiner gedacht hast; ich sagte eben zu meiner Mutter und meiner Frau, daß, wenn ich gewußt hätte, so viel Mannschaft vorzufinden, ich nach Dir gesendet haben würde. Ist dieß nicht ein erfreulicher Anblick, Jacob? sieh nur was für schöne Leute!"

„Ja, es sind stattliche Menschen," antwortete der Graf de la Gardie, „führe sie nur schnell nach Smolensk, um es zu entsetzen. Ich bin überzeugt, sie jagen Sigismund bis über die Grenze und befreien Kiew und ganz Volhynien von den Polen.

Der Fürst umarmte auf das herzliche den Grafen, dessen Prophezeiung sein Herz mit Freude erfüllte.

In diesem Augenblick drängte sich ein reicher junger Kaufmann durch das Volk, der nur aus Neugierde gekommen war, sich aber plötzlich entschlossen hatte, seine Familie und sein Geschäft zu verlassen und dem Fürsten Michailo zu folgen. Er warf sich diesem zu Füßen und bat, ihn unter die Zahl seiner Krieger aufzunehmen, indem er sich zugleich erbot, noch zehn Mann auf seine Kosten zu bewaffnen. Der

Fürst war tief gerührt und de la Gardie hatte Thränen in den Augen; zum großen Erstaunen des Fürsten und der Wojewoden aber verrieth sein Gesicht nur tiefe Trauer. Golowin, der die Ausländer nicht liebte, und eine ungünstige Meinung von ihnen hegte, glaubte der Graf sei unzufrieden mit dem brennenden Eifer der Russen, weil er glaubte, diese würden Schwedens Hülfe bald nicht mehr bedürfen und vielleicht Kexholm zurück verlangen, dessen Abtretung ohngeachtet ihrer günstigen Folgen den Uebelgesinnten dennoch Veranlassung gegeben hatte, den Fürsten Michailo zu verleumden. Der Fürst Dimitri-Schuiski und einige andere Bojaren, welche neidisch auf den Ruhm des jungen Siegers waren, hatten sich nicht geschämt, die hochherzige Uneigennützigkeit, mit welcher er es auf sich genommen, dem Verlangen Schwedens gemäß den Wiburg'schen Vertrag zu vollziehen, als eine verderbliche, eigenmächtige Handlung zu bezeichnen, und durch stete Wiederholung dieser gehässigen Ansicht den Zaaren gegen seinen Neffen aufzubringen.

Fürst Michailo traf die nöthigen Verfügungen, um die von seinem wohlwollenden Wesen hingerissenen Freiwilligen unterzubringen und sie mit ihren neuen Pflichten bekannt zu machen. Nachdem er zu diesem Zweck Golowin und Tischin mit ihnen abgefertigt hatte, führte er de la Gardie zu seiner Mutter, blieb aber, da er Gesang hörte, vor der Thür ihres Zimmers stehen. Beide Fürstinnen und Juliana Räsanow hatten lange, am offenen Fenster sitzend, sich an den Vorfällen im Hofe ergötzt; als dieser aber leer wurde, waren sie wieder zu ihren Handarbeiten zurückgekehrt. Die Fürstin Aleona, welche den Gesang sehr liebte, hatte ihre Pflegetochter gebeten, einen Psalm zu singen. Von ihrer hellen wohlklingenden Stimme war der Graf de la Gardie schon in der Ferne angezogen worden, und Fürst Michailo forderte ihn auf sich zu setzen um die Sängerin nicht zu stören, die beim Erscheinen eines fremden Kriegers gewiß nicht im

Zimmer geblieben sein würde. In ernstem Nachdenken versunken, ließ der Graf lange kein Wort von sich hören.

„Sie muß jung und schön sein," rief er endlich, die Hand des Fürsten ergreifend, der ihm früher gesagt hatte, daß die Sängerin eine Freundin seiner Gemahlin sei.

„Das ist sie wirklich," antwortete lächelnd der Fürst.

„Ist sie verheirathet oder noch ledig?"

„Noch ledig."

„Mache mich doch mit ihr bekannt.

Der Fürst blickte de la Gardie an und bemerkte dessen Aufregung.

„Ihr Ausländer seid sonderbare Leute," sagte er, „Ihr rühmt Eure Sitten und Gebräuche und sie sind wahrlich schlechter als die unserigen. Ohne ein Mädchen gesehen zu haben, ohne etwas von ihren Aeltern zu wissen, ohne ihren Verstand und ihr Herz zu kennen, läßt Du Dich in einem Augenblicke von ihrer bloßen Stimme hinreißen!"

„Du sagtest ja, sie sei schön und wohl erzogen, warum soll ich mich nicht davon überzeugen, ob ihr Herz in der That so gut und gefühlvoll ist, als das heftige, unbeschreibliche Gefühl, das ich empfinde, mich vermuthen läßt."

„Du hast vergessen, daß sie von meiner Mutter abhängt, ohne deren Einwilligung ich nichts thun kann. Gesetzt aber auch, ich könnte Alles nach Deinen Wünschen leiten, was soll daraus werden, wenn Du Juliana Deine Liebe schenkst?"

„Ich mache sie zu meiner Gattin und führe sie nach Schweden."

„Das ist nicht möglich; sie ist von der Prinzessin Xenia Borissowa erzogen worden und wird sich in keinem Fall entschließen, ihre unglückliche Wohlthäterin und ihr geliebtes Vaterland auf immer zu verlassen."

Die Fürstin Alexandra sang jetzt mit Juliana zusammen.

„Was sagst Du zu dieser Stimme?“ fragte der Fürst.

„Derjenige dem sie Liebe gelobt, muß der glücklichste Mensch unter der Sonne sein,“ antwortete de la Gerdie.

„Ja ich bin glücklich, ganz glücklich!“ sagte der Fürst gen Himmel blickend.

„Um Gottes Willen,“ rief der Graf, „blicke nicht so gen Himmel: noch ist es nicht Zeit für Dich an die Freuden des Jenseits zu denken. Noch bist Du für Dein Vaterland, Deine Freunde, vielleicht für die ganze Welt nöthig.“

„Was ist mit Dir geschehen, lieber Freund?“ fragte der Fürst; „Du bist nicht mehr der Nämliche, ich verstehe kein Wort von dem was Du sagst. Hast Du vielleicht schlechte Nachrichten von den Polen, vom Usurpator erhalten? Oder verschweigst Du mir einen eigenen Kummer?“

„In der That“; erwiederte der Graf, „wir haben beide keinen Grund uns zu freuen — —“

„Und Du sprichst die ganze Zeit von gleichgültigen Dingen, ohne mir mitzutheilen, was vorgefallen ist? Wie lange ist es her, daß Du sagtest, in wichtigen Dingen könne eine einzige Minute entscheidend sein?“

„Und gerade jetzt ist Zögerung am allergefährlichsten. Eile daher zum Zaar und dringe in ihn, daß er uns so schnell als möglich nach Smolenk sende.“

„Ich spreche täglich davon und muß glauben, daß es dem Zaar an Geld fehlt um uns abzufertigen.“

„Wenn nicht Geld genug vorhanden ist, so marschiren wir ohne dieses. Versprich meinen Soldaten nur das polnische Lager; sie werden darin Beute genug für sich finden, und ich bürge dafür, daß sie nicht zurückbleiben werden. Sie sind es schon gewohnt, Dir zu gehorchen, sie lieben Dich und bauen fest auf Dein Wort.

„Wie sehr liegt Dir unser Interesse am Herzen, lieber

Jakob!" sagte der Fürst mit einem Ausdrucke von Dankbarkeit; „Du hättest als Russe geboren werden sollen! Dein Herz — —"

„Weiß Deinen Werth zu schätzen", unterbrach ihn De la Gardie. „Oft schon bedauerte ich es, daß wir nicht Brüder sind; glaube aber deshalb nicht, daß ich an Rußland hänge. Ich liebe nur Dich und Deinetwegen vergesse ich den Vortheil Schwedens und was seiner wartet, wenn Du Du die Moscower nach Deinem Sinn ausbildest."

„Du bist krank, Jacob, oder sehr aufgeregt," erwiderte der Fürst, der seine Hand ergriffen hatte und das Zittern derselben fühlte. „Sage mir, was Dich so beunruhigt."

„Hättest Du wohl jemals geglaubt, daß wir zusammen in einer Stadt, in einer Straße leben könnten? Hast Du wohl den Wunsch gehabt, Dich nicht von mir zu trennen?" fragte De la Gardie, bei jedem Worte stockend, als würde er durch außerordentliche Umstände gezwungen, den geheimen Gedanken und Wünschen des Fürsten nachzuspüren.

Ueber seine Reden erstaunt, betrachtete ihn der Fürst mit großer Aufmerksamkeit. Er wußte, daß der Graf nach vollständiger Beruhigung Rußlands das Reich auf immer wieder verlassen mußte, und da er an keinen andern Gang der Dinge dachte, so hatte er über diesen Gegenstand nie gesprochen.

„Du schweigst?" rief De la Gardie aus, „mein Herz hat mich also getäuscht, meine Abreise wird Dir nicht wehe thun?"

„Ich sagte Dir schon Jacob, daß sogar die verwaiste Juliana Råsanow ihr Vaterland nicht verlassen werde."

„Glaubst Du etwa, daß ich Dich nach Schweden einlade? O nein; so betrübt ich auch bin, so bin ich doch bei vollem Verstande. Ich weiß sehr wohl, daß ich nicht mit mei-

nem Bruder und eben so wenig mit einem gewöhnlichen Edelmann speise, wie man sie auf jeden Schritt antrifft. Ich will wissen, ob Du wünschest, daß ich in Rußland bleibe und russischer Unterthan werde."

Der Fürst sprang von seinem Sitze auf, und fiel dem Grafen um den Hals,

„Jacob", sprach er, „dies würde für mich, und nicht für mich allein, das größte Glück sein! Aber", fügte er mit einem Seufzer hinzu, „ich kann Dir nicht versprechen, ob Du für ein solches Opfer hinlänglich belohnt werden würdest."

„Willige nur in eine Sache ein, und ich trenne mich nie von Dir; sprich ein einziges Wort, und ich entsage auf immer meinem Vaterlande und den Meinigen. Schwöre mir, Dein Leben — — — — — ganz Deinem Vaterlande zu weihen."

Der Fürst wurde unruhig, er erinnerte sich des ihm in Alexandrowsk gemachten Antrags. Er blickte den Grafen scharf an, der ihm mit fester Stimme vorstellte, wie es von Tage zu Tage nothwendiger werde, daß der Fürst Skopin-Schuiski einen Thron besteige, auf dem die Armee und die Nation ihn noch einstimmiger als früher zu sehen wünschte; er suchte ihm zu beweisen, daß die Sicherheit des Zaaren selbst es erheische. Erzürnt über die schlaue Beredtsamkeit De la Gardie's wollte der Fürst, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, sich entfernen.

Bleibe und höre mich ganz an", rief De la Gardie. „Du mußt entweder in Moskwa herrschen oder es sogleich verlassen: Du bist von Feinden umringt."

„Wer sind diese Feinde? Deine Soldaten, oder Du selbst?" fragte der Fürst mit auffallender Kälte.

„Verzeih' es Dir der Himmel, daß Du Deinen Freund so tief kränkest! Nein, Michailo, meine Soldaten sind Dir

jetzt aufrichtig ergeben und gegen mich kannst Du kein Mißtrauen hegen, wenn Du auch darüber zürnest, daß ich nicht blindlings denen traue, die dem falschen Dimitri die Hand küßten und Fedor ermordeten. Nein, nicht wir Ausländer, sondern Deine Landsleute, russische Bojaren, verleumden Dich überall und suchen Dich auf alle Weise beim Zaaren anzuschwärzen. Wassili schwankt, aber wenn er sich auch entschließen sollte, ewige Schmach auf sich zu laden, so werden sich schon Leute finden, die Dich, den allgemein Beliebten rächen werden."

„Graf De la Gardie," sagte mit kummervoller Miene der Fürst, „es hat mir schon oft leid gethan, daß Du nicht in Rußland geboren wurdest; jetzt aber sehe ich deutlich, daß Du weder ein wahrer Freund, noch ein treuer Diener Deines Vaterlandes sein kannst! Was verlangst Du von mir? Daß ich, der das Verbrechen haßt, selbst ein Verbrecher werde? Wisse, Jakob, daß ich lieber sterben als den Gedanken ertragen würde, meines Eifers für das Vaterland und des mir von Gott geschenkten Glückes wegen von meinen Mitbürgern gehaßt zu werden."

„Die Geistlichkeit, der Adel, die Armee, die Kaufmannschaft und das Volk beten Dich an, und sind mit Freuden bereit, Dir ihr Leben zum Opfer zu bringen. Die Bojaren aber denken anders; Du bist ihnen im Wege, weil sie glauben, daß Du ihnen das Vertrauen des Zaaren, die Liebe des Volkes und die Hoffnung auf den Thron entziehest; sie haben es vergessen, daß sogar der mit seltenen Eigenschaften begabte Godunow ein Opfer seines ungemessenen Ehrgeizes wurde und seine ganze Familie in's Verderben stürzte."

„Es freut mich Jacob," erwiderte in milderem Ton der Fürst, „daß Du die Folgen einer Handlung so richtig schilderst, zu der Du mich verleiten willst — — —"

„Ich gestehe", unterbrach ihn der Graf, „daß nach Al-

lem was geschah, als Läpunow Dir die Krone anbot, ich wenig Hoffnung hatte, Dich anderen Sinnes zu machen; ich hielt es aber für meine heilige Pflicht es Dir noch einmal vorzustellen, wie das allgemeine, von Deiner Erhaltung unzertrennliche Wohl es erheischt, daß Du Dich gegen die bösen Absichten der Bojaren sicher stellst. Vielleicht führte mich meine Liebe zu Dir und für die Menschheit im Allgemeinen zu weit; Du weißt aber, daß ich schändlichen Plänen nachzuspüren verstehe und unfähig bin, Jemanden zu verleumden. Ich wiederhole Dir, Michailo, daß Du hier in Gefahr bist; die Bojaren sind zu Allem bereit — — — — hörst Du, zu Allem!" fügte der Graf leiser hinzu.

„Wenn Dein entsetzlicher Argwohn begründet ist," sagte mit Fassung der Fürst, „so kann mich weder eine schnelle Abreise, noch die Erfüllung der verbrecherischen Wünsche Läpunow's retten."

„Meiner Meinung nach wird Dich der Haß der Bojaren in der Ferne nicht verfolgen. Laß uns nur der giftigen Luft des Kremls sobald als möglich entfliehen. Du handelst viel zu großmüthig, lieber Michailo, und nicht Jeder ist im Stande Dich zu begreifen. Wenn Du den Thron nicht wolltest, so hättest Du den Mann, der ihn Dir antrug, vor Gericht stellen müssen. Du schontest Läpunow aus Liebe für Dein Vaterland, aber Deine wohlüberlegte Großmuth gereichte Dir zum Nachtheil. Du glaubst, daß Geldmangel Deine Abreise verhindert, aber ich bin fest überzeugt, daß der Zaar fürchtet Dir die Truppen anzuvertrauen."

Der Fürst wurde von diesen Worten tief ergriffen und wie ein Blitz durch einen plötzlichen Glanz einen Gegenstand erhellt, den man in der Dunkelheit nicht gewahrte, so erklärte sich dem jungen Wojewoden mit einem Male die beständige, von ihm so gemißbilligte Verzögerung, ihn nach Smolensk zu senden, dessen tapferer Vertheidiger, der Bojar Schein, vergebens auf Hülfe wartetete. Er erinnerte sich der zwei-

deutigen Worte, die dem Zaar bisweilen entschlüpft waren, so wie der Verlegenheit der Bojaren, wenn er zufällig mit ihnen zusammentraf, und er konnte an der Wahrheit der Bemerkungen eines Freundes nicht zweifeln, der mehrere Jahre älter als er selbst, bei vielen Gelegenheiten seinen ausgezeichneten Scharfsinn bewiesen hatte. Er verbarg jedoch seine Aufregung und sagte er wolle sogleich zum Zaaren gehen und Alles aufbieten, um ihn zur Entdeckung des wahren Grundes einer Sorglosigkeit zu bewegen, welche den Polen und den Rebellen Zeit ließ, sich an den Gränzen Rußlands auf's Neue zu verstärken.

De la Gardie begleitete den Fürsten bis zum Frolowschen (jetzt Spaskischen) Thor und sagte dann zu ihm, er wolle zum General Horn gehn und nach zwei Stunden wieder zu ihm kommen und des Zaaren Antwort zu erfahren.

Der Postelnik Odoburow, der dem Fürsten mit der Miene aufrichtiger Ehrerbietung entgegen kam, theilte ihm mit, daß aus Smolensk ein Bote gekommen sei, und der Zaar, nachdem er die Botschaft gelesen, nach seinem Bruder, dem Fürsten Dimitri gesendet habe, der aber nicht zu Hause gewesen sei und überall aufgesucht wurde. Michailo wußte zwar nicht, ob es jetzt passend sein würde zum Zaaren zu gehn, ließ sich indessen nach kurzem Besinnen bei demselben melden, weil er vor Ungeduld brannte, Aufklärung über den ihn quälenden Argwohn zu erhalten. Der Zaar empfing seinen Neffen sogleich, hieß ihn aber nicht willkommen und als der Fürst, nachdem er ihm die Hand geküßt, sich setzte, faßte sein Oheim ihn scharf in's Auge und fragte, was er ihm Neues bringe.

„Es haben sich heute wieder gegen zweihundert Freiwillige bei mir gemeldet," antwortete der Fürst, „und nach dem allgemeinen Eifer für Dich, großer Monarch zu schließen, läßt sich hoffen, daß es nicht schwer halten wird, Smolensk von den Belagerern zu befreien."

„Du weißt es gewiß schon, daß ein Bote von dort eingetroffen ist?"

„Man hat es mir hier gesagt; erlaube mir die Frage, ob die Smolensker sich mit Erfolg vertheidigen?"

„Schreibt man Dir nichts davon?"

„Nichts, hoher Gebieter."

„In der That? Denke nur recht nach, erinnere Dich, ob Michailo Borisson Dich nicht um etwas gebeten hat."

„In der verflossenen Woche schrieb mir der Bojar Schein, daß er mit Thränen zu Gott bete, Du möchtest mich mit Truppen zu ihm senden. Ich habe es Dir, großer Zaar, mitgetheilt."

„Ja, ich erinnere mich, Du hast mir etwas Aehnliches gesagt; aber siehst Du, ich habe mehr zu thun, als mich mit Dir allein zu beschäftigen; ich bin dreimal älter als Du, und da vergesse ich denn Manches. Schade, daß Du mir nicht Borissow's Schreiben zeigtest."

Fürst Michailo zog ein zusammengelegtes Papier aus der Tasche und überreichte es dem Zaar, der, nachdem er es gelesen, nachdenkend wurde. Man hatte ihn überredet, daß Schein gleich Läpunow den Fürsten Skopin als die alleinige Stütze Rußlands betrachte und sich in seinem Schreiben sehr frei über den Zaar ausgesprocheu habe; anstatt dessen schrieb der Befehlshaber von Smolensk, nachdem er die bedenkliche Lage der Stadt in Folge der geringen Garnison geschildert, daß die größten Leiden sie in ihrer Treue nicht wankend machen würden, und sie bis auf den letzten Mann, geschworen hätten, ihr Leben für den Zaaren Wassili willig zum Opfer zu bringen. Michailo, welcher die geheimen Gedanken seines Oheims errieth, drang in ihn, daß er ihn sobald als möglich gegen Sigismund senden möge; er erklärte, daß der Graf de la Gardie es eben-

falls wünsche, und seine Truppen zu überreden hoffe, ohne Geldvorschuß dahin zu marschiren. Wassili hörte seinen Neffen mit finsterer Miene an, und als dieser ihm alle Gründe herzählte, die ihm einen vollständigen Erfolg versprachen, fiel er ihm unwillig in die Rede.

„Du hast mir große Dienste geleistet,“ sagte er, „und ich glaube, daß Du Deine Sache verstehst; aber Niemand darf sich künftiger Siegesthaten rühmen. Es scheint, Du hast durch Deine enge Verbindung mit den Ausländern Deine Blödigkeit verloren.“

Michailo erinnerte sich, daß in dem nämlichen Zimmer vor anderthalb Jahren, als er nach Nowgorod gesandt wurde, der Zaar ihm gezürnt hatte, weil er an seiner Fähigkeit zweifelte, den ihm ertheilten Auftrag glücklich zu vollziehen, und mit Betrübniß dachte er daran, daß ihm die Gabe fehlte durch seine Reden dem Oheim zu gefallen. Ein tiefer Seufzer, den er ausstieß, erregte den Argwohn des Zaaren aufs Neue.

„Seit einiger Zeit,“ sprach er zornig, „zeigst Du Dich bei mir nur, um mich mit Deinen Klagen über meine Unthätigkeit zu kränken; Du willst, daß ich sogleich Alles thue, was Du mir vorschlägst. Glaubst Du etwa, ich wisse nicht, weßhalb Du so eilig bist? Dir ist es nicht recht, daß Du hier nicht der Erste bist; Du willst immer im Felde leben, wo Du Niemanden über Dir hast, Du hast es Dir dort so sehr angewöhnt, Deinen Willen sogleich erfüllt zu sehen, daß, wenn mich auch Jemand beleidigt und mir mit dem Dolche droht, ihn auf Deinen Befehl Niemand anrühren darf.“

Eine flammende Röthe überzog das Antlitz des Fürsten; er stand auf, mit einer Miene voll tiefer Ehrerbietung ohne jedoch Furcht zu zeigen.

„Herr,“ sagte er, „wenn ich mich nicht meiner Christenpflicht erinnerte, wenn ich Dir nicht aufrichtig ergeben wäre,

so würde ich den Thron angenommen haben, den man mir, wie Du weißt, angeboten hat. Dieser Augenblick war der kummervollste meines Lebens; ich schonte aber gegen meinen Willen Diejenigen, die nicht nur Deine Zaarische Hoheit beleidigten, sondern auch mich, da sie mich eines Verbrechens fähig glaubten. Sage selbst, Herr, wäre es vortheilhaft für Dich gewesen, wenn ich in diesen unruhigen Zeiten, wo Du es für zweckmäßig hieltest, überwiesene Verbrecher zu begnadigen, geschickte und dienstfähige Leute unglücklich gemacht hätte? Ihr Verfahren war allerdings strafbar, aber es ist nicht zu läugnen, daß ohne sie es fast nicht möglich sein würde, das Vaterland und Deinen Thron zu retten. Ich bürge Dir für meine Freunde, großer Zaar; so lange ich lebe, werden sie Dir treu sein, sterbe ich aber, so kann ich für nichts stehen."

Diese Worte, die sich bald als eine richtige Prophezeiung erwiesen, waren dem Fürsten unwillkürlich entschlüpft. Er erschrack selbst über sie, da er sogleich fühlte, welchen Eindruck sie auf den eifersüchtigen und argwöhnischen Zaar machen mußten. Auch beruhigten sie diesen in der That nicht nur nicht, sondern brachten ihn nur noch mehr auf; es kam ihm vor, als beschuldige sein Neffe ihn des Undanks und als sei derselbe bereit, öffentlich zu erklären, daß der Zaar seinen Thron nur ihm verdanke. Von seinen finstern Blicken getroffen, legte Michailo die Hand aufs Herz, und rief, gegen das im Zimmer befindliche Heiligenbild gewandt, Gott zum Zeugen an, daß Ehrgeiz und Neid ihm fremd seien, und daß er als treuer Unterthan seines Oheims leben und sterben werde.

„Herr," fügte er in feierlichem Tone hinzu, „stelle mich vor Gericht, rufe Alle hinzu, die Dich veranlaßten, an meiner Ergebenheit zu zweifeln, und wenn es erwiesen wird, daß ich auf Verbrechen sinne, so schone in mir Dein Blut nicht. Möge dann mein schimpflicher Tod auf ewige Zeiten den Verräthern ein abschreckendes Beispiel sein!"

Der Zaar stand rasch auf und umarmte seinen Neffen, dessen rührende Offenherzigkeit und hohe Tugend seinen Argwohn vollständig besiegt hatten. Er unterzeichnete auf der Stelle den Kexholmer Vertrag, versprach, die Schweden bald völlig zu bezahlen und forderte den Fürsten auf, sich sogleich mit dem Grafen de la Gardie über den vorhabenden Feldzug zu berathen.

„In acht Tagen wird bei mir Alles bereit sein,“ fuhr der Zaar fort; „dann verläßest Du Moskwa mit einem zahlreichen Heer, und ganz Rußland soll es erfahren, wie ich Deine dem Vaterlande geleisteten Dienste zu schätzen weiß. Sein Wohl geht mir über Alles in der Welt und ich hoffe, daß bald Niemand daran zweifeln wird.“

Als der Zaar vom Fürsten Abschied nahm, schlug er das Kreuz über ihn. Dies hatte er schon längst nicht mehr gethan, und der von seiner Milde bis zu Thränen gerührte junge Bojar hatte jetzt die frohe Ueberzeugung, daß er von seinem Oheim wahrhaft geliebt wurde und es seinen Feinden nicht gelingen werde, ihre Eintracht zu stören.

Auf der Treppe begegnete Michailo seinem Oheim Dimitri. Als dieser neidische Mann die heitere Miene seines Neffen bemerkte, veränderte er die Farbe und eilte, ohne dessen Höflichkeitsbezeugungen zu erwidern, zum Zaaren.

„Was ist mit unserem Neffen geschehen, großer Zaar?“ fragte er, nachdem er ihm die Hand geküßt hatte. „Sind etwa vom Auslande Schiffe mit Gold für ihn angekommen oder haben die Rebellen ihm auf's Neue den Thron angeboten? Unser junger Freund scheint noch stolzer geworden zu sein, als früher und hätte mich fast umgestoßen. Ich sollte aber meinen, daß es für den Besieger des Tuschinoschen Gesindels eben keine Schande sei, sich vor dem Bruder des Zaaren zu verbeugen.“

Die finsteren Blicke und die bebende Stimme des Fürsten verriethen seine böse Absichten und die Falschheit seiner Anklagen; auch machten sie zum erstenmal keinen Eindruck auf den Zaar, welcher in kaltem Tone erwiderte, daß des Zaaren Bruder Achtung für den Sohn des Zaaren haben müsse.

„Deinen Sohn?" rief voll Erstaunen Fürst Dimitri.

„Der Erbe meines Thrones."

„Von wem sprichst Du, Wassili Iwanowitsch?" fragte Dimitri leichenblaß.

„Von dem der Rußland befreite und der seine Macht befestigen kann, dem Du und ich selbst Freiheit und Leben verdanken, ohne dessen Arm das früher unbesiegte Tuschino'sche Gesindel in Moskwa herrschen würde, und die Verwandten des Zaaren Wassili Schuiski eben so ausgerottet worden wären, wie die Angehörigen Godunow's. Dein Argwohn und Deine Verleumdungen hätten uns Alle fast in's Verderben geführt, aber Gott erleuchtete mich noch früh genug und von jetzt an, Dimitri Iwanowitsch, wirst Du den Fürsten Michailo als Deinen künftigen Herrscher betrachten."

Dimitri war wie vom Donner gerührt; einige Augenblicke stand er unbeweglich, dann fiel er dem Zaaren zu Füßen und flehte ihn an, sich nicht durch die Erhebung eines hinterlistigen Menschen, der ihn schon um die Liebe und Achtung des Volkes gebracht, sein eigenes Verderben zu bereiten. Der Zaar wurde von seinen Worten ergriffen, aber er blickte auf das Bild des Erlösers und bestätigte seinen edelmüthigen, für das Wohl des Ganzen so heilsamen Entschluß.

„Ein beim Volke beliebter Nachfolger sichert die Ruhe

eines wenig beliebten Herrschers," sagte er mit edler Selbstverleugnung.

Vom ersten Augenblick der Thronbesteigung des Zaaren Wassili an hatte sein Bruder Fürst Dimitri, sich geschmeichelt sein Nachfolger zu werden, und um leichter diesen Zweck zu erreichen, auf alle Weise gesucht, Michailo zu schaden, den er von jeher für einen gefährlichen Nebenbuhler hielt. Er konnte es nicht begreifen, wie der Zaar, der ihn immer herzlich geliebt und ihm blindes Vertrauen geschenkt, sich plötzlich entschlossen hatte, ihm seinen Neffen vorzuziehen. Da fiel sein Blick auf den vom Zaaren unterzeichneten Kexholmer Vertrag, der ihm so lange Stoff zu seinen Verleumdungen geliefert hatte. Höhnisch lächelnd sagte er, daß er nun wohl begreife, weshalb Michailo, als er ihm begegnete, so außer sich vor Freude gewesen und nach Hause geeilt sei, um seiner Mutter und seiner Frau eine zwar schon längst erwartete, aber doch noch immer sehr angenehme Nachricht zu überbringen. Der Zaar erwiederte, Michailo sei weit entfernt daran zu denken, was ihm bevorstehe, und außer der Zaarin, seinen Brüdern und dem Patriarchen dürfe es Niemand erfahren, daß nach einer Woche, am Tage des Abmarsches der Truppen nach Smolensk, der junge Befreier seines Vaterlandes feierlich als Thronfolger ausgerufen werden solle.

„Wenn aber der Himmel Dir später noch einen Sohn schenkt?" rief Fürst Dimitri.

Diese Erinnerung setzte den Zaar in einige Verlegenheit und er konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, Dimitri, der ihn genau beobachtete, schmeichelte sich schon, daß sein Bruder, über die Folgen seines Entschlusses nachdenken und ihn aufgeben werde. Aber der Zaar erhob nach kurzem Schweigen majestätisch sein Haupt und sprach:

„Es wäre unvernünftig an die Geburt eines Kindes zu

denken, die vielleicht nie eintritt. Sollte mir auch noch ein Sohn geboren werden, so kann ich doch nicht so lange leben bis er ein reifes Alter erreicht hat, und in der jetzigen Zeit den Thron einem unmündigen Knaben zu hinterlassen, würde für ihn und für Alle ein großes Unglück sein. Fedor Borissowitsch war ein ausgezeichneter Prinz und nahm dennoch ein schreckliches Ende. Nein Dimitri, es möge kommen was da wolle, nach mir muß Michailo regieren; ich kenne ihn genau: er wird weder meiner Wittwe noch meinen Verwandten zu nahe treten.

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf Dimitri, aber sie rührten sein hartes Herz nicht, und nur mit Mühe konnte er bittere Vorwürfe zurückhalten. Der Zaar, der die auffallende Veränderung seiner Gesichtszüge bemerkte, schrieb sie einem traurigen Vorgefühle zu, und schloß seinen Bruder zärtlich in seine Arme.

„Stellen wir unsere Sache Gott anheim," sagte er, „er wird Alles zum Besten lenken."

„Kann man das Beste erwarten, erwiederte finster der Fürst, „wenn Dir souveräne Zaar den Rebellen zu Gefallen, einen Nachfolger ernennt, wie der aufrührerische Pöbel ihn verlangt?"

Unwillig blickte der Zaar seinen Bruder an. — „Wenn mein Entschluß der so sehr zuwider ist," sprach er in hartem Tone, „warum gingst Du nicht nach Schweden, warum thatest Du nichts um Dein Vaterland zu retten? Wie oft vertraute ich Dir Truppen an . . . "

„Klage mich nicht an, Herr, wenn ich nicht so glücklich war, als Michailo Skopin; die Truppen wollten nur ihm gehorchen. Was vermag ein Mensch gegen Tausende? kein Eifer ist im Stande die Macht zu ersetzen.

„Wahrer Eifer," erwiederte der Zaar, wahre Seelen-

größe und Charakterfestigkeit besiegen jedes Hinderniß. Du verstandest es aber nicht Dir die allgemeine Liebe zu erwerben, Du brachtest mich um das Glück, den Thron meinem leiblichen Bruder zu hinterlassen; lerne nun den Zaar achten, den nicht ich sondern Gott selbst auserwählte. — Ich habe Dich rufen lassen, um wegen der Smolenskischen Angelegenheit mit Dir zu sprechen, sehe aber daß Du nicht dazu gestimmt bist; lebe also für heute wohl Dimitri, und mache Dir keine unnützen Grillen."

In seiner Wohnung angekommen, konnte Fürst Dimitri kaum die Treppe hinansteigen, so daß die ihm entgegen eilenden Dienen im ganzen Hause verbreiteten, ihr Herr sei gefährlich krank geworden. Der Fürst begab sich zu seiner Gemahlin, welche prächtig gekleidet vor einem Spiegel saß und die Huldigungen ihrer zahlreichen weiblichen Umgebung entgegen nahm, nachdem diese auf Dimitri's Geheiß das Zimmer verlassen, nahm er seine Mütze ab und warf sie auf die Toilette, aber sie fiel zu Boden und riß eine kostbare Kanne mit herab.

Die Fürstin machte ihrem Gatten die heftigsten Vorwürfe und rief Leute herbei um die Trümmer des schönen Gefäßes aufzuheben. Der Fürst aber eilte an die Thür und schloß sie ab.

„Wohin willst Du?" fragte er die Fürstin, die ihren Augen nicht trauen wollte, als sie ihren sonst blind gehorchenden Gatten in solcher Stimmung sah.

„Was kümmert es Dich? wohin mir beliebt," antwortete die Fürstin.

„Nein, nicht dahin, wohin es Dir beliebt, sondern wohin Du mußt — zum neuen Zaar."

„Zum neuen Zaar?" rief die Fürstin; hat der Himmel Deinen Bruder zu sich genommen? Bist Du nicht sein Nachfolger?"

„Der Zaar lebt und befindet sich wohl; aber unsere schönen Hoffnungen sind für immer zerstört. Wir müssen auf der Stelle zum Bojar Michailo Wassiljewitsch fahren und uns seiner Gnade empfehlen; in einer Woche soll er öffentlich als Nachfolger des Zaaren ausgerufen werden.“

„Er? . . . er Thronfolger?“ rief die Fürstin. Ihre Stimme versagte, ihre Augen rollten wild in ihren Höhlen und kaum athmete sie vor Verzweiflung und Wuth. Fürst Dimitri war nicht im Stande, sie zu beruhigen; er zitterte selbst, als würde er vom Fieber geschüttelt; sein breites Gesicht glühte und glänzte von großen fast blutigen Schweißtropfen.

Lange schwieg die Fürstin. Unter der dicken Schminke, die ihr Gesicht bedeckte, konnte man die Veränderung ihrer Züge nicht bemerken, aber in ihren Blicken glänzte eine wilde Freude und sie brach in ein widriges Gelächter aus.

„Wahrlich, Dimitri Iwanowitsch, Du bist ein großer Einfaltspinsel. Was hat Dir einen solchen Schrecken eingejagt? Noch ist Michailo nicht Zaar; noch brauchen wir die Hand eines vom Glück berauschten Neffen nicht zu küssen, der uns für seine Feinde hält und es nicht unterlassen wird, Rache an uns zu nehmen. Und kann er bis dahin nicht sterben?

„Wo denkst Du hin! er ist jung und kräftig und wird uns Beide begraben.“

Mit dem Blicke einer Megäre fragte die Fürstin: „War mein Neffe Fedor Borissowitsch nicht auch jung und schön? Und wo ist er jetzt?“

Da hörte man plötzlich Klagetöne unter dem Fenster. Fürst Dimitri war in tiefes Nachdenken versunken. Er haßte Michailo, er wünschte seinen Untergang, an einen Mord aber hatte er noch nicht gedacht und mit Entsetzen erin-

nerte er sich an das Schicksal des jungen Fedor. Die Fürstin eilte an's Fenster; ein altes Weib in dürftigem Anzuge stierte sie mit funkelnden Blicken an.

„Es lebt ein Gott, der seine Feinde vernichten wird!“ sagte sie, sich bekreuzigend, und verschwand.

Die Fürstin rief ins Vorzimmer und befahl den Dienern, der alten Frau nachzulaufen und sie zu ihr zu bringen. Bald darauf kehrten einige von ihren Dienern mit einem halbtodten alten Mütterchen zurück, die aber nicht die Verlangte war. Verächtlich kehrte ihr die Fürstin den Rücken, ohne sie für den gehabten Schreck zu entschädigen. In diesem Augenblicke ertönte ein schallendes Gelächter in der Nähe und die Fürstin erkannte mit Entsetzen die Stimme der ersten alten Frau wieder, über die sie so sehr erschrocken war. Voll Begierde, Rache an diesem Weibe zu nehmen, die sie für ihre größte Feindin hielt, da sie ihren höllischen Plan der ganzen Welt mittheilen könnte, eilte sie in ihrem prächtigen mit Diamanten besetzten Anzuge selbst der Alten nach, konnte ihrer aber nicht habhaft werden, und kehrte erschöpft und außer sich in ihre Wohnung zurück.

Achtes Kapitel.

Dem Oheim der Fürstin Alexandra Skopin Schuiska, dem Fürsten Iwan Worotinski, dessen Gemahlin die Schwester der Zaarin war, wurde ein Sohn geboren. Der hocherfreute Vater lud persönlich den Fürsten Michailo ein, mit der Fürstin Jekaterina Schuiska, die sich selbst dazu erboten hatte, den Neugebornen aus der Taufe zu heben. Mit Freuden nahm Fürst Michailo die Einladung an, und die Fürstin Schuiska, die gleichfalls sehr erfreut schien, bat ihn, am Tage vor seiner Abreise nach Smolensk bei ihr zu Mittag zu speisen. Fürst Michailo suchte diese Einladung wegen Krankheit seiner Mutter und wegen vieler Geschäfte abzulehnen, indessen mußte er auf die dringenden Bitten seiner Tante endlich einzuwilligen. Erfreut über diese Zusage, bemerkte die Fürstin Jekaterina, daß sie, weil bei der gegenwärtigen unruhigen Zeit ein großes Fest dem jungen Bojaren wahrscheinlich lästig sein würde, nur die nächsten Freunde eingeladen habe und ihm nur ein herzliches und kein üppiges Abschiedsmahl anbieten könne.

Da die Geschäfte des jungen Heerführers sich unmittelbar vor seiner Abreise zu einem so wichtigen Feldzuge ungewöhnlich häuften, so suchte er die Zeit, die er an der Tafel seiner Tante zubringen sollte, dadurch zu ersetzen, daß er die ganze vorhergehende Nacht arbeitete. Nachdem er die wichtigsten Geschäfte beendigt hatte, begab er sich ins Tschudow'sche Kloster zur Frühmesse, wo er Gott inbrünstig um Segen zu seinem großen Vorhaben anflehte. Als er aus der Kirche nach Hause kam, konnte Alexandra sich nicht enthalten, ihre Besorgniß wegen seines ungewöhnlich bleichen Aussehens zu äußern. Der Fürst umarmte sie mit der Ver-

sicherung, er werde nach seiner Zurückkunft von seiner Tante einige Stunden ausruhen und dann solle es ihm Niemand ansehen, daß er in 6 Tagen nur höchstens 10 Stunden geschlafen habe.

Als bald darauf seine Mutter ihn erinnerte, daß es Zeit sei, sich zum Oheim und zur Tante zu begeben, die bereits einen Boten gesandt hätten, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, erbot sich Alexandra, selbst zu ihren Verwandten zu fahren und das Nichterscheinen ihres Gatten durch seine überhäuften dringenden Geschäfte zu entschuldigen.

Diesen Vorschlag aber billigte ihre Schwiegermutter nicht, um die empfindliche Tante nicht zu verletzen; auch der Fürst suchte die besorgte Gattin zu beruhigen, die ihn durchaus nicht fortlassen wollte. Durch seine Vorstellungen wurde sie zwar endlich besiegt, aber nur mit schwerem Herzen begleitete sie ihn bis zur Hausthür wo sein geliebtes weißes Roß ihn erwartete.

Dem Bogojawlenski'schen Kloster gegenüber begegnete der Fürst den Pfarrer des Gutes Spask, Namens Nicolai. Da er ihn lange nicht gesehen hatte, erkannte er ihn nicht, grüßte ihn daher nur schweigend und ritt weiter. Nicolai schickte ihm die aufrichtigsten Segenswünsche nach und ritt langsam auf seinem ermüdeten Gaul nach der Wohnung des Fürsten. Sein unvermuthetes Erscheinen und seine ängstliche Miene fielen den Dienern des Hauses auf, aber ohne ihre Neugierde zu befriedigen, verlangte er der Fürstin Mutter sogleich gemeldet zu werden. Es geschah, und die Fürstin die im Begriff war ihr Mittagsmahl einzunehmen, befahl ein Gedeck für Nicolai hinzuzufügen. Dieser trat mit verlegner Miene ein, wurde jedoch von der Fürstin Axeona, sehr freundlich eingeladen, an der Tafel Platz zu nehmen. Diese Einladung machte ihn noch verlegener. Beide Wirthinen, deren Gedanken mit der Abreise des Fürsten Mirchailo beschäftigt waren, bemerkten es nicht; aber Tischin,

der neben Juliana saß, die, wie es sich bald nach ihrer Ankunft in Moskwa erwiesen hatte, seine Cousine war, flüsterte ihr zu, daß der Geistliche entweder unwohl oder sehr bekümmert sein müsse. Es fiel ihm ein, daß er vielleicht seine Frau verloren hatte; aber auf seine Frage, wie er sie zurückgelassen habe, antwortete er, daß bei ihm zu Hause Gottlob Alles gesund und wohl sei.

„Du sagst mir ja nichts von dem neuen Heiligenschmuck," bemerkte die Fürstin Aleona. „Zwar hast Du ihn in Deinem letzten Schreiben sehr gelobt, ich möchte aber auch gern von Dir hören, wie er Deiner Gemeinde gefällt."

Der Geistliche schlug die Augen nieder, und sagte nach einigem Stillschweigen mit kaum hörbarer Stimme: „Jede Gabe ist eine Wohlthat."

„Wahrscheinlich hast Du unterweges schon zu Mittag gespeist," äußerte die Fürstin Alexandra, „da Du keinen Bissen genießest. Versuche diese Pirogge sie ist gut."

„Ich weiß es theure Fürstin, ich weiß es; bei Euch ist Alles gut und schön. Aber sorgt für mich nicht, ich bin satt und zufrieden."

„Warum stellst Du Dich so fremd an, lieber Gevatter?" sprach die Fürstin Aleona weiter; „wir sind ja alte Freunde, wenn Du also Kummer hast, so theile mir ihn ohne Rückhalt mit."

„Nikolai erwiederte nichts, aber Tischin, der ihn unverwandt ansah, bemerkte, daß er kaum die Thränen zurückhalten konnte. Auch die Diener sahen niedergeschlagen aus; sie hatten bald nach der Ankunft des Geistlichen von einem bekannten Strelitzen erfahren, daß die Küsterin von Spask wegen Theilnahme an dem Diebstahle des großen Heiligenbildes der dortigen Kirche gefänglich eingezogen worden war.

Nach dem Mittagsessen bat die Fürstin Aleona den Geistlichen, ihr zu folgen, und setzte sich dann an das Fenster eines kleinen Zimmers neben einer kleinen Betkapelle, deren Thür offen stand. Sie wiederholte ihre Frage, weshalb er so tiefsinnig sei? Nach einiger Verlegenheit, wie er seine Mittheilungen einleiten solle, begann der Priester ausführlich zu erzählen, daß in einer Nacht das Heiligenbild aus der Kirche gestohlen worden sei, und daß die Küsterin aus unzeitigem Mitleid mit einer anscheinend armen, gottesfürchtigen Frau, die auf ihrer Wanderung in der Kirche ihre Andacht habe verrichten wollen, ihr die Schlüssel anvertraut habe, und als sie diese nach einiger Zeit zurückerhalten, ruhig wieder eingeschlafen sei.

Diese Erzählung machte sowohl auf die Fürstin Aleona als auf Alexandra einen tiefen Eindruck. Beiden erschien der Diebstahl des so hoch verehrten Heiligenbildes als ein Unglück verkündendes Zeichen und Aleona bedauerte es, daß sie ihrer Schwiegertochter nicht beigestimmt hatte, als sie ihren Gatten bereden wollte zu Hause zu bleiben. Mit Ungeduld erwartete sie seine Zurückkunft und blickte fortwährend aus dem Fenster.

„Mein Gott, was ist denn wiedervorgefallen?“ rief sie plötzlich, als sie laute Klagetöne auf der Straße vernahm.

„Die Stadt ist groß, gnädige Fürstin, und jeden Augenblick wechselt Freude und Leid,“ antwortete der Geistliche. „Vielleicht ist es ein Leichenzug.

Alexandra ging hinaus, um dem Fürsten Michailo den Raub des Heiligenbildes melden zu lassen, indem sie hoffte, daß man ihn nach Empfang dieser Nachricht nicht länger bei ihrer Tante zurückhalten würde. Als sie wieder zurückkam, hörte man die Klagetöne nicht mehr. Sie setzte sich an ein offenes Fenster und lauschte auf fernes Pferdegetrappel, aus welchem sie fast immer die Rückkehr ihres

Gatten errathen konnte. Von den vielerlei Anstrengungen des Tages ermüdet, schloß sie die Augen, aber ihr aufgeregtes Gemüth beruhigte sich nicht. Das geraubte Heiligenbild schwebte beständig vor ihren Blicken; sie glaubte es in allen Ecken zu sehen, bald in einem feurigen Scheine, bald hinter einem schwarzen Vorhange aus dem ein furchtbares Gesicht hervorblickte. Die Schritte vorsichtig auftretender Menschen rissen sie aus ihren Träumereien und veranlaßten sie in den Hof zu sehen. Aber zugleich stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und eilte wie von einer unsichtbaren Macht getrieben auf die Freitreppe hinaus, wo sie ihren Bruder fand. Er erzählte ihr, es sei dem Fürsten Michailo in Folge der schlaflos zugebrachten Nächte und der Hitze unwohl geworden; er habe daher vor Beendigung des Gastmahls das Haus des Oheims verlassen und sei auf halbem Wege vom Pferde gestiegen, weil er gehofft habe, eine kleine Bewegung zu Fuß würde ihm gut thun; bald darauf aber habe er heftiges Nasenbluten bekommen, was die ihn begleitenden Freunde und Diener veranlaßt habe, ihn nach Hause zu tragen, um ihn desto eher zur Ruhe zu bringen.

So viel Mühe auch Golowin sich gab, seiner Schwester zu versichern, daß sie keinen Grund habe sich zu ängstigen, so konnte er ihr doch seine eigenen Besorgnisse nicht verbergen.

„Ach, theuere Mutter!“ rief sie aus, „warum folgtest Du mir nicht!“

Als sie den mit Blut bedeckten Fürsten erblickte, glaubte sie, ihr Bruder habe sie hintergangen und ein Bösewicht habe ihren Gatten ermordet. Sie sank in die Arme Juliana's, die, von dem Vorgefallenen unterrichtet, mit zwei Nonnen herbeigeeilt war.

Als sie sich einigermaßen wieder erholt hatte, blickte sie um sich. Aus den Mienen der Nonnen und der Dienstboten

sprach Entsetzen, aber Juliana, als ob sie nichts Uebles ahne, sagte ihr in ruhigem Tone, daß der Fürst sie mit Ungeduld erwarte. Alexandra verließ sogleich das Zimmer, blieb aber im Speisesaal stehen, wo der alte Haushofmeister Sergéitsch, große Blutstropfen von den Dielen aufwischte. Der Alte zitterte an allen Gliedern und mit finsterer Miene flüsterte er vor sich hin, er hoffe bald Zeuge zu sein, daß die Gerechtigkeit und der Zorn Gottes die schändlichen Mörder bestrafen würde.

Von dem Schmerze des treuen Dieners gerührt, blickte Alexandra, welche nicht glauben konnte, daß seine Worte auf Wahrheit gegründet waren, gen Himmel und überließ sich der Hoffnung, daß die Vorsehung die Gesundheit ihres so allgemein geliebten Gatten, die für das Wohl des Landes so wichtig war, bald wieder herstellen werde.

Der Fürst lag im Schlafzimmer auf seinem Bett. Sein Gesicht war fieberhaft geröthet, seine Augen waren trübe und seine Lippen dunkelblau; er stöhnte und warf sich unruhig hin und her, ohne zu bemerken, daß Jemand in seiner Nähe war. Endlich wurde er ruhiger, er erkannte seine Mutter und bat sie schnell einen Geistlichen holen zu lassen, was sogleich geschah. Auf den ersten Blick hatte die Fürstin Aleona geahnet, daß nichts ihren geliebten Sohn retten könne. Aber sie beherrschte den grenzenlosen Schmerz, den dieser Gedanke in ihr erregte, um durch kein Wort, durch keine Miene die Leiden des jungen Fürsten zu vermehren. Alexandra dagegen, die noch immer voll Hoffnung war oder vielmehr nicht an die Möglichkeit denken konnte, ihren Gatten verlieren zu können, weinte heiße Thränen.

„Verlasse Dich in Allem auf Gott, geliebtes Weib!“ sagte der Fürst zu ihr.

Die junge Fürstin drückte seine Hand an ihre bebenden Lippen. Er wollte sie umarmen, abır es wurde ihm dunkel

vor den Augen und ein Blutstrom kam wieder aus seinem Munde. Alle Umstehenden weinten und klagten laut; einige fielen auf die Kniee und beteten inbrünstig zum Allmächtigen. um die Rettung des Mannes, auf dem die Hoffnung des Vaterlandes ruhte; andere verließen das Zimmer, um sich ihrem Kummer ungestört überlassen zu können.

Der Wojewod Odadurow trat in's Zimmer, und brachte drei schwedische Aerzte mit, die viele glückliche Kuren gemacht hatten. Nachdem sie den Zustand des Fürsten untersucht, wurden sie nachdenkend und traten an's Fenster, wo sie sich in lateinischer Sprache mit einander beriethen. Aller Blicke waren auf sie gerichtet und Alle warteten mit peinigender Ungeduld auf ihren Ausspruch. Alexandra näherte sich den Aerzten, versprach ihnen, für die Erhaltung ihres Gatten alle ihre Kostbarkeiten opfern zu wollen und bat, sie zu belehren, was sie thun solle, um den Fürsten zu retten. Der jüngste der Aerzte konnte sich nur mit Mühe der Thränen enthalten; der älteste zeigte schweigend gen Himmel.

Michailo sagte zu seiner Mutter, er wolle vor Allem seine Christenpflicht erfüllen und werde sich dann gern den Aerzten überlassen. Die Fürstin rief daher den angekommenen Priester in's Zimmer, worauf sich alle Anwesenden entfernten. Als der Kranke mit seinem Beichtvater, den er von frühester Jugend an herzlich geliebt hatte, allein war, legte er ihm in tiefer Andacht seine Beichte ab. Nachdem diese beendigt war, bat er ihn sich näher zu ihm herabzubeugen und forderte ihm mit leiser Stimme das Versprechen ab, seiner Tante Jekaterina Schuiska zu versichern, daß er ihr nie etwas Böses gewünscht habe, und wenn sich nach seinem Tode nachtheilige Gerüchte hinsichtlich ihrer verbreiten sollten, sie zu widerlegen. Der Geistliche, der bereits gehört hatte, daß die Fürstin Schuiska ihren Neffen vergiftet habe, und die nach allen Umständen auch nicht im Mindesten daran zweifelte, benetzte mit seinen Thränen das Gesicht des jungen

Helden, konnte es aber nicht über sich gewinnen, ihm zu versprechen, der Vertheidiger einer schändlichen Verbrecherin zu sein, die ihrem Hasse und ihrem Ehrgeize das Wohl des Vaterlandes und das Heiligste in der Welt opfern konnte. Der Fürst wiederholte daher seine Bitte. Er gründete sie nicht allein auf seine angeborne Herzensgüte oder auf eine Gleichgültigkeit gegen das Leben. Er war der glücklichste Gatte und Sohn und vom Volk angebetet und deshalb hätte er wohl gewünscht, zu neuen ruhmvollen Thaten und zum Genuß öffentlicher und Familienfreuden sein Leben verlängert zu sehen. Aber er fürchtete, daß der Zaar selbst ein Opfer der schändlichen Jekaterina werden könnte, und da er die schrecklichen Folgen eines solchen Unglücks voraussah, drang er in seinen Beichtvater, Jedermann zu versichern, daß er nach Gottes Rathschluß gestorben sei, und daß der Allmächtige, der ihn so jung von der Welt rief, gewiß einen besseren Vertheidiger Rußlands senden würde. Der Geistliche hörte mit tiefer Bewunderung die letzten Reden des frommen Jünglings an und versprach mit bebender Stimme die Erfüllung seines Willens. Dann begab er sich in das Nebenzimmer um die heiligen Sacramente zu holen, und kam in Begleitung des Diakons und einiger Chorknaben zurück. Die Verwandten und Freunde des Fürsten umringten wieder sein Lager; die ältesten Dienstboten standen an der Thür und auf der Freitreppe, und um das Haus herum sah man eine gedrängte Volksmasse in tiefem Schweigen. Als die Geistlichen die Todtenhymne anstimmten, fiel Alles auf die Kniee und betete, obgleich mit bangen Ahnungen erfüllt, nicht für des Fürsten ewiges Heil, sondern für die Erhaltung seines dem Vaterlande so nothwendigen Lebens. Die Reichen versprachen kostbare Geschenke an Kirchen und Klöster und die Armen legten sich strenge Fasten und ähnliche fromme Gelübde auf.

Nachdem der Kranke die heiligen Sacramente empfangen, nahm er zur großen Beruhigung seiner Freunde die

ihm verordneten Arzeneien. Der Blutverlust ließ nach, er fühlte keine Schmerzen, wurde aber augenscheinlich schwächer. Nach seinem Wunsch legte die Fürstin Aleona ihm eine Hand unter den Kopf. Alexandra kniete vor seinem Bett; ihr Blick war unverwandt auf ihn gerichtet und jede in seinem Gesicht vorgehende Veränderung reflectirte sich in ihren Zügen; sie war, wie sein Schatten, bereit mit ihm zu verlöschen. Auch Tischin wünschte mit dem geliebten Freunde, den ihm Niemand in der Welt ersetzen konnte, zugleich zu sterben; Golowin's Herz war mit Trauer und mit Rachegedanken erfüllt; Fürst Worotinski stand regungslos und wie erstarrt in einiger Entfernung. Die Blicke des Sterbenden leuchteten am hellsten und seine Seele war die ruhigste. Trotz der heftigen Schmerzen, die ihm das Gift verursachte, gab es Augenblicke, wo er schon die Freuden des Jenseits zu fühlen glaubte. Mit milder Freundlichkeit, aber mit männlicher Seelenruhe nahm er Abschied von seinen Freunden und von seiner Gattin, die noch immer den Gedanken an sein nahes Ende mit Entsetzen zurückwies.

„Beschütze sie, Mutter,“ sprach der Fürst, „und gieb mir Deinen Segen.“

Aleona war eine gottesfürchtige Christin und eine eben so zärtliche als hochgesinnte Mutter. Es war das Streben ihres ganzen Lebens gewesen ihre Gefühle zu beherrschen und für das Wohl der ihrem Herzen theuern Personen war ihr kein Opfer zu schwer. Auch jetzt fügte sie sich fromm in den Willen der Vorsehung und eilte den Wunsch ihres Sohnes zu erfüllen. Feierlich ertheilte sie ihm ihren Segen und schwor ihm, daß sie Alexandra wie ihre leibliche Tochter liebe.

Der Geistliche las das Gebet für Sterbende ab, welches der Fürst leise nachsprach: nach Beendigung desselben erhob er sein Haupt.

„Tischin, mein Freund, denke an Deinen Eid,“ sprach er mit schwacher aber feierlicher Stimme.

Seine Hand erstarrte in der Hand Tischin's und sein verlöschender Blick blieb auf ihn geheftet, als fordere er ihn auf, Läpunow seine letzten Worte mitzutheilen und die Erfüllung derselben von ihm zu verlangen. Der junge Held hatte vollendet; Rußland hatte seinen edelsten Vertheidiger, auf den es seine ganze Hoffnung gesetzt, verloren! — Die Anwesenden überließen sich jetzt den Ausbrüchen ihres Schmerzes; die unglückliche Mutter drückte dem geliebten Sohne die Augen zu, faltete seine Hände in einander und beugte sich tief zur Erde. Tischin sank besinnungslos in einen Sessel; lautes Wehklagen ertönte im Hause und auf der Straße.

„Mein geliebter Gatte!“ rief die junge Fürstin, „ich trenne mich von Dir nicht; heute zum letztenmal ließ ich Dich ohne mich fort, aber von jetzt an trennen wir uns nie . . .“

Ihre Stimme brach, aber fest umschlang sie mit ihren Armen den erstarrten Körper und suchte ihn durch ihren Athem zu erwärmen, durch ihre Küsse zu beleben. Plötzlich sanken ihre Arme nieder und ihre Augen öffneten sich auf ungewöhnliche Weise; es schien, als wollte sie sich überzeugen, ob ihr Loos entschieden sei, ob weder Thränen noch Gebete ihr den Gatten zurück geben könnten. Alle blickten mit inniger Theilnahme auf sie; Niemand wagte es sie beruhigen zu wollen.

„Ich bin es nicht werth, daß der Herr ein Wunder für mich thun sollte,“ flüsterte sie und sank zurück.

Golowin fing sie in seinen Armen auf und brachte sie in ein benachbartes Zimmer. Als man sie zu entkleiden begann, verbarg Juliana ein blutiges Tuch, welches die Fürstin im Busen aufbewahrt hatte und rief den Arzt herbei, der auf die Erlaubniß wartete, eintreten zu dürfen. Ale-

xandra lag regungslos da; der Arzt öffnete ihr eine Ader, aus welcher aber erst nach langer Zeit Blut floß. Die Fürstin schlug die Augen auf, erkannte aber Niemanden und suchte nur mit der rechten Hand nach einem Gegenstande; Juliane, welche ihre Gedanken errieth, sprach mit dem Arzte, der sie aufforderte, der Kranken das Tuch, das sie von dem Lager ihres Gatten mitgenommen hatte, sogleich zurückzugeben. Nach dem Benehmen der Unglücklichen fürchtete er, daß eine völlige Geisteszerrüttung bei ihr eintreten könnte, und um dieser vorzubeugen, befahl er, es nicht nur nicht zu vermeiden von ihrem großen Verluste mit ihr zu sprechen, sondern im Gegentheil die Ausbrüche ihres Schmerzes auf alle Weise zu befördern.

Es wurde eine Todtenmesse gesungen. Alexandra fragte in ruhigem Tone, für welchen Heiligen man heute das Kirchengebet anstimme?

„Es ist kein Kirchengebet, sondern eine Todtenmesse," erwiederte Golowin.

„Ach ja," antwortete seine unglückliche Schwester; „Michailo, mein theurer Gatte, kehre zu mir zurück! ohne Dich vergehe ich . . . ich sehe nicht mehr, ich höre nicht mehr, ich habe keine Freude mehr am Leben!"

Sie weinte laut. Auf den Rath des Arztes, führte Golowin sie zu dem Abgeschiedenen; willig stützte sie sich auf seinen Arm, aber an der Thür des Speisesaales blieb sie stehen und fragte, weshalb am hellen Tage Lichter angesteckt wären.

„Hier liegt ein Todter," antwortete Golowin, bis in's Innerste von den Reden seiner geliebten Schwester ergriffen, die an ihrer heftrgen Geisteszerrüttung nicht zweifeln ießen.

„Ein Todter!" rief Alexandra, und bedeckte mit

beiden Händen ihr Gesicht; „ich fürchte mich vor den Todten! Juliana,“ fuhr sie fort, sich mit Entsetzen nach allen Seiten umblickend, „führe mich fort oder schließe diese Thür zu; um Gotteswillen komme schnell, schnell!“

„Gott im Himmel!“ rief die Fürstin Aleona, „schenke mir Kraft, mich Deinem heiligen Willen ohne Murren zu fügen!“

Sie drückte ihre Schwiegertochter mit inniger Liebe und unter heißen Thränen an ihre Brust. Diese Liebkosungen thaten der unglücklichen Gattin wohl und sie trat mit ihrer Mutter ohne Zögern zum Leichnam, der mitten im Zimmer auf einem Tische lag; sie beugte sich über ihn und starrte ihn lautlos an. Ein Strahl der Morgensonne fiel auf das Antlitz des entschlafenen Helden; Alexandra erbebte.

„Wer sagt, daß hier ein Todter liege?“ rief sie aus. „Es sind heilige Reliquien; seht Ihr nicht wie sie leuchten? O, Du frommer Heiliger, bete für mich!“ fügte sie hinzu und sank zu Boden.

„Juliana,“ sagte Golowin, „Du bist es gewohnt, mit Unglücklichen umzugehen; Dir übergebe ich meine Schwester; verlasse sie keinen Augenblick. Und Du theure Fürstin Aleona, mache Dir um Alexandra keinen Kummer; sie ist jetzt glücklicher als wir Alle. Schone Deine Gesundheit; sie ist Allen nöthig und theuer, die den Fürsten Michailo liebten.

Nach einigen Minuten sprengte ein Reiter in den Hof. Alexandra erhob sich und eine plötzliche Röthe überzog ihr Antlitz.

„Er ist gekommen!“ rief sie in die Hände klopfend, ergriff den Arm einer alten Nonne und lief aus dem Zimmer.

Neuntes Kapitel.

In Folge erhaltener Einladung hatte sich der Patriarch zum Zaaren begeben, um sich mit ihm wegen der feierlichen Ausrufung des Fürsten Michailo als Thronfolger schließlich zu berathen. Beide unterhielten sich vertraulich und der weise Hermogen segnete den Entschluß des Zaaren und versicherte ihm, er werde sich durch die Vollziehung desselben ein ruhiges Alter, ein sanftes Ende, ewigen Ruhm und die Dankbarkeit der Nachwelt erwerben. Plötzlich ertönte von mehreren Kirchen Glockengeläute und von allen Seiten hörte man lautes Wehklagen. Der Zaar und der Patriarch glaubten, es sei irgendwo Feuer; ehe sie sich aber davon unterrichten konnten, wurden die Thüren aufgerissen, und der Okolnitsch Golowin, mit Staub und Blut bedeckt, stürzte ins Zimmer.

„Aufruhr oder Feuer?“ rief der Zaar, erschrocken über das stürmische Eintreten und das wilde Aussehen des Okolnitsch.

Auf's Höchste erschöpft, hielt Golowin sich an den Tisch, neben welchem der Zaar saß.

„Fürst Michailo ist todt,“ sprach er mit dumpfer Stimme.

Der Zaar sprang auf, sank aber sogleich wieder in seinen Lehnsessel zurück und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Kein Unglück hätte ihn so erschüttern können, als diese wenigen Worte es thaten.

„Fasse Dich, Herr,“ rief der Patriarch, „er ist gewiß nur krank und Golowin redet irre! . . .“

„Ach nein!“ unterbrach ihn der Okolnitsch, „ich bin bei vollem Verstande; ich war Zeuge von Allem! Hoher Zaar,

Dein Bruder Dimitri und seine Frau haben den Fürsten Michailo vergiftet!"

„Das kann nicht sein, das ist unsinniges, boshaftes Geschwätz!" rief der Zaar. „Michailo war gestern noch völlig gesund."

„Er speiste bei seinem Oheim zu Mittag und von dort trug man ihn nach Hause," erwiederte Golowin mit erzwungener Ruhe, die einen noch tiefern Eindruck machte, als sein früherer Ungestüm.

Mit ängstlicher Miene trat ein Postelnik in's Zimmer und meldete, das Volk habe das Haus des Fürsten Dimitri-Schuiski umringt, wolle alle seine Bewohner ermorden und es dann bis auf den Grund zerstören. Er fügte hinzu, daß der Stolnik Karpow, der diese Nachricht gebracht, erfahren habe, der Fürst und die Fürstin hätten sich geflüchtet, man wisse nicht wohin.

„Semen Golowin," rief der Zaar, „die von Dir verbreitete Verleumdung hat einen Aufruhr veranlaßt; auf Dir lastet die Verantwortung dafür."

„Wie Du befiehlst, Herr! Das Leben hat keinen Werth mehr für mich und ich fürchte mich nicht, unschuldig zu leiden," antwortete der Okolnitsch, der das wilde Rachegeschrei des Volks hörte.

„Sogleich nimm Soldaten mit und bringe die Verschwörer zur Ruhe."

Golowin trat zurück; Todesblässe bedeckte sein Gesicht.

„Trage mir nicht die Vertheidigung Deines Bruders auf," sprach er, „bringe uns jetzt nicht zusammen. In seinem Hause, nach einem Becher Meth, den ihm die Fürstin selbst reichte, erkrankte mein Schwager und starb nach einigen Stunden am Blutsturz; meine Schwester ist wahnsinnig geworden!"

Voll Schmerz über die erhaltenen schnell auf einander folgenden Trauerbotschaften konnte der Zaar, obgleich er die ganze Wichtigkeit des Verlustes seines Neffen fühlte, dennoch nicht glauben, daß sein Bruder die Veranlassung seines Todes gewesen sei; er trug daher dem Postelnik auf, den Strelitzen in seinem Namen zu befehlen, das aufgewiegelte Volk auseinander zu treiben. Einige Augenblicke lang schwiegen Alle. Der Patriarch stand mit gebrochenem Herzen vor den Heiligenbildern und betete; der Zaar hatte das Haupt auf die Brust gesenkt. Golowin warf sich zu seinen Füßen und rief:

„Herr, befiehl den Fürsten Dimitri zu richten, rette dadurch das Reich und Dich selbst, damit man nicht glaube, daß Du Deinen Neffen haßtest. . .“

„Bösewicht!“ unterbrach ihn der Zaar, indem er ihn mit Entsetzen von sich stieß, „Du hälst mich eines Mordes fähig? Morgen wollte ich Michailo öffentlich als meinen Nachfolger ausrufen lassen; dieß wußten der Patriarch, die Zaarin und mein Bruder.“

„Dann ist Alles klar,“ sagte Golowin, schmerzlich den Zaaren anblickend. „Vergib mir, großer Zaar, daß ich so verwegen zu Dir sprach; halte mich für keinen Rebellen, ich bin Dein treuer Diener. Doch er ist nicht mehr, der das Vaterland rettete, und Deinen Thron schützte! Er war Dir am meisten ergeben und gehorsam und noch sterbend drang er darauf, daß seine Freunde dem Dir abgelegten Eide treu bleiben sollten. O Herr, warum machtest Du Deinen edlen Entschluß nicht allgemeiner bekannt? Warum theiltest Du ihn dem Fürsten Dimitri mit?“

Der Okolnitsch brach in Thränen aus, auch der Zaar konnte die seinigen nicht zurückhalten. Der Patriarch sah die verderblichen Folgen des gegen den Bruder des Zaaren entstandenen Verdachtes voraus und war überzeugt, daß nur ein strenges und unpartheiisches Gericht den Zaar selbst rechtfer-

tigen könne, dessen Absicht, den Fürsten Michailo zu seinem Nachfolger zu ernennen, die drohenden Gefahren schon nicht mehr abzuwenden vermochte.

Nachdem der Zaar erklärt hatte, daß er sich bald selbst zur Fürstin Aleona begeben wolle, entließ er Golowin.

„Sorgen und Anstrengungen haben Michailo getödtet,“ sagte er, als er sich mit dem Patriarchen allein befand. „Noch gestern sagte mir Tischin, daß er, seitdem er sich zum Marsch nach Smolensk vorbereitete, fast gar nicht geschlafen habe.“

„Das habe auch ich gehört,“ erwiederte seufzend der Patriarch, „und ich gestehe, daß ich Deinen Neffen ernstlich getadelt habe, daß er seine Gesundheit so wenig schonte; er behauptete aber in seiner milden Weise, ohne über meinen Tadel zu zürnen, daß er auf seinen Zügen manche Nacht ohne Nachtheil durchwacht habe. Jetzt aber ist Alles vorüber und es handelt sich nicht um das was wir wissen und wie wir es beurtheilen, sondern darum, den Verdacht des Volkes zu beschwichtigen, es zu überzeugen, daß Du, großer Zaar, die allgemeine Trauer aufrichtig theilest, daß Dir nicht minder als dem ganzen Vaterlande der Vertheidiger desselben nöthig und theuer war. Und dazu giebt es nur ein ein einziges, ein schweres, ein höchst schmerzliches, aber ein nothwendiges Mittel.“

Der Zaar errieth was der Patriarch meinte, aber er enthielt sich jeder Aeußerung, welche diesen glauben machen konnte, er theile seine Meinung.

„Der Okolnitsch,“ fuhr der Patriarch fort, indem er einen sprechenden Blick auf den Zaar warf, „sagte nicht ohne Grund, daß zur Sicherheit des Vaterlandes und Deiner selbst, hoher Zaar, eine Untersuchung über die Ursache des plötzlichen Todes des Fürsten Michailo und seiner Erkrankung im Hause des Fürsten Dimitri angestellt werden müsse.“

„Also auch Du verlangst es, ehrwürdiger Vater?“ rief der Zaar, „auch Du willst es, daß ich meinen Bruder opfern soll?“

„Zweifelst Du etwa an seiner Unschuld?“ fragte voll Entsetzen Hermogen.

„Ich bin vollkommen von derselben überzeugt, weiß aber auch, daß, wenn ich ihn vor Gericht stellen lasse, die Bojaren ihn zum Tode verurtheilen werden. Jeder von ihnen wird sich damit bei dem wüthendem Pöbel beliebt machen wollen; jeder wird sich dadurch den Weg zum Thron zu öffnen glauben.“

„Herr, ich schmeichelte Dir nie und verbarg Dir nie die Wahrheit; jetzt in meinem hohen Alter, am Rande des Grabes kann ich es Dir nicht verschweigen, daß des Fürsten Michailo Tod die schrecklichsten Folgen für Dich haben kann. Nur der letzte Wille des Abgeschiedenen, daß Alle Dir treu bleiben sollen, mäßigt die Trauer über ihn; aber auch dieser rettet Dich nicht, Herr, wenn Du Dich nicht beeilst im Angesicht der ganzen Welt seinen Tod zu rächen und jeden Argwohn von Dir zu entfernen!“

„Halt ein, ehrwürdiger Vater! Niemand wird mich dazu bewegen, das Leben meines Bruders zu opfern; mit seinem Blute getränkt würde mir eine Krone die unerträglichste Last sein! Irdische Hoheit lockt mich nicht mehr, wie ehemals; ich bin bereit, ihr zu entsagen — —“.

„Das darfst Du nicht, Herr! Du darfst kein müssiger Zeuge der Unterdrückung Deines Vaterlandes sein; Du mußt Deine Bahn vollenden — —“

„Wir wollen den Verstorbenen noch einmal sehen und seine Mutter und Gattin besuchen,“ fiel der Zaar, sich von seinem Sitz erhebend, dem Patriarchen in's Wort.

Mit einem schweren Seufzer blickte dieser gen Himmel und sah im nächsten Augenblicke zu seinem höchsten Schrecken

den Fürsten Dimitri Schuiski in's Zimmer treten. Sein bleiches Antlitz, seine zur Erde gesenkten Blicke und seine bebende Stimme verriethen innere Seelenqual. Er fiel dem Zaar zu Füßen und küßte ihm, in der Ueberzeugung, daß nur er allein ihn retten könne, mit ängstlicher Hast die Hand, auf welcher die von der inneren Aufregung getrockneten und geborstenen Lippen blutige Spuren hinterließen. Der Zaar schauderte unwillkürlich und beeilte sich sie abzuwischen. Dimitri erzählte ihm, seine Blicke vermeidend, daß er ruhig eingeschlafen gewesen sei, als das Volk, den Verläumdungen seiner Feinde glaubend, mit wüthendem Geschrei sein Haus bestürmt habe; daß seine Gattin vor Schreck und Furcht sich nicht von der Stelle habe rühren können und er genöthigt gewesen sei, sie auf seinen Armen in den Hinterhof zu tragen, von wo sie nur mit großer Anstrengung bis in den Pallast des Zaaren gelangt seien.

Der Zaar fragte, welchen Eindruck die Nachricht vom Tode des Fürsten Michailo auf die Zaarin gemacht habe. Dimitri antwortete verlegen, daß seine Gattin, um die Zaarin nicht zu erschrecken, sich derselben nicht gezeigt habe und diese wahrscheinlich noch gar nicht wisse, daß die Fürstin Jekaterina krank in einem ihrer Zimmer liege. Der Zaar lobte seinen Bruder, daß er die Zaarin nicht habe erschrecken wollen und war sehr erfreut, als der Patriarch sich erbot ihr die traurige Nachricht mitzutheilen. Er befahl daher, denselben sogleich bei seiner Gemahlin anzumelden und machte selbst Anstalt sich zur Fürstin Aleona Petrowna zu begeben. Er forderte seinen Bruder auf, ihn zu begleiten; dieser aber stand wortlos vor ihm und aus allen seinen Zügen sprachen Zaghaftigkeit und ein böses Gewissen.

„Erlaube mir Herr," sagte er mit gebrochener Stimme, „von meiner Frau Abschied zu nehmen, denn wenn ich

Deinem Willen nachkomme, kehre ich gewiß nicht lebend zurück."

Der Zaar veränderte die Gesichtsfarbe.

„Ich hoffe", sagte er nach kurzem Schweigen, „es wird Dir in meiner Gegenwart Niemand etwas anhaben. Wenn Du Dich aber jetzt fürchtest, mit mir unsere arme Schwägerin zu besuchen, so wirst Du Dich für immer vor den Menschen verbergen müssen; Niemand wird sie alsdann überreden können, daß man Dich unschuldig verleumdete."

Ein Postelnik trat in's Zimmer und meldete, daß die Zaarin den Patriarchen erwarte. Dieser sprach seinen Seegen über den Zaar aus, verneigte sich tief und entfernte sich mit der Versicherung, daß er nicht säumen werde, sich bei den Fürstinnen Skopin einzufinden.

Während dem hörte man in ganz Moskwa nichts als Weinen und Wehklagen und es war schwer, durch die sich drängenden Menschenmassen in den der Wohnung der Fürstin Aleona zunächstbelegenen Straßen hindurchzukommen. Einige Stimmen äußerten, daß des Fürsten Michailo Tod unfehlbar neues Unglück über Rußland bringen müsse! Andere wollten es nicht glauben, daß der Befreier des Vaterlandes, der noch vor wenigen Stunden in der ganzen Fülle der Gesundheit prangte, schon nicht mehr athme. Jeden Augenblick erwarteten sie, daß dieses Gerücht widerlegt werden müsse, im entgegengesetzten Falle schwuren sie allen denen Tod und Verderben, die ihrer Meinung nach den Fürsten hätten retten können und es nicht gethan hatten. In allen Kirchen wurden Todtenmessen gehalten und das Geläute der Glocken verkündete der Umgegend, daß den Bewohnern der Residenz ein großes Unglück widerfahren sei.

Die nächsten Freunde des Verstorbenen umgaben dessen Sterbelager; sie beobachteten ein tiefes Stillschweigen, als fürchteten sie die Ruhe ihres geliebten Anführers zu stören, aber ihre tief trauernden Blicke sprachen ihre Trostlosigkeit

aus. Golowin war noch nicht vom Zaar zurückgekehrt, Tischin lag schwer erkrankt darnieder, die Fürstin Alexandra irrte im Gemüsegarten umher; sie glaubte sie sei auf dem Gute, wo sie geboren wurde und sie erwartete jeden Augenblick die Zurückkunft ihres Gatten aus Nowgorod.

Golowin, der die Menschenmasse und die Wohnung der Fürstin Aleona erblickte, wollte sich nicht hindurchdrängen, sondern beschloß mit dem Grafen De la Gardie, den er unterwegs getroffen hatte, durch den Garten zu gehen. Er hatte nicht erwartet, seine Schwester dort zu finden und da er mit tiefem Schmerz bemerkte, daß sie noch nicht wieder zur Besinnung gekommen war, blieb er vor ihr stehen.

Alexandra erkannte ihn nicht, folgte ihm aber willig, als er sie bat, ihm ihren Arm zu geben und in's Haus zurückzukehren.

Der Arzt, bei welchem sich De la Gardie auf das theilnehmendste nach dem Zustande der Fürstin erkundigte, gestand ihm, daß der Trauerfall ihre ganze Organisation dergestalt erschüttert habe, daß keine menschliche Kunst sie mehr retten könne.

Das Erscheinen des Zaaren wurde anfangs von dem Volke mit dumpfem Schweigen begrüßt; bald aber wurde es wieder laut und der Zaar hätte sich von der Richtigkeit der Worte des Patriarchen überzeugen können, wenn er nicht über den Anblick des erstarrt daliegenden Neffen Alles um sich her vergessen hätte. Seine Zusammenkunft mit der Fürstin Aleona war wahrhaft rührend; leider aber las man auf den Gesichtern der umherstehenden russischen und schwedischen Heerführer eine deutlich ausgesprochene Unzufriedenheit, und der Graf De la Gardie äußerte ziemlich laut, daß er nur dann überzeugt sein werde, daß der Zaar seinen Neffen aufrichtig beweine, wenn Fürst Dimitri Schuiski und seine Frau als die Mörder des unglücklichen jungen Mannes hingerichtet würden.

Der Zaar entfernte sich, um die Fürstin Alexandra zu besuchen, deren Zustand ihn bis zu Thränen rührte. Als er wieder in den Saal zurückkehrte, fand er den in seiner Abwesenheit eingetroffenen Patriarchen in eifrigem Gebet bei dem Verstorbenen. Die tiefe Trauer des erhabenen Greises hatten Alle mit andächtiger Ehrerbietung erfüllt.

Nach beendigtem Gebete trat der Zaar auf den Patriarchen zu, und theilte ihm seinen Entschluß mit, den Leichnam seines Neffen im Tschudowschen Kloster beisetzen und ihn dann nach Susdal bringen zu lassen, wo dessen Aeltern begraben lagen. Der Patriarch zweifelte, daß dieser Entschluß den Truppen und dem Volke angenehm sein würde, und als er den anwesenden Heerführern mitgetheilt wurde, erklärten sie einstimmig, daß es ihnen sehr schmerzhaft sein würde, von den theuern Ueberresten des unvergeßlichen Helden soweit getrennt zu werden. Nachdem den zur Berathung gezogenen Bojaren und Okolnitschen diese Ansicht getheilt und zugleich erklärt hatten, daß die Bewohner von Moskwa beabsichtigten, den Zaar zu bitten, er möchte den Fürsten Skopin zum Lohn für seine ruhmwürdigen Thaten im Kloster des Erzengels Michael*) bestatten lassen, bewilligte er diese Bitte um so lieber, als es der Wunsch seines Herzens gewesen war, seinen Neffen öffentlich als seinen Thronfolger ausrufen zu lassen. Hierauf verließ der Zaar das Haus der Trauer und ihm folgten die übrigen Anwesenden.

*) Dem Begräbnißorte der Mitglieder der Familie der Zaaren.

Nachtrag des Uebersetzers.

In der Voraussetzung, daß es manchem Leser angenehm sein dürfte, die ferneren Schicksale einiger Hauptpersonen des vorstehenden geschichtlichen Romans kennen zu lernen, folgen hier noch einige kurze Notizen.

Der Zaar stellte seinen Bruder nicht nur nicht vor Gericht, sondern er vertraute ihm den Oberbefehl einer Armee an, was allgemeinen Unwillen erregte.

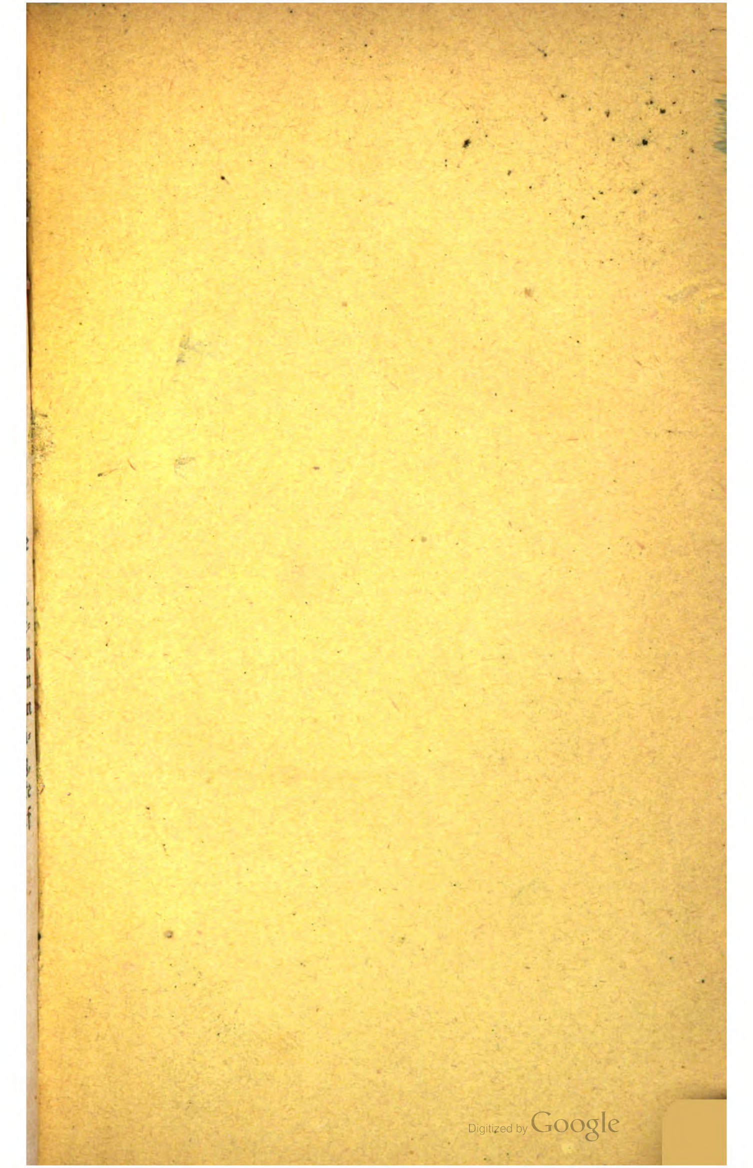
Läpunow, der nur durch seine Achtung für den Fürsten Michailo abgehalten worden war, seinen Haß gegen den Zaaren auszulassen, trat bald als offener Rebell gegen letzteren auf, wurde aber ein Jahr später von einem Theile seiner eigenen Truppen ermordet.

Der Graf de la Gardie zog sich mit seiner Armee zurück, und löste dadurch das Bündniß mit Rußland auf.

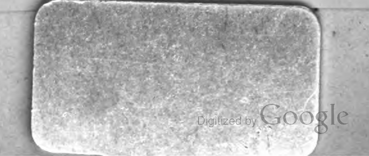
Alles vereinte sich gegen den Zaar, der endlich am 16. Juli 1610 seines Thrones entsetzt und in ein Kloster verbannt wurde. Später, nachdem die Polen Sieger geworden waren, führte der polnische Hettmann Shelkowski, ihn und seinen Bruder Dimitri nebst der Gattin des letztern im Triumphzuge als Gefangene zum Könige von Polen Sigismund, nach Warschau. In der Nähe dieser Residenz, auf einem festen Schlosse, starb der Zaar einige Monate darauf, am 12. September 1612; ihm folgten bald darauf beide Brüder.

Ende.

Druck von Keck & Pierer in Wien.






Digitized by Google

